

**Baron Brandau und
seine Junker.**

Roman in 4 Bänden

von

Philipp Galen.

ERSTER BAND.

ERSTES KAPITEL. GUT HOLZENDORF.

Verhältnisse ganz besonderer Art machen es uns wünschenswerth, dem Leser den Namen der Provinz unseres norddeutschen Vaterlandes zu verschweigen, in welche wir diesmal den Hauptschauplatz unserer Erzählung verlegt haben; nur so viel wollen wir ihm mittheilen, daß er, von der großen Residenz, welche in diesen Blättern öfter erwähnt werden wird, einige zwanzig Meilen entfernt liegt, von denen wir, falls wir die kleine Reise unternehmen wollen, etwa vier Fünftel auf der Eisenbahn durchfliegen, ein Fünftel aber im langsam kriechenden Postwagen zurücklegen müssen, – ein Transportmittel, an welches wir heutzutage so wenig gewöhnt sind, daß wir es mit mürrischer Miene besteigen, wenn er uns einmal irgendwo unerwartet in den Weg kommt, was in Anbetracht seiner langen Dienstzeit und des gemüthlicheren Reiselebens darin eigentlich sehr undankbar ist. Wegen dieser unterbrochenen Verbindung ist die Gegend, welche wir hier im Auge haben, auch weniger besucht, als manche andere unseres Vaterlandes, obwohl sie es wegen ihrer natürlichen Reize kaum minder verdient, als die gepriesenste und beliebteste von allen. Ihre herrlichen Thäler, freilich nur selten von kleinen Flüssen oder Bächen benetzt, und ihre schon aus weiter Ferne wahrnehmbaren Höhenzüge sind reich begabt von der Natur, denn in ersteren ziehen sich außerordentlich fruchtbare Saatfelder über leise auf- und absteigende Wellenlinien

hin, und in letztere, deren Kamm ein uralter Hochwald schmückt, gräbt sich die rastlose Menschenhand immer tiefer ein, um die ehernen Schätze zu heben, welche der gabenreiche Erbauer der Welt in unerschöpflicher Fülle in ihrem Schooße angehäuft hat.

Das Dorf Holzendorf – so wollen wir den Ort nennen, wohin wir unsere Leser zunächst führen – liegt in einem dieser fruchtbaren Thäler, und schon sein Name deutet an, daß wir uns in einer Gegend befinden, wo es noch schattige Wäder giebt, die je länger desto mehr von der Oberfläche der Erde verschwinden, um einem modernen Anbau Platz zu machen, der wohl ergiebiger an Ertrag, aber sicher nicht freundlicher von Anblick ist, als jene. Das grüne, fleißig angebaute Thal, in welchem dies Dörfchen liegt, streckt sich meilenweit zwischen nebelblanen Höhenzügen, den Ausläufern eines gewaltigeren Gebirges, hin, erhebt sich bisweilen zu einem ansehnlichen Hügellande und senkt sich dann wieder tiefer in muldenförmige Abschlüsse ein; grüne Saatfelder wechseln anmuthig mit saftigen Wiesengründen ab, frisch angepflanzte Laubgehölze weichen oft plötzlich einem gewaltiger aufsteigenden und kaum zu durchdringenden Kiefernwalde, und zwischen allem Diesen ragen hie und da freundliche Ortschaften, Rittergüter und Fabrikanlagen hervor, in denen sich eine eben so gutmüthige wie regsame Bevölkerung gesammelt hat, um von dem Ertrage ihres Besitzes behaglich sich zu nähren und alle Tage ihren Wohlstand erfreulich wachsen zu sehen.

Wir befinden uns in den ersten Tagen des Monats Juni. Eine sommerliche Luft weht uns warm und strahlend entgegen, die nachmittägliche Sonne blitzt aus dem wolkenlosen Himmelsbogen, und wonniglichen Frieden athmet rings die ganze Natur. Es ist dies eine seltene Erscheinung in dem Jahre, welches wir hier vor uns haben, denn das Frühjahr ist spät einem harten Winter gefolgt, und anhaltende Regengüsse und stürmische Winde, mit Nachfrösten untermischt, haben den verstrichenen Wonnemonat in einen unbehaglichen Nachwinter verwandelt. Die Hoffnungen des Landmanns, heutzutage leider so häufig getrübt, scheinen auch diesmal nicht alle erfüllt werden zu sollen; er seufzt unter der Befürchtung, daß seine Mühe, sein Fleiß abermals vergeblich gewesen und daß die spät eintretende Ernte den allgemeinen Erwartungen sehr wenig entsprechen werde. Freilich können der guten und schönen Tage noch viele kommen, aber sie sind auch nothwendig zum Gedeihen der Frucht auf dem Felde, die sich im Vergleich mit früheren Jahren um mehrere Wochen verspätet hat.

Doch, durchwandern wir das Dorf Holzendorf selbst mit flüchtigem Fuße. Von kräftigem Laubgehölz umgeben, welches sich beinahe dicht an die äußersten Gehöfte schließt, ruht es still und friedlich unter dem blitzenden Sommerhimmel. Seine fast städtisch gebauten Wohnhäuser sind alle von niedlichen Gärten eingefast, die eine wohlhabende Bevölkerung sorgsam zu pflegen versteht. Garten reiht sich an Haus, Haus an Garten an, und überall erblicken wir Blumen und Rasenstücke, Obstbäume

und Zierpflanzen, welche die sprechendsten Zeugen eben so practisch erfahrener wie friedlich gesinnter Menschen sind. Es ist fünf Uhr Nachmittags vorbei – so eben hat die Dorfuhf die Stunde ringsum verkündet – die arbeitsfähigen Bewohner sind alle auf den Feldern oder im Walde beschäftigt, nur hie und da sehen wir ein altes Mütterchen oder ein junges Mädchen vor einem Hause am Zaune stehen und den vorüberziehenden Wanderer neugierig betrachten, der grüßend seinen Weg fortsetzt, endlich vor dem letzten Hause, dem stattlichsten des Dorfes, denn der Dorfarzt wohnt darin, vorübergeht und sich dann rüstig auf der ausgefahrenen Straße weiter bewegt, die von dem Dorfe Holzendorf nach dem großen Rittergute gleiches Namens führt.

Diese Straße schlängelt sich in mehrfachen Windungen zuerst durch ein frisches Birkengehölz, in welchem von Zeit zu Zeit einige alte Riesenstämme, Eichen und Buchen, ragen; unter den schattigen Baumgruppen wuchert üppiges Farnkraut auf und der schwarze Boden ist weit und breit mit reichlichem Moose bedeckt. Muntere Vögel zwitschern auf allen Zweigen, dann und wann springt ein keckes Eichhörnchen von einem Baume zum andern und ein unverdrossen jagender Specht klopft laut an einen alten Stamm an, um die Insecten, die ihm zur Nahrung dienen, aus ihrem Versteck zu scheuchen. Das sind die einzigen leisen Geräusche, die unser lauschendes Ohr vernimmt, wenn nicht bisweilen aus weiterer Ferne das heisere Gebell eines Dorfhundes durch die friedliche Landschaft dringt.

Endlich aber wird das Schweigen des Waldes durch zwei Personen unterbrochen, die langsam aus einem Seitenwege hervortreten und, in ein Gespräch vertieft, vor uns her in der Richtung des Gutshofes wandeln. Mit ziemlicher Bestimmtheit können wir annehmen, daß sie sich zufällig auf ihrem Wege getroffen haben, denn ihre Gestalten, ihre ganze Erscheinung mit der so verschiedenartigen Ausrüstung paßt augenscheinlich nicht zusammen. Der Eine von ihnen, eine große, derbe Gestalt, ist ohne Zweifel ein Jäger, denn er trägt einen grünen Waldrock, eine Mütze, mit einer Habichtsfeder geschmückt, und Flinte, Jagdtasche nebst Zubehör auf der Schulter. Zwei braune Hühnerhunde schreiten dicht hinter ihm her, mit ihren Nasen fast die Fersen ihres Herrn berührend. Der Mann neben ihm dagegen ist von schlanker und bedeutend kleinerer Gestalt, aber in seinem Schritt, in den Bewegungen seiner Arme zeigt sich eine große Gewandtheit und eine gewisse sprungfertige Regsamkeit, wie wir sie in dem elastischen Gange wandernder Rattenfänger aus Ungarn zu sehen gewohnt sind. Seine Kleidung aber weicht von der eines solchen bedeutend ab, denn sie besteht aus leichten Sommerstoffen, wie sie ein junger anständiger Mann auf Vergnügungsreisen zu tragen pflegt. Unter seinem grauen breitrandigen Filzhute quellen rings um seinen Hals dichte rabenschwarze Haare hervor und wallen bei jedem Schritt um die bärtigen Wangen, die wir von Zeit zu Zeit erblicken, wenn der Fremde seinen Kopf bald links bald rechts wendet, um ringsum in die Tiefen des allmählig sich verdichtenden

Waldes sein Späherauge dringen zu lassen. Da diese beiden Männer etwa hundert Schritte vor uns her wandern, so können wir eben so wenig ihre Gesichter sehen, wie ihre Worte verstehen, wenn wir auch hören, daß sie sprechen und daß der Jäger die mancherlei Fragen des Fremden mit kurzen und beinahe unwilligen Sätzen zu beantworten scheint. Je länger sie aber vor uns her schreiten, um so aufmerksamer und anhaltender sehen wir den Förster – denn diesen Posten bekleidet der Jägersmann – seine Blicke auf Gesicht und Gestalt seines Gefährten richten, bis dieser plötzlich an einem Waldpfade stehen bleibt, noch einige Abschiedsworte hinwirft und, mit der Rechten seinen Hut leise berührend, den Förster verläßt.

Dieser bleibt einen Augenblick stehen und blickt dem so rasch Abgehenden verwundert nach, schüttelt den Kopf und pfeift seine Hunde heran, die den Fremden einige Schritte schnüffelnd verfolgen, als trauten sie ihm nicht recht, und dann, gleichsam froh, wieder mit ihrem Herrn allein zu sein, an diesem in die Höhe springen. Langsam setzt nun der Jäger seinen Weg nach dem Gute seines Herrn fort, bis er abermals stehen bleibt und sich umwendet, denn hinter ihm her erschallen die Huftritte eines Pferdes, die sein Ohr schneller als das unsrige aufgefangen hat, obgleich der Reiter noch eine ziemliche Strecke weiter von ihm als von uns entfernt ist. An uns sodann vorüber trotzend und seinen Hut zum Gruße lüftend, hält der Reiter still, als er den Jäger erreicht hat, und wir können die beiden Gestalten jetzt genauer mustern, obschon das wettergebräunte und derbe Gesicht

des Försters uns weniger anzieht, als das seines neuen Gefährten. Es ist der Arzt aus dem Dorfe, an dessen Hause wir so eben vorübergekommen sind, ein mittelgroßer, im Leibe ziemlich starker Mann von etwa funfzig Jahren, mit etwas bleichem und magerem Gesicht, auf dessen Zügen aber Wohlwollen und Menschenliebe unverkennbar uns entgegenleuchten. Betrachten wir hier den Doctor *Millinge* und namentlich sein Verhältniß zum Gutsherrn aus Holzendorf etwas umständlichen denn er wird uns durch die ganze hier vorliegende Erzählung als eine bedeutende Person begleiten, und er ist es sogar selbst, dem wir einen Theil des Materials derselben verdanken. Doctor Millinger ist ein unterrichteter und denkender Arzt, der seine Theorien vereinfacht und in eine vernünftige, nicht zu viel und nicht zu wenig denkende handelnde Praxis umgewandelt hat. Seinem Berufe mit Leib und Seele ergeben, weiß er von keiner Müdigkeit, wenn es irgend wo Hülfe zu bringen gilt, und so giebt es kein Kind, keinen Bettler in der Umgegend, die ihn nicht kennen und ohne einen freudigen Gruß an ihm vorüber gehen, wenn sie ihm zufällig auf seinen Berufswegen begegnen.

Seit langen Jahren schon wohnte er in dem Dorfe, welches er eben hinter uns verließ, und fast eben so lange war er auf dem Edelhofe bekannt und beinahe der einzige Mann der Umgegend, der sich in die Eigenheiten und Launen des Besitzers desselben, eines reichen Barons, den wir in einem der nächsten Kapitel kennen lernen werden, zu finden wußte. Er allein erlaubte es sich, dem stolzen Gutsherrn bisweilen zu widersprechen und

ihm seine Meinung unverholen in's Gesicht zu, sagen; namentlich aber seitdem der Pfarrer des Dorfes, ein reizbarer und empfindlicher Mann, den Baron nicht mehr besuchte, war der Doctor Millinger der Mann des Vertrauens des alternden Edelmanns geworden, und wenn sie sich auch gelegentlich in ihren Ansichten etwas schroff gegenüber standen, so konnte der Baron doch eben so wenig ohne den gutmüthigen, ehrlichen und zuverlässigen Dorfarzt leben, wie dieser es über sein Herz zu bringen vermochte, den Hof länger als drei Tage zu vermeiden, wenn sie einmal derb an einander gerathen waren. So war er denn seit Jahren ein Mitwisser und Theilnehmer der verschiedenen gutsherrlichen Freuden und Leiden gewesen, an welchen letzteren namentlich es in keiner größeren Familie zu mangeln pflegt. Was den Baron auch drücken und pressen mochte, nicht sowohl in seinem Körper – denn gesund und kräftig war er wie eine stämmige Eiche, – sondern in seiner Seele, seinem Herzen: der Doctor wußte oder erfuhr es, und hatte auf diese Weise nicht selten Gelegenheit, nicht nur als Arzt, sondern auch als juristischer Rathgeber und geistlicher Trostsprecher sein Geschick an den Tag zu legen. Vorzüglich in dieser letzteren Eigenschaft mußte er oft bei der Hand sein, denn das Familienweh war zu allen Zeiten etwas groß gewesen im Hause des Barons, und leider allzu häufig hatte ein wilder Sturm um die grauen Locken des alten Herrn gebläst, den zu beschwichtigen der Arzt in der Regel berufen ward; wie wir in Zukunft noch oft genug erfahren werden.

Als der Doctor seinen etwas fetten und leidlich alten Schimmel dicht an die Seite des Försters gelenkt hattt, mäßigte er seinen Trott zum Schritt und ließ sich in ein Gespräch mit dem alten Bekannten ein, der mit ihm denselben Weg verfolgte, da er sich nach dem Gutshofe seines Herrn begab, in dessen Nähe seine Wohnung lag.

»Guten Morgen, Tellkamp,« sagte er freundlich. »Geht Ihr mit nach Hause? Gut. Nun, wer war denn das, der eben von Euch ging?«

»Ha, guten Abend, Herr Doctor. Ja, ich gehe mit. Wer das war? Ja, sonderbar, höchst sonderbar! Dieser Mensch da ist mir schon seit einigen Tagen mehrmals auf verschiedenen Wegen, die nach dem Gute führen, begegnet, und ich weiß nicht, was ich aus ihm machen soll. Erkundigt sich wie ein Spürhund nach Allem und Jedem, was unsern gnädigen Herrn, sein Gut, sein Vermögen und Gott weiß, was noch betrifft, und konnte, so viel ich ihm sagte, nicht genug darüber erfahren.«

»Hm! Vielleicht ein Speculant, der nach dem schönen Gute lüstern ist – oder sagte er Euch vielleicht, wer und was er wäre?«

»Ein Speculant! Das kann wohl sein; aber er hat sich arg gehütet, mir etwas davon zu sagen. Wie dem auch sei – es scheint mir mit ihm nicht richtig zu sein, und diesen Hunden da auch nicht. Sehen Sie sie nur an, es sind kluge Thiere! Sie sind ganz unruhig geworden, seitdem er an meiner Seite schritt, und noch viel unruhiger, seitdem er von mir gegangen ist und mir nicht gesagt hat, wer er

ist, was er hier zu suchen hat und wohin er sich wenden will.«

»Aber er schien ein anständiger Mann zu sein, wenigstens nach seinem Aeußern zu schließen. Meint Ihr nicht auch, Tellkamp?«

»*Schien!* Richtig bemerkt! Was kann unter einem so feinen Rocke, wie er ihn trug, nicht Alles stecken! Sein Gesicht wenigstens gefiel mir nicht besonders, so sehr er sich auch bemühte, freundlich zu sein und aus seinem großen Barte heraus wie ein lustiger Bruder zu schwatzen. Ich sehe den Leuten – nehmen Sie mir es nicht übel – gerade wie den Hunden, immer nach den Augen, wenn ich wissen will, ob sie es ehrlich mit mir meinen, und seine Augen gefielen mir ganz und gar nicht. Sie waren immer auf der Lauer, und wenn eine Eichkatze im Moose rauschte, fuhr er zusammen wie Einer, der sich zu fürchten hat. Nein, nein, es ist nicht richtig, sage ich. Wenn mir ein solcher Mensch in der Dämmerung, mit einer Flinte auf dem Rücken im Walde begegnete, dann wüßte ich, wer er wäre, oder wofür ich ihn zu halten hätte, denn er hatte ein Wilddiebsgesicht, so ächt, wie ich je eins gesehen.«

»Oho! Er wird doch nicht! Wohin ist er denn gegangen, habt Ihr ihn nicht gefragt?«

»Ei gewiß hab' ich das. Ich traf ihn zuletzt vor einer Stunde bei dem schuftigen Branntweinverkäufer im Dorfe, wo er ein Glas Wein trank – Wein, Herr Doctor – und wo er schon seinem Herzen Luft gemacht und tausend

Fragen an den Mann gebracht hatte, wie ich wohl merkte, sobald ich in die Stube trat. Als er nun hörte, daß ich der Förster des Barons sei, da bat er sich die Erlaubniß aus, mich bis zum Richtwege dort unten begleiten zu dürfen, ging mit mir bis dahin und kundschaftete, wie gesagt, nach allen möglichen Dingen. Er ginge nach Griesheim, sagte er, wo er seinen Wagen stehen habe, er wolle in diesen Tagen den Herrn Baron besuchen, an den er eine Bestellung auszurichten habe, und auch den Kupferhammer besichtigen, auf den er Actien nehmen wolle.«

»Aha! Sagt' ich es Euch nicht? Ein Speculant, sicher und gewiß! Am Ende so eine Art Seelenverkäufer, wie sie sich auf dem Lande herumtreiben, die Bauern betrügen, ihnen ihr Hab' und Gut abschwatzen und dann für hundert Procent an einen Juden verkaufen, der sie für noch einmal hundert Procent an einen Edelmann verkauft!«

»Na ja doch! Hier herum sind die Leute nicht so dumm! Aber verdächtig kam er mir auf jeden Fall vor. Ich werde es dem gnädigen Herrn sagen, damit er sich in Acht nimmt, wenn er mit ihm schachern will.«

»Der Baron – und schachern! Haha! Das wäre der Rechte! Er soll ihm nur kommen! – Ha! Es ist warm heute, meint Ihr nicht auch, Tellkamp?«

»Prächtig, prächtig! Na, wir können es gebrauchen. Wollen Sie zum gnädigen Herrn, he?«

»Ja. Ob er zu Hause ist?«

»Ich weiß es nicht, aber Sie werden es sogleich beim Thorwärter erfahren. Da sind wir ja schon zur Stelle.«

Unter solchem Gespräch hatten sich die beiden Männer allmählig dem Gute des Barons genähert. Von ferne sah man schon zwei Häuschen von rothen Backsteinen liegen, die durch ein hölzernes, etwas verwittertes Gatter mit einander verbunden waren; augenblicklich aber war dasselbe geöffnet und ließ also den Zugang zum Gute frei, welches an diesem Gatter begann. Das eine Häuschen zur Linken bewohnte der Förster Tellkamp selbst, und das andere der Thorwärter mit seiner Frau: ein altes Dienerpaar der freiherrlichen Familie, welches hier das Gnadenbrod aß.

Als die beiden Männer sich dem Gatter genähert hatten, sagte der Förster dem Doctor Lebewohl und begab sich in seine Wohnung, wo ihn sein Weib schon erwartete. Der Doctor dagegen lenkte seinen Schimmel vor das gegenüberstehende Haus, worin der alte Fischer wohnte, dessen Frau augenblicklich seine Patientin war, hielt sein Pferd vor dem geschlossenen Fenster an und klopfte an eine Scheibe.

Eine bejahrte Frau, den Kopf trotz der Wärme mit einem wollenen Tuche umhüllt, öffnete das Fenster sogleich, denn sie hatte den Arzt schon bemerkt. »Guten Abend, Herr Doctor!« rief sie ihm munter entgegen. »Nun?«

»Nun, wie selber? Was macht der Rheumatismus? Reißt es noch im Kopfe?«

»Gott bewahre! Heute ist alles Ueble bei mir vorbei, lieber Herr Doctor. Das gute Wetter muß mir geholfen haben.«

Der Doctor hob lächelnd den rechten Zeigefinger in die Höhe und versetzte, scherzhaft drohend: »Ja, ja, Frau Fischer, gewiß! Das gute Wetter ist es gewesen. Meine Tropfen haben Euch nicht geholfen, gar nicht. Dann brauche ich heute wohl nichts zu verordnen, wie?«

»Danke, danke für heute – ich habe noch Tropfen genug. Sie schmecken zwar bitter, aber sie haben doch gut geholfen. O gewiß! – Darf ich heute Abend ein Stückchen von einer Rehkeule essen, die mir Frau Tellkamp auf Befehl des gnädigen Herrn geschickt hat?«

»Eine Rehkeule? Hm! Ein Stückchen – meinetwegen! Aber nur so groß! Adieu!«

»So groß!« machte die alte Frau lachend hinter dem Doctor her, indem sie das von ihm angedeutete Maaß wenigstens um das Zehnfache vergrößerte, und schloß dann rasch das Fenster. Aber da drehte sich der Doctor noch einmal auf seinem Pferde herum, hielt es an und rief zurück: »Wartet, wartet, ich habe es wohl gesehen – nun, es fällt allein auf Euren Kopf. – Noch Eins, Frau Fischer, – ist nichts Neues passirt auf dem Hofe?«

»Ei, ja, Herr Doctor – beinahe hätt' ich's vergessen. Ein Wagen ist gekommen mit zwei Damen, und die arme junge Person, von der man so viel gesprochen hat, höre ich, ist eine von ihnen.« Und sie deutete bei der Erwähnung der armen jungen Person mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Stirn, als wollte sie sagen, daß es bei derselben nicht recht richtig im Kopfe sei.

»Was?« rief der Arzt heftig, »sie ist da! Und das sagt Ihr mir nicht sogleich! Na, da bin ich neugierig – adieu!« Und

er gab seinem Schimmel die Sporen und trabte durch die breiteschattige Kastanienallee, die, etwa vierhundert Schritte lang, von dem Pfortnerhause bis dicht an den Gutshof führte.

Nach der Eile des Doctors zu schließen, mußte ihn die letzte Meldung der Pfortnerin außerordentlich interessieren, denn es geschah selten, daß er seinen alten Schimmel der Gefahr eines starken Trabes aussetzte; und in der That, wer während dieses eiligen Rittes den gewöhnlich ruhigen Mann näher beobachtet hätte, würde einen ungewohnten Anflug lebhafter Röthe auf seinen Wangen und eine eigene Hast im Spiele seiner Mienen bemerkt haben. Denn es hatte sich etwas auf dem Gutshofe begeben, was er lange mit Spannung erwartet hatte. Jemand war gekommen, den die Frau am Thore ›die arme junge Person‹ genannt und dabei einen bedeutungsvollen Fingerzeig auf die Stirn gethan hatte. Das war also Etwas, was sowohl den Arzt, wie den Menschenfreund in dem mit den Bewohnern des Gutshofes so befreundeten Doctor Millinger gleich stark berührte und darum trieb ihn ein doppelter Grund zur Eile an.

Als er die Kastanienallee durchschritten hatte, sah er den großen Hof vor sich, der sich unmittelbar vor dem Wohnhause des Barons befand, welches die Diener und Bauern der Umgegend mit einem gewissen Stolze ›das Schloß‹ zu nennen pflegten. Doch beschreiben wir dies mit seinen Nebengebäuden und Höfen dem Leser gleich hier etwas genauer, denn er wird sich noch häufig mit den einzelnen Oertlichkeiten desselben zu beschäftigen

haben. Unmittelbar aus der erwähnten Kastanienallee gelangte man auf einen weiten mit Steinen gepflasterten Hof, der vor und zwischen den vorspringenden Flügeln des sogenannten Schlosses lag, auf der entgegengesetzten Seite desselben aber von den Geflügelställen, dem Taubenhause und einem neuen Schuppen begränzt ward, in welchem die verschiedenen Ackergeräthschaften des Gutes aufbewahrt wurden. Das Schloß selbst war ein einstöckiges, alrerthümliches Gebäude mit einem hohen und etwas spitz zulausenden Schieserdache, auf dessen zwei vorspringenden Giebeln sich zur Linken ein Blitzableiter und zur Rechten eine im Winde stark knarrende Wetterfahne befanden. Dieses alte Gebäude zeichnete sich auf den ersten Blick durch nichts als seine bedeutende Tiefe und Breite aus; wenn man es aber näher betrachtete, leuchtete unzweifelhaft eine gewisse feudale Regelmäßigkeit in Anlage der Thüren und Fenster daraus hervor, die auf eine bequeme Räumlichkeit im Innern schließen ließ.

Im Hauptgebäude lagen in einer langen Reihe die Wohngemächer des Barons, doch da er allein lebte und für sich selbst keinen Anspruch auf eine umfangreiche Wohnung machte, so waren nur wenige Zimmer bewohnt, was man leicht an den vielen geschlossenen Fenstern erkennen konnte. Im rechten Seitenflügel wohnte der Verwalter und die Schaffnerin des Hauses, die alte Hanne, – eine wichtige Person auf dem Gutshofe. Auch

in diesem Flügel standen viele, in früheren Zeiten für Besuchende bestimmte, Zimmer leer und ihr etwas verwittertes Innere erblickte jetzt nur selten das goldene Tageslicht. Der linke Flügel dagegen war den bevorrechteten Dienern und Mägden eingeräumt, und in ihm waren die Milchammern, die Vorrathsstuben und sonstige Räumlichkeiten, in denen man die verschiedenen, zu einem weitläufigen Landwirthschaftsbetriebe nothwendigen Dinge aufbewahrte. Die Hinterfront des Ganzen und dem auf dem Hofe Anlangenden abgewendet, sah in den großen, in der Nähe des Hauses wohlgepflegten, fern davon aber etwas verwilderten Garten, dem sich ein riesiger Park mit alten Bäumen anschloß, der zur Linken allmählig in den Wald überging, indem die durch denselben führenden Wege nach und nach aufhörten und dafür wucherndes Farnkraut, Moos und undurchdringliches Unterholz ihre natürlichen Rechte beanspruchten. In östlicher Richtung begränzte den Park ein etwa acht Fuß breiter Graben, durch den sich ein leise rieselnder Bach ergoß, über welchen eine einfache Holzbrücke in die Felder leitete, die sich unmittelbar an den Park anschlossen und eine halbe Stunde weit in das große Thal erstreckten, bis die Ländereien des nächsten Nachbars sich mit denen des Barons berührten. Im Westen von diesen Feldern, also zur Rechten von der Hauptfront des Schlosses aus gesehen, zog sich in weitem und in der Ferne blau schimmerndem Bogen der schon früher erwähnte Höhenzug, der von dieser Seite das große Thal zugleich mit dem freiherrlichen Gute umsäumte. Bis zur halben

Höhe etwa waren diese Berge, die Ausläufer eines unfernen Gebirgsstranges, abgeholzt und mit Getreidefeldern bedeckt, von da an aber begann ein stämmiger Baumwuchs, der um so dichter und gewaltiger wurde, je näher er dem Gipfel der Bergkette kam. Wir werden auf diese Bergkette noch häufig zurückkommen und dem Leser dürfte somit diese oberflächliche Beschreibung derselben für jetzt genügen.

An den linken Flügel des freiherrlichen Schlosses lehnte sich der eigentliche Gutshof, der Sammelplatz der trefflichen Pferde und Kühe, die den reichen Herrnsitz bevölkerten. Er war von einem leichten Stangengerüst umgeben und sein Boden mit Stroh bedeckt; inmitten desselben lagen die Brunnen des Gutes, und um diese herum, da hier die Tränkröhren eingegraben waren, machte sich zu verschiedenen Tageszeiten das lebhaftes Gebrüll und Gewieher jener Thiere bemerklich. Eingeschlossen war dieser weite Raum von drei nahe an einander liegenden, aber durch fahrbare Zwischenräume getrennten Gebäuden, halb aus Holz, halb aus Stein erbaut und mit Stroh gedeckt, wie es noch Sitte in der Provinz war, in der wir uns gegenwärtig befinden. Dem Schlosse gegenüber lag die große Scheune, ein mehrere hundert Fuß langes Gebäude, hoch und tief, und stets mit Getreide, Heu und Stroh gefüllt; nach dem Parke hin lag der Pferde- und Kuhstall, während an der entgegengesetzten Seite, also dem gepflasterten Hofe zunächst, der unabsehbar lange Schaafstall sich dehnte.

Nachdem wir den Leser mit diesen Einrichtungen oberflächlich bekannt gemacht, Einzelnes aber noch später nachholen können, kehren wir zu Doctor Millinger zurück, der rasch auf den Hof getrabt kam, was den Bewohnern desselben einen seltenen Anblick bot, da sie gewohnt waren, ihn meist im gemächlichsten Schritt daherziehen zu sehen. Die auf den Steinen des Hofes erschallenden Huftritte zogen sogleich einen Diener herbei, den einzigen, der augenblicklich im Schlosse war, denn alle übrigen waren theils auf dem Felde, theils im Garten oder in den verschiedenen Wirthschaftsgebäuden beschäftigt. Der alte Friedrich, der Leibdiener des Barons, schon seit dreißig Jahren in seinem Dienst und, wie der Doctor und die Schaffnerin, mit allen Verhältnissen der Familie seines Herrn vertraut, kam etwas schwerfällig und langsam aus dem Haupteingange des Schlosses heraus und begrüßte den Doctor, indem er ihm schicklich den Steigbügel hielt und das Pferd abnahm. Es war ein grauköpfiger Alter mit runzeligem Gesicht und in eine etwas alterthümliche und verschossene Livrée gekleidet, Eigenschaften, die sich nicht allein auf seine Person, vielmehr auf fast Alles erstreckten, was inner- und außerhalb des freiherrlichen Gutes dem Fremden vor Augen kam.

»Guten Abend, Friedrich,« sagte der Doctor eilig und wie ein Jüngling aus dem Sattel springend, – »ist der Herr Baron zu Hause?«

»Ach nein, Herr Doctor, aber man ist schon aus, ihn zu suchen, da er wahrscheinlich auf dem Felde umhergeht.«

»Aha! Aber Frau Hanne ist doch da?«

»Ja, Herr Doctor, ja; sie hat aber Besuch, und darum eben hat sie den gnädigen Herrn rufen lassen.«

»So, so. Na, ich will erst die Alte sprechen, bevor ich ihren Besuch sehe. Wo steckt sie mit den beiden Damen, he?«

»Also Sie wissen schon! Sie sind alle in dem großen Besuchzimmer hinten nach dem Garten hinaus – ich habe rasch die Läden geöffnet.«

»Gut, gut – aber warum machst Du ein so ängstliches Gesicht?«

»Ach, Herr Gott, geben Sie Acht, Herr Doctor, nun geht es im Hause wieder von Neuem los. Wir haben eine Zeitlang Ruhe gehabt, aber nun – ach der arme Herr!«

»Still, still, Friedrich, keine Sorge ohne Noth! – Nun bringe rasch mein Pferd in den Stall und dann schleiche leise zu der alten Hanne und flüstere ihr zu, daß ich da bin – verstanden? Sie soll zu mir kommen, ich werde in ihr Zimmer gehen, da will ich sie sprechen.«

Friedrich, nicht eben mit reichlichen Worten, um so mehr aber mit sprechenden Mienen, besonders in ängstlicher Weise, gesegnet, führte den Schimmel in den Stall. Unterdessen trat der Doctor in den geräumigen Hausflur ein, horchte einen Augenblick an einer zur Linken im Hintergrunde desselben liegenden Thür, die in das erwähnte Besuchzimmer führte, ließ sie aber unberührt liegen und begab sich in ein zur Rechten des Flures liegendes Gemach, welches die alte Hanne schon länger als zwanzig Jahre bewohnte.

ZWEITES KAPITEL. DAS NEUE FAMILIENGLIED.

Es dauerte etwas lange, bis die durch den alten Friedrich herbeigerufene Schaffnerin dem Wunsche des Doctors Folge leistete; wahrscheinlich wurde es ihr schwer, sich sofort von ihrem Besuche loszumachen. Dem ungeduldigen Arzte schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis er die Schritte der Erwarteten auf dem Flur hörte, so scharf er auch auf dieselben lauschen mochte. Während dieses unbehaglichen Harrens durchlief er im Geiste viele Jahre der Vergangenheit und bedachte Manches, was ihm erst jetzt wieder in die Erinnerung zurückkehrte. Es mußte wichtig sein, was er jetzt dachte, denn sein auf die Brust geneigter Kopf, den er bisweilen schüttelte, und seine beim Auf- und Niedergehen hin und her fahrenden Arme verriethen es deutlich genug, daß sein Geist zugleich mit seinem Herzen in einem schweren Kampfe begriffen war. »Da haben wir's,« murmelte er endlich vor sich hin. »Was wir so lange gewünscht und erwartet haben, ist nun da – Gott gebe seinen Segen dazu! O, was werden wir zu sehen und zu hören bekommen! Ich bin so neugierig auf das junge Mädchen, als wäre es mein eigenes Kind, das ich Jahre lang nicht gesehen und in der fernen Pension habe erziehen lassen. Pension! Ja! Aber das ist eine traurige Pension, aus der dies arme Kind kommt. Ein Irrenhaus! Ha! Wo sie gewesen, so lange sie lebt, wo sie geboren und groß geworden ist – wie lange ist das her? Ha – ja! Achtzehn Jahre! Eine Ewigkeit auf dieser Welt! Wenn sie da mit heiler Haut davon gekommen ist, dann

muß man von Glück sprechen, mitten im Unglück! Wundern sollt' es mich nicht, wenn sie das traurigste Erbtheil, welches ein Kind von seiner Mutter erben kann, empfangen hätte – den Wahnsinn! – O! Es ist doch eigentlich ein sonderbar Ding um diese ganze Geschichte. Ich bin so genau damit bekannt, wie Einer, habe mich so umständlich damit beschäftigt, oft sogar meinen erbärmlichen Rath darin gegeben, daß ich mit Allem vertraut und auf Alles vorbereitet sein könnte – nun aber, da das Kind kommt, mit einem Male da ist – schlägt mir das Herz, als thäte ich den ersten Blick in das ganze Elend. Armer Baron! Armes Mädchen! Ja, allerdings, es wird für Beide, für uns Alle vielleicht bald etwas Neues geben. Es war so ruhig hier, so gemüthlich, so still – nun tritt eine neue Person auf den Schauplatz, und was sie bringen wird, wissen wir nicht. O, das Neue ist selten etwas Gutes, und die Menschen haben wohl Recht, die, wie der Baron, nur am Alten festhalten und alle Neuigkeiten der Welt in weite Ferne wünschen. – Doch halt, alter Knabe! Dir geht es beinahe eben so wie dem kopfschüttelnden Friedrich und Du mußt Dir wie ihm sagen: keine Sorge ohne Noth! Ja, so wollen wir es machen; verzweifeln wir nicht vor der Zeit. Vielleicht geht es besser als man denkt. Es wohnt ein Gott über den Sternen, der die Schicksale der Familien und Menschen regiert, und diese hier haben des Unheils genug gehabt, er könnte sie einmal mit Ruhe und Frieden begnadigen. Doch halt – da geht die Thür drüben auf – die Alte kommt.«

Wie er gesagt, so geschah es. Ein etwas schleppender Gang und ein rauschendes Gewand machte sich vom Flur her bemerklich und eine nicht allzu behende Hand legte sich schwer auf das Thürschloß. Gleich darauf trat die erste Leiterin des ganzen Hauswesens des Barons, die Schaffnerin, ein und stellte sich als eine betagte, etwas steife, aber sehr stattliche Dame von höchst vollkommenen Verhältnissen dar. In ein schwarzseidenes Kleid, beinahe bis zum Kinn hinauf reichend, gehüllt, und das graue gescheitelte Haar mit einer Haube geschmückt, die an Einfachheit mit der einer Nonne, aber an blendender Weiße mit der Farbe des Schnees wetteifern konnte – so tritt sie heute wie immer vor unser Auge. Gewöhnlich war diese gute Frau, von Jedermann im Hause schlechtweg ›die alte Hanne‹ genannt, sehr ruhig und würdevoll in ihrem Gange, in ihren Bewegungen ihren Worten, heute aber schien sie ungewöhnlich aufgereggt, sie ging, sprach und bewegte sich schneller und ihr sonst beinahe aschfarbiges und gefaltetes Gesicht zeigte heute einen auffallend rosigen Anstrich, der sich von ihren Wangen sogar bis auf die Nasenspitze fortsetzte.

»Ah, da sind Sie, Herr Doctor, lieber Doctor!« sagte sie rasch. »Gut, gut, daß Sie da sind! Sie wissen es schon – das Kind ist da!«

»Ja, ich weiß, daß das Fräulein gekommen ist. Wohl, wohl! – Nun, wie steht es, wie sieht sie aus?«

»Ach!« fing die Alte zu schluchzen an. »Ach Gott, ja, sie ist da – das arme Kind!«

»Warum sagt Ihr: das arme Kind?«

»Wie, haben Sie das nicht auch schon oft gesagt, und habe ich jetzt nicht noch mehr Recht dazu, da ich sie vor mir sehe? Ist das etwa ein Glück, wenn es Einem hier im Kopfe nicht richtig bescheert ist?«

»Was? Ihr meint? Es wäre möglich?«

»Nun, nicht eben schlimm, aber etwas scheint mir doch ihr Verstand gelitten zu haben.«

»Wie so? Rasch, rasch! Aengstigt mich nicht!«

»Nun, zum Aengstigen ist es gerade noch nicht. Sehen Sie, es ist jetzt eine gute Stunde her, daß sie hier ankam. Eine Frau, eine gute, wahrhaft edle Frau, hat die Reise mit ihr gemacht und sie hierher begleitet. Aber die Dame hat keine Zeit, hier zu bleiben; sie wartet nur ab, bis die Pferde gefüttert sind, dann reist sie sogleich wieder fort.«

»Das finde ich Alles sehr natürlich, Frau Hanne, aber was sagt sie, was thut sie?«

»Wer, die Dame?«

»Nun ja, sie und das Kind.«

»Die Dame tröstet sie und sagt ihr alle möglichen guten Worte, wie ich ihr auch schon gesagt – aber das Kind, unser gutes gnädiges Fräulein, denn so muß ich sie doch nennen, ist beinahe außer sich. Sie weint und jammert, daß sich ein Stein erbarmen möchte, fällt der Dame einmal über das Andere um den Hals und will sich nicht von ihr trennen. Sie soll nicht fort von mir! ruft sie fortwährend aus. Und sie muß doch! So war es ja schon zu Hause – da in dem Irrenhause – abgemacht. Und gegessen und getrunken hat sie auch noch keinen Bissen und ich habe ihr doch einen so vortrefflichen Kaffee machen lassen.«

»Laßt den Kaffee bei Seite – das ist nicht die Hauptsache jetzt. – Was meint Ihr, soll ich wohl zu ihr gehen und ihr einige Worte sagen?«

»Ja – oder lieber nein! Lassen Sie erst die Dame fort. Wenn wir sie allein vor uns haben, können wir mehr unser Herz sprechen lassen und unsern guten Willen zeigen. Daß auch der Baron nicht zu Hause sein muß!«

»Wo ist er denn?«

»Auf seinem alltäglichen Spaziergange, der bis in den tiefen Abend dauert. Der arme Mann! Er hat so schon genug in sich zu verarbeiten, nun kommt auch noch das hinzu!«

»Warum nicht gar! Armer Mann! Er ist ein *reicher* Mann!«

»Ach, Doctor, ja, ja, ich weiß es, aber bei all' seinem Reichthum ist und bleibt er doch immer ein armer Mann!«

»Warum denn?«

»Warum? Nun, bei Gott! Sie thun ja gerade, als ob Sie aus den Wolken fielen. Ist hier nicht genug Kummer im Hause? Eine Schwester im Irrenhause, wo sie mit ihrer Tochter lebt – und kein Kind um sich her! Soll ich Sie an den ältesten Sohn des Barons erinnern, wie? Geht hier Alles mit rechten Dingen zu? Doctor, wie Sie sich stellen! Umsonst schweift der gnädige Herr nicht so lange in der Einsamkeit herum, umsonst sitzt er nicht Nächte lang auf und trinkt die schweren Weine, die ihm das Blut verdicken, anstatt ihm die Sorgen zu verscheuchen, wie er sich einbildet.«

Der Arzt seufzte. »Ihr habt Recht,« sagte er langsam. »Ja, ja, Ihr habt sehr Recht. Aber der Baron hat noch zwei andere Söhne.«

»Freilich, zwei Söhne, aber wie können sich die mit dem Verlorenen vergleichen!«

»Der zweite ist ein ganz tüchtiger Junge.« –

»Tüchtiger Junge? Wie Sie das sagen können und haben doch eine ganz andere Meinung. Hu! Ein Wütherich ist er, vor dem sich Jedermann fürchtet, den sogar Sie vermeiden, denn wenn er einmal herkommt, habe ich Sie noch nie hier gesehen. Was hat er seinem Vater, der gegen ihn so gut ist, nicht schon für Kummer gemacht! O, Sie wissen es wohl, Doctor, und loben ihn noch!«

»Nun, was hat er denn eigentlich gethan, wenn Ihr es so genau wißt?«

»So genau wie Sie, gerade so, und darum will ich mich hier nicht über ihn ereifern. Aber daß er in so jungen Jahren schon so viel Geld verschwendet und Schulden gemacht –«

»Die hat der Alte alle bezahlt –«

»Ja, freilich, aber er wird neue machen!«

»Das geht uns nichts an, beste Frau. Jetzt ist er in der Residenz – ist ein Mann, auf den der Vater alle Hoffnung setzt –«

»Bis er sie ganz und gar vernichtet steht –«

»Ohn! – Und dann ist noch der Jüngste da – was habt Ihr an *dem* auszusetzen – er ist ein feiner Cavalier –«

»Ah, nun verstehe ich, wie Sie es meinen. Ja, ja, ein Cavalier ist er, durch und durch, ein ächter Junker. Und

gut ist er auch, wenn auch ein wenig zu vornehm, zu stolz. Aber das hat ja der Vater gewollt, darum hat er ihn Offizier werden lassen. Und doch will er mir etwas zu hoch hinaus, braucht mir zuviel Geld –«

»Euch?«

Des Arztes Widerspruch, der ihm gar nicht aus dem Herzen kam, wie ein unbefangener Beobachter sehr bald bemerkt hätte, reizte die Alte immer mehr. »Mir nicht,« sagte sie, sich vollkommen erhitzend, »aber Sie wissen wohl *Wem*. Und ein Graf ist er noch lange nicht, wie er dem gnädigen Herrn vorgeschwätzt, daß er einer werden kann.«

Der Arzt lächelte bitter, worin mehr der Zustimmung zu der Ansicht der alten Hanne lag, als in seinen Worten. Er wollte eben etwas erwidern, als drüben die Thür geöffnet ward und ein lautes Weinen und Schluchzen über den Flur her sich vernehmen ließ. Beide schwiegen und horchten.

»Still,« sagte darauf die Alte. »Ich werde hinüber gehen. Die Dame wird fortwollen und die Kleine wird sich nicht von ihr trennen können. Wenn sie davongefahren ist, kommen Sie mir nach.« Damit rauschte sie zur Thür hinaus.

Der Arzt war wieder allein. »Ja, ja,« sagte er in seiner stillen nachdenklichen Weise, »die Alte hat Recht. Es ist nicht richtig hier im Hause und nun scheint ein neuer Wind heranzuwehen. Doch, warten wir es mit Geduld ab. Aha, da fährt schon der Wagen vor.«

Noch einmal schallte jenes laute Weinen, mit einigen flehenden Worten vermischt, über den Flur, dann huschte eine schwarzgekleidete Dame, die vielleicht schon oft dergleichen Auftritte erlebt hatte und daran gewöhnt war, aus dem Hause, sprang ohne jede Hülfe leicht in den bereits geöffneten Schlag und fuhr davon. Der Arzt schaute ihr mit Herzklopfen nach, bis der Wagen in der düsteren Kastanienallee verschwunden war, dann nahm er sich zusammen und schritt sichtbar zögernd in das Besuchzimmer hinüber.

Dieses, ein sehr großes, mit glänzenden, aber aus einer längst verschwundenen Zeit herstammenden Möbeln geschmücktes Gemach, dessen Läden nur selten der Luft und dem Licht Eintritt gestatteten, war heute, da der Besuch so schnell und unerwartet gekommen, nur durch zwei Fenster erhellt, deren Läden man geöffnet hatte, während die drei übrigen Fenster geschlossen geblieben waren, wodurch die größere Hälfte des langen Gemaches dunkel geblieben war, wozu außerdem noch der allmähig hereinbrechende Abend und die Bäume das Ihrige beitrugen, die vor den Fenstern im Garten standen und ihren Schatten in das düstere Haus warfen. Mit gespanntester Erwartung, was ihm zu finden beschieden sein würde, trat der Arzt in das Zimmer, in welchem jetzt, im Vergleich mit dem kurz vorher gehörten Lärm, eine seltsame Stille herrschte.

Zuerst nun steckte er den Kopf durch die Thürspalte, dann nach und nach, als er sah, was vorging, ließ er seinen übrigen Körper nachfolgen. Rechts in der Ecke, unmittelbar an einem der Fenster, deren Läden geöffnet waren, saß die alte Hanne und weinte, aus Theilnahme und Mitleid, vielleicht auch aus Furcht und Besorgniß. Links, im dunkelsten Hintergrunde des Zimmers, saß oder vielmehr hockte eine weibliche Gestalt, deren Umrisse in ihrer jetzigen Stellung, da sie zusammengekauert auf einem kleinen Schemel ruhte, nur sehr wenig zu erkennen waren. Wir wollen hier nur bemerken, daß sie, da sie sich in Trauer wegen ihrer verstorbenen Mutter befand, in ein schwarzes Taffetkleid gehüllt war, aus dem ihr schöner Hals und ihre entblößten Schultern um so glänzender hervorleuchteten, je dunkler das reiche Haar auf dem überaus schön geformten Kopfe sich erwies. Ihr Gesicht, von Thränen überschwemmt, schien in rosige Gluth getaucht zu sein. Das Characteristischste in diesem Gesicht aber war ein wunderbar geschnittenes Augenpaar, das, von einem Thränenschleier beschattet, langsam die schweren dunklere Wimpern erhob und sich mit augenscheinlicher Ueberraschung auf den Mann heftete, der so leise und vorsichtig in's Zimmer trat, wobei es sich von Augenblick zu Augenblick zu vergrößern und glänzender zu werden schien. Als die junge Dame den fremden Mann näher treten sah, stieß sie einen klagenden Laut aus, sprang von ihrem Sitze aus und wollte zur Thür eilen, als wäre sie noch im Stande, die befreundete Dame zu erreichen, die soeben sie verlassen hatte. Dabei aber

gerieth sie mehr in den helleren Raum des Zimmers und der staunende Arzt sah nun, daß er kein Kind mehr vor sich hatte, wie die alte Hanne gesagt, sondern eine Jungfrau, deren auffallend schöne Persönlichkeit das Interesse nur noch erhöhte, welches er an und für sich schon an ihrem Schicksal nahm. Schon dachte er nicht mehr daran, was er kurz vorher noch gedacht, daß es in ihrem Kopfe nicht recht richtig sei, vielmehr durchrieselte sein warmes Herz ein sanfter Schauer inniger Theilnahme und demzufolge trat er der Geängstigten mit plötzlich gereiftem Entschluß eines liebevollen und väterlichen Beistandes entgegen.

»Mein liebes Fräulein,« sagte er mit seiner weichen und wohlklingenden Stimme, wobei sein Gesicht den Ausdruck ehrlichster Hingebung annahm und seine Hand sich nach der ihrigen ausstreckte: »Mein liebes Fräulein, gehen Sie nicht von hier fort; Sie befinden sich unter Freunden, die Sie herzlich willkommen heißen.«

Das Mädchen, oder vielmehr die junge Dame, denn als solche erschien sie dem beobachtenden Blicke des Arztes, blieb bei dieser herzlichen Anrede, die sie nicht erwartet zu haben schien, unbeweglich vor ihm stehen, schlug ihr blaues Taubenauge voll zu ihm auf und versuchte zu lächeln. »Ach,« sagte sie mit einer bezaubernd sanften Stimme, wie sie lange nicht in diesen alten Räumen gehört worden war, »unter Freunden befinde ich mich hier? Darf ich das hoffen? Meine wirklichen Freunde sind so weit von hier entfernt und ich stehe allein in einer mir ganz neuen und unbekanntem Welt!«

»Freilich, mein gnädiges Fräulein,« entgegnete der Arzt, der sich immer höher und verwunderter aufrichtete, »freilich, das ist wahr. Aber Sie werden nicht lange hier unbekannt bleiben. Man wird sich bemühen, Sie auf jede Weise von der Beklommenheit zu befreien, die sich natürlich an Ihre ersten Schritte in diesen Räumen heften muß. Ihr Oheim ist ein vortrefflicher Mann, das werden Sie bald empfinden –«

»Ist er das, ja? Gott sei Dank!«

»Ja, das ist er. Und wir Alle, die sein Haus betreten, werden ihm in allen guten Dingen nachzueifern streben. Kann ich Ihnen augenblicklich etwas zu Gefallen thun, so sagen Sie es, ich bin zu Allem bereit, was Ihnen nützt oder angenehm ist.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr. Ach, mir ist so unendlich beklommen zu Muthe, wie Sie ganz richtig errathen haben. Wenn Sie wüßten, was ich Theures und Liebes verlassen habe, Sie würden das fühlen wie ich. Gönnen Sie mir zuerst nur Ruhe, Frieden und Stille. Schonen Sie meine Gefühle und ich werde mich allmählig sammeln und in die Gegenwart finden. – Ach, ist das nicht ein Garten hier draußen? Läßt sich diese Fensterthür öffnen? O, lassen Sie mich denselben betreten – ich liebe so sehr das Freie, und in Gottes reiner Natur wird mir bald wohler werden.«

Und rasch auf die bezeichnete Thür zutretend, die unmittelbar aus dem Besuchzimmer in's Freie führte, schloß sie dieselbe auf und schritt, von Niemanden behindert, in

den Blumengarten hinaus, der, im glänzendsten Abendstrahle schimmernd, ruhig und friedlich vor ihr lag.

Doctor Millinger, von ihrer Rede, ihrer klangvollen, ergreifenden Stimme und ihren rührenden Geberden und Mienen beim Sprechen nicht minder überrascht, als vorher von ihrer ganzen äußeren Erscheinung, stand, als sie an ihm vorüberglitt, starr und steif da und ohne irgend eine Bewegung zu versuchen; er blickte ihr nur verwundert nach und wandte dann seinen Kopf langsam nach der alten Hanne herum, als wollte er sie fragen, was sie zu dieser Sprache, dieser ganzen Erscheinung sage. Er traf auf einen eben so erstaunten Blick, als der seinige war, und es dauerte eine Weile, bis die beiden Alten ihre Meinung in stummen Winken ausgetauscht hatten.

»Nun, Doctor,« fing endlich die Schaffnerin zu sprechen an, »was sagen Sie nun?«

»Ich sage gar nichts. Sie ist ganz anders, als ich sie mir gedacht habe. Und wie sieht sie ihrer armen, einst so schönen Mutter ähnlich! Mir ist zu Muthe, als lebte ich plötzlich zwanzig Jahre früher – o!« Und er faßte mit seiner Rechten nach der Stirn und fuhr einige Male langsam mit der ganzen Handfläche darüber hin, als wollte er die lange entschwundene Vergangenheit in die Gegenwart zurückrufen.

»Ja, ja, so ist es,« sagte die Alte und setzte dann flüsternd hinzu: »glauben Sie, daß sie so verrückt ist, wie ihre Mutter es war?«

Der Doctor schüttelte sanft den Kopf, eine Thräne kam in sein Auge und er murmelte gleichsam in sich hinein:

»Nein, ach nein, ich glaube es nicht!« Plötzlich aber ermannte er sich und riß sich von den niederdrückenden Gefühlen los, die die Erinnerung an vergangene Zeiten in ihm heraufbeschworen hatte. Rasch holte er seinen Hut; dann der alten Hanne Lebewohl zurufend, sagte er eilig: »Es wird gut sein, Frau Hanne, wenn ich selbst den Baron aufsuche und ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß setze. Ich möchte gern, daß er die Lage der Dinge mit meinen Augen ansähe. Adieu!«

Gleich darauf hatte er die Schaffnerin und das Schloß verlassen. Er ging hastig nach dem Stalle, zäumte, ohne einen Diener zu erwarten, selbst sein Pferd auf, schwang sich in den Sattel und ritt, in stille Grübeleien versunken, aus dem Hofe hinaus, um irgendwo auf den Feldern, wo er den Baron vermuthete, mit diesem zusammenzutreffen.

DRITTES KAPITEL. BARON VON BRANDAU.

Wenden wir uns jetzt zu dem Besitzer von Holzendorf selbst, welcher in unserer Erzählung eine von denjenigen Personen ist, mit der wir uns am häufigsten und am vertraulichsten zu beschäftigen haben werden. Baron Hans von Brandau war ein Landedelmann von altem Schrot und Korn, in dem nicht ein Pulsschlag Neuerung war, eine, um so zu sagen, in die Gegenwart hinübergetragene unwandelbare Vergangenheit. Seine Familie war eine der ältesten des ganzen Landes und konnte ihre Ahnenreihe

bis in das graueste Mittelalter hinab verfolgen, ein Vorzug, der in der Familie selbst als eine der höchstens Gaben Gottes geschätzt wurde. Alle Verwandte, väterlicher oder mütterlicher Seite, die diese Ahnenzahl nicht aufstellen konnten, galten in der Hauptlinie für Menschen geringerer Qualität, deren Erwähnung nur dann vonnöthen sei, wenn es sich darum handelte, ihren kleineren Ruhm dem größeren Ruhme der Stammfamilie zur Unterlage dienen zu lassen. Die vielen Millionen anderer Menschen, die gleichsam namen- und ahnenlos, ohne sogenannte Herkunft und ellenlange Stammbäume, neben und unter ihnen her durch die Welt liefen, waren für die ritterlichen Brandaus niemals vorhanden gewesen; sie bekümmerten sich daher um sie nicht, sie kannten sie nicht, wie sie überhaupt wenig in der Welt konnten, was sich nicht unmittelbar auf sie selbst bezog.

Bei Menschen solcherlei Art findet sich stets eine Menge von guten Eigenschaften mit einer größeren Menge von Fehlern gemischt. Sie sind tapfer in der Gefahr, muthig gegen einen sichtbaren Feind, der mit dem Degen oder der Pistole in der Hand vor ihnen steht; aber den ungleich erhabneren Muth, dem Elende und dem Unglücke, welches die Welt zerfleischt, mit geharnischem Herzen und Geiste entgegenzutreten, besitzen sie nicht; sie sind zu Zeiten edelmüthig im Gewähren von solchen Dingen, die sie nur allein vergeben zu können die Ansicht haben, aber sie sind auch stolz auf dieses Gewähren, herrisch in ihrem Thun, eigensinnig in ihrem Wollen und haben die sonderbare Meinung, zu glauben, der Standpunct,

auf welchem sie stehen, sei überhaupt der einzige, auf dem ein achtbarer, rechtschaffener Mann stehen *könne*.

Aus dieser trüben Quelle sprudelt all' der Irrthum, den sie in Bezug auf ihr Verhältniß zu anderen Menschen und auf das dieser Menschen zu ihnen so verschwenderisch in's Leben tragen, aus ihr quillt die Ueberschätzung ihrer eigenen und die Geringschätzung der Geltung und Leistungsfähigkeit, anderer Menschen, die sie tief unter sich stehend denken, wie eine, Luft und Leben vergiftende Pest-Atmosphäre hervor. Sie haben sich so unerschütterlich fest in die Ueberzeugung ihrer Unfehlbarkeit und Untastbarkeit hineingelebt, daß sie ihre Umgebung nur nach dem Nutzen beurtheilen, den sie ihnen durch ihre Dienste leistet, sie sind also Egoisten, daher ungerecht gegen die ganze sie umgebende Außenwelt.

Aus diesem Grunde findet man sehr häufig, daß dergleichen Leute mehr geachtet als geliebt sind, zu welcher Achtung eben so viel der Glanz ihres irdischen Besitzes beiträgt, wie die hergebrachte Meinung, sie seien Edelleute; das heißt edler als andere Leute, die man nicht so nennt – aus feinerem Stoffe gewebt – zu höheren Dingen bestimmt, – ein abermaliger Irrthum, der auf einer Art Verblendung beruht, die ein höherer Stand auf die in Vorurtheilen Befangenen und Unerfahrenen ausübt, gleich wie der unfruchtbare Glanz einer mit tausend Brillanten geschmückten Monstranz Diejenigen blendet, deren kindischer Sinn in dem funkelnden Geschmeide und nicht in der symbolischen Bedeutung des Kernes derselben das Göttliche und Angebetete sieht.

Was nun den Character und das Gemüth unseres Barons betrifft, so besaß er alle guten, aber auch fast alle schlimmen Eigenschaften seines Standes. Er war in seiner Jugend als Soldat tapfer, muthig, ehrenhaft gewesen, er hatte seinem Könige und Herrn mit Gut und Blut gedient, wie man zu sagen pflegt, das heißt, er hatte den Sold genommen, den dieser König ihm gab und mit seinem Degen dafür nicht mehr ausgerichtet, als alle übrigen Leute, die geringeren Sold davon getragen und eben so brav gewesen waren, wie er. Das Wort Majestät hatte für ihn einen posaunenartigen Klang, er fühlte sich sogar stets etwas gedemüthigt, sobald dieses Wort mit seinen eigenen Verhältnissen in Berührung trat und ihn belehrte, daß er für seine Person nur ein kleiner Landedelmann sei. Nach dieser höchsten Majestät aber kam seine eigene in allererster Reihe, er bediente sich jedoch eines anderen, sanfter klingenden Wortes dafür, und dieses Wort hieß: Familie. In dem Worte: *meine Familie* lag für ihn ein unbestimmtes Etwas von ganz unerhörter Bedeutung, – von zauberhafter Machtvollkommenheit. Wer mit diesem Worte gegen ihn klug umzugehen wußte, konnte ihn unter Umständen vom heftigsten Zorne zum sanftesten Lächeln bewegen, aber auch, wenn es ungeschickt citirt wurde, die gemüthlichste Ruhe zur leidenschaftlichsten Aufregung verkehren. Seine Familie zu erhöhen, den Namen derselben mit allen Ehren zu schmücken, war daher eine Hauptaufgabe seines Lebens gewesen; und

wenn ihm das aus Mangel an Gelegenheit oder in Folge eines widerspenstigen Geschickes nicht besonders gelungen war, so maß er weniger seinem eigenen Willen, seiner nicht ausreichenden Kraft, als vielmehr zufälligen äußeren Verhältnissen die Schuld davon bei, weshalb er allen diesen außer dem Bereiche seiner Oberherrlichkeit liegenden Verhältnissen feindseligst abgeneigt war. Was er sich in seinen Handlungen einmal als gerecht und ehrenhaft vorgestellt, was er in seiner beschränkten Lebensansicht für wahr und unumstößlich erkannte, das konnte kein Mensch auf der Welt, keine Macht der Erde aus seiner Ueberzeugung reißen, selbst wenn es so grundfalsch und ungerecht wie möglich war. Er war also auch eigensinnig, und zwar in so hohem Grade, daß er nicht mit Unrecht in vielen Dingen halsstarrig genannt werden konnte. Wenn er einmal in seinem Leben in irgend einer Beziehung ›Ja‹ gesagt, vermochte Niemand ihn zu einem ›Nein‹ zu bewegen. Das wäre vortrefflich gewesen, wenn es bloß im Guten sich so verhalten hätte, allein es war auch eben so oft im Schlimmen der Fall. Wo er einmal seine Hülfe, seinen Beistand zugesagt, da half er, da stand er bei; wo er aber einmal haßte, da haßte er ewig. Es war also schwer und gefährlich, mit ihm zu verkehren. Aber er wollte auch keinen Verkehr. Er war so abgeschlossen in sich und mit seiner Vergangenheit, daß er auch für die Gegenwart Nichts mehr wollte und von der Zukunft nur Das erwartete, was er selbst aus ihr erzeugen zu können die dünkelfhafte Anmaßung besaß. Die neuen und aufgeklärten Ideen, welche das religiöse Gefühl des Menschen,

seine Sittenverfeinerung, den Aufschwung des Handels, der Industrie, der Landwirthschaft, die richtigere Würdigung des Bürgerthums dem Adel gegenüber betrafen, waren für ihn nicht da, er hatte sie in seiner steifen und kalten Jugendzeit nicht kennen gelernt, und so wollte er sie auch in seinem Alter nicht kennen lernen.

Diese Unwissenheit hätte man ihm allenfalls verzeihen können, so lange sie seine eigene Person betraf, allein er besaß auch den Eigensinn, zu verlangen, daß Das, was für *ihn* nicht vorhanden war, eben so wenig für Andere vorhanden sein sollte, und das war allerdings ein arger Irrthum in der richtigen Beurtheilung aller bestehenden Verhältnisse der Welt. So zum Beispiel begriff er auch nicht, wie ein Mensch sich von neu aufgetauchten Ideen zu irgend einer, früher nicht gehandhabten Handlung konnte hinreißen lassen; das nannte er unnütze Neuerung, Umsturz des Bestehenden, Rebellion im Reiche der Gedanken und Thatsachen; und, ein Rebell zu sein – mochte es sein, gegen wen oder was es wollte – war in seinen Augen ein Gräuel.

Daß er, mit solchen Ansichten ausgerüstet, mit den materiellen Erfordernissen und den geistigen Errungenschaften der Zeit nicht fortgeschritten war, bedarf keiner Bestätigung. Er wollte auch nicht fortschreiten, – in Nichts, weder in seiner Eigenschaft als Mensch, noch in der als Landwirth; er war ja ›Edelmann‹, das heißt, eine unantastbare, unwandelbare Potenz, – was konnte er also weiter noch erreichen, noch werden – König etwa? Nein, das war unmöglich, und etwas Höheres gab es für ihn

nicht, eben so wenig wie etwas zwischen seiner und des Königs Würde Liegendes. Daher bemühte er sich auch in keiner Weise, irgend etwas zu Dem hinzuzulernen, was er in seiner Jugend gelernt hatte, und das war in der That sehr wenig. Er las nichts, als höchstens die Hof- und Militairnachrichten aus einer Zeitung, deren Tendenz mit seinem exclusiven Standpunct in Einklang stand und die daher seinen persönlichen Interessen Rechnung trug; wissenschaftliche Bücher waren nie oder selten durch seine Hände gegangen; schönwissenschaftliche, aus der sogenannten classischen Zeit wenigstens, standen zwar in seinem Besuchzimmer in einem alten Schranke, aber der Schrank war verschlossen und der Schlüssel dazu seit vielen Jahren verloren gegangen. Wenn sein Auge einmal zufällig darauf fiel, wandte er sich unwillig davon ab und brummte ›dummes Zeug!‹ in seinen Bart. So war ihm der Fortschritt der Zeit, die mit Riesenschritten voraneilende Aufklärung der Menschheit und die Wandelung der socialen Stellung derselben unter den einzelnen Individuen ein verschlossenes Buch, und wenn er auch die Schlüssel dazu besessen hätte, er würde es nicht der Mühe werth gehalten haben, sie zur Hand zu nehmen und in den ihm unbekanntem Geheimnissen zu blättern.

Freunde hatte er nicht, nicht einmal aus der längst abgelaufenen Zeit; er brauchte – also wollte er sie nicht. Sein Umgang war daher sehr beschränkt. Nur selten, bei leider nicht immer zu vermeidenden Gelegenheiten, sah

er Besuch aus der Nachbarschaft bei sich. Für gewöhnliche Zeiten dagegen blieben seine Fremdenzimmer verschlossen und sein schönes Silberzeug vergilbt in den verwitterten Kasten liegen. Früher hatte er mit dem Prediger des benachbarten Dorfes, der ein sanfter, nachgiebiger Mann gewesen, in einer Art stummen Verkehrs und in leidlicher Eintracht gelebt. Der gute Alte hatte ihn ebensowohl an einem unsichtbaren Faden zu leiten verstanden, wie sich in seine Ansichten zu schicken gewußt. Als dieser jedoch gestorben, hatte ein junger Mann, mit zeitgemäßen Ideen ausgerüstet, die Pfarre erhalten. Er war nur einmal im Hause des starren Edelmanns gewesen und nie wieder hatte dieser einen Fuß in die Kirche gesetzt. Der Pfarrer aber war auch nie wieder zu ihm gekommen. Es lag sowohl ein äußerer als innerer Spaltungsgrund zwischen Beiden, der Baron war ein Mann der Vergangenheit, der Prediger dagegen ein Mann der Gegenwart und Zukunft: und dieser Unterschied bildete eine unübersteigbare Kluft für den stolzen Gutsherrn. Dennoch aber sorgte er dafür, daß seine Diener die Kirche besuchten, nur für seine Person taugte der schwarze Mann nichts, wie er jeden Tag sagte, um seine Meinung endlich zu der allgemeinen zu machen, was ihm jedoch nie gelang; er war ihm zu gelehrt, zu rechthaberisch, zu neugläubig, zu reformatorisch – mit einem Wort, zu rebellisch gegen Alles, was er früher als recht, billig und unumstößlich erkannt hatte.

So war ihm zuletzt nur *ein* Mann geblieben, den er wirklich schätzte und ohne den er in der That nicht

mehr leben konnte. Es war dies der menschenfreundliche Arzt von Holzendorf, unser Bekannter, der Doctor Millinger. Aber es war nicht allein die Gewohnheit eines mehr als zwanzigjährigen Verkehrs, was ihn zu diesem Manne zog, es war noch ein stärkeres Bindemittel vorhanden, welches die so verschiedenen Naturen und Charactere an einander knüpfte und wenigstens von des Barons Seite den Mann immer fester hielt, während den Arzt ein gewisses Mitleid, eine aus dem wohlwollendsten Herzen stammende Zuneigung mit dem alle übrigen Menschen verachtenden Aristokraten verband. Es war dies das schon angedeutete Mißgeschick, wenn nicht Unglück, welches im Laufe der Jahre die Familie des Barons wiederholt heimgesucht hatte, und zwar oft in Folge eigener Verschuldung, was uns in mancher Hinsicht bei einem so starrköpfigen, unbeugsamen und allem Fortschritt der Welt widerstrebenden Geiste nicht wundern kann. Der Arzt war mit diesem Unglück vertraut, er kannte so ziemlich alle Schmerzen, die in der Brust des Edelmanns gewühlt hatten, er war oft sein Rathgeber und Tröster gewesen, wo der Baron sich allein nicht stark genug fühlte, nach eigenem Ermessen zu handeln oder den nagenden Kummer zu bewältigen. Auch in die sogenannten Familiengeheimnisse war der Doctor eingeweiht, wie außer ihm nur noch eine Person, die alte Hanne, die Amme des ältesten Sohnes vom Hause, auf den wir später noch zurückkehren werden. Aber die Schaffnerin war

blos eine passive Mitwisserin der geheimen Familiengeschichte, sie durfte es sich nicht einfallen lassen, ein hörbares Wort mit zu reden, so viel sie auch in ihrem Zimmer für sich murmeln und brummen mochte. Der Arzt allein war meist ein thätiger Mitwisser und Theilnehmer gewesen, er durfte es wagen, dem Baron seine Meinung in's Gesicht zu sagen, und das that er bei Gelegenheit redlich, obwohl immer auf seine stille, bescheidene Weise, die dem rechthaberischen Baron scheinbar das letzte Wort ließ.

So also, nur von diesem Manne von Zeit zu Zeit heimgesucht, lebte der Baron wie ein in sich und seinem Eigenthum von aller Welt abgeschlossener Patriarch. Gegen seine Diener und Arbeiter hatte er einen etwas kurzen und meist herrischen Ton angenommen, er *sagte* ihnen nie etwas, er *befahl* nur, worunter indessen Niemand mehr litt, denn alle seine Untergebenen hatten sich längst an diese barsche Art und Weise gewöhnt.

Als alter Soldat liebte er das Stubensitzen nicht; da er weder las noch schrieb, hatte er stets Langeweile im Zimmer, daher brachte er mehr denn Dreiviertel des Tages – mochte Jahreszeit und Witterung sein wie sie wollte – im Freien zu. Er liebte es, von Flur zu Flur, von Wald zu Wald zu wandeln und sein Besitzthum immer von Neuem in allen Einzelheiten zu betrachten, obgleich darauf Alles Jahr für Jahr nach einer althergebrachten Schablone seinen maschinenartig geregelten Weg ging und keine Art Aenderung – Neuerung – von wem sie auch vorgeschlagen wurde und wozu sie auch dienen mochte, von

dem Gutsherrn beliebt wurde. Auf diesen weiten und einsamen Spaziergängen hing er seinen Gedanken nach und diese Gedanken bewegten sich fast allein in dem Umkreise seiner Familie. Ueber sie grübelte er unablässig; sie zu stützen, zu heben, in Geltung zu bringen war sein einziges Dichten und Trachten. Aber so sehr er auch zu ihren Gunsten grübeln und trachten mochte, das Geschick hatte ihm noch stets irgend ein Hinderniß in den Weg geworfen, dessen er nicht Herr werden konnte. Es wollte ihm nicht gelingen, den Kummer zu besiegen, der sich von Zeit zu Zeit seiner bemächtigte und der um so fester sich in seine Seele nistete und um so schmerzlicher brannte, je betagter er wurde. Der Grund dieses vergeblichen Strebens, sich frei zu ringen von den ihn umgebenden Bedrängnissen, lag allein darin, daß er die Personen und Umstände nicht beherrschte, die seit Jahren auf seine Familie und deren Mitglieder so verderblich eingewirkt hatten. Seine Junker – so nannten er selbst und seine Diener seine Söhne – waren ihm allmähig, ohne daß er es merkte, über den Kopf gewachsen und fanden es viel bequemer, ihn nach ihrem Willen zu leiten, als dem seinigen zu folgen. Ob das zu der Betheiligten Glück oder Unglück beitrug, ob der Baron nicht viel klüger gehandelt, wenn er auch hier den Herrn und Meister gespielt hätte, wie in anderen und weniger wichtigen Dingen, wird die Folge hinreichend lehren.

So haben wir im Allgemeinen einen Theil der Vergangenheit des Barons kennen gelernt und so sehen wir die Tage der Gegenwart ohne Abwechslung und ohne Reiz,

einen nach dem andern bei ihm verfließen. Er war mit dieser Einförmigkeit ganz zufrieden, sie stimmte mit seinen übrigen Lebensansichten überein, er brauchte und verlangte für sich selbst nichts mehr. Daß er aber dennoch von der Zukunft etwas erwartete, dürfen wir nicht ungesagt lassen. Er lebte nämlich der schönen Hoffnung, daß die Mißgeschicke, die ihn früher betroffen, ausgetobt hätten, und daß die Stürme, die seinen Leib und seine Seele erschüttert, beschwichtigt wären, daß es also mit seiner Person so ziemlich bleiben würde, wie es jetzt war, bis – nun ja, bis das Leben auf dieser Erde – vorbei wäre, wie es ja selbst mit Edelleuten einmal vorbei ist. Mit seinen Söhnen war es freilich etwas Anderes. *Von* ihnen und *für* sie hoffte er mehr. Von den Zweien wenigstens, die ihm von Dreien geblieben, erwartete er große Dinge, und – es war merkwürdig – in dieser seiner einzigen und gerechtesten Hoffnung lag sein größter und bitterster Irrthum. Daß sie ihm, seiner Familie, seinem Namen zur Ehre gereichen würden, verstand sich bei seinem guten Glauben an die Vortrefflichkeit seiner Sprößlinge von selbst, aber sie würden nach seiner Meinung noch mehr thun und thun können in der Verherrlichung der Familie, als er. Sie würden sich und ihn erheben – wie? darüber hatte er freilich noch nicht nachgedacht, aber das war bei der guten Unterlage, die er ihnen vererbt, bei seinem Vermögen und bei dem Umstande, daß die Herren Junker in der königlichen Residenz – also an der Quelle des Glückes – lebten, unausbleiblich. Schon die Laufbahn, die sie eingeschlagen oder einschlagen würden, müßte sie

tragen, heben, seine Familie würde durch sie eine noch berühmtere werden, als sie schon war; an äußeren Mitteln, die etwaigen Schwierigkeiten zu besiegen, sollte es ihnen nicht fehlen, die hatte er ja zu diesem Zweck erspart, – für sie allein, denn die Erhebung, der Ruhm, den seine Kinder, die *er* erzeugt, denen er *seinen* Namen gegeben, erwarben, fielen ja auch auf ihn zurück, vermehrten auch seinen Ruhm, selbst wenn er schon todt wäre, falls er so spät errungen werden sollte, was jedoch beinahe undenkbar war.

Der Leser verzeihe diese ausführliche Zergliederung; da aber auf dem Character, den Lebensansichten und der Handlungsweise des Barons die Ereignisse beruhen, die wir zu berichten haben werden, so mußten wir so umständlich sein. Begeben wir uns jetzt ebenfalls auf die Felder und suchen wir selbst den Baron auf, um so auch seine persönliche Bekanntschaft zu machen, wie wir sie bis jetzt nur mit seinen inneren Eigenschaften gemacht.

Das Stamm- und Erbgut Holzendorf war ein herrliches Grundstück von dreitausend Morgen Acker-, Wald- und Wiesenland. Jeder Winkel darin war cultivirt, obwohl nicht auf die vortheilhafteste Weise, denn die Neuerungen auch in dieser Richtung waren daselbst nicht beliebt. Genügte dem reichen Besitzer doch der Ertrag des Gutes, wie er jetzt war, warum also sollte er einen noch größeren erzielen? »Dummes, albernes Zeug, gut genug für Proletarier, aber nicht für mich!« nannte der Baron die

ihm von manchen Seiten vorgeschlagenen Verbesserungen – und so blieb es bei'm Alten wie es schon vor fünfzig Jahren gewesen war.

Vom freien Felde in Augenschein genommen, dehnte sich das Gut rings in einer großen und ziemlich ebenen Fläche aus und man konnte in der ganzen Runde vom Mittelpuncte desselben an kein fremdes Eigenthum erspähen; erst von den auf der südöstlichen Seite gelegenen Bergen gewann man die Uebersicht über die benachbarten Grundstücke, von denen die nächste Niederlassung, Dorf Holzendorf abgerechnet, eine kleine halbe Stunde entfernt lag. Die nächste Stadt, wo, wie gesagt, die Eisenbahn begann, war vier Meilen vom Gute, und die Residenz zwanzig Meilen von dieser Stadt entfernt, was für den Baron so gut war wie tausend Melen, denn das Reisen liebte er ganz und gar nicht, weil ihm dabei die gewohnte Bequemlichkeit abging, die freie Bewegung im Felde mangelte und ihn das Schauen fremder, von Neuerung überflutheter Zustände aus seiner ihm zum Bedürfniß gewordenen Weltanschauungsweise riß. Auch haßte er die Eisenbahnen über Alles, und es hätte schon etwas Außerordentliches vorkommen müssen, ehe er sich entschlossen, den Aufenthalt auf seinem Gute auch nur auf kurze Zeit mit dem in der Residenz zu vertauschen, wo er in der That seit der letzten Thronbesteigung seines Königs, also etwa sechszehn Jahre, nicht gewesen war.

Es war, wie gesagt, der zum Abend sich neigende Nachmittag eines schönen, warmen Junitages. Die Felder, Wiesen und Wälder grüntem in ihrem herrlichsten Frühlings schmuck. Die Halme der Kornfelder waren allerdings etwas zurückgeblieben in der Entwicklung, denn die Witterung des Jahres war bisher den Feldfrüchten nicht günstig gewesen, aber dennoch konnte man eine mäßige Erndte erwarten, wenn das Wetter nur von jetzt an beständig gut blieb. Ein einsamer Mann schritt langsam durch diese grünenden Felder und betrachtete mit sichtbarem Wohlgefallen Alles und Jedes in einer bestimmten Reihenfolge. Dieser einsame Mann war der Baron von Brandau. Er trug seine stattliche, große und volle Gestalt mit untadelhafter Würde; sein graues Haupt saß etwas stolz auf dem steif gehaltenen Nacken, und man sah es schon der Haltung dieses Hauptes an, daß es an das Bücken und Sichdemüthigen nicht gewöhnt war. In seinem von der Sonne gebräunten, sonst aber blühenden und vollwangigen Gesicht, dessen Oberlippe allein ein etwas starrer Schnurrbart beschattete, sprach sich deutlich der von uns schon geschilderte Character aus. Es lag ein herrischer Zug um den feinen, aristokratischen Mund, eine Zurückhaltung gebietende, gefährdende Falte auf der hohen Stirn, etwas Kaltes und die ihn umgebende Welt Verachtendes in den weit geschlitzten dunkelbraunen Augen, die namentlich gegen Fremde und Untergeordnete einen unbehaglichen spitzen Blick annahmen, der ihm jedoch im Umgange mit seinen Günstlingen nicht eigenthümlich war. Uebrigens

erkannte man in ihm auf den ersten Blick den ehemaligen Soldaten. Er trug eine steife und hohe Halsbinde, ohne den Hemdenkragen sichtbar werden zu lassen, und den kurzen grünen Rock bis dicht unter das Kinn zugeknöpft. Seine Hände waren mit wildledernen Handschuhen bekleidet, in der Rechten hielt er einen bequemen Krückstock, an dessen unterem Ende ein kleiner eiserner Spaten befestigt war, in seiner Linken den abgenommenen breitkrämpigen Strohhut, und an den bis unter das Knie reichenden Stulpenstiefeln trug er massiv silberne und weithin klirrende Sporen, obwohl er nur selten ritt. So, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, sah er alle Tage aus, vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, denn er kleidete sich täglich nur einmal an und zwar, sobald er aus dem Bette aufgestanden war.

Der Besitzer so schöner Ländereien empfand eine sehr natürliche Freude, als er langsam durch die im leichten Abendwinde wogenden Felder schritt und an den Segen dachte, den der Herbst ihm doch vielleicht noch bringen konnte, und gönnen wir ihm diese kurze Freude, denn er sollte im Verlaufe dieses Tages noch durch mancherlei Gefühle heimgesucht werden, die seinen jetzigen leider entgegengesetzt waren. Welche Gedanken mochten es wohl sein, die auf diesem Gange in seinem Kopfe auf- und abflutheten? O, wir ahnen es schon aus dem Vorhergesagten, es waren Gedanken menschlicher Eitelkeit, vergänglichem Stolzes, Gedanken, wie sie nur aus einem so entwickelten Selbstgefühl und Selbstgenügen entspringen können, wie er es besaß.

»Das sieht noch ziemlich gut hier aus,« sagte er still zu sich, »wirklich ziemlich gut. Ich werde diesen Herbst doch noch ein paar Thaler mehr in der Tasche haben, als ich dachte. Vortreffliches Wetter heute, prächtiger Sonnenschein! Ah, wie die Luft so warm und duftig ist, das alte Herz dehnt sich dabei noch einmal so weit aus! Welch ein Genuß, so durch sein Eigenthum wandeln und sich sagen zu können: das Alles ist mein, hier hat kein Mensch zu gebieten als ich! Das ist ein königliches Gefühl, bei Gott! Denn hier bin ich König, ohne die Sorgen und die Last der Krone eines Königs. Fürwahr, ein Mann wie ich, ein Landedelmann, ist glücklicher als ein König – ich tausche nicht mit dem meinigen, so hoch er auch über mir steht. Um Vergebung, Majestät, aber nein, ich tausche nicht mit Ihnen. Sie leben da freilich in Ihrer glänzenden Stadt, auf Ihren herrlichen Schlössern, essen und trinken vielleicht etwas besser als ich, haben etwas mehr Geld – aber auch etwas mehr Unruhe und Arbeit. Unruhe und Arbeit – pah! das ist nach meinen Begriffen nicht gerade königlich. Ein König müßte weder Sorge und Unruhe haben, noch zu arbeiten brauchen. Ich – wenn ich auch dann und wann einige Unruhe habe – arbeite auch nicht. Dazu sind genug andere Menschen da, wozu hätte sie Gott sonst geschaffen! – Aber wie ruhig und heiter ist es hier um mich her! Hört man irgendwo einen Lärm, ein Geschrei, ein Getöse? Nein, nirgends ringsum; nur die Vögel höre ich in den Lüften über meinem Haupte zwitschern, nur der leise Wind rauscht in

den Blättern meiner Wälder. Wenn ich dagegen bedenke, wie die Menschen in einer so vollgepfropften Stadt, wie die Residenz unsers Königs ist, sich abquälen, stoßen und reiben, welch' ein Wust und Wirrwarr da Alles untereinander wirft, wie die lieben Leute darin sich anfeinden, überrumpeln, hassen und verachten, wie sie sich gegenseitig Gruben graben, in die bald der Eine, bald der Andere kopfüber stürzt – haha! das ist ordentlich zum Lachen. Nein, diese Flittergesellschaften, diese heuchlerischen Masken, die da umwandeln, diese Betrügereien und Täuschungen, die sie sich gegenseitig an den Hals werfen, nur um nach dem lumpigen Erwerbe zu jagen – hierher kommen und reichen sie nicht, ich bin darüber erhaben, wie selten ein Mensch, denn mir tritt Niemand zu nahe. Aber was wollten sie mir auch anhaben? Ich bin für meine Person fertig mit der Welt. Mein Haus ist bestellt, mein Vermögen gesichert, meine Junker – hm! sind erwachsen und werden mir Freude machen, denn sie haben meine Gedanken über die Welt und die Menschen geerbt; das Uebrige ist ihre Sache, mögen sie sich durchkämpfen, wie auch ich es gethan, ich wenigstens kann mir sagen, ich habe meine Schuldigkeit gegen sie erfüllt, da ich ihnen meinen Namen und mein Vermögen hinterlasse.«

Er blieb einen Augenblick stehen, kreuzte die Hände auf dem Rücken und ließ das Haupt etwas sinken. Es mußte ihm ein anderer Gedanke, eine Art Quergedanke, plötzlich durch den Kopf gefahren sein, der ihm nicht ganz angenehm war.

Er hatte eben an seine Söhne gedacht und sich ihrer gerühmt. Er dachte noch einmal an diese Söhne und – er ward still, ganz still, und schritt nachdenklich, träumerisch weiter, ohne zu wissen, wohin er ging. So verfolgte er den Weg, welchen er betreten hatte, wie eine bewußtlose Maschine, ohne zu bemerken, daß er allmählig bergan zu steigen begann. Dies war ein Weg, den der Fuß des Barons nur selten freiwillig betrat. Er scheute diese Anhöhe und deren Gipfel aus verschiedenen Gründen, die uns bald klar werden sollen. So eben hatte er noch in seinem Innern über sein Geschick frohlockt, sich mit einem König verglichen, und schon frohlockte er nicht mehr. Ja, er war sogar weit von diesem stolzen Siegesgefühl entfernt. Schon fing er an, in bittere Grübeleien zu versinken. Dabei gewahrte er nicht, wie sein Fuß immer höher stieg, wie sein Athem schneller und kürzer wurde, was gewiß ganz allein von der Mühe des Steigens kam.

So war das freie Feld hinter ihm geblieben und er schon unter den allmählig sich erhebenden Baumwuchs der Bergkette gerathen. Unvermerkt war es Abend geworden, die Bäume warfen schon längere und breitere Schatten – der Baron sah auch das kaum, bis er endlich inne wurde, daß er auf einem Punkte stand, wo er heute zu stehen nicht beabsichtigt hatte.

Hier oben unter den ersten Bäumen der mittleren Berghöhe nämlich lag der alte Friedhof der Familie Brandau auf Holzendorf. Es war ein schöner Gedanke des ehrwürdigen Vorfahren gewesen, der diesen einzigen vollkommenen Ruheort der Welt in diese Einsamkeit und

Stille verlegt hatte. Einfachen und bedeutsamen Sinnes hatte er sich und seinen Nachkommen gerade diese Friedensstätte ausgewählt. Von keiner vergänglichen kalten Steinmauer eingeschlossen, jedem Auge und Fuße erreichbar, allein von den rauschenden Bäumen des Waldes beschattet und überwölbt, lagen die Gräber der gestorbenen Vorfahren des Barons, etwas abseits auch die seiner Diener und Hausbewohner. So schauten die ruhigen Todten von der Höhe in das Thal der unruhigen Lebenden hinab. Eine schönere Ruhestätte hätte man ihnen unter den dunklen Tannen, den anmuthigen Lärchenbäumen und den riesiger hie und da sich erhebenden Eichenstämmen nicht geben können, denn sie war eben so schattig und traulich, wie still und friedlich. Wie gesagt, der Baron ging nicht gern und deshalb nur selten hierher. Er liebte es nicht, so lebendig, so warm, so gesund wie er war, an die Kranken, geschweige denn an die Todten erinnert zu werden. Nur in höchst wichtigen und feierlichen Lebensmomenten, oder wenn irgend ein aus seinem Kreise Gestorbener zu bestatten war, begab er sich wider Willen hierher. Dann aber beeilte er sich so viel wie möglich, bald wieder aus dem Bereiche der Todten in den der Lebendigen zurückzukehren.

Als er nun heute so unbewußt und seinen Grübeleien nachhängend die Höhe erstiegen hatte, hob er plötzlich sein Auge empor und bemerkte, daß er sich unter den Gräbern befand. Es wurde noch düsterer in seinem Geiste und eine schwere, trübe Wolke legte sich immer drückender auf sein Herz. Einen Augenblick schaute er sich rings

um, um sich in der Todtenstadt zu orientiren und siehe da, er stand an dem schönsten der Gräber, dem mit immergrünen Gewächsen geschmückten Friedenshügel seiner Frau, die schon vor vielen Jahren aus diesem Leben geschieden war. O, welcher Lebende weiß nicht, welche geheimnißvolle Macht in dem düsteren Schweigen dieser Hügel ruht! Ist es nicht dem Menschen, dessen Herz noch von Hoffnung schwillt, dessen Geist noch von Kraft strotzt, als ob in diesem Schweigen der Abgeschiedenen Stimme hörbar ertönte und lauter und verständlicher zu uns redete, als die tobenden Trompeten und Posaunen der lebendigen Welt?

Auch die unter diesem Hügel im freien Bergwalde Ruhende erhob heute ihre Stimme zu dem lebenden stolzen Manne. Er fühlte sich in Wahrheit etwas gedemüthigt. Sein kurz vorher noch so herrisches, glückliches Siegesgefühl schmolz in eine weiche, unbestimmte Empfindung um; war er vorher Edelmann, Baron gewesen, jetzt wurde er Mensch; hatte er vorher allein in der Gegenwart gelebt, jetzt dachte er an die Vergangenheit, und wer an diese denkt, springt auch leicht auf die Zukunft über. »Wie wird es künftig sein,« muß er denken – und dachte der Baron jetzt wirklich, »wenn noch Andere, jetzt Lebendige hier liegen werden? Wie wird dann die Welt beschaffen sein, was werden unsere Nachkommen von uns sagen? Werden wir in ihrem Sinne die Aufgabe gelöst haben, die wir ungelöst von unseren Vorfahren übernahmen? Werden wir unserm Stande und Herkommen würdig gelebt und gehandelt haben? Ha! Würdig! Das ist die

Hauptsache! Vielleicht streng, kalt, stolz – ja, aber würdig! Und würdig will ich enden, wie ich begonnen habe, und wenn es mir auch oft verdacht wird, nur meiner Ehre, meinem Namen gemäß zu handeln, zu viel Werth auf ein mir vielleicht vom Zufall gegebenes Etwas zu legen – mein eigenes Herz soll allein den Richterspruch über meine Handlungen fällen, und mein Herz ist rein. Ja, rein, bei Gott, wenn ich auch bisweilen gefehlt habe, wie alle Menschen einmal fehlen. Also vorwärts, wie es auch kommen mag! Und damit genug für heute. Ich habe vollauf gewinselt, nun will ich denken und – handeln.«

Nachdem er dieses Selbstgespräch geendigt, erhob er sich von dem stillen grünen Hügel, auf den er sich einige Minuten unwillkürlich niedergelassen, winkte mit der Hand wie zum Gruße darüber hin und schritt, immer noch in Gedanken bei den Gräbern weilend, die Höhe vollends hinauf, auf der sich der Wald nach und nach immer voller und mächtiger ausbreitete.

Aber der Mensch ist nicht ganz und immer stark, wenn er auch oft stark ist; das räthselhafte Gefühlsleben in seiner Seele ist oft gewaltiger als sein Wille und beherrscht ihn wider Vermuthen. So auch hier. Die Gedanken an die Todten – wir werden uns mit Einigen von ihnen noch öfter zu beschäftigen haben – waren zu ergreifend gewesen, um sich so schnell von ihnen loslösen zu können; sie umklammerten den starken Mann und rissen ihn noch eine Weile in ihren geheimnißvollen Strudel hinein. In dieser geistigen Versunkenheit merkte er wieder nicht auf den Weg, den sein Fuß betrat, und so war er plötzlich

auf den Gipfel der Höhe gelangt, von dem man nicht allein nordwärts, wie vom Friedhofe aus, sondern auch südwärts in die weite Ebene blicken konnte, die jenseit des freiherrlichen Gutes sich meilenweit ausdehnte. Da stockte plötzlich sein Fuß, denn sein Auge hatte sich erhoben und schaute gleichsam verwundert in diese Ebene hinab. Wie durch einen Zauberschlag war der Baron aus der Vergangenheit in die Gegenwart versetzt, die Lebenden hatten die Todten aus seinen Gedanken getrieben, er war wieder der Baron, der Edelmann, der Mann mit dem starren, durch das Herkommen gestählten Herzen geworden. Und was war es, was er vor sich sah und was eine so große Wirkung auf seinen Geist äußern konnte? Etwas, was seit Jahr und Tag seinen ganzen persönlichen um Widerwillen erregte, seinen Haß, seinen Groll weckte, etwas, was ihn eben mit zu dem seltsamen Manne machte, der er wirklich war. In der Tiefe dieser Ebene, dicht unter seinen Augen, breitete sich eine große, viele Morgen Landes umfassende Fabrikanlage aus. Es war der in der ganzen Gegend berühmte Kupferhammer, ein Kohlen- und Eisenbergwerk nebst Eisengießerei, mit unzähligen Werkstätten, Hochöfen und Essen im großartigsten Maaßstabe ausgerüstet. Der in die Eingeweide der Erde dringende rastlose Menscheng Geist hatte hier im tiefen Schooße dieser Erde Reichthümer gewittert und nun waren werkthätige Hände gekommen, hatten den Boden aufgewühlt und in der Thal mächtige Schätze zu Tage gefördert. Aber nicht der Geist, die Thätigkeit

und die Mittel eines einzigen Menschen waren hier denkend und handelnd aufgetreten, es hatte sich eine Gesellschaft speculativer Köpfe zusammengefunden, die durch gemeinschaftliche Kraft die Erzeugnisse des ergiebigen Landes auszubeuten strebten, und durch die Zusammenwirkung vieler Mittel war es möglich geworden, einen Geschäftsbetrieb in's Leben zu rufen, wie er in diesen Theilen des Landes noch nicht bestanden hatte, und der sogar so groß und umfassend war, daß er ebensowohl die Aufmerksamkeit der Regierung, wie die Eifersucht reicher Privatleute erregt hatte. Seit wenigen Jahren war das neue Werk erst begonnen und schon ward es in's Große und Größte betrieben. Ein Gebäude, eine Werkstatt nach der anderen erhob sich aus dem Boden, und schon war die grüne Muttererde eine halbe Meile ringsum verschwunden und glühende Oefen und rauchende Essen verbreiteten weit im Umkreise die Kunde von der Betriebsamkeit ohne Ende, die auf diesem kleinen Erdenraume waltete.

Aber gerade diese rauchenden Essen, mit ihrer rastlosen Geschäftigkeit, diese Umwandlung eines fruchtbaren Ackerlandes in eine schwarze, von Menschenhänden aufgewühlte Wüste verabscheute der Baron als eine namenlos unzeitige Neuerung auf das Entschiedenste. Das friedliche Stillleben, welches hier seit Menschengedenken gewaltet, war unterbrochen, verbannt – auf ewig; qualmende Oefen trieben ihren Dampf, ihren Schwefelgeruch weit und breit über die benachbarten Gefilde. Wo früher ein prächtiger Hochwald zum Jagen gestanden,

erhoben sich jetzt dumpfige Arbeiterhütten, wo das goldene Getreide gewachsen, hatte man die fruchtbare Gotteserde beseitigt und war in den Boden gedrungen, um Kohlen und Erz zu suchen. Das war eine vollkommene Entweihung der lautersten Gabe Gottes im Sinne des unwandelbaren Barons. Er verstand von dieser Neuerung nichts, sie fand keinen Anklang in seinen patriarchalischen Neigungen, also war sie ihm verhaßt bis in's tiefste Herz hinein. Er verabscheute die Menschen, die sich mit diesem Culturzweige befaßten, denn sie hatten ihm nicht allein seinen Frieden zerstört, seine Nachbarschaft befleckt, sein altes Erbgut verleidet, sondern sie preßten und drängten auch immer näher an ihn heran, sie rückten ihm immer enger auf den Leib, sie drohten nach und nach alles fruchtbare Land mit ihrer nimmersatten Geldgier zu verschlingen, was nur im Umkreise des Kupferhammers von irgend einem Besitzer zu verkaufen war. Eine Regung des Unwillens durchzuckte seinen ganzen Körper bei diesem Anblick, der ihn diesmal um so tiefer ergriff, je unerwarteter er gekommen war. Selten, fast nie kam er hierher, um sich nicht zu ärgern, sich nicht bedrückt zu fühlen, und nun war er plötzlich so ganz wider seinen Willen zu dieser Stelle gelangt und mußte nun mit eigenen Augen sehen, was er aus ganzer Seele verabscheute.

»Pfui!« sagte er brummend, »wie bin ich von meinen Gedanken an jene Begrabenen verlockt worden, ganz gegen meine Neigung auf diese verdammte Fabrik zu blicken. Ha, welche stinkende Masse verdunkelt da den

wunderschönen Abend, welcher qualmende, höllische Rauch wirbelt aus diesen Teufelsöfen empor, um einem unschuldigen Menschen das Athmen zu erschweren! – Und wie das Ungethüm wächst und wächst – da sind wieder drei himmelstürmende Schornsteine entstanden, und da und da brodelt das unheimliche Feuer von Neuem in die süße Sommerluft hinauf. Daß mir Solches begegnen mußte, – nun ist mir der ganze wonnige Tag verdorben! Mein schönes Gut, mein väterlicher Besitz, das Erbtheil meiner Familie wird mir dadurch wie nie zuvor verleidet. Giebt es denn keine Gerechtigkeit auf Erden mehr, die dergleichen Ungebühr verhindern und verrotten könnte? Nein, es giebt keine, leider Gottes! Was habe ich nicht Alles gethan, um mir die wucherischen Unholde fern zu halten, ihnen das Wühlen in der Erde zu erschweren, und Niemand, Niemand ist in meinem gerechten Widerstande auf meine Seite getreten. Wohin soll man sich noch verkriechen vor solchem Gewürm – beinahe möchte man in die Einöde ziehen, um Herr über das Seinige und frei zu bleiben von diesen Neuerungen, die noch das ganze Angesicht der Erde zerfleischen werden! Wo soll man bald noch jagen und fischen und säen nach Herzenslust, wie unsere Vorfahren thaten – gesegnet seien sie! – aber Ihr da, da unten, die Ihr mich auf allen Wegen verfolgt, mich auf alle Weise ärgert und stört – Ihr seid verdammt!«

Bei diesen laut und leidenschaftlich gesprochenen Worten mit dem Fuße wüthend auf die Erde stampfend,

die von Gott dem Menschen gegeben ward, um sich aller ihrer reichen Gaben zu bedienen, welcher Art dieselben auch sein mögen, wandte er sich unwillig von der schwarzen dampfenden Stätte ab und schritt hastigen und heftigen Wesens die Anhöhe hinab, diesmal jedoch mit Vorsicht die Ruhestätte der Gestorbenen vermeidend, die ihn so ganz wider seinen Wunsch und Willen hierher verlockt hatten.

Viel rascher als er hinaufgegangen war, kam er so die Anhöhe hernieder, und noch mit seinen Gedanken bei dem eben Gesehenen weilend, hörte er kaum, was in seiner unmittelbaren Nähe vorging. Plötzlich aber, als er eben aus den Bäumen auf den freieren Abhang austrat, schaute er auf und ward von einem neuen unerwarteten Anblick betroffen. Ein armes Weib aus einer der Hütten seines Dorfes hockte nicht weit von ihm entfernt auf der Erde und weinte und schrie laut, während sie ein paar Jungen von etwa acht und zwölf Jahren mit ihren Fäusten bearbeitete, die sich diese seltsame Liebkosung nur mit entsetzlichem Sträuben und Gebrüll gefallen ließen. In der Aufgeregtheit seines Innern, in der sich der Baron noch in diesem Augenblick befand, nahm er sogleich Partei für die strafende Alte und zollte ihrer Handlung und ihrem Zorne Beifall, obgleich er den Grund derselben nicht kannte.

»Hau't zu, hau't zu!« rief er ihr schon von Weitem entgegen, »die Rangen verdienen es nicht besser!« Allein er bewirkte hierdurch gerade das Gegentheil von Dem, was er bewirken wollte. Denn die Frau, als sie die nur

zu wohlbekannte Stimme hörte, sprang von der Erde auf und ließ die Jungen, die sie bei den Haaren gehalten, fahren, die sich ihrerseits sogleich, wie gepeitschte Füllen auseinander stiebend, in der Tiefe des benachbarten Waldes verloren. Noch aufgebracht von dem gehabten Aerger und mit von der Anstrengung des Prügelns geröthetem Gesicht stand sie da, schluchzte und jammerte noch lauter und streckte dem nahenden Herrn, den sie alsbald erkannt, gleichsam um Hülfe flehend die Hände entgegen.

»Nun, warum laßt Ihr die Schlingel laufen, Trude?« sagte der Baron, als er ganz nahe gekommen war. »Ich wollte Euch eben helfen. Aber was giebt es – was haben die Buben verbochen?«

»Ach, gnädiger Herr,« schluchzte die Frau, »ich habe ein schreckliches Elend mit meinen Kindern. Die Brut wird alle Tage fauler und frecher, und leider nehmen die Kräfte der Alten eben so schnell ab, wie die der Jungen wachsen.«

»Seht Ihr wohl, das dachte ich mir eben, darum wollte ich Euch beistehen. Aber was hatten sie denn verbochen? Laßt mich nicht zu lange auf eine vernünftige Antwort warten.«

»Verbochen, gnädiger Herr? Ei, sie verbrechen immer Etwas und haben noch nichts Gutes in ihrem Leben gethan. Ich habe ein wahres Unglück mit meinen drei Jungen, sage ich Ihnen.«

Der Baron war plötzlich still geworden und fühlte sich weniger zum Beistande aufgelegt als kurz vorher; auch wurde er sichtbar etwas bleicher als gewöhnlich.

»Drei Jungen habt Ihr?« fragte er kleinlaut.

»Ja, drei, Herr Baron, just so viel, wie Sie selber.«

Bei diesen einfachen Worten wurde der Baron noch bleicher und es wandelte ihn eine Art unwillkürlicher, unbestimmter Furcht an, Etwas hören zu müssen, was ihm nicht angenehm zu hören war. Er schaute die Frau fragend an, aber er fand kein Wort, diese Frage laut werden zu lassen. Die Alte indessen verstand den Blick und fuhr in ihren Klagen sogleich fort.

»Ja, drei Rangen, gnädiger Herr,« sagte sie, »just so viel wie Sie, und alle Drei ärgern und quälen mich zu Tode.«

»Aber ich sehe ja nur zwei hier, die heute etwas Böses begangen haben können,« erwiderte der Baron etwas verlegen.

»Auch darin geht es mir wie Ihnen, denn mein Aeltester ist auf und davon gegangen, und ich weiß so wenig, wo er ist, wie Sie wissen, wo Ihr ältester Junker sich umhertreibt.«

Dem Baron fing die Haut an zu schaudern. Er hätte gern das Gespräch abgebrochen, noch lieber gar nicht begonnen, und es reute ihn schon, seine Hülfe da ungetragen zu haben, wo sie nicht verlangt worden war. »Was geht Euch das an?« schnaubte er endlich mit seinem härtesten Tone auf das arme Weib los.

»Halten zu Gnaden, was mich das angeht? Fragten Sie mich nicht danach, was meine Jungen verbochen – und da wollt' ich es Ihnen eben sagen.«

»Macht die Sache kurz, Ihr langweilt mich mit Eurem Gebelfer – was haben diese *beiden* Jungen verbochen, frage ich?«

»Ei, sie ahmen ihrem ältesten Bruder nach, der auch ein so durchtriebener Schelm war, ehe er fortlief. Er bekümmerte sich um Dinge, die ihn nichts angingen, steckte seine Nase in aller Leute Brei, statt mir zu helfen, sagte mir harte Worte, bis ich ihn eines Tages durchbläute und er auf und davon lief – das war vor vier Jahren – und ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.«

Der Zorn des Edelmanns war plötzlich verflogen; er senkte etwas das stolze Haupt und murmelte unverständliche Worte in seinen grauen Bart.

»Ja, er lief davon,« fuhr das Weib fort, die ihren Sieg merkte, »und ließ mir die Sorge zurück, nicht zu wissen, was aus ihm geworden ist – ach! und nun treten diese Rangen in seine Fußtapfen und ärgern mich eben so, wo nicht noch mehr.«

»Was machen sie?« fragte der Baron hüstelnd.

»Sie mausen mir das Brod aus dem Korbe da, während ich trocknes Holz suche, und zehren mir den kargen Bissen für einen ganzen Tag in einer Stunde auf – ist das nicht zum Todtärgeren?«

»Es ist wenigstens zum Aergern – allerdings – da, da habt Ihr eine Kleinigkeit – kauft Euch anderes Brod, und erzieht die Jungen sorgsam.«

»Erziehen? Sorgsam? O, wie Sie das so leicht sagen, gnädiger Herr; das ist in Wahrheit schneller gesprochen als gethan. Ich will Ihnen wünschen, daß Sie nicht so schlimme Erfahrungen darin machen wie ich – es hat sich etwas zu erziehen bei der Brut heutigen Tages! Die erzieht sich selber, und wir Alten haben das Zusehen und müssen Gott danken, wenn sie nicht ganz aus der Art schlagen und an den Galgen kommen. Guten Abend, Herr Baron, ich danke Ihnen.«

Und so rasch, wie sie diese letzten Sätze gesprochen, ging sie auf und davon und war bald hinter den Gebüsch der Anhöhe verschwunden, den Baron in einer Fülle tobender Gedanken zurücklassend, die ihn eben so unvermuthet bestürmt hatten, wie sie nicht gerade tröstlich in ihrer Art waren. »Man muß Gott danken, wenn sie nicht ganz aus der Art schlagen,« murmelte er in sich hinein, aber das ›an den Galgen kommen‹ verschluckte er, denn das war ihm doch gar zu gemein. »Ja, ja, das ist wahr,« sagte er dann, »darin hat sie Recht. Wie merkwürdig ist dieses Zusammentreffen unseres Unglücks! Nichts in der Welt ist nur einmal dagewesen. Kein Mensch hat Anspruch darauf, daß ihm etwas Besonderes geschehen ist, nicht einmal ich, der ich ein Edemann, und reich und begütert bin. Ja, ja, ja, gemeinsam sind die Freuden und Leiden auf dieser Welt. Diese armselige Creatur, dieses Tagelöhnerweib leidet an demselben Kummer wie ich, an demselben Gram. Sie hat drei Söhne – wie ich – und doch nur zwei Söhne, gerade wie ich. Aber halt – Eins stimmt

nicht. Diese, ihre zwei Söhne – sind Rangens, meine beiden mir gebliebenen Söhne – sind Kinder *von mir* – sie wenigstens werden nicht aus der Art schlagen, das wäre unmöglich; dafür zu sorgen, daß das nicht geschieht, habe ich die Kraft, den Willen und –«

»Hollah, endlich!« rief plötzlich eine laute Stimme aus dem Walde hervor, und der Arzt, dem die beschenkte Frau den Aufenthalt des Barons angedeutet hatte, ward auf seinem keuchenden Schimmel im Zwielicht des Abends sichtbar. Auf den ersten Blick sah man ihm an, daß es nicht der Zufall war, der ihn auf diesem Wege dem Gutsherrn entgegenführe, sondern eine bestimmte Absicht die Ursache seines hastigen Rittes in den Bergen sei.

Sobald er des Doctors ansichtig wurde, wußte dies der Baron. »Sind denn heute alle Hunde der Hölle gegen mich losgelassen?« dachte er. »Soll ich noch mehr erleben? – Was ist im Hause geschehen?« fragte er heftig. – »Hat sich die alte Hanne etwa den Hals gebrochen?« Und mehr erschüttert, als er sehen lassen wollte, was ihm jedoch bei dem scharfsichtigen Arzte nicht im Geringsten gelang, trat er diesem gleich darauf gegenüber, der von seinem Pferde gestiegen war und sich zu ihm gesellt hatte.

»Was bringen Sie, Doctor?« fragte der Baron ernst und beinahe feierlich.

»Etwas Neues, Herr Baron, was Sie heute nicht erwartet haben.«

»Mir ist heute sehr viel Neues begegnet, was ich nicht erwartet habe – sprechen Sie!«

»Ihre Nichte aus dem Irrenhause ist angelangt und es wird gut sein, wenn Sie nach Hause kommen, um ihrem Wehklagen ein Ende zu machen.«

Der Baron riß die Augen weit auf und starrte den Arzt wie ein Gespenst an. Eine ganze Reihenfolge neuer schrecklicher Gedanken drang wie eine Springfluth auf ihn ein und er ward wider Willen noch einmal in die Vergangenheit versetzt, die ihm heute schon mehrmals ihre dunklen Pforten geöffnet hatte. »Ihrem Wehklagen?« fragte er mit zerknirschter Miene. »Ist sie denn auch verrückt wie ihre Mutter? Haben uns die Herren aus dem vermaledeiten Hause nicht die Wahrheit geschrieben?«

»Nein, nein,« versetzte der Arzt, milde lächelnd, »sie ist so vernünftig wie wir Beide, und nur um Ihnen diese frohe Botschaft zu bringen, bin ich schnell aus dem Hause geeilt.«

»Mann, Ihr habt Euch doch nicht gefürchtet? Ihr sehet ein wenig zu blaß für den Ueberbringer einer frohen Botschaft aus.«

»Wovor denn fürchten? Das junge Mädchen ist wahrlich nicht der Art, einem Manne Furcht einzuflößen.«

»Wie so? Von welcher Art ist sie denn? Sieht sie noch wie ein Kind aus?«

»Bewahre, *der* Ausdruck paßt für sie lange nicht mehr. So viel ich aber aus ihrem von Thränen geschwellenen Gesicht gesehen habe, hat sie ein schönes Gesicht, und

was ihre übrige Person betrifft, so ist die auch weit über die Kinderjahre hinaus.«

»Aber warum wehklagte und weinte sie denn?«

»Das war ein natürlicher Schmerzensausbruch, weil sie sich von einer Dame trennen sollte, die sie nach Holzen-dorf gebracht hatte.«

»So, so, das ist die ganze Geschichte! Nun, das ist freilich nicht zum Erschrecken, aber ich bin neugierig, das arme Ding zu sehen. Kommt, laßt uns gehen. – Ja, ja,« sagte er dann halb zu sich, halb zu dem auf dem schmalen Fußpfade hinter ihm her reitenden Doctor, während er mit etwas hastigem Schritt den nächsten Weg nach dem Schlosse einschlug, »ja, ja, ich freue mich sehr, wenn es so ist, wie Ihr sagt, obgleich ich mich auch etwas ängstige, zum ersten Mal ihr Angesicht zu sehen. Doctor, erinnert Ihr Euch noch meiner verstorbenen Halbschwester, ihrer Mutter?«

»Noch ganz deutlich – es sind ja erst neunzehn Jahre her, daß sie hier auf dem Gute lebte, und ich habe sie ja damals selbst nach dem Irrenhause gebracht.«

»Nun denn, sieht ihr das Mädchen ähnlich?«

»Ganz gewiß, die alte Hanne und ich haben es auf den ersten Blick bemerkt, nur ist ihre Figur noch schöner und voller. Ach ja, so schön die Mutter war, darin ist ihr die Tochter wenigstens gleichgekommen.«

Der Baron lächelte still vor sich hin; er sah so gern schöne Gesichter in seiner Umgebung. Sich freuend, daß seine Nichte wenigstens nicht ›aus der Art geschlagen‹, schritt er allmählig dem Gutshofe näher und erreichte ihn,

immer mehr von den Lobreden erbaut, die der Doctor dem jungen Fräulein zu spenden fortfuhr.

Unterdessen war es allmählig dunkel, das heißt so dunkel geworden, wie es an einem Juniabend überhaupt werden kann. Von den verschiedenen Gemüthsbewegungen, die ihn im Laufe des Nachmittags heimgesucht hatten, erschüttert, trat der Baron von der Parkseite her in sein Schloß ein. Er schritt ungewöhnlich heftig einher, auf seiner Stirn thronte trotz aller erlebten Demüthigung wieder der alte herrische Zug, den er selten oder nie abzulegen pflegte, wenn er unter seinen Dienern inmitten der sichtbaren Zeugen seiner Herrschaft wandelte. Sein Diener Friedrich aber, der aus alter Gewohnheit die Miene seines Herrn studirte und, ein lebendiges Wetterglas zu entziffern verstand, ob sie auf Sturm oder Sonnenschein deute, merkte ihm sogleich seine erregte Stimmung an und hielt sich etwas entfernt, zumal er gewahrte, daß der Doctor Millinger die Anmeldung des jungen Fräuleins schon übernommen hatte.

Im Hause selbst war Alles still, wie gewöhnlich, fast noch stiller, denn die Mägde hatten sich in die Küche zurückgezogen und flüsterten sich hier geheimnißvoll ihre Befürchtungen über die neue Erscheinung im Hause zu, nachdem die älteren Personen den jüngeren die Vorgänge innerhalb der herrschaftlichen Familie aus früheren

Jahren, welche eben diese junge Dame betrafen, mitgeteilt hatten. Frau Hanne dagegen hielt sich mit derselben in ihrem Zimmer auf und bemühte sich, so viel in ihren Kräften stand, sie zu trösten und sie schon im Voraus mit ihrem neuen Aufenthaltsorte in jederlei Richtung bekannt zu machen.

Der Baron saß in seinem Zimmer, einem einfachen, ohne allen neueren Luxus ausgestatteten, aber sehr geräumigen und für einen alten Herrn außerordentlich bequemen Gemach, welches Friedrich sogleich nach seiner Ankunft erleuchtet hatte, indem er, eine große Lampe auf ihren gewöhnlichen Platz, den runden Mischelisch stellte; wider Gewohnheit ließ sich der Gutsherr von ihm die Stiefel ausziehen, da ihn die Füße vom langen Gehen schmerzten, seinen Rock aber legte er niemals vor Schlafengehen, also auch heute nicht ab. Während Friedrich diesen Dienst verrichtete, wechselte der Baron mit dem Arzte einige Worte, der sich sodann verabschiedete, nachdem er versprochen, am nächsten Morgen wieder vorüber zu kommen, um sich seine neue Patientin – so nannte er lächelnd die junge Dame des Hauses – bei Tage anzusehen.

Als der Arzt gegangen war und Friedrich seine Dienste in gewöhnlichem Schweigen beendet hatte, erhob der Baron den Kopf und blickte seinen Diener forschend an. »Nun,« sagte er in althergebrachtem lauten und etwas derben Tone – »wo bleibt die Alte?«

»Soll sie denn kommen, Herr Baron?« fragte der Diener bescheiden und glotzte erstaunt seinen Herrn an,

denn es war etwas Seltenes, daß dieser eine von den im Hause anwesenden Frauen, die er alle nicht leiden mochte, auf sein Zimmer beschied.

»Versteht sich von selbst, daß sie kommen soll – habe ich Dir das nicht schon einmal gesagt?«

»Sie haben mir noch Nichts gesagt, Herr Baron.«

»Dummkopf! So habe ich mir's gedacht – kennst Du mich noch nicht genug, um das nicht zu wissen? Schnell, mach Dich fort!«

Der Diener entfernte sich eiligst. Nach einigen Minuten pochte es leise an die Thür und bald darauf trat die alte Hanne ein, ein ziemlich nasses Taschentuch in der Hand haltend und die Augen von mitleidvollen Thränen stark geröthet.

»Nun,« sagte der Baron, seine gewöhnliche Anrede gebrauchend, »ich habe es schon gehört, Hanne, sie ist da – ja, ja, sie ist da – aber warum spricht Ihr nicht?«

»Ach Gott, gnädiger Herr, mein Herz ist so bewegt – das arme Kind –«

»Euer Herz bewegt? Das arme Kind? Was soll das heißen?« Und der Baron ward wieder betroffen ob der neuen Mähre, die auf den Lippen der Alten zu schweben schien.

»Ach lieber Gott, ja, sie ist da, wie Sie sagen, aber ich kann mich noch immer nicht von meiner Besorgniß losmachen –«

»Von welcher Besorgniß?«

»Daß sie – von ihrer seligen Mutter – einen Theil ihrer Krankheit geerbt hat.«

»Weib!« preßte der Baron hervor, als ob die Alte schuld daran sei – »Erschreckt mich nicht. Warum hätten wir sie denn herkommen lassen? Woraus schließt Ihr das, woher stammt Eure Besorgniß?«

»Sie sitzt immer noch in einer Ecke in meinem Zimmer, von dem sie sich gar nicht trennen mag, seitdem sie aus dem Garten hereingekommen ist, und weint und schluchzt, als ob ihr das Leben genommen werden sollte.«

»Ach so! Darum also ängstigt Ihr mich? Nach Eurer Meinung seid Ihr also auch verrückt, denn Ihr macht es nicht besser als sie. Hört jetzt mit dem Seufzen auf – ich bitte es mir aus – und sagt mir lieber, was sie spricht und thut.«

»Nichts spricht sie, nichts thut sie. Sie seufzt und stöhnt, daß es einen Stein erbarmen könnte.«

»So. Und wie sieht sie aus?«

»Gott steh' mir bei, das ist es gerade, was mich am meisten besorgt macht. Sie sieht genau so aus wie ihre gute Mutter, die Frau Baronin, vor zwanzig Jahren ausah, eben so schön, eben so traurig, und sie seufzt auch eben so schwermüthig.«

Der Baron senkte den Kopf. »So zeigt sie mir doch,« sagte er endlich.

»Soll ich sie holen?«

»Ja, bringt sie her und laßt mich mit ihr allein.«

Während der kurzen Pause, die nach der Entfernung der Alten eintrat und in der man nichts hörte als den eintönigen Schlag der Pendeluhr, die auf einer Console

über dem Schreibpult des Barons stand, ging dieser mit gesenktem Kopfe und gekreuzten Armen auf seinem Teppich hin und her. Sein Herz klopfte stärker, als er selber wußte, und seine Besorgniß, etwas Schreckliches zu erfahren, war nicht gering, wenn er sich auch vor dem Arzte und der alten Hanne dagegen gewaffnet und gepanzert gezeigt hatte; ein alter Familienkummer, der vor langen Jahren in seinem Herzen gewühlt und nur von Zeit zu Zeit halb wach geworden war, trat jetzt zum zweiten Male lebendig aus seinem Grabe hervor und erschütterte gewaltig das Herz des strengen Mannes, der noch vor Kurzem in seinem Uebermuth ausgerufen hatte: »Wie bin ich so glücklich, wie bin ich zu beneiden! Bin ich nicht viel glücklicher, als selbst der König, mein Herr, der so viele Sorgen hat?« –

Endlich wurde seiner bangen Erwartung ein Ende gemacht; er hörte verschiedene leise Schritte auf dem Vor-saal und rauschende Kleider; ein Finger klopfte bescheiden an die Thür, und auf seinen Ruf trat die Schaffnerin wieder herein, an ihrer Hand die junge Dame führend, deren Ankunft so allgemeine Bestürzung auf Holzendorf hervorgerufen hatte.

Die Augen des Barons schienen aus ihren Höhlen hervortreten zu wollen, so strebten sie der bänglich Erwarteten entgegen. Kaum aber war dieselbe in den Bereich der helleren Strahlen der Lampe gekommen, so fuhr er einen Schritt zurück und starrte sie halb erschrocken, halb freudig an, denn er las auf den so schön und anmuthig ausgeprägten Gesichtszügen des jungen Mädchens, daß sie

in der That das Kind seiner Schwester, der unglücklichen Baronin Clotilde von Steinach sei.

»Treten Sie näher, mein liebes Fräulein,« sagte die Alte zutraulich – »da sehen Sie, das ist Ihr Oheim, der Herr Baron von Brandau, der Bruder Ihrer armen Mutter, die Sie so sehr beklagen.«

»Mein Oheim!« rief die Angeredete laut und warf sich schluchzend in die Arme des Verwandten, an dessen Herz sie einen neuen Zufluchtsort zu finden hierher geschickt war.

Der Baron hatte seit dem Tode seiner Frau, also seit mehr als zwanzig Jahren, kein weibliches Wesen in seine Arme geschlossen, das sah man ihm auf den ersten Blick an. Wie Jemand, der nicht gewohnt ist, mit Kindern umzugehen, ein kleines Kind ungeschickt auf den Armen trägt, auf ähnliche Weise hielt auch er das schöne Mädchen umfassen. Aber nur kurze Zeit ließ er diese Ungeschicklichkeit blicken. Allmählig ward er sich seiner Stellung, seines Verhältnisses zu der Schutzbefohlenen bewußt, die ihm so zutrauensvoll und kindlich hingehend in die Arme gesunken war. Er fühlte die weiche warme Gestalt an seinem Herzen und sie erweichte und erwärmte dasselbe von Augenblick zu Augenblick mehr. Allmählig schloß er sie inniger an sich, küßte ihr wiederholt Stirn und Wangen und sagte ein Mal über das andere: »Mein Kind, mein armes, liebes Kind, sei mir willkommen!« Dann ließ er sie aus seinen Armen los, nöthigte sie, sich auf einen Stuhl zu setzen, und ließ sich selbst in seinen bequemen Sessel ihr gegenüber nieder, worauf

er der verwundert zuschauenden Alten einen Wink gab, daß sie sich entfernen könne.

Als diese erste Scene zwischen Oheim und Nichte vorüber war, trat eine seltsame Pause zwischen Beiden ein, die von Seiten der Letzteren mit leisem Weinen, von Seiten des Ersteren dadurch ausgefüllt wurde, daß er von seinem Stuhle aus einen scharf beobachtenden Blick auf die vor ihm sitzende Gestalt heftete, sie wiederholt vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete und sich dabei immer mehr bewußt wurde, daß er von diesem Augenblick an eine Pflicht übernommen habe, von deren Nothwendigkeit er kurz vorher noch keine Ahnung gehabt, so wie, daß ihm diese kleine Person, die ihm an und für sich so lieb und werth war, in Zukunft neue Sorgen bereiten könnte, die er sich nicht habe träumen lassen, und Sorge – wir wissen es ja schon – hatte der Baron nicht gern, er wollte sie nicht mehr haben, denn er hatte ihrer, seiner Meinung nach, genug gehabt; von nun an sollte das Leben nur noch ein Genuß für ihn sein, da zufolge seiner Berechnung alles Dunkele und Trübe hinter ihm lag.

»Du heißest Marie?« fragte er sie am Ende seiner langen und aufmerksamen Prüfung.

»Ja, mein Oheim, so heiße ich.«

»Warum weinst Du so unaufhörlich?«

»Ich bitte um Verzeihung, daß ich mit dieser Schwäche vor Ihre Augen trete; vergebens bemühe ich mich, diese Thränen zu stillen, aber sie fließen von selbst und wider meinen Willen aus meinen Augen. Ach, es ist schwer, sich

in eine so ganz neue Lage zu finden, wenn man alle seine Freunde und seine Heimat verlassen hat.«

Dem Baron schauderte unwillkürlich die Haut. Von dieser Heimat wollte er nicht sprechen und nicht sprechen hören – es war ja das Irrenhaus – aber wer sollten denn jene Freunde sein, dachte er, und bald sprach er diese Frage laut, obwohl etwas zaghaft aus.

»Die Bewohner des Irrenhauses,« erwiderte sie ganz unbefangen, »die Herren Aerzte, der Geistliche, die Beamten, vor allen Dingen aber die Wahnsinnigen.«

»Die Wahnsinnigen? Die nennst Du Deine Freunde?«

»Gewiß, sie waren es vorzüglich, die mich liebten und die ich wieder liebte –«

»Aber das ist ja gar nicht zu begreifen –«

Hier hob Marie zum ersten Male ihren Kopf empor und schlug, mit der ihr eigenthümlichen, bezaubernden Innigkeit langsam die Augen auf. Ihre Lider hoben sich allmählig ganz und ein großes, volles blaues Auge schaute den Fragenden eben so verwundert wie seelenvoll an.

»Wie kann man Wahnsinnige lieben?« fragte der Baron, nicht wissend, daß er diese Worte laut sprach.

»Wie man sie lieben kann? Warum nicht! Sind es nicht gute, arme, hülfbedürftige Menschen, denen die Barmherzigkeit und das Mitleid anderer, glücklicherer Menschen wohl thut? O, ich habe sie sehr geliebt und werde sie ewig lieben.«

Diese mit fester und nachdrücklicher Betonung ausgesprochenen einfachen Worte verdutzten den Baron völlig.

»So!« sagte er leise und rieb sich vor Verlegenheit die Hände. »Wenn doch der Doctor hier geblieben wäre!« dachte er gleich darauf. »Es scheint wirklich mit ihr auch nicht recht richtig zu sein. – Nun gut,« sagte er laut, um doch etwas zu sagen, »liebe sie, meinetwegen. Aber nun erzähle mir Etwas –«

»Was soll ich Ihnen erzählen?«

»Vor allen Dingen dutze mich, wie ich Dich dutze – darum bitte ich, denn ich bin Dein nächster Verwandter. Dann erzähle mir, was – was Du willst, von Deinen Freunden zum Beispiel.«

Marie schlug vor Freuden die Hände zusammen, da sie von Dem sprechen sollte, was ihr ganzes Herz erfüllte. Anfangs hörte der Baron aufmerksam zu, bald aber, da immer nur von Wahnsinnigen, Melancholischen, Tob-süchtigen die Rede war, vergaß er zuzuhören, gab sich vielmehr ganz und gar den bängsten Ideen hin, die ihn noch in seinem Leben gepeinigt hatten, wobei ihm endlich der Angstschweiß von der Stirn perlte. So hatte das junge Mädchen beinahe eine halbe Stunde gesprochen, ohne daß der Baron mehr als den Anfang ihrer Erzählung vernommen hätte. Endlich hörte sie zu sprechen auf. Es ward so still im Zimmer, daß man nur den Pendelschlag der alten Uhr noch allein vernahm.

Plötzlich gewahrte der Baron diese unheimliche Stille. »Hm! hm!« machte er, sich räuspernd, »es ist gut. Wir wollen es überlegen –«

»Was wollen Sie, oder, was willst Du Dir überlegen, mein Oheim?«

Aber er hatte wieder nicht gehört. Er ergriff eine neben ihm stehende Handglocke und schellte. Gleich darauf trat Frau Hanne wieder ein und fragte, was der gnädige Herr befehle.«

»Bringt meine Nichte – die Baroneß – hört Ihr – für's Erste auf Euer Zimmer. Ihr werdet diese Nacht mit ihr schlafen – warum glotzt Ihr mich so verwundert an?«

Die Alte hustete, warf bald einen Blick auf die Baroneß, bald einen auf den Baron, aber Beide verstanden sie nicht. Endlich faßte sie sich ein Herz, trat ganz nahe an den Baron heran und, einen Finger leise an ihre Stirn legend, fragte sie ihn flüsternd: »Sie soll bei mir schlafen?«

»Ja!« donnerte der Gefragte in einem Ton, den seine Diener nur zu gut an ihm kannten, um nicht sogleich auf seinen Wunsch einzugehen. »Ihr werdet bei ihr schlafen diese Nacht. Morgen wird ihr das Zimmer hier neben dem meinigen eingerichtet werden.«

»Neben dem Ihrigen? Das da, worin die gnädige Frau gewohnt?«

»Ja!«

»Was seit ihrem Tode nicht mehr bewohnt gewesen ist?«

»Ja, zum Teufel, ja – beliebt Euch etwa, noch mehr zu fragen?«

»Nein, durchaus nicht, Herr Baron. So kommen Sie, mein gnädiges Fräulein, Sie können zu Bett gehen und ich – und ich –«

»Ihr könnt meinetwegen auf dem Heuboden schlafen, wenn es Euch beliebt!« brummte der Baron ihr nach,

während sie mit der jungen Dame, die von ihrem Oheim schweigend Abschied genommen, aus dem Zimmer verschwand.

1. VIERTES KAPITEL. DIE DREI BRIEFE.

Nie, oder wenigstens sehr lange nicht, war dem Baron ein Tag und zumal ein Abend so rasch vergangen wie dieser, die verschiedenen unerwarteten Begegnisse im Laufe desselben hatten ihn auf eine merkwürdige Weise verkürzt, indem sie den alten Herrn dem Grübeln und Nachdenken überlieferten, dem er sonst eben nicht sehr zugethan war. Der regelrechte Gang des Lebens auf dem Gute war dadurch wesentlich unterbrochen worden, die Zeit des Abendessens war vorübergegangen, ohne daß der Hausherr das Verlangen kundgegeben hätte, man möge ihm zu essen und zu trinken vorsetzen. Jetzt war es zehn Uhr vorüber und schon glaubte man, es sei das Außerordentliche geschehen, der Baron habe außerhalb gespeist, als sich plötzlich seine Glocke hören ließ, die den alten Friedrich in sein Zimmer rief. Gleich darauf kam dieser wieder in die Küche gelaufen und meldete der schläfrigen Köchin, der gnädige Herr wolle etwas kaltes Fleisch, Butter und Brod und eine Flasche Burgunder haben.

In fünf Minuten war das Verlangte beschafft und der kleine Speisetisch im Wohnzimmer, mit allem Zubehör bedeckt, stand vor des Hungrigen Augen.

Der Anordnung des Barons gemäß, herrschten in seinem Hause ganz besondere Gewohnheiten in Bezug auf

die Tafel. Da er fast täglich allein aß, so hielt er es nicht der Mühe werth, im Speisesaale anrichten zu lassen, er aß daher in seinem gewöhnlichen Wohnzimmer an einem kleinen Tische, wobei Niemand, nicht einmal Friedrich, zugegen sein durfte, um seine Augen oder Ohren an dem Vorfallenden zu ergötzen. Jedoch mußte er im Vorzimmer harren, bis ihn die Glocke in's Zimmer rief, um die Tafel durch neue Speisen zu verlängern oder das Geräth wegzunehmen. So war es in Holzendorf gewesen, seitdem die gnädige Frau gestorben war, und nur, wenn Besuch kam, was äußerst selten geschah, wurde der alte Speisesaal seiner Bestimmung auf kurze Zeit zurückgegeben.

Für heute also war der Tisch des Barons bald bestellt. Aber immer noch nicht saß er auf seinem gewöhnlichen Platze, dem mit verblichenem Glanzleder überzogenen Polsterstuhl. Der heutige Tag war so überaus reich an Neuerungen gewesen, daß der alte Herr, der denselben in jeder Richtung so abhold war, sich gar nicht in das gewöhnliche Geleise zurück finden konnte. Er ging noch immer mit gesenktem Kopfe auf und nieder und wiederholte sich Zug für Zug, was ihm heute so Verschiedenes begegnet war, was er gesehen, gehört hatte, wobei er sorgenvoll bedachte, was sich daraus in Zukunft entwickeln könnte. Und doch sollten bei Weitem noch nicht alle Ueberraschungen, die ihn an diesem unheilvollen Tage verfolgten, vorüber sein, wie wir sogleich hören werden.

Endlich bemerkte er den gedeckten Tisch und setzte sich daran. Hastig riß er einige Bissen und trank dazu

ein paar Gläser des feurigen Weins, der vor ihm stand. Plötzlich kam ihm ein neuer Gedanke in den Sinn. Er griff nach der stets vor ihm stehenden Glocke und schellte heftig.

Gleich darauf sprang Friedrich in's Zimmer. »Was befehlen der Herr Baron?«

»Hat Wilhelm die Zeitung zu holen vergessen?«

»Um Vergebung, gnädiger Herr, er hat sie schon gebracht, als Sie noch im Freien waren, und drei Briefe waren auch auf der Post.«

Der Baron hob steif den Kopf in die Höhe, als hätte er etwas Unglaubliches vernommen. Und in der That, drei auf einmal auf dem Postamte in Holzendorf für ihn eintreffende Briefe waren eine seltene Erscheinung auf dem stillen Gute; denn wie der einsam lebende Herr wenig in Person mit den Nachbarn verkehrte, so hatte er auch längst alle briefliche Verbindung mit seinen Verwandten abgebrochen, und seine Söhne schrieben ihm nur zu seinem Geburtstage oder wenn sie neue Wechsel bei seinem Bankier in der Residenz angewiesen haben wollten.

»Drei Briefe!« rief der Baron mit erhobener Stimme. »Ist denn heute hier Alles verdreht? Bin ich behext? – Wo sind sie?«

»Hier liegen sie mit der Zeitung auf der gewöhnlichen Stelle unter dem Spiegel.« Während der alte Diener diese Worte mit phlegmatischem Tone sprach, ging er hin, nahm sie von dem Platze fort und legte sie vor seinen Herrn auf den Tisch.

Diesem war plötzlich aller Appetit vergangen. »Drei Briefe!« summte es in ihm nach – »Und heute! – Es sollte mich gar nicht wundern, wenn alle drei etwas Unerhörtes enthielten. Ha! Beinahe möchte ich sie unerbrochen bis morgen liegen lassen, sie verderben mir gewiß die Nachtruhe, und das liebe ich nicht. Aber nein – es muß heute Alles abgemacht werden, was eingefädelt ward, und morgen wollen wir wieder ruhig und gemächlich wie alle Tage vorher leben. – Geh hinaus, Friedrich – oder halt, nimm das Eßgeräth mit, nur den Wein laß stehen.«

In zwei Minuten war der Baron allein. Vor ihm stand links die brennende Lampe, rechts die Weinflasche, halb geleert, und das Glas; dazwischen lag die Zeitung und oben darauf die drei erwähnten Briefe. Sie lagen auf der Adresse, so daß der Baron ihre Aufschriften nicht sehen konnte, und die Siegel konnte er, da er etwas weitsichtig war, nicht sogleich erkennen. Er nahm die Briefe auf und zählte sie. »Richtig,« sagte er, »es sind drei, und zwei noch dazu dicker als gewöhnlich Was hat das zu bedeuten? Wohlan denn, das Unheil ist heute in vollem Lauf begriffen, wollen wir es tapfer bis zu Ende verfolgen.« Bei diesen Worten griff er rasch in die Brusttasche, holte seine Brille hervor und setzte sie auf. Dann nahm er den ersten Brief auf und las die Adresse. »Ah,« sagte er, »er ist von meinem Bankier. Nun, das kann nichts Besonderes sein; mein Vermögen ist gesichert und Gläubiger habe ich nicht.« Und doch zitterte er, als er das Couvert öffnete, den Bogen auseinander schlug und ihn zu lesen sich anschickte. Aber wie erschrak er, als er die ersten Zeilen

rasch überflogen, deren Inhalt er noch weniger erwartet hatte als Alles, was ihm an diesem sonderbaren Tage begegnet war. Die wenigen Worte aber, die das Schreiben enthielt, lauteten folgendermaßen:

»Mein Herrr Baron!

So eben komme ich von der Börse, wo ich eine Neuigkeit vernommen habe, die Sie vorzugsweise interessiren wird. Gestern, also am 2. Juni, hat das Ministerium eine Plenarsitzung gehalten und einstimmig beschlossen, die Eisenbahn, die jetzt nur bis . . . führt, bis . . . zu verlängern und dabei die Richtung über Holzendorf zu nehmen. Da die Schienenstränge unmittelbar das große Hüttenwerk in Ihrer Nähe, den Kupferhammer, berühren sollen, welches sich der ganz besonderen Protection der Regierung erfreut, so ist es natürlich, daß sie durch die Berge bei Ihrem Gute und also wahrscheinlich mitten durch Ihr Gut laufen werden. Da Sie nun bei diesem Beschluß stark betheilig sind, so benachrichtige ich Sie zeitig davon, damit Sie reiflich überlegen können, welchen Kaufpreis Sie für die abzutretenden Grundstücke verlangen wollen. Im Uebrigen habe ich die Ehre u. s. w.

Scheitler, Bankier.«

»Was!« schrie der Baron und sprang wüthend vom Stuhle auf, den er mitten in's Zimmer schleuderte – »eine Eisenbahn mitten durch mein Gut? Warum nicht gar durch mein Haus, meine Stube, mein Bett – ja, durch

mein Herz! Hat der Teufel heute mit mir sein Spiel oder bin ich wie die Anderen verdreht geworden?« Und er durchmaß im Sturmschritt das Zimmer, wobei eine Zornesröthe sein Gesicht entflammte, wie es an diesem Tage noch nicht vorgekommen war.

Nach einer Weile ging er noch einmal an den Tisch, beugte sich vornüber unter das Licht der Lampe und las noch einmal Wort für Wort den verhängnißvollen Brief. Als er zu Ende war, mußte er sich gestehen, daß er auch jetzt Dasselbe gelesen wie das erste Mal. »Bei meiner Ehre!« rief er und schlug sich mit der Hand vor die Stirn, daß es laut dröhnte, »das geht zu weit! Eine Eisenbahn – hier – durch mein Gut? Nein, das überbietet Alles, was mir heute begegnet ist. Habe ich nicht schon von dem dämonischen Spectakel und Gequalme des Kupferhammers genug, wenn ich frische Luft aus meinem Berge schöpfen will – soll ich auch noch die nichtswürdige Pfeife der Locomotive und das betäubende Gerassel der rollenden Wagen hören? Und mitten durch mein Gut, das Erb- und Stammgut meiner Familie, sollen sie laufen? Nein, bei meinem Leben! Das gutwillig zu dulden soll mich Niemand bereit finden. Wer will mir das Urtheil anthun – mir, dem Baron von Brandau auf Holzendorf? Oho! Und dieses Teufelswerk hier nebenan erfreut sich der Protection der Regierung? Sollten sie dergleichen mehr protegiren als ihre reichen Grundeigenthümer, ihre alten Krieger, ihre Edelleute? Das wollen wir einmal sehen! Da fahre ich schon morgen nach der Residenz zum Minister, zu allen Ministern, und wenn das nichts hilft, sogar

zum König. Er wird ein Einsehen haben, wird mich nicht unglücklich machen, wird mir mein Hab und Gut nicht zerstückeln wollen. Ja, ja, das wird das Beste sein und sogleich wollen wir die Vorkehrungen dazu treffen.«

Abermals ergriff er die Glocke und schellte, daß es durch das ganze stille Haus schallte, in welchem außer Friedrich schon Alles in den Betten lag.

Der alte Diener trat, so schläfrig er war, doch heftig erschrocken in's Zimmer. »Was befehlen Eure Gnaden?« fragten mehr seine weit aufgerissenen Augen als sein Mund.

»Friedrich, alter Graukopf, höre mich an. Packe sogleich meinen Koffer – lege die besten Sachen hinein – und bestelle um sieben Uhr meinen Sommerwagen nach ... Ich muß so schnell wie möglich nach der Residenz.«

«Nach der Residenz?» lallte der Diener, dem das fast noch wunderbarer vorkam, als seinem Herrn die eben gelesene Nachricht.

»Ja, nach der Residenz. Rede ich nicht mehr verständlich oder hast Du Deine Ohren verloren?«

»O ja doch – ich habe sie wohl noch – aber nach der Residenz?«

»Dummkopf! Ja, nach der Residenz – und um Punct sieben Uhr – marsch hinaus, Tölpel, wecke den Kutscher und bestelle Alles zur rechten Zeit. Dann kannst Du schlafen gehen, ich werde mich heute allein bedienen, da ich noch Viel zu thun habe.«

»Werden Sie denn allein fahren – nach der – Residenz – ohne mich, gnädiger Herr?«

»Ich werde allein fahren – fort!«

Friedrich schlich, der befehlenden Armbewegung seines Herrn gehorchend, aus dem Zimmer, wie ein Mensch, der nicht recht weiß, ob er wacht oder träumt, und überlegte in Wahrheit, ob er diesmal den Befehlen seines Herrn Folge leisten solle oder nicht, denn es klang doch zu sonderbar, was er vernommen, da, wie er bestimmt wußte, der Baron sechszehn Jahre nicht in der Residenz gewesen war. Endlich aber, blindlings wie immer den ihm gegebenen Befehlen gehorsam, führte er dieselben aus, indem er den Koffer packte und den Kutscher bestellte, den zu überreden er Mühe hatte, daß sein Auftrag ein ernstlich gemeinter sei.

Kehren wir indessen zu dem Baron zurück, der sich wieder auf seinen Sessel niedergelassen hatte und schon den zweiten Brief in der Hand hielt, aber nicht wagte, ihn zu öffnen, da er eine neue Ueberraschung fürchtete. Auch hielt er noch eine Weile inne, wie um den Nachhall des ersten Briefes ausschwirren zu lassen. »Neuerung, nichts als Neuerung in der Welt,« sagte er traurig. »Ja, ja, die Welt! Sie geht mir etwas zu rasch vorwärts, ich kann ihr nicht mehr recht folgen. Wie kommt das? Bin ich zu alt und lahm geworden, oder hat sie Flügel bekommen, mit denen sie vorwärts rauscht? O Menschen, was haben die Alten gesündigt, daß Ihr sie schon bei Seite stoßet, noch ehe sie todt sind! Ach – und was will dieser Wisch sagen? – Er ist von meinem Junker Alfred!« murmelte er. »Hm! Was will der? Wehe ihm, wenn er mir etwas Neues

meldet!« Dabei riß er das Coivert in zwanzig Stücke, die er wüthend mitten in die Stube warf.«

Der Brief seines zweiten Sohnes Alfred aber lautete folgendermaßen:

»Mein Vater! Es ist heute zwar nicht der zwischen uns festgesetzte Zeitpunkt, Dir meine gewöhnlichen Mittheilungen über mein jetziges Leben hier in der Residenz zukommen zu lassen, es sind aber auch nicht gewöhnliche Dinge, über die ich heute zu berichten habe, daher möge Dich dieser Brief nicht befremden. Ich habe schon längst beabsichtigt, Dir den Wechsel, die Wandelung anzuzeigen, die mit mir und meinen Lebensansichten vorgegangen, ich habe aber damit gewartet, bis ich Dir sprechende Erfolge von meinem neuen Lebensprincipe vorlegen könnte, und das soll jetzt geschehen.«

»Nun,« unterbrach der Baron sein Lesen, »was soll denn das heißen? Wechsel, Wandelung, sprechende Erfolge von seinem neuen Lebensprincipe? Da bin ich doch neugierig.«

»Du weißt,« las er weiter, »ich habe in meiner Jugend vielfache Studien betrieben und den Militairstand versucht, obgleich ich nicht den geringsten Beruf dazu in mir spürte, weder ein Gelehrter, noch eine dressirte Maschine zu werden; noch dazu war es ein ziemlich unnützes Studium und eine zwecklose Bemühung, da Du mir schon seit Jahren mitgetheilt

hattest, daß Du mich ausersehen habest, Dein Nachfolger in der Verwaltung unserer Güter zu werden. Allein auch dazu fühlte ich wenig Neigung, denn ich liebe es nicht, mich wie ein alter Maulwurf in einem von allem Verkehr abgeschlossenen Erdhügel zu vergraben, mein Brod selbst zu backen, Wiesen zu entwässern und Kohl zu pflanzen; nein, dazu habe ich nie Neigung gehabt und werde nie welche haben.«

»Maulwurf?« unterwarf sich wieder der Baron. »Er hält mich also für einen alten Maulwurf oder für einen armseiligen Schlucker, der auf seinem Grundstück bloß deshalb lebt, um Kartoffeln und Kohl zu bauen? Das wird immer besser, mein Herr Junker; aber lesen wir weiter, das Ding ist noch lang – ach! welche Sorge hat ein armer Mann wie ich!«

«Endlich vor kurzer Zeit aber ist mir eine Art Stern aufgegangen und ich weiß jetzt, was ich will, was ich ergreifen muß und wozu ich geboren bin.«

»Da weiß er mehr als ich!« warf der Baron ein.

»Du hast mir in früherer Zeit oft vorgeworfen, mein Geist sei zu flatterhaft, zu unstät, von einem blendenden Scheine zum andern springend, nicht genug auf das Reelle gerichtet. Jetzt seh' ich ein, daß Du eigentlich darin Recht gehabt hast.«

»Aha! Endlich! Nun scheint er mir zur Besinnung zu kommen.«

»Jetzt kann ich Dich eines Besseren belehren, was meinen einzigen Lebenszweck betrifft, denn mir ist,

wie man zu sagen pflegt, die Einsicht über Nacht gekommen. Was ist, frage ich Dich, das Reellste auf der Welt? Das ist der Besitz – und der Genuß, der aus dem Besitz entspringt, mit einem Worte: das Geld!«

–

»Ah, dachte ich mir es doch – Geld will er haben! Und darum die Umschweife? Ach, welch' ein Narr! Doch lesen wir weiter.«

»Und Geld, Mittel zum Besitz, den Besitz selber mir zu verschaffen, das ist jetzt mein Hauptbestreben, denn nur wer Geld und Besitz hat, hat Macht; und mit Macht allein bezwingt man Alles. Selbst ein Edelmann, wenn er arm ist, ist nichts als eine lebendige Art Vogelscheuche –«

»Was ist das?« rief der Baron. »Was will er denn nur? Ist er denn arm? Donnerwetter! Hat er mich zum Besten? Bin ich nicht noch da, von dem er Geld genug erhalten wird? Bin ich nicht reich und braucht er noch mehr als ich – bah!«

»ein reicher Edelmann aber ist einer der höchsten der Menschen, und reich will ich werden, muß ich werden, und Gottlob! ich habe endlich die Mittel dazu kennen gelernt.«

»Nun, will er mich etwa bestehlen?« fragte der Baron mit verdutzter Miene. »Will er mich schon beerben, ehe ich noch todt bin? Der Mensch wird mir immer unbegreiflicher. Aber lesen wir weiter; was nun kommt, hat er mit

einer dicken Feder geschrieben, es scheint also die Hauptsache, die Aufklärung so vieler Dunkelheiten zu sein. Na, ich warte schon lange darauf.«

»Du wirst Dich über diesen Ausspruch wundern, mein Vater; aber höre nur, wie es mir ergangen ist. Ich habe vor einem Vierteljahre etwa – oder kaum ist es so lange her – die Bekanntschaft eines ungarischen Grafen gemacht, der seit einigen Monaten in dieser Residenz lebt und ein wahres Wunder von menschlichem Geschöpf ist. Er ist ein vollkommener Edelmann von sehr hohem Stande, denn sein Stammbaum, den ich gesehen und studirt habe, ist mit mehreren fürstlichen Familien verzweigt. Dieser Graf wurde glücklicher Weise mein Freund, und ihm verdanke ich die Aufklärung über unsere jetzigen Zeitverhältnisse. Es würde mir unmöglich sein, Dir von der Einsicht, der Klugheit, dem umfassenden Geiste, womit dieser seltsame Mensch seine Geschäfte betreibt, einen klaren Begriff geben zu wollen, denn ich selbst habe ihn erst nach längerer persönlicher Bekanntschaft begriffen und gestehe ein, daß er mir in manchen Puncten noch immer ein Räthsel ist. Daß dieser Mann reich ist, brauche ich kaum zu sagen, nur so viel bemerke ich, daß er hier eins der größten Häuser macht. Alles, was Geist und Empfänglichkeit für einen großen Geist hat, schwärmt für ihn, ist begeistert von ihm. Aber seine jetzigen Reichthümer betrachtet er nur als einen Schemel,

worauf er sich seinen künftigen Thron erbauen will, er bedient sich ihrer nur als Handhabe, um einen größeren Schatz bequem damit heben zu können. Mit einem Wort, er verwendet seinen ganzen Reichtum nur dazu, um sich einen größeren zu erwerben.«

»Das verstehe ich wieder nicht. Wenn man schon reich genug ist, was braucht man sich dann noch Reichthümer erwerben zu wollen? Alfred scheint auf dem besten Wege zu sein, ein Geld sammelnder Geizhals zu werden – pfui!«

»Hier in der höheren Welt, in und mit der wir nur verkehren, giebt es mehrere kluge Leute, die eine ähnliche Ansicht vom Leben und sich eine ähnliche Aufgabe darin gestellt haben, wie mein Freund, keiner aber treibt – verzeihe den gemeinen Ausdruck – das Geschäft so in's Große, Kühne, Bewundernswürdige. Was dieser erhabene Mensch mit seinen Händen anfaßt, wird in Wahrheit zu Gold, denn er kennt den großen Markt des Lebens in allen seinen Einzelheiten und weiß, wie man klein *kaufen* muß, um durch den *Verkauf* groß zu werden. Wie ein Krämer mit Hunderten handelt, so geht sein Erwerb in die Tausende, und Alles geschieht auf eine so feine Weise, mit einer so großartigen Kühnheit und einer so überraschenden Sicherheit, daß Jedermann erstaunt, der ihn seine großen Besitzthümer vermehren sieht. Doch genug von ihm für heute. Nur so viel

will ich Dir sagen, daß ich sein Freund auf Leben und Tod geworden bin, daß er mir aufrichtig das Glück gönnt, an seiner Seite, durch seine Hülfe ein ebenso reicher Mann zu werden, wie er es ist.«

Der Baron hielt inne, lehnte sich in seinen Sessel zurück und sann nach, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Er war sehr ernst geworden. Plötzlich beugte er steh wieder zum Briefe auf dem Tische hin und las weiter:

»Indessen gehört zum Beginne eines großartigen Geschäfts, wie Du leicht einsehen wirst, eine Art Capital. Mein Freund hat mir dasselbe vorschließen wollen, ohne Zinsen dafür zu verlangen, allein ich habe es abgelehnt und als eines Edelmannes Sohn, als Dein Sohn, ablehnen müssen, denn wir sind ja keine Krämer, die mit Groschen und Pfennigen anfangen, nicht wahr, wir besitzen ja selbst Vermögen zu einem großen Beginnen.«

»Ja,« sagte der Alte, hierdurch etwas geschmeichelt, »das besitzen wir. Der Junge hat Ehrgefühl, er ist *mein* Sohn. Aber weiter!«

»Und nun komme ich zum eigentlichen Zweck meines heutigen Schreibens. Wieviel hast Du ungefähr für mich übrig, was ich in die Waagschale unserer Verbindung legen könnte? Wie ich weiß, hast Du den Tag von Georg's Volljährigkeit im August d. J. festgesetzt, um uns unser mütterliches Erbtheil einzuhändigen – dürfte ich dasselbe vielleicht schon jetzt beanspruchen? Es wird ja ziemlich einerlei sein, ob ich

es einige Wochen früher oder später erhalte, nicht wahr?«

»Aha; das ist des Pudels Kern! Nur weiter!« brummte der Baron.

»Wie Du mir selbst einmal gesagt hast, belief sich der Mutter Vermögen für uns Kinder auf 60,000 Thaler. Ich nehme an, daß Richard noch lebt, obwohl er seit so vielen Jahren verschollen ist, und falls Du bei Deiner früheren Meinung beharrst und ihm sein Erbtheil sichern willst, würde auf jeden von uns, also auch auf mich, die Summe von 20,000 Thalern fallen. *Wann* kann ich die bekommen?«

Der Baron lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück und bedeckte die Augen mit der Hand, vielleicht um einen Blick in sein Inneres zu thun. So saß er mehrere Minuten ohne die geringste Bewegung da. Endlich hatte er sich genug gesammelt, um mit Ruhe weiter lesen zu können.

»Mit diesen 20,000 Thalern, sagt mir mein Freund, könnte ich in einem Jahre, ja in einem halben, 200,000 gewinnen. Lache nicht, es ist eine Wahrheit, was ich Dir sage, denn mein Freund, der Graf, hat eine erstaunliche Geldvermehrungsmethode erfunden. Es ist eine neue Art Lotterie, wobei der Spieler immer gewinnt. Glücklicherweise besitzen nicht alle Menschen 20,000 Thaler und die Einsicht und Klugheit meines Freundes, sonst würde die Welt bald von Millionairen wimmeln. Er hat mir bewiesen, daß das

jetzt so viel gebrauchte Wort: das Geld liege im eigentlichen Sinne auf der Straße, eine Wahrheit ist, das heißt für Den, der Augen hat, es zu sehen, und die Kühnheit, es zu ergreifen. Ueberlege es Dir also und theile mir Deine Meinung mit; aber säume nicht lange, mir zu antworten, denn die Zeit verrinnt, und eine Minute verlieren, sagt mein Freund, heißt ein Capital verloren haben. – So weit für heute. Von Georg weiß ich nichts; ich habe ihn lange nicht gesehen, höre aber, daß er wie ein ächter Junker und Cavalier unter Junkern und Cavalieren lebt. Lebe wohl!«

Der Baron faltete den Brief langsam zusammen und legte ihn auf den Tisch. Das Blut war ihm in den Kopf gestiegen, er athmete laut und schwer. »Es ist viel Wahres in dem Briefe,« sagte er endlich, »das kann ich nicht läugnen, aber auch Vieles, was ich nicht verstehe, und Manches, was mir völlig zuwider ist. Aber ach, mir ist so Vieles heutigen Tages zuwider und ich verstehe auch Vieles nicht. Es kommt mir bisweilen vor, als wäre ich dem neuen Zeitgeiste entfremdet, ja, ja, so ist es, das sehe ich wieder so recht aus diesem Briefe. Es hat sich etwas Rost um meine Seele gelegt, mein Haar ist grau geworden und meine Augen blicken schon etwas trübe. Ich habe wohl davon gehört, daß es Menschen giebt, die heutzutage mit Hunderten Tausende, und mit Tausenden Millionen gewinnen, aber ich habe es nicht recht glauben

wollen. Es muß jedoch etwas daran sein, sonst läge dieser Brief von meinem ernstesten wählerischen Alfred nicht vor mir. Hm! Am Ende, was will er? Sein mütterliches Erbtheil. Nun ja, das kann ich ihm nicht vorenthalten. Er soll es haben. Seine Sache ist es, dasselbe sicher unterzubringen, und Alfred – um den bin ich nicht besorgt. Mir verschlägt das nichts, ich werde dadurch nicht ärmer. Ich reise ja morgen nach der Residenz, da werde ich mit meinem Bankier über diese Angelegenheit sprechen. Ich werde ihm diesen Brief zeigen; wenn er mir beistimmt, wohl – so soll er das Geld haben. Ich bin zwar kein Freund von den Neuerungen dieser Welt, aber der junge Nachwuchs, meine Söhne vor Allen, haben ein Anrecht, mitten in diesen Neuerungen eine Rolle zu spielen. Alfred *soll* eine spielen, ich wäre ja sonst sein Vater nicht. Abgemacht! – Und nun, ich sehe es, ich erkenne seine allerliebste Handschrift – das ist ein Brief meines Georg's, des Junkers meiner Junker, meines Lieblings; sehen wir, was *er* mir diesmal schreibt.«

»Mein theurer, edelmüthiger Vater!« begann das Schreiben. »Es ist wichtig, was ich Dir heute sage, höchst wichtig, für Dich, für mich und für Alles, was sich Edelmann nennt. Denn es bricht eine neue Aera für uns an, jeder Aufgang der Sonne beleuchtet eine neue Hoffnung. Der Adel, seit der letzten Revolution unterdrückt, zurückgedrängt vom Schanplatz des Handelns, fängt wieder an, stolz sein ehrwürdiges Haupt zu erheben und in seine alten verbrieften

und ererbten Rechte mit Würde und Nachdruck einzutreten. Jauchzen wir, die wir zu diesen Auserlesenen gehören, stimmen wir ein Loblied an, daß es bis zu den Wolken schalle und die Engel im Himmel es hören.«

»Was ist denn das?« unterbrach sich der Baron im Lesen. »Das ist ja wieder ganz was Neues. Wozu frohlockt der Junge denn so, was ist denn für ein Sieg erstritten? Ist denn der Adel, trotz aller Revolutionen der Welt, nicht immer gewesen und geblieben, was er heute noch ist und nie aufhören wird zu sein, das Auserlesenste vom Auserlesenen? Hat er je ohne Würde gehandelt und ist er irgend wo ohne Nachdruck aufgetreten? Doch – lesen wir weiter.«

»Laß Dir sagen, mein vielgeliebter edelmüthiger Vater, daß ich nie so stolz gewesen bin wie jetzt, zu den bevorzugten Menschen zu gehören, die von Gott berufen sind, die Stützen der Throne zu sein. Es lebe der König und Alle, die ihn tragen und heben!«

»Dann stimme ich ihm bei,« sagte der Baron. »Sehr gut bemerkt! Vortrefflicher Junge! Er ist nur etwas phantastisch und man muß seine Weise kennen, um ihn zu lieben – im Rechte ist er. Nun, wie konnte das auch anders sein, ich wußte es ja.«

»Du weißt, mein theurer Vater,« las er aufmerksam weiter, »wie ich von jeher bemüht gewesen bin, unserem Namen, unserer Familie Ehre zu machen und ihr soviel Glanz zu verleihen, wie es nur möglich ist.

Das ist auch jetzt mein Bestreben, nur in noch erhöhtem Maaße. Denn je leuchtender der Glanz, je fleckenloser die Ehre, um so erhabener der Standpunct, auf dem unser Geschlecht steht, ein weithin sichtbarer Gipfel unter so vielen kleineren Hügeln und Auswüchsen der Zeit. Alles kann ein Mensch erreichen, der so hoch begnadigt ist, auf solchem Gipfel puncte zu stehen und die große weite Welt wie ein vor ihm liegendes Eigenthum zu beschauen. Mit den Ehren, die ihn umkränzen, mit dem Ruhme, der ihn vergoldet, fließen ihm alle Quellen des Lebens, der Reichthum und der Besitz von selbst zu, daher steht er über dem Reichthum und über dem Besitz. Diese beiden letzteren zu erwerben, wird mir ein Leichtes sein, wenn ich erst Ehre und Ruhm genug erworben habe. –«

»Ha! braver Junge, ganz meine Ansicht!« rief der Baron frohlockend.

»Vor Kurzem nun habe ich den ersten und bedeutendsten Schritt dazu gethan. Vor einigen Tagen nämlich hatten wir Parade vor Sr. Majestät. Als der König die Front hinunterging, geruhte er vor mehreren Offizieren stehen zu bleiben und sie mit einigen Worten anzureden. Auch mir wurde diese Ehre und dieses Glück zu Theil. Sie sind ein Brandau von der Linie Holzendorf? fragte der erhabene Monarch. Ich stotterte mein Ja mit Mühe hervor, denn

die Freude zersprengte mir beinahe die Brust. Zeigen Sie sich, fuhr der König fort, Ihres alten biederen Vaters würdig, ich kenne ihn. Ja, das sagte er, mein Vater, und alles Blut meines Herzens schoß mir dabei in's Gesicht, ich fühlte es selbst. – An demselben Tage Nachmittags besuchten mich einige Kameraden von der Garde auf einige Flaschen Sect und sagten mir Schmeicheleien über die Auszeichnung, die mir so offenkundig zu Theil geworden war. Ich benutzte die günstige Gelegenheit, um sie zu bitten, für mich ein gutes Wort bei dem Vorstande des Jagdclubs einzulegen, um mich in denselben aufzunehmen. Denn Du mußt wissen, daß die jungen Adligen der ersten Häuser des Staates, die reichsten, schönsten und ausgezeichnetsten Cavaliere der Residenz, einen Verein unter jenem Namen gebildet haben, in welchen aufgenommen zu werden, für eine besondere Ehre gilt, da sie nur Auserlesenen zu Theil wird. – Wie steht es mit Ihren Finanzen? fragte mich ein Vorstandsmitglied des Vereins. Gut, sagte ich, mein Vater giebt mir eine bedeutende Zulage und wird sie erhöhen, so viel er kann, wenn Sie mich der Aufnahme würdig halten, denn ich kenne ihn darin – habe ich Recht gehabt, mein Vater?«

»Ha!« der wackere Junge! Wie er mich kennt!« unterbrach sich der Baron. »Das freut mich, das freut mich – der schlägt nicht aus der Art, haha!«

»So melden Sie sich schriftlich, sagte man mir, vor allen Dingen aber bemühen Sie sich, in die Garde Sr. Majestät zu kommen, womöglich zur Cavallerie, wenn Sie Geld genug dazu haben, denn reines Blut, ritterlicher Geist und eine volle Börse sind die Erfordernisse, die wir an unsere Auserwählten stellen. Darauf verließen sie mich, nachdem sie ein Dutzend Flaschen Sect geleert. Aber der Gedanke, den sie in meine Seele geschleudert, blieb sitzen, fest und immer fester. Ich grübelte den ganzen Tag darüber nach, wie es wohl am schnellsten gelingen könne, den erforderlichen Standpunct einzunehmen, und endlich glaubte ich das Mittel gefunden zu haben. Ich ging zu Deinem alten Jugendfreunde . . . , der ein Verwandter des Kriegsministers ist, und trug ihm mein Begehren vor, ein Cavallerist in der Garde Sr. Majestät zu werden. Er nahm meinen warmen Vortrag gütig auf und versprach mir seine ganze Verwendung. Das war vor vierzehn Tagen; ich hätte Dir schon früher geschrieben, aber meine Freunde ließen mir keine Zeit dazu, indem sie, vor Freude, mich bald zu den Ihrigen zu zählen, mich den ganzen Tag in Anspruch nahmen. So weit bin ich nun – ist das nicht ein großer Schritt zur spätern Verherrlichung und Vollendung? O, mein theurer Vater, wie glücklich bin ich schon jetzt! Denn ich bin fest überzeugt, daß Du meinem Wunsche nicht im Wege stehen wirst. Du wirst mir ohne Zweifel die Mittel gewähren, die erforderlich sind, mein Vorhaben

auszuführen. Wenn es glückt, wirst Du einen musterhaften Sohn an mir haben, denn die Mitglieder des Jagdclubs sind sämmtlich vollendete Cavaliere, unter den Stützen des Thrones die festesten, mächtigsten, ich möchte sagen: die granitnen Pfeiler, auf denen das ganze Gebäude der Monarchie thront.

Alfred habe ich dies noch nicht mittheilen können, obgleich ich schon zweimal zu dem Zwecke bei ihm gewesen bin. Er ist nie zu Hause, sondern hält sich fast ausschließlich in der prachtvollen Wohnung seines neuen Freundes, eines ungarischen Grafen auf, der ein Millionär zu sein scheint, indem er hier allen Geldmännern und Speculanten die Köpfe schwindeln macht, denn er ist der unbesiegbare Löwe der Speculanten. Schicke mir doch, ich bitte Dich, einen neuen Wechsel; je größer er ist, um so lieber wird er mir sein, um so lebhafter werde ich mir die Theilnahme vorzustellen Gelegenheit haben, die Du an meinem Aufschwunge nimmst. Es wird und soll dies die letzte Unterstützung sein, die Du mir angedeihen lässest, bis ich mein Erbtheil antrete, wie Du mir versprochen hast. Die paar Monate bis dahin werden sehr rasch vergehen, denn die Zeit hat Flügel, wie ich alle Tage mehr einsehe, und um so verständiger muß man sie benutzen. Wenn ich erst das Erbtheil meiner Mutter, die schönen 20,000 Thaler in Händen haben werde, bin ich ein gemachter Mann und Du wirst Deine Freude an mir haben. Man wird mich

ehren und schätzen, man wird mich erheben und sagen, daß ich mit Fug und Recht der Abkömmling der Brandaus bin. Lebe wohl und sende mir bald den Wechsel.«

»Haha!« sagte der Baron lächelnd und faltete den Brief zusammen. »Eigentlich verlangt er nicht zu viel, obwohl ich ihm neulich erst einen anständigen Zuschuß geschickt habe. In seinen Verhältnissen braucht er Geld, und ich würde es auch brauchen. Dieser Brief gefällt mir noch am besten von allen denen, die ich heute erhalten habe, obwohl ich mir gestehen muß, daß Etwas darin ist, gleichsam zwischen den Zeilen schwimmend, was mich stutzig macht. Aber was ist das? Ich kann es nicht gleich finden. Doch – wir wollen uns damit den Kopf nicht zerbrechen. Die Nacht ist schon weit vorgerückt, Mitternacht ist lange vorüber. O Gott, was war das für ein Tag! Haufenweis ist Alles über mich hereingebrochen, so daß ich es kaum mit beiden Händen fassen kann. Gut, daß es solcher Tage nicht viele giebt! – Aber daß ich aus meiner Ruhe aufgeschreckt werde, daß ich nach der Residenz, zu den Ministern, vielleicht dem Könige gehen muß, das verscheucht mir alle Behaglichkeit, das ist das Aergste vom Argen. Teufel! Das ist unbequem. Aber es muß sein – es muß, wie eine Batterie gestürmt werden muß, wenn man sie zum Schweigen bringen will. Also vorwärts alter Knabe, darauf los. Jetzt aber für's Erste wollen wir schlafen!«

Schon wollte er nach alter Gewohnheit zur Glocke greifen, um seinen alten Diener zu rufen, damit er ihm beim Entkleiden helfe, als er sich erinnerte, daß er ihn geheißen habe, zu Bette zu gehen. »Ja so,« sagte er, »der ist in den Federn. Kleiden wir uns also allein aus.«

So begab er sich denn in sein Schlafgemach, entkleidete sich und legte sich zu Bett. Aber er konnte kein Auge schließen, es tanzte in seinem Kopfe Alles bunt durch einander – Eisenbahn, Kupferhammer, Minister und König, Millionen und Gardeoffiziere. Gegen Morgen endlich schlief er ein; als er aber erwachte, fand er sich außerordentlich verstimmt. Alles Uebrige hatte er vergessen oder war in den Hintergrund seiner Gedanken getreten, nur die Eisenbahn, die durch sein Gut laufen und dasselbe in zwei Theile trennen sollte, lag ihm schwer auf dem Herzen. Diese geistige Verstimmung sprach sich am deutlichsten in seinem Benehmen gegen seine Diener aus. Er brummte sie alle an und sprach seine Befehle in jenem kalten, kurzen und stolzen Tone aus, an den man im Hause leider schon so lange gewöhnt war. Das neue Mitglied seiner Familie, das junge verlassene Mädchen, hatte er fast ganz vergessen, und da die Schaffnerin mit ihm maulte, weil er ihr zugemuthet hatte, auf dem Heuboden zu schlafen, also ihm nicht vor Augen kam, so ward er auch nicht daran erinnert. Um sieben Uhr meldete Friedrich, daß die Reisevorkehrungen zu Ende gediehen und daß der Wagen angespannt vor der Thür stehe. Brummend und grollend ließ er sich seinen Paletot anziehen

und begab sich vor die Thür. Als er eben einsteigen wollte, kam der Förster Tellkamp heran, zog ehrerbietig die Mütze und versuchte in seiner etwas weitläufigen Weise, dem gnädigen Herrn von dem verdächtig aussehenden Manne Meldung zu machen, der ihm seit einigen Tagen an verschiedenen Stellen des Waldes begegnet war. Der Baron, der schon im Wagen saß, hörte kaum auf das, was der ehrliche Mann sagte. Als dieser aber fragte, wie er sich weiter gegen den Herumstreicher benehmen sollte, wenn er ihm wieder vor Augen komme, schnaubte der Baron ihn wild an und rief, während die Pferde schon vorwärts gingen: »Zum Teufel, laßt mich in Ruhe! Ich habe mehr zu thun, als mich um solche Tagediebe zu bekümmern. Fuchtet ihn mit der Hundepeitsche um die Ohren oder schießt ihm eine Handvoll Schrot in die Beine – mir ist es einerlei!« Damit fuhr er von dannen, im schärfsten Trabe, um noch zu rechter Zeit an die nächste, verhaßte Eisenbahnstation zu gelangen, da er nun einmal nicht anders nach der Hauptstadt reisen konnte, wenn er nicht viel Zeit verlieren und seine häusliche Ruhe noch länger einbüßen wollte.

Auf dem Wege zum Dorfe aber begegnete ihm der Doctor Millinger zu Pferde, der zu einem Patienten in der Nachbarschaft gerufen war. Bei seinem Anblick erst fiel ihm das junge Mädchen ein, das er in seinem Hause zurückgelassen hatte, und er ließ den Wagen einen Augenblick anhalten, um dem erstaunten Doctor, der nicht begreifen konnte, warum der Baron sich so früh schon unterwegs befinde, einige Worte zu sagen.

»Guten Morgen, Doctor,« rief er dem Staunenden schon von Weitem entgegen, »ich gehe in Geschäften nach der Residenz!«

»Nach der Residenz? In Geschäften? So eilig und so plötzlich? Sind diese Geschäfte so wichtig?«

»Sehr eilig und wichtig, Doctor; wenn ich zurückkomme, sollt Ihr Euch davon überzeugen. Aber hört 'mal – reitet doch nach meinem Hause und sagt meiner Nichte von mir einen guten Morgen. Ich habe sie heute noch nicht gesprochen, das arme Ding wird müde gewesen sein. Thut mir aber den Gefallen, untersucht sie noch einmal recht genau, und wenn Ihr Euch überzeugt habt, wie es mit ihr hier im Kopfe steht, so theilt mir Eure Meinung mit. Verstanden? Nun adieu – auf Wiedersehen!«

Und fort gingen die Pferde im schärfsten Trabe, während der Arzt nachdenklich und langsam seinen Weg fortsetzte, um zuerst seine Patienten, dann aber das Schloß des Gutsherrn zu besuchen.

FÜNFTES KAPITEL. DAS KIND DER WAHNSINNIGEN.

Lassen wir den Baron seinen Weg nach der Residenz fortsetzen, um daselbst die verschiedenen Angelegenheiten zu verhandeln, die ihm das Verhängniß so unerwartet in den Weg geworfen hatte; beschäftigen wir uns unterdessen mit dem jungen Mädchen, seiner Nichte, die er zu Hause zurückgelassen hatte, und deren bisheriges Schicksal es wohl verdient, daß wir uns genauer damit bekannt machen. Zu diesem Behufe aber kehren wir einige zwanzig Jahre in die Vergangenheit zurück, wobei

wir zugleich Gelegenheit haben, einen tieferen Blick in die düsteren Familienverhältnisse des Gutsherrn von Holzendorf zu werfen.

Das Gut Holzendorf, auf welchem das Oberhaupt der Familie Brandau dem Herkommen gemäß wohnte, war schon seit zwei Jahrhunderten das Erb- und Stammgut dieser Familie gewesen, deren ältester Sohn, dem Gebrauche gemäß, nach Absterben des Vorfahren dasselbe jedesmal als sein Eigenthum bezog, jedoch von seinen Einkünften jedem Familiengliede einen jährlichen Zins auszahlen mußte. Da das Gut bedeutend war und einen sehr reichlichen Ertrag bot, so konnte der jedesmalige Besitzer diesen Zins mit Leichtigkeit zahlen, falls sich die Familie nicht überaus stark vermehrte, was indessen niemals der Fall gewesen war, denn schon seit langen Zeiten war eine ungewöhnlich große Anzahl der Kinder der Familie in der frühesten Jugend sowohl wie im blühendsten Jünglingsalter gestorben. Die Ursache dieser häufigen Sterbefälle lag nicht, wie man wohl glauben könnte, in einer besonderen erblichen Familienkrankheitsanlage, nein, – der Zufall oder vielmehr ein unheilvolles Verhängniß schien über die einzelnen Familienglieder zu walten, indem die jüngeren Sprößlinge nicht allein an den gewöhnlichen Kinderkrankheiten starben, die in den verschiedenen Generationen verschiedener Art waren, sondern hauptsächlich andere und entfernter liegende Todesursachen sich häufig bemerkbar gemacht hatten, die man im Leben kurzweg Unglücksfälle zu nennen pflegt. So war es bald ein Duell oder ein unglücklicher Sturz von

einem Felsen während einer Reise, oder auch ein Fall mit dem Pferde gewesen, was diesen oder jenen hoffnungsvollen Sproß der Familie hinweggerafft hatte, nur war dabei von jeher der auffallende Umstand zu Tage getreten, daß das älteste Mitglied der Familie, der sogenannte Erbherr, stets von diesen Unglücksfällen verschont geblieben war, so daß also die rechtmäßige Erbfolge des Stammgutes niemals eine Abänderung oder Unterbrechung erlitten hatte, bis jetzt also auch niemals an einen jüngeren Sohn gefallen war. Es waren diese häufigen Unfälle im Munde der Angehörigen der freiherrlichen Familie zu einer Art Familientradition geworden, an deren unvermeidliches Eintreten beinahe Jedermann glaubte; und man pflegte oft, namentlich unter dem dienenden Personal, davon wie von einem unumstößlich nothwendigen Schicksal, einer Art modernen Fatums zu sprechen, ebenso, wie man sich insgeheim wohl fragte, welche neue Todesart nun dieses oder jenes Glied der Familie hinwegraffen würde, denn es war allerdings seltsam gewesen, daß niemals dieselbe Todesursache bei verschiedenen Söhnen oder Töchtern der aufeinander folgenden Generationen sich öfters wiederholt hätte.

So war es gewesen, bis Baron Hans von Brandau, von dem diese Erzählung handelt, von seinem Erb- und Stammgute Besitz ergriffen hatte. Er war, wie alle seine Vorfahren in diesem Besitz, der älteste Sohn gewesen, seine jüngeren Brüder waren frühzeitig gestorben und er

besaß nur noch aus einer zweiten Ehe seines Vaters eine Halbschwester, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit einen Grad erreichte, den man in dem Geschlechte der Brandaus selten zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, denn die Familienzüge derselben hatten im Allgemeinen stets einen ernsten, beinahe düsteren Ausdruck gezeigt und an Character waren alle Abkömmlinge derselben ziemlich dem jetzigen Stammherrn ähnlich gewesen. Die Baroneß Clotilde aber, jene Halbschwester des Barons, war die erste gewesen, die jener erblichen Gesichtsbildung einen fremden und angenehmeren Ausdruck beimischte, dessen Ursache man ihrer Mutter zuschrieb, welche aus einer ihrer Schönheit wegen berühmten Familie stammte.

Baron Hans war bei Weitem älter als seine Halbschwester und hatte sich, da er schon frühzeitig in den Besitz seines Erbes trat, in ziemlich jugendlichem Alter verheirathet. Er war schon Vater von drei Söhnen, noch bevor seine Schwester einen benachbarten Edelmann ehelichte, der sowohl durch seine geistigen Eigenschaften wie durch seine angenehme Persönlichkeit und seinen reichen Besitz der Brandau'schen Familie zur größten Zierde gereichte.

Daß diese Schwester so lange am Leben geblieben war, bis sie sich sogar verheirathete, schien allen in die Familiengeheimnisse Eingeweihten ein halbes Wunder zu sein, denn nur höchst selten hatten die jüngeren Kinder der Brandaus, ob sie nun männlichen oder weiblichen Geschlechts waren, das heirathsfähige Alter erreicht. Als

sich daher der vorhererwähnte Schwager des Barons, ein Freiherr von Steinach, um die Hand seiner Schwester bewarb, prophezeihte man ihm den baldigen Verlust seiner Frau, indem man sich nur zu lebhaft der früheren traurigen Familienereignisse erinnerte. Indessen sollte diese Prophezeiung diesmal nicht ganz in Erfüllung gehen und statt der Baronin den Baron das Unheil erreichen, denn der junge Ehemann fand seinen Tod vier Wochen nach der Vermählung auf der Jagd, wo sich sein Gewehr durch Zufall gegen ihn selbst entlud.

Dieser schnelle und unerwartete Todesfall schien vom Schicksal bestimmt, eine andere Reihenfolge trauriger Ereignisse herbeizuführen. Die junge Gattin, die ihrem vortrefflichen Manne auf das Innigste zugethan war, verfiel bei der Nachricht, daß derselbe ein Opfer seiner Jagdlust geworden, in einen krampfhaften Zustand, der ihrem Leben ebenfalls schnell ein Ende machen zu wollen schien, und dies wäre allerdings wieder eine noch nicht dagewesene Todesursache eines jüngeren Gliedes der so seltsam heimgesuchten Familie gewesen. Man erwartete daher ihren Tod allgemein, allein man täuschte sich auch diesmal. Dennoch aber sollte sich, wenn auch viel später, die Besorgniß vor der Familientradition in Bezug auf eine noch nicht dagewesene Todesursache erfüllen, wie wir bald hören werden; die Kranke erholte sich jedoch für's Erste wieder von ihrem krampfhaften Leiden, welches die Aerzte Katalepsie nennen und welches, wie man weiß, in jener wunderbaren Hemmung der intellectuellen Verrichtungen besteht, wobei die Muskeln steif

oder wachstartig beweglich in derselben Lage verharren, in welcher sie beim Ausbruche der Krankheit sich befanden oder in welche sie der Zufall während des Anfalles selbst brachte. Es ist dies jene bedenkliche Krankheit, die schon so oft zu voreiligen Beerdigungen Veranlassung gegeben hat, während das Leben selbst noch nicht aus dem gelähmten und erstarrten Körper entflohen ist.

Was nun die Baronin Clotilde von Steinach betrifft, so war der erste Anfall dieser Krankheit zwar besiegt, allein es war eine Gemüthsverstimmung zurückgeblieben, der man den Namen Melancholie gegeben hat. Dabei wiederholten sich sogar von Zeit zu Zeit jene krampfhaften Erscheinungen und es gesellte sich später eine leider noch traurigere hinzu, indem die Neigung zur Selbstvernichtung in ihr vorherrschend wurde und die ungetheilteste Aufmerksamkeit ihres Verwandten, des Barons Hans von Brandau, behufs ihrer persönlichen Sicherstellung in Anspruch nahm. Denn der Baron hatte die geliebte Schwester, da der Todesfall seines Schwagers leider während eines Besuches auf seinem Gute vorgefallen war, auf seinem Schlosse behalten und war auch nicht geneigt, sie jemals wieder von sich zu lassen, da sie außer ihm keinen Verwandten hatte und die vereinzelter Familienglieder ihres Mannes ihr fremd und nicht in der Lage waren, sie bei sich aufzunehmen. Damals schon war der Doctor Millinger ein treuer und werththätiger Hausfreund des Barons gewesen und von dieser Zeit her schien sich vorzugsweise die Neigung desselben gegen den braven Mann herzuschreiben, eine Gemüthsäußerung, die dem

Gutsherrn bei seinem sonst so kalten und starren Wesen gegen Untergebene oder dienstbare Geister eben nicht eigenthümlich war.

Da die Gemüthskrankheit der jungen Baronin aber immer tiefere Wurzeln zu schlagen drohte und immer größere Sorgfalt in der Behandlung erheischte, wobei allmählig die ganze Hausordnung auf Holzendorf in's Stocken gerieth, indem sie nicht selten und namentlich Nachts sämtliche Bewohner des Gutes in Angst und Schrecken versetzte, so mußte endlich zu einem Entschlusse geschritten werden, der die Kranke sowohl sicher stellte, wie ihre Pfleger beruhigte. Ein aus der Residenz herbeigerufener berühmter Arzt trug am meisten dazu bei, daß dieser Entschluß schnell gefaßt und sofort ausgeführt wurde. Er war nämlich der Meinung, daß, wenn die Heilung der jungen Wittve überhaupt noch im Bereiche der Möglichkeit liege, dieselbe nur in einer Heilanstalt erfolgen könne, die zu diesem Behufe mit reichlichen Mitteln versehen sei, und er bezeichnete eine dieser Anstalten als vorzugsweise dazu geeignet, die kranke Dame aufzunehmen, zu verpflegen und zu ihrer Heilung beizutragen. Dieser von den Umständen gebotene Ausspruch rief einen harten Kampf in der Brust des familienstolzen Barons hervor, der sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen konnte, ein Glied seiner Familie, und noch dazu seine zärtlichst geliebte Schwester, einer Irrenanstalt zu überliefern. Als die Krankheit aber von Tage zu Tage sichtbar zunahm und die Mittel auf dem Gute dem

Verlangen der Aerzte je länger desto weniger sich gewachsen zeigten, so stimmte er endlich nothgedrungen ein, und Doctor Millinger ward dazu auserlesen, die willig folgende Kranke nach der bezeichneten und ziemlich entfernten Anstalt zu schaffen.

Die Irrenheilanstalt M. in der Provinz . . . ward auf diese Weise der unfreiwillige Aufenthaltsort eines Gliedes der freiherrlichen Familie von Brandau. Mit dieser vortrefflichen Anstalt werden wir uns in diesem Kapitel also vorzüglich zu beschäftigen haben. Sie ist seitdem in manigfacher Hinsicht hochberühmt geworden und hat mehr des Guten und Segensreichen gewirkt, als man im gewöhnlichen Leben, wo Gleichgültigkeit und Theilnahmslosigkeit an dem Schicksal Auderer eben so tief eingewurzelt sind als Vorurtheile und falsche Vorstellungen, anzunehmen geneigt ist. Mit diesem vielleicht hart erscheinenden und dennoch sehr zutreffenden Urtheile wollen wir jedoch nicht Diejenigen verletzt haben, die von einem gewissen Gefühl der Abneigung oder des Widerwillens heimgesucht werden, wenn sie von Irrenhäusern reden hören oder nur an solche denken, einem Gefühl, dem selbst Menschen von Geist und Herz unterworfen sind, die jene im Stillen und ohne alle Affectation ausgeführten Handlungen menschlicher Fürsorge und Wohlthätigkeit innerhalb der Mauern eines sogenannten Irrenhauses als ein sich von selbst verstehendes Märtyrerthum mit Stillschweigen zu übergehen pflegen.

Die Irrenheilanstalten heutzutage und namentlich die in Deutschland sind nicht mehr, was die verrufenen Irrenhäuser vor zwanzig und mehr Jahren waren. Die zweckdienlichen Einrichtungen derselben, die physische und moralische Behandlung der ihnen anvertrauten Kranken sind mit den Errungenschaften der Bildung und des aus dem Schlummer des Philisterthums erwachten Zeitgeistes zugleich fortgeschritten, ebenso wie man auf die Auswahl der mit diesem bedeutungsvollen Amte betrauten Personen die außerordentlichste Sorgfalt zu verwenden sich gedrungen gefühlt hat. Nicht allein die christliche Liebe, nein, auch die allgemein menschliche, in vielen Fällen jener weit vorzuziehen, die ja auch nur ein Bruchtheil von ihr ist, hat ihren eben so siegreichen wie milden Thron darin aufgeschlagen. Ein wirklich an Herz und Geist Gebildeter erschrickt nicht mehr vor dem Wort Irrenheilstalt. Wer davor erschrickt, hat noch keine gesehen, und wer erst eine von ihnen gesehen hat, wird getröstet und beruhigt wieder von dannen gehen, gern geneigt, die wüsten Vorurtheile ausrotten zu helfen, die das befangene größere Publicum noch hie und da gegen dieselben zu hegen ohne allen Grund fortführt. Aerzte von anerkannter und bewährter Gesinnung, Thatkraft und Menschenliebe, von den riesigen Fortschritten der Wissenschaften auf starken Armen getragen, lenken die Schicksale jener Unglücklichen; Tag und Nacht widmen sie sich freudig dem Besten ihrer armen Mitmenschen, und wie die obersten Leiter dieser Anstalten selbst ihr

ganzes Leben dem Wohle derselben mit seltener Opferfreudigkeit geweiht haben, so wirken sie auch täglich mehr dahin, den ihnen untergeordneten Heildienern Liebe zu ihrem Beruf und Hingebung an eine der edelsten Menschenpflichten einzuflößen.

Die Irrenheilanstalt zu M. war nun vorzugsweise auf den Principien der reinsten Menschenliebe gegründet. Wissenschaftliche Männer, mit dem edelsten Herzen begabt, standen ihr vor, und selten mag eine ähnliche Anstalt eine gleiche Vereinigung von heilsamen Kräften und gutem Willen dargeboten haben, die den erhabenen Zweck vor Augen hatte, Hunderten von Menschen das verlorene Glück der gesunden Vernunft wiederzugeben oder sie vor größerem Schaden in ihrem Irrsinne zu bewahren. Die Einrichtungen daselbst, Geisteskranke aufzunehmen und zweckmäßig zu behandeln, waren vollendet, das Personal vom höchsten bis zum niedrigsten Mitarbeiter ein ausgewähltes, geprüftes, bewährtes, im Allgemeinen und Einzelnen allen Anforderungen entsprechend, welche ein wohlorganisirter Staat, eine vom Unglück betroffene Familie oder das Herz des Leidenden selbst an sie zu machen hat.

Die Baronin von Steinach wurde mit der lebhaftesten Theilnahme von Seiten der Beamten aufgenommen. Die Aerzte verhiessen die eifrigste Pflichterfüllung und hielten ihr Versprechen auf die hingebendste Weise. Die Kranke wurde in eine Wohnung gebracht, wie sie einer Dame ihres Standes und Reichthums entsprach. Sie hatte

zwei schöne Zimmer mit der Aussicht auf einen reizenden Blumengarten; zwei Dienerinnen und jede Bequemlichkeit, an die sie von Jugend auf gewöhnt war, wurden ihr zu Gebote gestellt. So war denn von Seiten der Beamten Alles geschehen, um ihre Bedürfnisse und die Ansprüche ihrer Verwandten zu befriedigen. Ein etwas minder warmer Empfang aber wurde der armen Kranken anfangs von den Mitbewohnern der Anstalt, ihren Leidensgefährtinnen, zu Theil, was wir, als characteristisch für den neuen Aufenthalt, hier zu erwähnen nicht unterlassen wollen.

Es ist vielleicht weniger bekannt, daß die Irren in einem Irrenhause, namentlich aber die Frauen aus einer höheren Gesellschaftsclassen, eine Art Exclusivität nicht allein in ihrem Benehmen zu beanspruchen, sondern auch in ihrem Verhalten durchzuführen versuchen. Sie schließen sich gern unter einander ab, nehmen nur ungern ein neues Mitglied in ihrer Mitte auf, dessen Wesen sie noch nicht geprüft haben, und geben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie gegen die Außenwelt mit ihren Vorzügen gleichgültig sind, während sie das Irrenhaus selbst nicht für ein solches, vielmehr als ein besonders privilegiertes Ausnahmeverhältniß betrachten, welches nur für Auserwählte bestimmt und gerade ihnen aus einer Art bevorzugter Schicksalsfügung zu Gute gekommen ist. Eigenthümlicher Dünkel der schwachen Menschennatur, der seine Opfer nicht allein bis in die Mauern eines Kerkers, sondern sogar bis in die Zellen eines Irrenhauses verfolgt! Aber der Mensch ist immer nur Mensch,

wo und in welchen Verhältnissen er sich auch befinden möge, und der Geisteskranke hat außer der besonderen Abweichung seines Geisteszustandes auch noch alle übrigen Gebrechen seiner Gattung beibehalten.

So war es auch in diesem von aller Welt getrennten, aber in einer paradiesisch schönen Gegend gelegenen Hause, das, in einem Thale zwischen malerischen Felsen erbaut, durch welches kleine Sturzbäche rieselten, ein Wallfahrtsort für glückliche Reisende gewesen wäre, wenn nicht Jedermann gleichsam aus innerem Instinct den Ort gemieden hätte, der nach allgemeiner Meinung so viel Jammer und Elend in seine ragenden Mauern schloß. Als aber die Bewohnerinnen desselben sich an die Anwesenheit einer neuen Gefährtin gewöhnt und ihr Familienunglück kennen gelernt hatten – denn dergleichen spricht sich in einem Irrenhause eben so wie in der großen Alltagswelt durch das tausendzüngige Gerücht aus, als sie die schöne Leidende erst von Angesicht gesehen, ihre Sanftmuth und Liebenswürdigkeit erfahren hatten, da schlug ihre erste Zurückhaltung in das Gegentheil um, sie wurden sehr bald, wie es auch früher öfters geschehen, lebhaft von dem neuen Gegenstande ihrer Neugier angezogen, und die Freude, den großen Kreis der versammelten Schwestern erweitert zu sehen, wurde eben so groß, wie vorher ihre Abneigung gegen die junge Wittve gewesen war. Mit einer seltsamen und diesen Kranken eigenthümlichen Aufdringlichkeit sogar bemühten sich viele geisteskranke Frauen, in den näheren Kreis derselben zu gelangen, ja sie beeiferten sich,

von Tage zu Tage, ihr ihre Freundschaft und Theilnahme auf verständliche Weise zukommen zu lassen. So sandten sie ihr des Morgens Blumen, kleine Reste farbiger Bänder, ein Stück Zucker oder dergleichen Dinge mehr, über die sie verfügen konnten, und ließen sich durch ihre Dienerinnen nach dem Befinden der Frau Baronin erkundigen. Lange Zeit verging, ehe sich die arme Kranke von diesem liebevollen Gebahren angezogen fühlte. Sie blieb einsam in ihrem Zimmer, wenn die anderen Frauen und Mädchen im Freien sich ergingen, und begab sich nur dann in den Garten, wenn ihre Aerzte es ihr als eine Pflicht vorschrieben. Nach und nach aber wurde sie mit verschiedenen Frauen aus gleich vornehmen Häusern, wie das ihrige war, bekannt, die man ihr zu ihren nächsten Nachbarinnen gegeben hatte, weil ihr Gemüthszustand sie fähig machte, mit einer solchen Dame zu verkehren. Sehr bald hatte man sich auf den Besuchsfuß gesetzt, und nachdem man erst so weit gekommen, war es nur noch ein kurzer Schritt zu jener Art wunderbarer und fast übernatürlich zärtlicher Freundschaft, die man so häufig in Irrenhäusern unter dem weiblichen wie männlichen Geschlecht entstehen sieht und die nicht selten länger dauern und auf edlerem Grunde beruhen, als die Freundschaften in der großen äußern und geistesgesunden Welt.

Solche zärtliche Verhältnisse zwischen Personen gleichen Geschlechts sind den Irrenärzten in ihren Anstalten oft sehr angenehm. Sie zerstreuen die Kranken, indem sie sie erheitern und nöthigen, an den Verhältnissen Anderer Antheil zu nehmen. Daher befördert man sie gern,

giebt Gelegenheit sich zu nähern, sich fester aneinander zu schließen und heilsam auf einander zu wirken. Darum hat man auch jene kleinen Feste innerhalb solcher Häuser veranstaltet, die eine merkwürdige Nachahmung der Gebräuche der Außenwelt sind. Man giebt den Frauen Kaffee- und Theegesellschaften, kleine Bälle und Concerte, die allerdings, wenn man sie mit den Augen des Alltagslebens betrachtet, eine seltsame und nicht oft gesehene Gestaltung haben. Wir wollen hier nicht näher auf dergleichen Vorgänge innerhalb des Irrenhauses eingehen, weniger aus Besorgniß, zu weit von unserer Erzählung abzuschweifen, als aus Furcht, auf das Gemüth des Lesers, dem wir gern eine Erheiterung bieten möchten, einen traurigen Eindruck hervorzubringen. Daher behalten wir hier nur das Allgemeine im Auge und kommen nur auf Dasjenige zurück, was unerläßlich zur Erklärung des Ferneren ist.

An solchen unschuldigen Geselligkeiten nahm die junge Wittwe auch endlich Theil, das heißt, sie war wenigstens mit ihrer Person anwesend, wenn man sie dazu nöthigte. In der Regel saß sie auf einem Sopha, ihr zur Seite zwei ihrer besten Freundinnen, und schaute gleichgültig auf die Vorgänge hin, die sich vor ihren Augen entwickelten. Zum zusammenhängenden Gespräche war sie selten, zur Theilnahme am Tanze nie zu bewegen, nur die Musik schien ihr einiges Vergnügen zu gewähren und sie gab sich sogar dazu her, dann und wann den Tanzlustigen auf

dem Flügel zum Tanze aufzuspielen. Allein diese Hingebung an die sie umschließende Welt war nur eine rein äußerliche, ihr Inneres nahm nicht den geringsten Antheil daran. Schweigsam mit geschlossenen Lippen und starr in's Blaue blickenden – ach! einst so schönen, jetzt aber so geistesleeren Augen saß sie da, ein Bild der tiefsten Betrübniß und ein Gegenstand des aufrichtigsten Mitgefühls für Alle, die ihren Zustand zu begreifen im Stande waren. Vergebens waren bisher die liebevollen Einwirkungen der Aerzte gewesen, sie aus der dumpfen Versunkenheit, in der sie sich immer befand, herauszuziehen, vergebens hatte man ihr die Mittel gereicht und die Zerstreungen geboten, die man für dergleichen Fälle in Bereitschaft zu haben pflegt.

Da sollte sich in ihr ein Vorgang entwickeln, an den kein Mensch, weder ihre Verwandten, noch ihre Aerzte gedacht, ein Vorgang, der eben so sehr ihr ganzes Verhältniß im Irrenhause umzugestalten bestimmt war, wie er den Aerzten die Hoffnung einflößte, die Störung ihres Gemüths dadurch in dauernde Gesundheit übergehen zu sehen.

Es zeigten sich nämlich plötzlich die unzweideutigsten Zeichen, daß sie eine Frucht ihrer ehelichen, so kurzen Zärtlichkeit unter ihrem Herzen trage. Sie selbst hatte keine Ahnung davon gehabt, wenigstens nie eine Sylbe darüber geäußert. Die Aerzte frohlockten, denn sie glaubten in dem zu erwartenden Kinde ein Heilmittel zu entdecken, wie nur die Natur allein es hervorzubringen vermag. Man theilte ihr mit, was man entdeckt, und fast

augenblicklich zeigte sich die Wirkung dieser Nachricht auf ihren Gemüthszustand. Zum ersten Mal, so lange sie in der Anstalt war, brach sie das starre Schweigen, ein heißer Thränenstrom entfloß ihren Augen und sie richtete einige Fragen an die Aerzte, die diese mit noch lebhafterer Hoffnung auf Besserung erfüllten.

Aber einen ungleich größeren Eindruck brachte dieser in einem Irrenhause nicht häufig vorkommende Zufall auf die anderen Bewohnerinnen desselben hervor. Wie ein electricischer Funke zuckte die schnell sich verbreitende Nachricht durch die Gemüther der an und für sich schon für die schöne Baronin eingenommenen Frauen. Sie erregte einen allgemeinen, beinahe an Trunkenheit gränzenden Freudenrausch. Auf den Spaziergängen, in allen Zimmern war von weiter nichts die Rede, als von der Hoffnung der schönen Baronin und dem Glücke, welches hierdurch der Anstalt selbst zu Theil würde. Man veranstaltete Versammlungen, in denen man sich berieth, wie man der jungen Mutter seine Theilnahme zu erkennen geben wolle, man bemühte sich, Geschenke zu ersinnen, die auf das zu erwartende frohe Ereigniß Bezug haben sollten, man hatte die eigenen Verhältnisse, den eigenen Kummer über das Mutterglück einer Anderen vergessen, und Freude, die reinste, herzlichste Freude war auf allen Gesichtern zu lesen und sprach sich in allen Unterhaltungen aus. Aber wie überspannte Gemüther nie bei einer ruhigen Ueberlegung stehen zu bleiben pflegen,

wie sie in ihren Hoffnungen das Ueberschwängliche erstreben, so stieg die Zuneigung der Frauen zu der unglücklichen Mutter zu einer wahren Begeisterung, man zollte ihr eine Verehrung, wie man sie nur einer Königin erweisen kann, man schüttete über sie alle ersinnbaren Ausbrüche überspanntester Zärtlichkeit aus. Nie war man so sorgfältig in der Behandlung der Kranken zu Werke gegangen, nie hatte man sich so in Acht genommen, ihr die geringsten Beschwerden zuzumuthen. Vor der Thür ihres Zimmers schritt man von jetzt an nur leisen Fußes einher, um sie nur nicht aus dem möglichen Schlummer zu stören; wo sie sich blicken ließ, umgab sie eine undurchdringliche Mauer fragender, besorgter, theilnehmender Frauen. Ja, von Seiten der Aerzte, die ihr früher Zerstreung zu verschaffen gesucht, mußte jetzt dafür gesorgt werden, daß die liebevolle Zudringlichkeit ihrer Freundinnen in gewissen Schranken gehalten würde, damit sie die Kranke nicht allzusehr aufregten und ihr mit ihrer Zuneigung und Theilnahme nicht mehr schaden als nützten.

Aber nicht allein auf ihre Person allein erstreckte sich die Fürsorge und Zärtlichkeit der wahnsinnigen Frauen, diese gingen noch weiter hinaus und beschäftigten sich in der Gegenwart schon mit den Erfordernissen der Zukunft, dem erwarteten Kinde. In allen ihren Mußestunden, und deren hatten sie genug, wurde ihre ganze Thätigkeit von den Arbeiten für das in ihrer Mitte zu Gebärende in Anspruch genommen. Welche Hand irgend ein

Kunstwerk der Art schaffen konnte, sie bemühte sich ohne Unterlaß, ihre Liebe dadurch darzuthun. Zuletzt war es eine Ehrensache geworden, irgend einen Beitrag zu der Ausstattung des Neugeborenen zu liefern, und schon lange vor der Geburt des Zöglings der Wahnsinnigen hatte sich der Vorrath von Dingen des ersten Bedarfs zu einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit und Fülle angehäuft. Da waren alle Arten von Hemdchen, Jäckchen, Mützchen und Höschen vertreten, da waren alle möglichen Arten von Stickereien zu sehen, die die kunstfertigen Hände der Wahnsinnigen angefertigt hatten. Der Director der Anstalt, um seinen Pfleglingen auch darin seine Fürsorge zu beweisen, hatte einen Schrank in das Zimmer der Baronin schaffen lassen und einige am eifrigsten besorgte Hände hatten den Vorrath in die Kasten desselben zu packen begonnen, der sich nun noch täglich um dieses oder jenes Erforderniß vermehrte. Endlich aber, als sich der Rausch dieser Thätigkeit verflogen hatte und die gewichtige Stunde immer näher rückte, gab sich eine Spannung unter den Irren kund, wie sie in der Anstalt noch nie vorher dagewesen war. Wann wird das Kind geboren werden, an einem Freitage oder Sonntage? Wird es ein Knabe oder ein Mädchen sein? Das waren Fragen, die mit einer Wichtigkeit in allen Ecken und Winkeln erörtert wurden, als ob die Erhaltung und das Wohl der Anstalt selbst davon abgehängt hätte. Zuletzt sogar, als der ereignißvolle Tag sichtbar immer näher rückte, fing man Wetten abzuschließen an, gab sich Ahnungen hin und erzählte von Träumen, die Diese oder Jene von dem Kinde

gehabt, so daß das eigene Leid ganz vergessen und das allgemeine Wohlbefinden in dem speciellen des kleinen unbekanntes Wesens völlig aufgegangen zu sein schien. Einige am heftigsten aufgeregte Weiber, deren Theilnahme in einen exaltirten Zustand übergegangen war und eine Art Fanatismus angenommen hatte, so daß sie mit keinem Fuße den Corridor der Baronin mehr verlassen und nicht einmal zu Bette gehen wollten, bis das große Ereigniß eingetreten sei, mußten sogar von Seiten der Aerzte zur Ruhe ermahnt und mit Anwendung von Zwangsmitteln bedroht werden, um nur den ordnungsmäßigen Gang des Hauswesens nicht zu stören und auf Kosten ihrer eigenen Gesundheit nicht auch das Wohl der jungen Mutter zu gefährden.

Der Zufall wollte es, daß die allgemeine Erwartung und Freude über ein in der Anstalt noch nie erlebtes Geschick einer Pflegebefohlenen noch bedeutend vermehrt und letzteres auf eine besondere Art zu einem festlichen Ereigniß gestaltet werden sollte, denn das Kind der Baronin ward gerade am Morgen des Weihnachtstages geboren. Es herrschte um diese Stunde eine allgemeine und weithin vernehmbare Bewegung in dem geräumigen Innern des Weiberflügels der Anstalt. Alle Zimmer entleerten sich ihrer Bewohner, die haufenweis nach dem Corridor strömten, in dessen Nähe das Ereigniß des Tages so eben stattgefunden hatte. Ja, der Andrang nach diesem Corridor war so groß, daß man die Thüren desselben

schließen und einige dienstbare Geister als Wache davor stellen mußte. Da Niemand in das Zimmer der Kranken gelassen und nur die Meldung ausgesprochen wurde, daß das Geborene ein Mädchen sei, so erhob sich überall, wo man ging und stand, ein lautes Freudengeschrei, und es hatte den Anschein, als ob allen Bewohnerinnen der Anstalt persönlich ein Glück widerfahren wäre, welches doch nur einer Einzigen zu Theil geworden war.

Als die Aerzte in den ersten Tagen nach diesem Ereigniß in den verschiedenen Krankensälen ihre Visiten abstatteten, wurde ihnen keine andere Frage als die nach dem Befinden der jungen Mutter und ihres Kindes vorgelegt. Jede Einzelne wollte wissen, wie letzteres beschaffen sei, ob es der schönen Mutter gleiche, ob es blaue oder schwarze Augen habe, ob es geschrien, als es zur Welt gekommen, und endlich, ob man eine allgemeine Kindtauffeier zu erwarten habe. Die lächelnden Aerzte mußten mancherlei Ausreden ersinnen, um nur die Neugierde ihrer Pflegebefohlenen zu befriedigen, und bald ließen sich, aus den Mittheilungen bevorzugter Unterrichteter geschöpft, fabelhafte Darstellungen von der wunderbaren Schönheit der Neugeborenen vernehmen, die völlig dem Ursprunge entsprachen, dem sie ihr Dasein verdankten. Es mußte unter den geeigneten Persönlichkeiten eine förmliche Auswahl getroffen werden, welche die Wache bei der Wöchnerin, und dem Kinde haben sollten, denn man begnügte sich keineswegs damit, daß

dieselben von den Bediensteten der Anstalt versorgt wurden, – man hielt es sogar für eine unerläßliche Pflicht, eine Art Ehrenwache in einem der Vorzimmer abzuhalten, was denn auch von den Aerzten nach reiflicher Ueberlegung endlich, und um nur Ruhe zu gewinnen, gebilligt und in's Werk gesetzt wurde.

In den ersten Wochen kam das Neugeborene natürlich nicht aus seinem Zimmer, die unfreundliche Winterwitterung untersagte dies. Das erste Mal daher, wo das Kind allgemein sichtbar wurde, war der Tauftag. Sämmtliche Irre, die ihr Zimmer verlassen konnten, hatten sich an diesem Tage frühzeitig in den zunächst liegenden Corridoren eingefunden, um sich den feierlichen Act des Hintragens zur Kirche nicht entschlüpfen zu lassen. Nie war man so fromm gewesen als an diesem Tage; Alles was sich bewegen konnte und durfte, strömte nach der Kirche der Anstalt, um Zeuge der noch nie daselbst stattgefundenen feierlichen Handlung zu sein.

Am Nachmittage dieses Tages wurde im großen Versammlungssaale ein festlicher Kaffee und nachher ein Ball abgehalten, wobei die vornehmsten und gebildetsten Kranken es sich nicht nehmen ließen, wunderbare Reden über die Wichtigkeit und Bedeutung der vorgehenden Feier zu halten und darauf aufmerksam zu machen, daß ein unter ihnen geborenes Kind eine wahre Gottesgabe sei, die von Allen dankbar anerkannt werden müsse.

Als nun der Winter in den Frühling überging, die Tage länger und die Witterung freundlicher wurden, fing man

allmählig an, die Aerzte darauf vorzubereiten, daß das Kind frische Luft schöpfen müsse. Als dieser Ansicht endlich beigestimmt wurde, wollte eine Jede die Erste sein, die den allgemeinen Liebling den Wolken und den Bäumen zeigen dürfte. Es fand wieder ein komischer Wett-eifer statt und es mußte eine Reihenfolge bestimmt werden, nach welcher Eine um die Andere diese süße Pflicht übernahm. Aber bald sah man sich genöthigt, die junge Baroneß auf diesen ihren ersten Spaziergängen in Schutz zu nehmen, denn es drängten sich alle weiblichen Bewohner der Anstalt heran, das Kind zu liebkosen und zu Herzen. Es wanderte von einem Arme zum andern und bald zeigten sich unter den minder Bevorzugten oder weniger Glücklichen die unzweideutigsten Symptome einer leidenschaftlichen Eifersucht.

Einen eigenthümlichen und bei Weitem mehr schmerzlichen als wohlthuenden Anblick gewährte es, bei allen diesen Bethätigungen der Theilnahme und Liebe für das Kind, die junge Mutter zu beobachten, wie sie mit argwöhnischer Wachsamkeit jeden Schritt und Tritt, jede Hand, jedes Auge Derjenigen verfolgte, welche ihrem Kinde nahe kamen, denn sie hegte eine wahrhaft abgöttische Verehrung für das kleine Wesen, welches ihr die Vorsehung unter so traurigen Umständen, als Ersatz für den zu frühzeitig verlorenen Gatten geschenkt hatte. Keinen Augenblick hatte sie Ruhe, wenn sie nicht in unmittelbarer Nähe desselben war, jeder ihrer Gedanken war auf sein Gedeihen und sein Wohl gerichtet Diese überaus

mütterliche, aber in ihrer Aeußerung jedenfalls krankhaft gesteigerte Zärtlichkeit erfüllte die Aerzte mit Sorge, denn wenn irgend ein Unfall dem Neugeborenen gedroht, irgend eine Krankheit es befallen hätte, so würde das schwerste Leid darüber die glückliche Mutter betroffen haben. Daher wandte man alle zu Gebote stehenden Mittel an, das Kind zu bewahren und zu schützen, und wunderbar genug, die Vorsehung stand hierin den sorgsamem Männern bei, denn das Kind blieb von der ersten Stunde seines Daseins an vollkommen gesund und wohl. Es entwickelte sich zusehends und die Zeichen ungetrübter leiblicher Gesundheit zeigten sich in jeder seiner Functionen und in der blühenden Frische seiner Wangen. So war denn auch die Freude der jungen Mutter über ihr einziges Eigenthum in jedem ihrer Züge sichtbar, sie blühte zum zweiten Male auf, und die Hoffnung der Aerzte, daß sie ihre Gesundheit durch ihr Kind wieder erhalten würde, schien eine gerechtfertigte zu sein. Um ihr auch nicht den geringsten Kummer zu bereiten, hatte man sich entschließen müssen, so viele Gründe auch dagegen zu sprechen schienen, die Ernährung des Kindes ihr selbst zu überlassen, da alle Versuche, die Mutter gütlich zu bewegen, einer anderen Frau ihr Kleinod anzuvertrauen, an ihrem energischen Widerstand gescheitert waren. So erfüllte sie denn ihre süßeste Pflicht so treulich und mit so großer Sorgfalt, wie es nur je eine geistesgesunde Mutter hätte thun können.

Als die Kunde von den unvorhergesehenen Hoffnungen der kranken Baronin zu ihrem Bruder nach Holzen-dorf gelangt war, fühlte man sich daselbst in einer eigenthümlichen Beklemmung. Nicht allein war wieder ein unerwarteter Sproß geboren, der neuen Stoff zur Entwicklung des traurigen Familienverhängnisses bot, sondern man konnte sich auch nicht verhehlen, daß dadurch ganz neue und bisher unbekannte Sorgen sich einfinden würden. Denn es war ja unmöglich das Kind fernerhin in der Irrenansialt zu lassen, man mußte für seine Existenz, seine Erziehung in der Familie selbst sorgen, wenn das Unglück es wollte, daß die arme Mutter in ihrem traurigen Wahnsinne verblieb. Indessen da dieser Zeitpunkt noch länger hinausgeschoben bleiben konnte und die Aerzte überhaupt Hoffnung blicken ließen, die Gemüthsver-stimmung der ihnen anvertrauten Dame zu heben, so gab man sich einstweilen keiner besonderen Sorge hin, baute vielmehr auf die Zukunft und stellte das Uebrige der Vor-sehung anheim. In diesem Sinne wirkte am eifrigsten und einsichtsvollsten der Doctor Millinger; seinen Rathschlägen hatte der Baron sich vollständig überlassen, da er einmal selbst nicht viel von den vorliegenden Zuständen verstand, andererseits aber auch mit seinen eigenen Kin-dern zu dieser Zeit genug zu schaffen hatte, deren Unheil drohende Entwicklung alle Aufmerksamkeit erforderte, die der strenge Mann darauf zu verwenden die Fähigkeit besaß.

Als aber im Laufe der Zeit die Nachricht aus dem Kran-kenhause eintraf, die Hoffnung der Aerzte in Bezug auf

die verheißene Besserung der Mutter habe sich nicht bewährt, begann man auf dem Gute doch allmählig sich vorzubereiten, das Kind der Mutter zu entziehen und in Holzendorf selbst der Pflege einer dazu bestimmten Person zu übergeben.

Als dieser Entschluß dem Vorstande des Irrenhauses bekannt gemacht wurde, erregte derselbe großes Bedenken, denn es war leicht vorherzusehen, daß die so zärtliche Mutter, die, so zu sagen, nur von dem Anblick ihres Kindes lebte, sich nicht gutwillig von demselben würde trennen lassen. Man erlaubte sich daher einige bescheidene Gegenvorstellungen, aber diese fruchteten bei dem unlenkbaren Baron nichts, der seinen Entschluß ohne Widerspruch durchgesetzt sehen wollte. Als nun die gemessensten Anordnungen seinerseits in der Anstalt eintrafen, versuchte man hier vorsichtig, die Baronin auf das ihr bevorstehende Ereigniß vorzubereiten. Wie man erwartet, brachte schon dieser Versuch eine gewaltige Wirkung auf die unglückliche Mutter hervor, die heftigsten Krämpfe, wie man sie nie zuvor bei ihr gesehen und wie sie sie seit der Geburt des Kindes nicht wieder gehabt, stellten sich ein, ihrem Leben und dem übrig gebliebenen Reste ihrer gesunden Vernunft zugleich Gefahr drohend, und nur den liebevollsten Bemühungen der Aerzte gelang es, die Geängstigte wieder zu beruhigen.

Von dieser Zeit an aber hütete die wahnsinnige Mutter ihren einzigen Schatz nur noch mehr. Sie wich keinen Augenblick von seiner Seite, ließ ihn nie aus dem Auge und umgab ihn Tag und Nacht mit der kleinlichsten

Sorgfalt. Ihr Gemüthsleiden jedoch besserte sich dabei durchaus nicht, vielmehr sank sie immer tiefer und tiefer in das freudenleere Grab der Melancholie und saß tagelang weinend und trauernd an der Wiege ihres Kindes, dem sie die süßesten Namen beilegte und dabei laut Gott bat, er möge ihr wenigstens, nachdem er ihr den theuren Gatten genommen, doch dessen Kind bewahren.

Hatte nun bisher der Baron ernsthaft und wiederholt das Kind seiner Schwester in seine Obhut zurückgefordert, so ergingen jetzt an ihn von Seiten der Aerzte der Anstalt die lebhaftesten Vorstellungen, daß das Kind der Mutter in keinem Falle genommen werden dürfe. Diesem Ausspruche stimmte nach reiflicher Ueberlegung auch der Doctor Millinger bei und so erfolgte endlich die Zustimmung des Barons, das Kind vor der Hand in der Anstalt zu behalten und nur den Zeitpunkt zu melden, wann sein früherer Wunsch erfüllt werden könne.

Aber dieser Zeitpunkt wurde etwas lange hinausgerückt, denn so viel Mühe man sich um die Wiederherstellung der kranken Mutter gab, man sah endlich ein, daß ihre Heilung in diesem Leben nicht mehr erfolgen würde, zumal sich ein organisches Brustübel dem Gemüthsleiden beigesellt hatte, welches den zarten Körper der schönen Frau allmählig aufreiben mußte.

Indessen vergingen Jahre auf Jahre. Die Baronin blieb eine Wahnsinnige, aber ihr körperliches Leiden nahm nur sehr langsam zu, so daß ihre Auflösung bei Weitem nicht so rasch eintrat, als man erwartet hatte. Auf wiederholte

Anfragen des Barons wurde der Zeitpunkt der Auslieferung des Kindes immer weiter hinausgerückt, so daß sich dieser endlich befriedigt erklärte, jedoch zur genaueren Unterweisung der Beamten der Anstalt behufs der Erziehung seiner Nichte den Doctor Millinger dahin sandte, damit dieser sich selbst von der Lage der Sache überzeuge. Unser Freund ward herzlich und liebevoll, wie jeder theilnehmende Gast, in der Anstalt aufgenommen, und er war Mensch und Arzt in gleich ausgezeichnetem Grade, um sehr bald die Forderungen der Irrenärzte als vollkommen gerechtfertigt zu erkennen. Von dem Baron dazu beauftragt, redete er mit dem Director der Anstalt die Bedingungen ab, unter denen man auch das Kind dasselbst behalten und erziehen lassen wollte, wozu der befähigten Elemente genug vorhanden waren. Als er das Krankenhaus wieder verließ, um in sein Dorf und zu dem Baron zurückzukehren, nahm er die Ueberzeugung mit hinweg, daß die arme Schwester seines Herrn und Freundes ihr jetziges Asyl nicht wieder verlassen und daß das Kind derselben nicht eher in die Hände seines Oheims gelangen werde, als bis der Tod die Mutter von ihren Leiden erlöst habe.

So wenden wir uns denn jetzt, da wir die Letztere doch nicht mehr von ihrem bevorstehenden Untergange retten können, zu ihrem Kinde und sagen einige Worte über

dessen Erziehung. Man könnte glauben, daß die Verhältnisse in einem Irrenhause nicht besonders dazu geeignet gewesen waren, ein für das Leben in der freien Welt bestimmtes menschliches Wesen zweckmäßig zu erziehen und auf seine Zukunft vorzubereiten, aber man würde sich in diesem höchst natürlich erscheinenden Glauben diesmal sehr geirrt haben. Eine eigenthümliche Geistesrichtung, frühzeitiger Hang zum Nachdenken, eine besondere Neigung zur ernsteren Auffassung des Lebens mußte sich allerdings an eine Erziehung in einer solchen Umgebung knüpfen; indessen ist noch nicht gesagt, daß die geistige Entwicklung unter dem Einfluß von Geistes- und Gemüthsranken und der tägliche Umgang mit solchen das Herz eines jungen Wesens mit verkehrten Gefühlen und seinen Geist mit krankhaften Ideen unumgänglich erfüllen müsse. Ach nein, das ist durchaus nicht der Fall, wie Jeder wahrnehmen kann, der in einem Irrenhause Beobachtungen der Art mit Aufmerksamkeit und Hingebung anstellt. Gerade der Umgang mit jenen, der Welt entrückten und theilweise abgestorbenen Geistern erhebt die Seele des geistig und gemüthlich gesunden Menschen; er schöpft eine unglaubliche Kraft und Ueberzeugungsfestigkeit aus der Einsicht, die er täglich, stündlich in wachsender Fülle über das Gebrechliche der Menschennatur gewinnt, er, gerade er bekommt eine tiefere Frömmigkeit – wir verstehen hierunter die Frömmigkeit der Seele, die wahre Religiosität des Herzens, nicht

die *kirchliche* Scheinfrömmigkeit – einen festeren Glauben an eine vergeltende Vorsehung, und er zieht Vorteil für seine Gegenwart und Zukunft aus dem schauerlichen Ernst des Lebens, der hier jeden Augenblick in unverkennbaren Bildern vor seine Seele geführt wird.

Es mag wunderbarlich klingen, aber es ist nur zu wahr, wir täuschen uns ohne Zweifel eben so sehr in der Beurtheilung der Zustände in einem Irrenhause, wie wir uns oft in der Beurtheilung der Zustände unter den in der Welt lebenden Menschen täuschen. Wie wir die Geistesstufe, auf der die im Leben uns Umgebenden stehen, oder vielmehr nur zu stehen scheinen, uns oft viel höher denken, als sie ist, so stellen wir uns die Vernunftlosigkeit der Irren im Allgemeinen in sehr übertriebenem Maaße vor. Wer einen scharfen Blick und die Gabe besetzt, seine Umgebung näher zu prüfen, sie ihres äußeren Flitters zu entkleiden, der wird sich nicht über die allzu gesunde Geistesbeschaffenheit Derjenigen zu verwundern haben, die wir hier und dort glänzen, überall den Ausschlag geben, den Ton anstimmen und nicht selten sogar die Meinung der Welt beherrschen sehen. Man glaube uns und unserer Erfahrung, der alle Irrenärzte, die wir gesprochen haben, vollkommen beistimmen, wenn wir sagen: es giebt mehr Wahnsinn in der großen Welt zerstreut, als man sich gewöhnlich denkt, und in den Irrenhäusern mehr Verstand, als man in der Regel anzunehmen pflegt. Wir kennen ein paar Dutzend Menschen, die mit gleichem Rechte in einem Irrenhause untergebracht würden, wie sie in der Welt leben, ja, man würde sogar weniger Verantwortung

auf sich laden, wenn man sie einsperrte, als indem man sie frei herumlaufen läßt.

Aber wir wollen hier nicht allein von den Kranken als einwirkenden Einflüssen in der bewußten Anstalt reden, nein, wir müssen hier der Beamten und Lehrer, so wie ihrer Familien gedenken, die zur Aufsicht und Leitung jener Kranken ihren beständigen Wohnsitz im Irrenhause selbst hatten. Oft hört man in der Welt diese Leute bedauern und die Klage aussprechen: mein Gott, was muß es doch für ein trostloses Geschick sein, in einem Irrenhause zu wohnen, ewig unter Wahnsinnigen sich aufzuhalten, und einzig und allein damit beschäftigt zu sein, ihre unverständigen Irrthümer und geistigen Abweichungen berichtigen und ausrotten zu wollen. Ach! der so Klagen- de und mithin Urtheilende irrt sich gar sehr. Nie habe ich eine größere innere Zufriedenheit in Familien kennen gelernt, als gerade in Irrenhäusern. Sie Alle, die die Vorsehung dahin gestellt, sind durchdrungen von der heiligen Aufgabe ihres Lebens, sind getragen von der Kraft ihres Willens, Licht zu verbreiten, wo Finsterniß ist, den Glauben an Gott zu erwecken und zu stärken, wo die phantastische Teufels- und Gespensterfurcht ihre Wurzeln geschlagen hat. In der That, diese wenigen Menschen, die sämtlich eine gewisse Neigung und Vorliebe auf diesen Vorposten der menschlichen Gesellschaft gestellt hat, haben den Vorzug vor allen übrigen Beamten der Welt, daß sie mit ganzer Hingebung eine eben so edle wie schwere Pflicht erfüllen, und das Bewußtsein dieser Pflichterfüllung erhebt, bessert, adelt das menschliche Herz ohne

allen Zweifel. So viel hiervon im Allgemeinen; im Einzelnen wird sich noch so Manches anknüpfen lassen, wenn wir von den glücklichen Erfolgen der Erziehung des Kindes der Wahnsinnigen sprechen.

Die Irrenheilanstalt zu M. hatte das Glück, nicht allein vortreffliche, hochgebildete, von ihrer Aufgabe völlig durchdrungene und ihrem Posten gewachsene Beamte zu besitzen, sondern sie hatte das noch viel größere Glück, daß diese Beamten in einer seltenen Uebereinstimmung der Ansichten und mit gleich redlichem Willen begabt, gemeinschaftlich einem und demselben Ziele zustrebten. Alle in einem Flügel des großen Hauses wohnenden Familien, vom dirigirenden Arzte an bis zum jüngsten Lehrer und Organisten, fühlten sich in ihrer abgeschlossenen Welt völlig zu Hause, waren glücklich darin und suchten sich gegenseitig die Stunden in dieser Welt so angenehm wie möglich zu machen. Dies galt eben so von den Frauen wie von den Männern. Von dem vortrefflichen Geistlichen der Anstalt strahlte unter Alle eine herzliche Frömmigkeit aus, er lehrte nicht allein von der Kanzel herab, sondern auch im Hause, in der Familie, durch alle seine Handlungen, daß alle geistig gesunden Bewohner des Hauses ein großes Werk der Barmherzigkeit zu vollbringen hätten, auf welches das Auge Gottes segnend herabblicke, und dieses ernste, heilige Bewußtsein füllte jede Seele aus und Alle griffen mit rüstiger Hand zum schweren Werke. Daß so begabte, liebenswürdige und thatkräftige Menschen gegen ein zufällig von einer ihnen anvertrauten Wahnsinnigen in der Anstalt geborenes

Kind nicht weniger liebevoll und barmherzig sein würden, versteht sich von selbst, ja in diesem Falle vereinigte sich sogar Alles, das Kind jedem Einzelnen an's Herz zu legen, und Jeder stimmte in den unausgesprochenen Gedanken ein, es wie sein eigenes erziehen, unterrichten und belehren zu wollen. Unter solcher Leitung wuchs denn das Kind bald, nicht zu dem Liebling der Wahnsinnigen allein, sondern auch der geistig Gesunden heran und kein einziges feindliches Element trat störend in seine stille Bahn. Und sichtbar ruhte der Segen Gottes auf diesem unter so seltsamen Umständen aufgewachsenen Kinde. Ausgestattet war es mit allen Gaben des Geistes und Herzens, hervorragend in Bezug auf die vergänglichen Gaben des Leibes. Die von der Mutter möglicher Weise vererbte Gemüthskrankheit fand keinen Anhalt in ihr, nur die Schönheit ihres Körpers, die Vollkommenheit ihrer Gestalt und die Lieblichkeit ihres Gesichts ging unverkennbar auf sie über. Daß zu diesen von der Natur verliehenen Gaben allerdings noch ein eigenthümliches Etwas hinzukam, was in Folge des Verkehrs und des beständigen Umgange mit jenen seltsamen Wesen sich in dem Kinde entwickelte, werden wir sogleich zu berichten haben.

Jenes störende und bittere Element, welches in der äußeren Welt der heiteren Entwicklung junger Zöglinge oft so herbe und verletzend entgegentritt, wir meinen die Unbeständigkeit der Neigungen und Gefühle, mit welcher der veränderliche Mensch im Leben uns oft genug peinigt und demüthigt, war hier in der Irrenanstalt nicht

zu bemerken und zu bekämpfen. In der That, die Zuneigung und fast übergroße Zärtlichkeit der Wahnsinnigen, die diese von frühester Jugend für jenes Kind an den Tag legten, blieb sich unverändert im Laufe der Jahre gleich; auch als es an Leib und Seele wuchs und seiner blühendsten Reife entgegenging, blieb sie sich gleich treu und rein. Diese Zärtlichkeit pflanzte sich von den die Anstalt Verlassenden auf die Neuankommenden fort, es ward als eine Art Schutzgeist, als ein der Anstalt gehöriges allgemeines Kleinod betrachtet und in diesem Sinne gehegt und gepflegt. Selten mag einem so kleinen Wesen von der Wiege an bis in sein reiferes Alter eine so unwandelbare, sich stets gleich bleibende Liebe und Verehrung gewidmet worden sein als diesem Kinde, selten freilich auch, fügen wir hinzu, von solchen Liebenden in einer solchen Anstalt.

Kann es uns daher Wunder nehmen, wenn die Gegenliebe des Kindes zu den Wahnsinnigen, ihre Theilnahme an Allem, was diese betraf, eine eben so große und innige war? Nein, denn das Herz des Kindes ist, gleich dem durchsichtig klaren Flusse, der das Bild der ihn umkränzenden Landschaft lieblich zurückstrahlt, ein von der Natur geschaffener Spiegel, in dem sich die Gedanken und Gefühle der Erwachsenen, die es erziehen und belehren; in seltener Treue dem Auge des Beobachtenden darstellen.

Von der Natur mit einer wunderbaren Auffassungsgabe alles Gebotenen ausgestattet, entwickelte sich unter so

ernster Umgebung früh ihr geistiger Kern; ihr Auge öffnete sich weit und nahm mit seltenem Scharfblick die verschiedenen Gegenstände aus, die sich ihrer Beobachtung schon in den ersten Lebensjahren boten. Mit einem instinctartigen Gefühle des Rechten, Nützlichen und Wohltätigen begabt, verstand sie es meisterhaft, mit den Geisteskranken jederlei Gattung umzugehen und zu verkehren, und dieselben, der Art ihrer Krankheit gemäß, bald fest und ernst, bald milde und tröstend, bald ermuthigend und anregend zu behandeln.

Als sie größer geworden war, gestattete ihr ihre Mutter, nachdem sie die Furcht überwunden, daß man ihrem Kinde Schaden zufügen oder es ihr entziehen wolle, die Kranken auf ihren Spaziergängen und weiteren Ausflügen in das nahe Gebirge zu begleiten, und hier war Marie stets von einem großen Kreise ihr Zuhörender und Lernbegieriger umgeben, denn die Geisteskranken gewisser Art zeichnen sich vor vielen gesunden Menschen dadurch aus, daß sie aufmerksam auf die Lehren Derer achten, die ihnen zur Richtschnur ihrer Handlungen gegeben sind, sie fühlen leicht heraus, wer ihnen wohl will, was sie belehrt und erhebt, was ihnen nützlich und ersprießlich werden kann. Auf diesen näheren oder entfernteren Gängen ward Marie die Lehrerin und Erzählerin der Irren, sie lernte alle ihre Verkehrtheiten und Abweichungen kennen und, von ihrem Beobachtungstribe angestachelt, hatte sie bald die Mittel begriffen, welche die Aerzte für die schicklichsten und heilbringendsten in einzelnen Fällen erkannt hatten. So wirkte sie im Geiste

der Aerzte als eine Art Naturheilprincip aus sich selbst heraus, und Niemanden gab es im Innern der Anstalt, der eine mächtigere, vielleicht weil sie so sanft wie innig war, und eine nachhaltigere Einwirkung auf die Kranken gehabt hätte, als dieses junge Mädchen. Die am heftigsten Tobenden beruhigte sie durch ihre einschmeichelnde Sanftmuth und den ergreifenden Blick ihres geistig bezwingenden Auges, die am schmerzlichsten von Melancholie Ergriffenen tröstete sie mit ihren anregenden und aus vollem Herzen strömenden Worten.

Zu dieser frühen Ausbildung und Vervollkommnung ihres Wesens trug sehr viel das wachsende, leibliche Uebel ihrer Mutter bei, die allmählig an der bei Wahnsinnigen so häufigen Krankheit, der allgemeinen Abzehrung zu leiden begann. Sie hätte Tag und Nacht am Bette dieser ihr so theuren Person gesessen und sie gepflegt, wenn die Aerzte, die alle Rücksicht auf ihre eigene Gesundheit nahmen, es gestattet hätten. Dennoch aber beobachtete sie jeden Athemzug, jeden Pulsschlag, jeden Blick der täglich hinfälliger werdenden Unglücklichen. Jeden Augenblick war sie bereit, ihre Hülfe anzubieten, irgend einen Dienst zu leisten, und keine Bequemlichkeit gab es für sie, die sie nicht gern geopfert hätte, um die Mutter einer Unbequemlichkeit überheben zu können. Dadurch entwickelte sich in diesem seltenen Wesen allmählig eine ganz besondere Art und Weise, den Kranken gegenüber aufzutreten, ihr ganzes Wesen ging in dem Wesen Anderer, Leidender auf, sie war mit einem Wort auf dem besten Wege, die vollkommenste barmherzige Schwester

zu werden. Kaum hörte man ihren sanften Tritt, wenn sie durch ihr Zimmer glitt; die Bewegung ihrer weichen Hand, wenn sie sie auf die Stirn eines Leidenden legte, hatte schon in der graziösen Art dieses Auflegens selbst etwas ungemein Gewinnendes, ihre Berührung aber electricirte die Schwachen und beruhigte die Aufgeregten. So, indem sie sich selbst ihre tägliche Aufgabe stellte, von Bett zu Bett, von Saal zu Saal zu wandeln, entwickelte sich ihr ganzes geistiges Vermögen zu einer unglaublichen Innigkeit und Herzensgüte; empfänglich für alles Schöne, Gute, Erhabene, ward sie sich ihres Berufes bewußt, die belebende und segenspendende Priesterin im Tempel des Schmerzes zu sein, und wo ein Unglücklicher sich zeigte, glaubte sie sich ebenso befähigt wie auserlesen, Theil an seinen Leiden zu nehmen.

So war sie also schon früh der allbekannte und geliebte Schutzengel der Anstalt geworden; man hatte ihr eine große Freiheit im Schalten und Walten eingeräumt. Von Krankenbett zu Krankenbett war es ihr erlaubt zu wandern und überall spendete sie Segen und Befriedigung aus, wie sie kein Anderer von der Hand Gottes empfangen zu haben schien. Sämmtlichen Bewohnern der Anstalt war sie auf diese Art ein gewisses Bedürfniß geworden und von allen Familien wurde sie wie ein eigenes Kind geliebt. Keiner konnte den Gedanken fassen, daß sie einst dies Haus, wo sie geboren und groß geworden, wo sie so segensreich gewirkt und sich selbst so glücklich gefühlt, jemals verlassen könne, und sie selbst dachte am wenigsten daran, daß ihr einst und sogar in nicht gar zu

langer Zeit ein anderes Lebensloos aufbewahrt sein könne. Hätte sie davon eine Ahnung gehabt, wahrlich, das wäre ihr erster Schmerz, ihr erster Zwang gewesen, denn sie kannte keine andere Welt als das Irrenhaus, das war ihre einzige Heimat, da allein hatte sie Verwandte, Freunde, da hatte sie Gott, die Menschen und sich kennen gelernt, und nur in diesen stillen Mauern lebte und wirkte ihre ganze Seele. Es gab für sie auch nichts Schöneres, Vollkommeneres als dieses Haus, nichts Besseres, als die darin wohnenden Menschen. Sie kannte nichts und wollte nichts Anderes kennen lernen; denn der Schauplatz, den sie bis jetzt betreten, enthielt die Erfüllung aller ihrer Wünsche: lieben und geliebt werden – diese heilige Wechselwirkung zwischen ihren Freunden, ihren Wahnsinnigen und sich – das war die Aufgabe, die sie selbst ihrem Leben gestellt zu haben schien.

So war sie in die Jahre ihrer vollen Entwicklung getreten, denn die Vollendung ihres achtzehnten Lebensjahres stand nahe bevor. Es wäre eine zu schwierige Aufgabe, ihre Schönheit in ihrer seltsamen Entfaltung beschreiben zu wollen, da dieselbe eben so wohl geistiger wie körperlicher Art war. Daß die Formen ihres mäßig großen Körpers vollendet waren, haben wir schon erwähnt; ihr Gesicht, obgleich in der Regel etwas blaß, strahlte die Fülle und Regsamkeit eines inneren Lebens wieder, wie wir nie etwas Aehnliches unter dem weiblichen Geschlechte gesehen. Jede Regung ihrer Seele sprach sich aus im Lächeln ihres Mundes, in einem leisen Erröthen ihrer Stirn

und Wangen, zumeist aber verrieth sich jede ihrer Empfindungen in ihrem sanft und doch so klar blickenden Auge, dessen Verständniß, auch wenn sie schwieg, beinahe so leicht war, als wenn sie mit Worten geredet hätte. Gegen wen sie die stets etwas tief herabhängenden Augenlider langsam und voll aufschlug und auf wessen Gesicht sie ihren Blick haften ließ, dem drang dieser Blick bis in's innerste Herz, ihr Wille überwog den seinigen, als wäre sie von einer inneren siegreichen Macht erfüllt, die gleich einem magnetischen Fluidum um so wunderbarere Wirkung äußerte, als man keine große Kraftanstrengung von ihrer Seite anwenden sah. So glich sie jener geheimnißvollen orientalischen Sinnpflanze, die nicht allein selbst bei jeder äußeren Berührung erzittert und Empfindung und Leben zu erkennen giebt, sondern deren Berührung dem Berührenden selbst eine unbeschreibliche, aber immer nur angenehme Empfindung erregt. Ihr Gang hatte vor allen Dingen nichts Irdisches; man sah kein Glied sich an ihrem geschmeidigen Körper bewegen, sie glitt dahin wie ein Fisch im Wasser oder wie ein schönes Schiff, dessen Segel alle vom Winde gefüllt sind, bei dem man die treibende Kraft aber nur an der Bewegung nach vorwärts erkennt. Im Ganzen war über ihr Gesicht, ihren Gang, über die Haltung ihres ganzen Körper stets eine sinnende, nachdenkliche Grazie ausgegossen; so bewegte sie sich auch immer langsam, bedächtig, und niemals verrieth sich etwas Heftiges, Leidenschaftliches in ihrem ganzen Wesen, denn ihre einzige Leidenschaft war ihre Liebe und Neigung zu den Menschen, die sie umgaben,

und diese Liebe war in den reinen keuschen Behälter ihres jungfräulichen Busens eingeschlossen.

Gern sprach sie mit den Aerzten bei Tische, an dem sie früher oft mit ihrer Mutter gesessen, jetzt aber allein saß, oder auf Spaziergängen, über die verschiedenen Arten der Geistes- und Gemüthskrankheiten der Menschen, und die Aerzte sprachen auch gern mit ihr, denn im steten Umgange mit denselben hatte sie sich ihre eigenen Gedanken darüber gebildet und diese Gedanken waren oft wunderbar treffend und naturgemäß.

Wie die geistige Entwicklung in diesem seltsamen Geschöpfe unter den gegebenen Verhältnissen eine so hohe Vollkommenheit erreichen konnte, darüber lassen sich nur Vermuthungen und Hypothesen aufstellen, eine Gewißheit kann kein Mensch aussprechen. Von einer schönen, edlen, aber gemüthskranken Mutter geboren, unter Wahnsinnigen aufgewachsen und unter ihrem Einflusse erzogen, hatte sie jenes unbeschreibliche Gemüthvolle, Einschmeichelnde, innig Bewegende in ihr Wesen aufgenommen, was dem aufmerksamen und sinnigen Beobachter so sehr zu Herzen spricht, was den menschlichen Geist in seiner ganzen Tiefe erfaßt und zugleich befähigt, nachzudenken über die geistige Wandelung, die die Natur in den zur Gesundheit geschaffenen Organen allein herbeizuführen die Macht hat. Es war ihr mit einem Wort jene große geistige Potenz verliehen, die wir an bedeutenden Irrenärzten so sehr bewunderte und nicht begreifen können, daß sie, unbeschadet ihrer moralischen

und intellectuellen Fähigkeit, mit Bewußtsein in die Lage eines Wahnsinnigen sich verletzen und von innen heraus über ein ihnen Fremdes geistig, frisch und zugleich wohlthätig wirken können.

Man verzeihe uns, wenn wir uns bei der Schilderung dieser weiblichen Persönlichkeit so lange aufgehalten haben, aber es reizte uns zu gewaltig, das Portrait dieses Mädchens nicht wie ein Maler, vielmehr wie ein Seelenforscher zu entwerfen; und wenn uns dieser Versuch bei Weitem nicht vollständig gelungen ist, so lag die Schuld davon sowohl an unserer eigenen Schwäche, wie an der unerreichbaren Tiefe und Hoheit der vor unserer Seele stehenden Gestalt, des Wesens jenes Kindes der Wahnsinnigen, das, aus dem Schooße einer solchen selbst hervorgegangen, allein von der Natur gegen denselben geschützt und sogar mit gewaltigen Waffen, denselben in Anderen zu bekämpfen, ausgerüstet zu sein schien. –

Kurz nach ihrem achtzehnten Geburtstage trat endlich die längst erwartete Auflösung der Mutter der jungen Waise ein. Es war im lieblichen Monat Mai. Draußen in den Gebüschten dicht vor dem Sterbezimmer sang die Nachtigall ihr wonniges Lied, als die Arme ihren letzten Seufzer aushauchte. Auf die Seele des verlassenen Mädchens fiel es wie ein eiskalter Nebel – einige Stunden lang sah und hörte sie nicht, was um sie her vorging, die Natur selbst hatte für sie ihr Angesicht verschleiert, die von ihr so heiß geliebten Menschen hatten ihre Stimmen, ihre Gestalt verloren, sie gewahrte und vernahm

nichts von ihnen. Tief, gewaltig fraß der Schmerz in ihrer Seele, aber diese erhabene Seele war von so wunderbar lebensvoller Elastizität, daß er sie wohl schmerzlich berühren, aber nicht zerstören konnte. Als sie nach einigen Stunden einsamer Zerknirschung zum Bewußtsein zurückgekehrt war und zum letzten Male ihre weichen, warmen Lippen auf die kalten ihrer Mutter gedrückt hatte, war die Beklommenheit ihres Herzens gewichen, ihr Geist erhob sich in seiner ganzen Größe und verbannte die lautlose Klage in das Innerste ihres Wesens. Mit ihren leisen unhörbaren Schritten folgte sie den Trägern, welche die entseelte Hülle in die dazu bestimmte Kammer trugen, hüllte mit eigenen Händen das bleiche Gesicht der Entschlafenen in schneeige Tücher und folgte dann willfährig dem obersten Arzte, der sie liebevoll in seine Familie einführte. Ihr einziger Wunsch war nur der, diese Familie, dies Irrenhaus nie verlassen zu dürfen, ach! und das war leider oder vielmehr glücklicherweise das Einzige, was ihr der vortreffliche Mann nicht gewähren konnte. Denn seine Pflicht erheischte, den Verwandten seiner Pflegebefohlenen sogleich von dem Vorgefallenen Kenntniß zu geben. Und was der Arzt und seine Familie, was die Beamten der Anstalt und Jeder, der darüber nachdenken konnte, erwartet hatte, geschah: nach wenigen Tagen schon kam der Befehl an, die Tochter der Verblichenen ihrem Oheim, der zugleich ihr Vormund war, zuzuführen. Der Schmerz, die Ueberraschung, das Erstauen über diese Nachricht war für die davon zumeist Betroffene fast noch größer, als der Schmerz, den der Tod

ihrer Mutter ihr verursacht hatte. Sie konnte den Willen des Oheims nicht begreifen und klagte zum ersten Mal laut das Schicksal an, welches ihr einen so schwer zu erfüllenden Befehl zukommen ließ. Vergebens waren die Tröstungen der Aerzte, des Geistlichen, ihrer früheren Lehrer, sie konnte den Gedanken nicht ertragen, sich von Allem, was sie so sehr liebte, was sie seit ihrer Kindheit, ihr ganzes Leben hindurch geliebt, trennen zu müssen. Dennoch mußte die Trennung erfolgen und sie erfolgte wirklich. Mit welchen Schmerzen dieselbe aber vor sich ging, wollen wir hier nicht auszumalen versuchen. Tausendmal lag sie in den Armen aller ihr so unaussprechlich Geliebten, rastlos durchlief sie die Säle, die Zimmer, die Corridore, tausendmal küßte sie die Bäume, den Boden der Berge, wo sie so oft und so namenlos glücklich gewesen war. Endlich aber war die Stunde des Abschieds gekommen und widerstandlos fügte sie sich in das Unvermeidliche, stieg, nachdem sie noch einmal eine halbe Stunde auf dem Grabe ihrer Mutter gesessen, in den Wagen mit ihrer Begleiterin, einer der Aufseherinnen der Anstalt, und fuhr einer Welt entgegen, in der ihr Alles fremd war, die Menschen, die Gewohnheiten, die Sitten, wo ihr alles bisher Liebgewonnene fehlte, alle Liebe, alle Freundschaft, die sie achtzehn Jahrelang stündlich genossen, und wo allein die schöne Natur, wie man sie hoffen ließ, sie zu trösten versprach, der sie sich mit ganzem Herzen von Kindheit an in die Arme geworfen hatte.

Wie sie in das Haus des Oheims gekommen, wissen wir, aber wir kennen noch nicht die Gedanken, die sich

ihr aufdrängten, als sie zum ersten Mal den einzigen Verwandten sah, den ihr das Schicksal gelassen und der ihr von nun an Vater und Mutter in einer Person vertreten sollte. Mit diesen Gedanken uns jetzt aber zu beschäftigen, wird es endlich an der Zeit sein.



Die erste Nacht, die Marie in dem einsamen und stillen Hause ihres Oheims verlebte, war eine im höchsten Grade kummervolle für sie. Von den neuen Erlebnissen in Anspruch genommen, nachdem sie noch nicht die alten bezwungen, war es ihr nicht möglich, den Schlaf herbeizurufen, der sie sonst immer so willig auf ihrem stillen Lager heimgesucht hatte. Hin und her wälzte sie sich im Bette und ging mit sich und ihrem Schöpfer zu Rathe, indem sie ihn bat, ihr eine Gelegenheit zu geben, ihr Herz zu beruhigen und den Kummer zu zerstreuen, der ihre Seele fast erdrückte. Und in der That schneller als sie vermuthet, schickte ihr Gott das Begehrte, indem er ihr das Bild ihres Oheims vor die Erinnerung führte, der, ohne es zu ahnen, einen großen Eindruck auf ihr empfängliches Gemüth gemacht hatte. Sie hatte ihn sich nach seinen Briefen ganz anders vorgestellt, denn er hatte stets liebevoll und freundlich an den ersten Arzt der Anstalt ihretwegen geschrieben. Nun war sie gekommen und hatte ihn selbst gesehen, und da war er ihr nicht gleich liebevoll und freundlich entgegengetreten. Freilich, seine

Stimmung am ersten Abend war für sie auch nicht günstig gewesen, was sie indessen nicht wissen konnte. Aber demungeachtet hatte er, wie gesagt, einensehr bedeutenden Eindruck auf sie gemacht und, merkwürdig genug, einen sehr guten, das heißt, gut in Beziehung auf die eigenthümliche Herzensrichtung und Denkweise des jungen Mädchens. Es war nicht der Gedanke, der sich ihr mehr als einmal aufgedrängt hatte, daß dieser strenge Mann mit der grollenden Miene und dem befehlshaberischen Tone ihr einziger älterer Verwandter, der Bruder ihrer so innig geliebten verstorbenen Mutter sei, es war nicht dieser trostreiche und wohlthuende Gedanke, der sie zur Theilnahme, sogar zur wärmeren Neigung bewogen hatte, nein, es war ein ganz anderes Gefühl, die vorahnende Erkenntniß ihrer so fein begabten Seele, die sie schnell dem Oheim zugeführt. Sie hatte auf seinem Gesichte Etwas gelesen, was ihr nahe ging: Kummer und Sorge – um Was? um Wen? – das wußte sie freilich nicht, aber das war ihr für den Augenblick auch noch gleichgültig; sie hatte jedoch in seinen Mienen einen bitteren Zug bemerkt, der ihr zu verrathen schien, daß dieser Mann hülfs- oder liebebedürftig sei, und das war etwas für ihr liebebringendes Herz, das sich unbewußt und instinctartig den Leiden der Menschheit gewidmet hatte. Daher faßte sie in dieser Nacht Entschlüsse, die, hätte sie der Oheim geahnt, sein Herz gewiß schneller schlagen gemacht und seine ganze Neigung der liebevollen Nichte zugewandt haben würden. Mit einem Wort, sie faßte den

bewundernswürdigen Entschluß, diesen Mann von ganzem Herzen zu lieben, Alles zu thun, was ihm angenehm sein könnte, und ihm so das Leben versüßen und seine Schmerzen, welcher Art sie auch sein mochten, auf jede Weise erleichtern zu helfen.

Mit diesem Entschlusse und nachdem sie Gott ihr ganzes Herz dargelegt und seinen Segen zu diesem neuen Werke herabgefleht, schief sie gegen Morgen ein und wachte erst wieder auf, als die Strahlen eines wonniglichen Tages längst die Fluren vergoldeten und die alte Hanne schon zum dritten Mal neugierig in's Zimmer geblickt hatte, um zu sehen, wie sich die kleine Wahnsinnige am ersten Tage ihres Erwachens im heimatlichen Hause benehmen würde. Denn für etwas wahnsinnig hielt Frau Hanne sie nun einmal, und sagen wir es gleich hier, auch viele andere, ja wohl alle Diener im Schlosse des Barons noch längere Zeit. Denn einmal war sie nach der Meinung derselben von einer wahnsinnigen Mutter geboren, in einem Irrenhause unter Wahnsinnigen erzogen und dann – ja dann war ihre Erscheinung in der That weit abweichend von der anderer junger Damen in ihrem Alter und in ihren Verhältnissen. Freilich war sie von einer wunderbaren Schönheit, einer engelgleichen Sanftmuth, aber – und das war die Hauptsache – sie hatte eine so ganz eigene Art zu sprechen, zu fragen, zu beobachten und dabei die Person, mit der sie sprach, so eigenthümlich forschend anzublicken, daß den ungebildeten und einfachen Leuten sehr bedenklich zu Muthe wurde. Nur Einen nehmen wir von Allen, die solcher Ansicht waren,

aus, den Doctor Millinger, der, wenn auch nicht zufolge seiner Erfahrung, denn er war kein besonders practisch erfahrener Irrenarzt, doch zufolge seines zarten Naturrells, seiner Menschenkenntniß und besonders seiner unbefangenen Beobachtungsgabe, bald herausfinden sollte, daß dies eigenthümliche Wesen des jungen Mädchens nicht in einer geistigen oder gemüthlichen Störung begründet, vielmehr ein Symptom einer vorzugsweise begabten Organisation sei, ein Wesen, welches dadurch seine vollkommene und frühzeitige Entwicklung erlangt, weil sie ein bei Weitem mehr psychisches als physisches Leben geführt habe und nur zu führen geschaffen sei, und daß in diesem seltsamen kleinen Kopfe, der so unschuldig und demüthig auf den schwellenden Schultern getragen wurde, eine ganz besondere Welt von Gedanken und Erfahrungen sich rege, die weit über ihre Jahre hinaus zu liegen schien. Schon am ersten Tage machte er eine Bemerkung, die er noch nie bei so jungen Personen gemacht: daß im Innern dieser Person sich mehr der Frage und Antwort bewege, als über ihre Lippen kam. Der wunderbare Blick, den sie während des Gesprächs bisweilen in die Augen der mit ihr Redenden tauchte, schien gleichsam die Ergänzung ihrer kurzen gesprochenen Fragen zu sein, oft auch die Erklärung, die sie verschwie, und da man ihr ansah, daß sie nicht der Heuchelei und Verstellung fähig sei, so gab gerade dieser wunderbare Blick Aufschluß über die arbeitende Gährung in ihrem übervollen Innern. In Folge dieser Beobachtungen war

der Arzt gleich am ersten Tage von ihr gewonnen, beinahe bezaubert, sie war ihm eine unbegreifliche Erscheinung, deren Existenz er sich bei ihrem bisherigen Leben eben so wenig erklären konnte, wie die Vollendung ihres äußeren und inneren Wesens, der er aber eben darum sich schneller und inniger hinzugeben begann, als es im gewöhnlichen Laufe der Dinge und bei einer weniger begabten Person möglich gewesen wäre.

Frau Hanne hatte sich in der That aus Furcht, mit einer Wahnsinnigen in einem Zimmer zu schlafen, in ein Nebengemach gebettet und die Nacht über vorsichtig die Thür geschlossen gehalten, was, wie wir selbst am besten wissen, eine ganz unnöthige Sorgfalt war. Als nun der Baron abgereist war und die junge Dame endlich die Augen aufschlug, was zufällig die alte Hanne belauschte, bot sie ihr einen guten Morgen und zugleich ihre oder einer Magd Hülfe beim Ankleiden an. Marie, an eigene Bedienung gewöhnt, da sie sich in allen Stunden der Nacht rasch anzukleiden oft genöthigt gewesen war, dankte und lehnte die Bedienung ab, versprach aber in kurzer Zeit im Garten das Frühstück einnehmen zu wollen, was die Schaffnerin vorgeschlagen hatte. Eine halbe Stunde nach diesem Gespräch trat die junge Dame, strahlend von Anmuth und Jugendfrische, nur die Augen noch etwas vom langen Weinen am vorigen Tage getrübt, in den Garten. Ihr kastanienbraunes Haar war breit über der klaren Stirn gescheitelt und ihr schwarzer bis an den Hals zugeknöpfter Taffetrock schwoll von den herrlichen

Formen auf, die lebenswarm unter der leichten Hülle athmeten.

Als Marie eben ihr Frühstück unter einer alten Linde beendet hatte, wieherte ein Pferd auf dem Hofe und der Doctor Millinger stieg aus dem Sattel, denn er hatte den Krankenbesuch, der ihn so früh aus dem Hause gerufen, bereits hinter sich und war jetzt gekommen, dem Wunsche des Barons in Bezug auf die junge Dame Folge zu leisten. Als Frau Hanne das Pferd wiehern hörte, dessen Stimme sie kannte, sprang sie in das Haus und lief dem Doctor entgegen, um ihm insgeheim das bereits Erlebte mitzutheilen. Nach einigen Minuten trat er in den Garten und stellte sich als Hausfreund und Arzt des Barons vor. Bei dem Worte ›Arzt‹ färbte sich des Mädchens Wange höher, denn ihr fiel sogleich ihr treuer Freund im Irrenhause und folglich auch dieses selbst ein. Aber rasch sammelte sie sich und trat dem wackeren Manne, auf dessen Gesicht das mildeste Wohlwollen ausgeprägt lag, lächelnd entgegen.

Wenn sich dem Wunsche des Barons, in seiner Abwesenheit den geistigen Zustand der Nichte zu erforschen, von Seiten des Arztes eine leicht erklärliche persönliche Neugierde beigesellt hatte, so sollte dieselbe sehr bald zu Gunsten der jungen Dame befriedigt werden. Denn sie begrüßte den fremden Mann, nachdem sie erfahren, wer er war, mit einer so natürlichen Freundlichkeit, einer so entgegenkommenden Milde des Wesens, daß der Doctor Millinger sich über die wenigen Worte, die sie hören ließ, bald getröstet fühlte. Das darauf folgende Gespräch

nahm sehr bald eine sowohl für den forschenden Arzt wie für das lauschende Mädchen sehr interessante, ja bedeutungsvolle Wendung.

»Kommen Sie oft hierher?« fragte Marie, indem sie das seelenvolle Auge voll und groß gegen den Befragten aufschlug.

»Ich bin der Arzt und zugleich auch der Freund des Herrn Barons, mein gnädiges Fräulein, und komme sowohl auf seinen Wunsch wie oft aus eigenem Antriebe auf das Gut.«

»Ist mein Oheim häufig krank?«

»Gott sei Dank, nein! Fast nie. Aber von dem zahlreichen Gesinde leidet bald Dieses bald Jenes, was bei der schweren und mannigfaltigen Arbeit nicht zu verwundern ist.«

»Sind Sie meinem Oheim wahrhaft zugethan?«

»Wie?« fragte der gute Doctor, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

»Ich meine, ob Sie sein wahrer Freund oder nur ein sogenannter guter Freund sind?«

»Ei, ich denke, ich bin sein wahrer Freund, so viel ich wenigstens, meinen Gedanken und Gefühlen nach weiß – ich vertehre schon über zwanzig Jahre mit ihm und seiner Familie.«

Hier hob Marie ihre Augenlider so plötzlich und fast erschrocken in die Höhe, daß es dem Doctor vorkam, als blickten zwei große feurige Strahlen ihn sengend an, und doch waren die Augen Mariens von reinster blauer Farbe.

»Wieviel Jahre?« fragte sie mit bebender Stimme –
»Nennen Sie die Zahl noch einmal!«

»Es sind mehr als zwanzig Jahre – ja!«

»So!« sagte sie und stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Beunruhigt Sie das?« fragte der Arzt verwundert.

»Nein – ich freue mich – ach, ich sage, ich freue mich, und doch empfinde ich dabei einen tiefen, unnennbaren Schmerz. Denn wenn Sie so lange in diesem Hause Arzt und Freund sind, so müssen Sie auch vor etwa neunzehn Jahren –« Sie vollendete nicht, sondern starrte mit halb geöffnetem Munde den mit angehaltenem Athem Lauschenden an. »Vor neunzehn Jahren – ja, hm! Es ist wahr, so lange ist es etwa her –«

»Also Sie haben mich verstanden. Sie haben meine gute arme Mutter gekannt?«

»Gekannt? O mein Gott, mein Fräulein – ich habe sie ja selbst nach M. . . gebracht.«

Marie erhob sich plötzlich von der Gartenbank, auf der sie saß. Sie hielt beide Hände vor's Gesicht und wandte sich dann von dem Arzte ab. Dieser blieb verlegen sitzen und wußte nicht, was er thun, ob er sprechen oder schweigen sollte. Plötzlich aber trat die Baroneß auf ihn zu, trocknete rasch ihre Augen mit einem Tuche und ergriff dann beide Hände des immer mehr erstaunten Freundes ihres Oheims. »Herr Doctor,« sagte sie mit gepreßter Stimme, »ich danke Ihnen, Sie haben meine Mutter an einen vortrefflichen Ort gebracht. Verstehen Sie mich – ich, das Kind einer unglücklichen Frau, danke Ihnen, daß Sie sie in das Haus gebracht, in welchem ich

geboren bin. Wohl, Herr Doctor, auch wir müssen Freunde sein. Wollen Sie das? Ich liebe die Aerzte und habe Grund genug dazu.«

Der alte Mann, wußte nicht, was er erwidern sollte. Dieser Freundschaftsantrag war so rasch gekommen, aber so natürlich ausgesprochen und von so unbeschreiblich liebevollen Mienen und Blicken unterstützt, daß er seine Augen feucht werden fühlte. Er drückte fest und immer fester die kleinen Händchen, die in den seinigen ruhten, und sagte mit bedeutsamem Ausdruck: »Ja, meine junge Dame, wir wollen Freunde sein, wie und was auch kommen möge. Ach, das ist ein so unsäglich wohlthuendes Gefühl für mich, daß gerade Sie, Sie mir Ihre Freundschaft schenken, daß ich Ihnen nicht genug meinen Dank dafür ausdrücken kann.«

»Haben Sie eine Stunde Zeit für mich?«

»Zwei bis drei, wenn Sie befehlen.«

»Ach, ich befehle nicht, nie – einen Freund bittet man nur.«

»So nehmen Sie diesen ganzen Vormittag für sich.«

»Gut, kommen Sie; führen Sie mich auf dem Gute meines Oheims umher und zeigen Sie mir meine neue Heimat. Die Gegend soll schön sein, sagte man mir. Aber um Eins bitte ich noch – ja ich fordere es – nennen Sie mich Marie, denn so haben alle meine Freunde mich stets genannt –«

»O! Marie? Ich? Aber bedenken Sie doch den Herrn Baron – er ist ein so stolzer, so streng auf seinen Stand haltender Mann –«

»So, ist er das? Aber was schadet das uns?«

»Er wird es nicht gestatten und mir zürnen, wenn er hört, daß ich mir solche Freiheiten herausnehme – ich kenne ihn darin.«

»O nein, erzürnen wollen wir ihn nicht, den armen Mann –«

»Armen Mann – wie so? Wie meinen Sie das?«

»Ich meine es so, wie es ist. Mein Oheim hat Kummer –«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe es gesehen.«

»Wo denn?«

»Auf seiner Stirn, in seinen Augen, um seinen Mund, kurz, in seinem ganzen Gesicht.«

Der Arzt stand immer verwunderter vor seiner neuen Freundin, der Zauber ihres Wesens fing auch auf ihn an zu wirken. Er senkte den Kopf und murmelte einige unverständliche Worte.

»Und damit wir ihm nicht noch mehr Kummer bereiten,« fuhr Marie fort, »auch nicht den geringsten, so nennen Sie mich wenigstens bei meinem Namen, wenn wir allein sind; Sie glauben nicht, wie albern mir das Wort *gnädiges* Fräulein im Munde eines verständigen Mannes klingt; wenn er aber zugegen ist, nennen Sie mich, wie Sie wollen.« Mit diesen Worten glitt sie in das Zimmer, holte ihren Strohhut hervor und folgte dann dem langsam schreitenden Doctor, der sie durch den Park auf das Feld und über dies hinaus auf die Anhöhe führte, wo die

Gräber der Familie des Barons lagen, um ihr von hier aus den Ueberblick über das ganze große Gut zu verschaffen.

SECHSTES KAPITEL. DIE FAMILIENTRADITION UND DIE DREI JUNKER.

Dem sinnigen und die Natur liebenden Menschen ist es ein Hochgenuß, einen schönen Junimorgen auf freiem Felde, unter heiterem Himmel und in Betrachtung der wunderbaren Gaben des beginnenden Sommers zu erleben. Wir haben nicht Sinne genug, den Reichthum und die Fülle der äußeren Natur in uns aufzunehmen. Der süße Duft, der aus den grünen Gefilden, den Bäumen und Blumen des Waldes emporsteigt, der Gesang der Lerchen, die über unserem Haupte schwirren, das üppige Saatfeld, das sich, im leichten Winde wogend, meilenweit vor unsern Augen ausdehnt und mit dem schwellenden Gefühl in unserer frohlockenden Brust harmonirt – Alles, Alles erfüllt unser ganzes Wesen mit jenem unaussprechlichen Zauber, den nur das reine Herz eines Menschen genießen und die spendende Natur diesem gewähren kann.

Die beiden Spaziergänger, die jetzt durch diese blühenden Fluren schritten, der gereifte Mann und das junge Mädchen, genossen in Fülle die eben angedeuteten Gaben der Natur, und die wenigen Worte, die sie auf dem Wege nach der Höhe wechselten, gaben Kunde davon, daß ihre Gedanken anderweitig beschäftigt und ihre Zungen von dem Zauber, der ihre Sinne umschloß, gefesselt waren. Langsam wandelten sie durch das große Aehrenmeer, von dem sich ein balsamischer Duft des blühenden

Roggens rings verbreitete, und endlich erreichten sie den Fuß der Anhöhe, deren Gipfel sie erstrebten.

Als sie auf demselben angekommen waren und der Schatten der gewaltigen Bäume sie umfing, die man hier vielleicht schon vor hundert Jahren angepflanzt hatte, war Marie nicht wenig erstaunt, sich plötzlich unter Gräbern zu sehen, die sie in Gottes freier Natur und ohne die gewöhnliche Schutzmauer nicht vermuthet hatte. Doctor Millinger erzählte, was er von der Entstehung dieses Friedhofs wußte, und nannte die Glieder der Familie des Barons, die unter dem grünen Rasen schlummernten, soweit er ihre Namen und Schicksale kannte. Marie war still geworden, so still, daß ein weniger feinführender Mann als unser Doctor geglaubt haben würde, sie habe nicht gehört, was er ihr eben gesagt, aber sie hatte sehr wohl gehört, nur waren ihre Gedanken von diesen Gräbern hinweg zu anderen geflogen, und die vor so kurzer Zeit von ihr genommene Mutter, die auch zu dem Geschlechte gehörte, deren Glieder sie hier begraben sah, trat in den Vordergrund ihrer Gedanken. Bleich wie ein ermüdeter Engel, aber voll innerer Lebenswärme und voll Hoffnung auf ein besseres Sein, wo es keine Trennung der Geister und keine sichtbaren Gräber mehr geben wird, setzte sie sich auf einen der frisch grünen Hügel, stützte den rechten Arm auf ihr Knie, legte leicht ihren Kopf in die rechte Hand und schaute weit, weit in die wogenden Auen hinab, die zu ihren Füßen ausgebreitet lagen. Friede hier oben und Friede dort unten – das war Alles, was man hier sah und was man

fühlte. Plötzlich regte es sich wunderbar in der Brust der schweigenden Jungfrau und ein Bedürfniß der Mittheilung, wie sie es nie so drängend empfunden, schloß ihre selten geöffneten Lippen auf. Zu dem ebenfalls schweigenden Manne, der an ihrer Seite auf demselben Hügel saß, sich wendend, fing sie zu reden an, sie wußte anfangs selbst nicht, was sie eigentlich redete, sondern wie ein unwillkürlicher Strom herzlichen Ergusses löste sich ihre Vergangenheit aus ihrer Seele los und die Ohren des Hörenden lauschten scharf, das Unerwartete und Unvermuthete so offenherzig dargestellt und so liebeich mitgetheilt zu vernehmen. Sie knüpfte an den Umstand, den sie erst heute vernommen, daß der Doctor Millinger ihre Mutter nach M. . . gebracht; die weitere Erzählung ihrer Leiden und Freuden an, die sie selbst erlebt, nachdem sich ihr Bewußtsein eingestellt, und gab ihm so einen Umriß der ganzen achtzehn Jahre, die sie so einfach und segensreich im Innern des Irrenhauses verbracht hatte.

Von Augenblick zu Augenblick mehr erstaunt, nicht sowohl über das, was er hörte, als wie es ihm vorgetragen wurde, hatte der Arzt seine Augen weit geöffnet und starr auf die Erzählerin gerichtet, die denselben nur dann und wann zu begegnen trachtete, denn sie sprach mehr in sich und die Natur hinein als zu dem Manne, der an ihrer Seite saß und in dem sie so schnell einen Freund gefunden zu haben, sich wider Erwarten beglückt fühlte. Immer wunderbarer kam ihm das süße Geschöpf vor, immer inniger fand er sich zu ihr hingezogen, und als sie endlich

mit ihrer Erzählung zu Ende gekommen, war ihm zu Muth, als hätte er den Ausflüssen eines weisen Kopfes, den Erfahrungen eines aufgeklärten Denkers, nicht aber dem natürlichen Ergüsse eines jugendlichen Mädchenherzens gelauscht. Er schwieg noch immer und dachte über die wunderbare Einwirkung der Umgebung nach, in welcher Marie von Steinach gelebt und unter deren Einflüssen sie das geworden war, was er hier zu bewundern jetzt volle Gelegenheit fand.

»Nun, mein lieber Freund,« begann Marie das Gespräch von Neuem wieder, »nun habe ich Ihnen mein und meiner Mutter Leben in M. . . erzählt, jetzt erzählen Sie mir, was Sie mir über den Kummer meines Oheims mitzutheilen wissen.«

Der Arzt athmete tief auf und wandte seine Gedanken in das dunkle Chaos früherer Jahre zurück. »Ach,« sagte er endlich. »wohl wird es der Kummer sein, der oft eine große Rolle spielen wird in dem, was ich Ihnen von dem Schicksal Ihrer Familie zu berichten habe, obwohl die Gegenstände ganz anderer Art sind, als Sie sie bisher in Ihrem, an Erfahrung so reichen Leben kennen gelernt haben.« Darauf begann er von der Brandau'schen Familie zu erzählen, was er selber wußte, ohne noch der Person des Barons zu gedenken, von dem Marie am meisten zu hören gehofft hatte.

»So,« sagte sie, als der Arzt ihr die allgemeinen Umriss der Familiengeschichte entworfen und auch der räthselhaften Tradition in derselben Erwähnung gethan hatte, »so, also immer nur die jüngeren Kinder und die der

Seitenlinien starben frühzeitig dahin? Und jeder fand auf eine andere Weise sein Ende? Das ist merkwürdig. In der That, hierin liegt auch das traurige Geschick meiner Mutter aufgedeckt, denn sie starb ebenfalls eines Todes, wie ihn noch kein Mitglied der Familie bis dahin erlitten hatte.«

»Ja,« erwiderte leise der Arzt, indem ihn ein innerer Schauer überlief, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, »das ist wahr!«

»Betraff denn dies sonderbare Schicksal auch die Kinder der jüngeren Geschwister?« fragte das junge Mädchen mit seltener Energie des Herzens und ohne eine Miene zu verziehen.

»Der Fall ist meines Wissens in der Familie noch nicht vorgekommen,« antwortete der Arzt, »denn stets starben die jüngeren Söhne und Töchter, ehe sie einem Kinde das Leben gegeben hatten.«

»So bin ich also die Erste, die das Schicksal auf diese Weise auf die Probe stellen wird –«

Doctor Millinger bebte zusammen und richtete einen schmerzlichen Blick auf das offene, ruhige und durchaus nicht ängstliche Gesicht der holdseligen Fragerin.

»O, seien Sie nicht um mich besorgt,« fuhr sie fort, als sie die Erschütterung des Mannes bemerkte, »ich fürchte mich durchaus nicht. Was einmal dem Menschen zu ertragen aufgegeben ist, das muß er ertragen, also auch ich – und das Schicksal, welches mir von Gottes Vaterhand

auferlegt wird, kann nie für mich etwas Schreckliches haben. Aber Sie haben mir ja noch nichts von dem besonderen Kummer meines Oheims gesagt, oder ist derselbe an das allgemeine Schicksal seiner Familie geknüpft?»

»Zum Theil gewiß, mein liebes Kind, obwohl man nicht sagen kann, daß der Baron seine Gedanken darüber ausspricht. Dennoch aber bin ich überzeugt, daß er im Stillen oft daran denken mag, wenn er sich der eigenthümlichen Ereignisse erinnert, die seine Söhne betrafen. Ob er aber dem Glauben zugethan ist, dem seine Freunde und Diener in Bezug auf jene Familientradition sich blindlings hingeben, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen.«

»Was waren denn das für eigenthümliche Ereignisse, die seine Söhne betrafen?«

Der Arzt schwieg eine Weile, als besänne er sich, ob er reden solle oder nicht. Als er aber plötzlich aufschaute und den prüfenden, bis in seine Seele dringenden Blick des offenen Auges gewahrte, das klar und fest auf ihm haftete, faßte er einen Entschluß und sagte rasch: »Der Baron war stets ein stolzer, bisweilen sogar etwas rauher und auf seine Standesvorrechte sehr eingebildeter Mann. Dennoch hatte er ein weiches Herz, und nur der unablässige Kampf in seinem Innern gegen das aus ihm lastende Geschick läßt ihn härter und unbeugsamer erscheinen, als er wirklich ist. Manchen Menschen macht die Betrübniß um Dinge, die er nicht ändern kann, weich, manchen aber erkaltet und verhärtet sie scheinbar – das

ist in dem Character der widerspruchsvollen Menschen-
natur begründet. So sehe ich wenigstens das Wesen Ih-
res Oheims an. Er verheirathete sich sehr früh mit einer
schönen und reichen Dame, die ihn im Laufe der Jah-
re mit drei Söhnen beschenkte. Seine Gattin starb kurze
Zeit nach der Geburt des jüngsten dieser Kinder. Durch
diesen unerwarteten Todesfall ward das Gemüth des Ba-
rons tief erschüttert, und die Milde, die seine Gattin sei-
nem Wesen einzuflößen verstanden hatte, verschwand
wieder vor dem grollenden Schmerz, den ihr früher Ver-
lust in ihm hervorrief. Er ward stolzer, kälter, unzugäng-
licher als er früher gewesen war und zog sich immer
mehr von der Welt und ihrem Treiben zurück, indem er
sich in der Einsamkeit seines Gutes verbarg und tiefer
über das Schicksal seiner Familie nachzudenken begann,
als man nach oberflächlicher Beobachtung seines Wesens
hätte vermuthen sollen. In Folge eines bei seinem störris-
chen Character leicht erklärlichen Widerspruchsgeistes
begann er einen fruchtlosen Kampf gegen die vielbespro-
chene Familientradition; er wollte dem Gesckicke trot-
zen und der Welt beweisen, daß der Glaube, die jün-
geren Kinder seines Stammes seien schon von der Na-
tur übervortheilt und hintangesetzt, ein irrthümlicher sei
und daß er für seine Person diesem Glauben keine Rech-
nung tragen wolle. Diesen Kampf schien ihm das Schick-
sal selbst erleichtern zu wollen, indem es ihm in seinem
ältestem Sohne einen Character zur Seite stellte, der ihn
in seinen widerstrebenden Ansichten nicht allein unter-
stützte, sondern zu herberem Widerstande noch mehr

anzureizen das Unglück hatte. Alle Zärtlichkeit, die verborgen in seiner Natur schlummerte, trug der seltsame Vater daher nicht auf jenen ältesten, sondern auf seine beiden jüngeren Söhne über, indem er wahrscheinlich der Meinung war, dadurch den Stachel des Schicksals gegen seine Familie abzustumpfen und den jüngeren Söhnen zu geben, was ihnen die Natur nach hergebrachter Ordnung entzogen hatte und ferner entziehen zu wollen schien. Ob mit Fug und Recht oder nicht – ich weiß es so genau nicht, denn ich habe nie ganz in die damaligen Verhältnisse geschaut – wandte sich endlich seine ganze Liebe den jüngeren Söhnen zu und es trat eine allmählig wachsende Abneigung gegen den ältesten hervor, die zu einem schlimmen Ende führte. Genug, dieser älteste Junker verließ eines Tages seines Vaters Haus, ging in die weite Welt und man hat seitdem nicht wieder von ihm gehört.«

Hier richtete sich der eigenthümlich forschende und zugleich Verständniß verrathende Blick der Zuhörerin so eindringlich auf den Erzähler, daß er selbst einsah, wie sie auf diese nur oberflächlich vorgetragene Erzählung ein größeres Gewicht legte, als er in seiner Vorsicht vielleicht beabsichtigt oder gewünscht hatte.

»Von diesem Sohn,« fuhr der Arzt langsam fort, »darf man dem Baron nie reden. Er geräth sofort in leidenschaftliche Aufregung, wenn man nur seinen Namen nennt, denn er will auf keine Weise weder an ihn noch an die Familientradition erinnert sein.«

»Er glaubt also doch daran, oder vielmehr, er fürchtet sich vielleicht insgeheim davor?« unterbrach ihn Marie, wie um sich selbst eine Aufklärung über das noch halb dunkel Vorliegende zu verschaffen.

»Wohl möglich, wenigstens ganz heimlich, und das zehrt an ihm.«

»Aber mir scheint hier ein Widerspruch in Bezug auf die Familientradition obzuwalten. Der Aelteste ist, sagen Sie, verschollen, und doch sollte er nach derselben immer auf Kosten der jüngeren Söhne erhalten bleiben?«

»Das ist es ja eben, darum glaubt Mancher auch nicht an seinen Untergang, trotzdem der eigene Vater sich wenigstens das Ansehen giebt, als halte er jene Familientradition mit dem Verschollensein des ältesten Sohnes erloschen und als hätten nun seine jüngeren Söhne das Anrecht erworben, auch einmal die Erben seines Besitzes zu werden. Es mag allerdings thöricht sein, an Etwas unumstößlich zu glauben, was nur der blinde Zufall vielleicht wiederholt herbeigeführt hat und was das dumme Volk zu einem sogenannten Naturgesetz stempelt, welches nur in der Einbildung der kurzsichtigen Menschen besteht. Allein das ist es gerade, was den Baron betrübt und immer den Kummer von Neuem anfacht, der ihn verzehrt.«

»Sehen Sie, daß ich mich nicht getäuscht, als ich den Kummer auf seinem Gesichte las, wo so viele Andere nur Stolz, Eigensinn und Dünkel wahrnehmen?«

»Ja wohl, ja wohl, ich habe es schon längst gedacht.«

»Aber die jüngeren Söhne meines Oheims – was sind das für Menschen? Sind sie edel und gut und lassen sie hoffen, daß ihr Vater durch sie für den Kummer, den ihm sein Aeltester bereitet, entschädigt werde?«

Der Arzt besann sich wieder und strich mit der Hand mehrmals über seine Stirn, als ob er mit sich selbst in Zwiespalt sei, was er hieraus entgegenen solle. Endlich sagte er leise:

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen diese Frage der Wahrheit und Sachlage gemäß beantworten soll. Ich bin vielleicht parteiisch und vielleicht auch nicht hinreichend unterrichtet von den einzelnen Vorgängen in der Familie Ihres Oheims. Auch kamen die beiden jüngeren Söhne frühzeitig aus dem Hause und nur selten besuchten sie ihr väterliches Dach, für welches sie keine große Vorliebe zu haben schienen, zumal sie als jüngere Söhne kein Anrecht auf den einstigen Besitz desselben hatten. Indessen was ich darüber weiß oder mir vielmehr denke, will ich Ihnen offen und ehrlich mittheilen. Der zweite Sohn, Junker Alfred, artet meiner Meinung nach am weitesten von der Familie aus, obgleich er viele Züge derselben besitzt, denn er ist stolz wie sein Vater auf sein Herkommen, eingebildet auf die Vorrechte seiner Familie, ohne jedoch von dem regen Streben beseelt zu sein, das Anrecht auf diese Vorrechte sich durch irgend ein Verdienst erringen zu wollen, wie sein Vater früher von ihm gehofft hat. Schon als Knabe war er verschlossen und kalt gegen Gleichstehende, bitter und hochmüthig gegen Untergebene, sein schlimmster Fehler aber war eine früh

sich entwickelnde, sogar in kleinen Dingen sich offenbarende Habsucht. Dabei war es ihm ziemlich gleichgültig, woher er seine Bedürfnisse nahm, wenn sie nur zu rechter Zeit zu seiner Verfügung standen. Er besaß niemals den Trieb, durch fleißiges Streben irgend eine nennenswerthe Stellung im Leben zu erreichen, er liebte es vielmehr, seinen Stand als Freiherr im wahren Sinne des Worts im Treiben der Welt hervortreten zu lassen, in der Meinung, daß ihm als solchem alles Uebrige von selbst zufallen müsse. Schon in seinem zwölften Jahre verließ er das väterliche Haus, um in eine Erziehungsanstalt in der Residenz einzutreten, wo er nie die Zufriedenheit seiner Lehrer erwerben konnte, wie das die Zuschriften derselben an den Vater nur zu deutlich bekundeten. Anstatt aber dem Sohne darüber zu zürnen, grollte der in seinem Stolze verletzte Vater dessen Erziehern und brachte den Junker in eine andere Anstalt. Da ging es aber nicht besser, und nachdem man eine Zeitlang vergebens auf Besserung des Zöglings gewartet, schickte man ihn fort und er kam hier in einem ziemlich verwilderten Zustande an. Anfangs gab sich der Vater den Anschein, zornig auf ihn zu sein, war es aber im Grunde nicht; liebte vielmehr das verzogene Söhnchen und gab sehr bald zu verstehen, daß es ihm angenehm sein würde, wenn Alfred bei ihm bliebe, um die Landwirthschaft zu erlernen. Kaum aber war dieser Wunsch an's Tageslicht getreten, so empörte sich der Sohn dagegen und maulte und grollte so lange mit dem Vater, bis dieser ihm den Willen that

und ihn in eine dritte Anstalt schickte, von deren angemessenerem Erziehungsprincip man sich einen günstigeren Erfolg versprach. Anfangs schien das wirklich der Fall zu sein; plötzlich aber langte die Nachricht an, daß der Herr Junker nicht für das Studiren einer besonderen Wissenschaft taugte, daß der Vater nicht Zeit und Geld zugleich verschwenden und, so lange es noch Zeit sei, ihn auf ein Institut bringen solle, wo junge Adlige, die sich dem landwirthschaftlichen Berufe ergeben wollten, ihre Ausbildung erhielten. Da Alfred endlich Lust zu diesem Berufe zu haben vorgab, so wurde er dahin gesandt und blieb daselbst bis zu seinem zwanzigsten Jahre. Als er damals auf einige Zeit hierher zurückkehrte, hatte sich sein Character bereits fester ausgeprägt und zwar nicht zum Besseren – mir wenigstens gefiel er ganz und gar nicht. Nach einiger Zeit schließlich trat er auf des Vaters Wunsch in's Militair, da derselbe von dieser Schule das Beste erwartete. Allein auch diese Hoffnung schlug fehl. Die strenge Disciplin, die soldatische Unterordnung, das zwischen Dienst und Pflicht zusammengedrückte Leben dieses Standes behagte dem stolzen Junker sehr wenig, und kaum hatte er seine Zeit ausgedient, so wurde dem Vater wiederum die Aufgabe, für seinen Sohn ein neues Unterkommen suchen zu müssen. Da faßte er den Entschluß, ihn reisen zu lassen. Das nöthige Geld dazu gab er mit Freuden her, ein Begleiter wurde auch gefunden und so schwärmte der junge Herr abwechselnd in halb Europa herum. Als die zweijährige Reise beendet war,

kam er abermals hierher, aber nur um dem Vater mitzutheilen, daß er durchaus keine Lust zur Landwirthschaft habe, daß das Leben auf dem Lande ihm vielmehr Widerwillen und Ekel errege, und daß er gesonnen sei, einige Zeit in der Residenz zu leben, wenn der Vater ihm die nöthigen Gelder dazu bewillige. Auch darin gab der in diesen Stücken so schwache Vater nach. Von der Zeit ist er nie wieder hier gewesen und ich habe ihn auch nicht wiedergesehen. Die ›einige Zeit‹ dauert noch bis auf den heutigen Tag fort, der Junker ist ein Weltmann geworden, und verzehrt in der Residenz die Gelder, die sein sonst so sparsamer Vater ihm verschwenderisch bewilligt.«

»Das war der zweite Sohn, Alfred,« sagte Marie ohne alle scheinbare innere Bewegung, als der Arzt schwieg – »aber der dritte?«

»O, der ist von ganz anderem Schlage. Er war von jeher der Liebling, der Stolz und daher der Verzug des Vaters.«

»Wie, kann man denn einen Sohn noch mehr verziehen, als es mit Alfred geschehen ist?«

»Ja, das kann man,« versetzte der Doctor beinahe bitter, »und man that es auf jede Weise. Junker Georg verließ das väterliche Haus im elften Lebensjahre, um die Cadettenschule zu . . . zu beziehen. Er war leichten Blutes, vergnügungssüchtig, verschwenderisch, schon als Knabe; er zeigte ebenfalls frühzeitig einen unmäßigen Stolz auf seine vornehme Geburt, wie er sie selbst nannte, wobei er sich seiner Stellung bei Weitem überhob und den Baron im Großen spielen zu lernen versprach, wie

der Vater ihn hier im Kleinen spielte. Ob er irgend etwas Gescheidtes auf jener Militairschule lernte, weiß ich nicht, aber ich glaube es kaum, denn als ich ihn einmal hier zum Weihnachtsfest sah, schien er mir für sein Alter zwar schon weit im Genuß des Lebens vorgeschritten zu sein und viel mehr Erfahrungen gemacht zu haben, als ein Mensch von sechszehn Jahren machen sollte, von seinen erlangten Kenntnissen jedoch kam nichts zu Tage. Genug, Junker Georg ward Offizier und trat in ein Regiment ein, welches in der Residenz steht. Dort soll er sehr beliebt sein, auf Kosten seines Vaters, dem seine Stellung eine ungeheure Summe kostet; er lebt wie ein großer Herr, ist der Freund und Gefährte aller lustigen Brüder von Stand und Vermögen, hat einen überaus leichten Sinn, der lieber an Heute als an Morgen denkt, und verspricht den Namen seiner Familie auf eine Weise berühmt zu wachen, wie es bisher noch nicht geschehen ist.«

»Aber er ist nicht böse?«

»Gott bewahre, im Gegentheil, er hat viele gute Seiten, obwohl auch viele Schwächen. Er ist ehrlich, freigebig, umgänglich, aber er ist auch über die Maaßen eingebildet, eitel auf sein Aeußeres, leichtfertig und leichtgläubig und wird daher oft ausgebeutet, denn es giebt in großen Städten Menschen, die auf Rechnung so junger begüterter und unerfahrener Leute zu leben verstehen.«

Der Doctor schwieg, etwas erhitzt vom Reden, zumal die Temperatur der Luft heißer geworden war, denn man hatte einige Stunden verplaudert und der Mittag war

nicht mehr allzufern. Auch Marie sprach nichts und schien über irgend Etwas nachzudenken. Endlich aber sagte der wackere Millinger: »Mein liebes Fräulein – oder, wenn Sie es lieber hören, meine liebe Marie – wir müssen uns wohl auf den Rückweg begeben?«

»Noch nicht,« erwiderte Diese kurz und ernst. »Ich muß noch etwas wissen, was Sie mir mit bedächtiger Miene verschwiegen haben. Sie sprachen bisher nur von den jüngeren Söhnen meines Oheims – was hatte denn der Aelteste verbrochen und warum war ihm der Vater so abgeneigt, daß er das Haus desselben verlassen mußte?«

»Ach!« seufzte der Arzt, »das ist eine traurige Geschichte, an die ich nicht gern zurückdenke. Sie hat hier Alle genug in Kummer versetzt, die an dem Schicksal der Gutsfamilie Theil nahmen. Ich sehe aber keinen Grund, warum ich Ihnen diese Geschichte vorenthalten soll, da die alte Hanne oder irgend ein Anderer Sie bald genug damit bekannt machen würde. – Richard, der älteste Sohn Ihres Oheims, war ein schöner, warmblütiger und vorurtheilsfreier Knabe, der Alles, nur das nicht begreifen konnte, daß das Kind eines Edelmanns etwas vor den Kindern eines Bauern voraus haben sollte. Das war allerdings ein großes Vergehen in den Augen des von seinen Standesvorrechten bezauberten Vaters. Alle kindlichen Unternehmungen des Knaben erfüllten daher schon frühzeitig sein väterliches Herz mit Unwillen und einem gewissen Groll, was ich für das größte und folgenschwerste dem Knaben zugefügte Unrecht halte, denn Kindern

muß man nicht grollen, man muß vielmehr bei ihnen durch Beispiel wirken, um, wenn sie irre gehen, ihre Ueberzeugung vom Guten, Wahren und Rechten zu bessern und zu befestigen zu suchen. Junker Richard nun liebte es sehr, von Haus zu Haus und von Hof zu Hof zu schweifen und überall mit Hand anzulegen, wo es Arbeit und Mühe gab. Er war der Fleißigste beim Säen und Erndten, mochte es nun auf dem Edelhof selbst oder im Hause eines Käthners geschehen. Ueberall wo etwas mit den Händen oder mit dem Kopfe zu schaffen war, sah man Junker Richard. War ein Kind in's Wasser gefallen, ging ein Pferd durch, brach eine Feuersbrunst aus, immer war Junker Richard der Erste, der seine Hülfe zur rechten Zeit und an den rechten Mann brachte. Daß er sich hierdurch in dieser Gegend alle Welt zum Freunde machte, können Sie sich denken und er wurde auch deshalb der *Bauernjunker* genannt, ein Name, der seinen Vater zum Jähzorn gegen den Knaben hinriß, als er ihn zum ersten Male hörte. Denn Richard, der Erbe des Namens und Besitzes des Herrn Barons, sollte nach seines Vaters Willen von Kindheit an seinen Stand in allen seinen Handlungen zur Schau tragen und ein kleiner und junger Baron sein, wie sein Vater ein alter und großer war.«

»Das war in der That sehr thöricht von meinem Oheim. Aber fahren Sie fort.«

»Das Einzige, wozu der Knabe, für den ein Hofmeister angenommen war, keine Lust, sogar eine allmählig zunehmende Abneigung zeigte, war die Jagd, denn er mochte es nicht leiden, daß der starke und mit todbringenden Waffen versehene Mensch die kleinen unschuldigen Thiere des Waldes verfolgte. Wenn es Bären oder Wölfe wären, sagte er öfters, würde es einen Mann ehren, sie zu besiegen und zu tödten, aber einen Hasen oder ein Reh durch Angst halb zu Tode zu hetzen und dann mit einer Kugel niederzustrecken, sei ein Vergnügen für Metzger.«

Mariens Wangen rötheten sich leicht bei dieser Erzählung und sie nickte lächelnd mit dem Kopfe, als wollte sie der Meinung Dessen, von dem die Rede war, beistimmen; keine Sylbe aber kam über ihre Lippen.

»Zu den verschiedenen Lehrgegenständen,« fuhr der Doctor in seiner Erzählung fort, »worin der sehr kundige und verständige Hauslehrer seinen Zögling unterrichtete, gehörte auch die Mathematik und Physik. Da der Vater hiervon nichts verstand, zu seiner Zeit es auch nicht Gebrauch gewesen war, jüngere Knaben darin zu unterweisen, so faßte er Mißtrauen gegen den Lehrer und verwies ihm diese Art Unterricht. Der junge Mann wollte sich keine Vorschriften in seiner Erziehungsmethode machen lassen und sagte dem Baron den Dienst auf. Von dem Tage seines Austritts aus diesem Dienste brach das Unheil im Hause zwischen Vater und Sohn los, denn der Schüler liebte und verehrte seinen Lehrer, der ihn in die Geheimnisse seiner Lieblingsfächer, die Physik, Chemie,

Technik und Mechanik einen Blick hatte werfen lassen, über die Maaßen.

Auf einem benachbarten Gute in jener westlichen Richtung jenseits dieser Berge wohnte der Graf ...; er nahm den entlassenen Lehrer in sein Haus, was dieser um so lieber sah, da sich auf dem Gute des Grafen, der Kupferhammer genannt, ein bedeutender Eisen- und Kohlschacht befand, den man vor Kurzem zu graben angefangen hatte. Der junge Mann liebte die Naturwissenschaften und hatte sich für die Zukunft dem Hütten- und Bergwesen geweiht. Auf dem Gute des Grafen nun fand er volle Befriedigung für seinen Eifer, so wie auch Gelegenheit, mit seinem früheren Schüler in Holzendorf in zeitweiliger Berührung zu bleiben. Eines Sonntags, als der Baron mit seinen Söhnen, die damals zufällig alle im väterlichen Hause versammelt waren, spazieren gehen wollte, fand es sich, daß Richard fehlte. Man suchte ihn überall, aber man konnte ihn nicht finden. Gegen Abend, als der Baron dem tiefsten Grimm über die unerlaubte Entfernung des Bauernjunkers verfallen war, kam er nach Hause und erzählte in seiner offenen Weise, daß er auf dem Kupferhammer bei seinem ehemaligen Lehrer gewesen sei. Der Baron verwies ihm streng diesen Besuch, verbot ein für alle Mal, den verhaßten Jugendverführer, wie er ihn nannte, wiederzusehen und zürnte seinem Sohne vor aller Welt, indem er ihn nicht bei Tische erscheinen ließ, überhaupt nie an ihn das Wort richtete. Jetzt

begann eine offene Fehde zwischen Vater und Sohn auszubrechen. Richard war bisher stets ein gehorsamer, fleißiger und sittsamer Knabe gewesen, jetzt wurde er störrisch, widersetzlich und unstät. Er schweifete mehr wie je durch Berg und Thal, kehrte bei Leuten jederlei Standes ein und setzte seine Hülfleistungen, mochten sie betreffen was sie wollten, eifrigst fort. Am nächsten Sonntage war er trotz des Verbotes wieder auf das gräfliche Gut gegangen. Als er spät Abends nach Hause kam, erwartete ihn der Vater schon auf dem Flure, um ihm seine Tracht Hiebe mit der Reitpeitsche zuzutheilen, worauf er ihn tagelang hungern ließ und außer allen Verkehr mit seinen Brüdern und den Hausbewohnern setzte. Wir Alle, der damalige Pfarrer und ich insbesondere, als wir von diesen Vorgängen Kunde erhielten, riethen dem Baron, den Bauernjunker in eine Erziehungsanstalt zu bringen, denn wir sahen ein, daß bei solchem Verfahren zwischen Vater und Sohn ferner kein Friede stattfinden könne. Aber es war in Bezug auf diesen Sohn ein Widerspruchsgeist und eine sich immer schärfer ausprägende Abneigung in ihn gefahren, deren psychologische Entzifferung eine eben so schwierige wie interessante Aufgabe wäre. Mit einem Worte, er ließ ihn nicht von sich, fuhr aber fort, ihn bei jeder Gelegenheit auf das Strengste und oft Ungerechteste zu behandeln.

Junker Richard, der frühzeitig groß und stark geworden war, wurde um diese Zeit, obwohl von Natur offen und ziemlich gefügig, verschlossen, wild und unbändig; er zog sich sichtbar mehr und mehr von seinem Vater und

seinen Brüdern zurück und sann offenbar auf einen ver-zweifelten Entschluß, denn er hatte die Dreistigkeit, mit dem damaligen Verwalter des Gutes, einem dem Baron sehr ergebenen Manne, über seine freiwillige Entfernung vom väterlichen Hause gelegentlich zu sprechen. Als der Baron von diesem Gedanken des Junkers Kenntniß erhielt, wurde er noch erbitterter und strenger gegen ihn und soll ihn öfters geschlagen haben.

Eines Sonntags nun war Richard abermals entwichen und nach dem Gute des Grafen gelaufen, denn er hatte Kunde erhalten, daß sein ehemaliger Lehrer eine Reise nach England antreten wolle, um sich dort im Berg-, Maschinen- und Bauwesen umzusehen. Als der Baron die Gewißheit erhielt, sein Sohn habe nochmals sein Gebot übertreten, faßte er einen strengen und harten Entschluß. Er verließ den ganzen Tag sein Zimmer nicht und brütete über das große Familienleid, welches ihm, seiner Meinung nach, der abtrünnige Bauernjunker zu bereiten fortfuhr. Als Richard gegen Abend ruhig nach Hause kommend ein Liedchen piff, wie er gewöhnlich that, wenn er fröhlich war, wurde es dem Baron gemeldet. Dieser wartete, bis er in's Haus getreten, und rief ihn dann auf sein Zimmer. Richard war mit einer neuen Kleidung aus dem väterlichen Hause gegangen, jetzt, da er wiederkam, war dieselbe geschwärzt von Kohlenstaub und an verschiedenen Stellen zerrissen. Gefragt, wo er gewesen sei und auf welche Weise er seine Kleidung so arg beschädigt, gestand er offen, bei seinem ehemaligen Lehrer

gewesen zu sein und mit ihm verschiedene Kohlen- und Eisenschachten befahren zu haben.

»Ich habe Dir das zweimal verboten,« grollte der Vater, »und Du hast es zum dritten Male gethan.«

»Ich werde es auch noch öfter wieder thun,« lautete die Antwort, »denn Du verbietest mir alles Vernünftige und behandelst mich unnatürlich.«

»Damit dies letzte Wort eine Wahrheit sei,« rief der Baron grimmig, »so sieh hier den Beweis.« Und er ergriff eine schwere, schon zur Hand gelegte Reitpeitsche und begann den Junker auf eine gröbliche Weise zu fuchteln. Dieser aber, sechszehn Jahre alt und, wie gesagt, ziemlich groß und stark, setzte sich ernstlich zur Wehre und es begann sich im Zimmer des Barons eine Scene zu entwickeln, deren später Niemand Erwähnung thun durfte, wenn es auch Lauscher gab, die ungesehene Zeugen des Vorganges gewesen waren. Man erzählte sich nur im Stillen, daß der Junker zu dem Baron die demselben durch das Herz schneidenden und weithin schallenden Worte gesprochen: »Vater, Vater, Du hast Deinen ältesten Sohn wider Fug und Recht mißhandelt und blutig geschlagen; Du wirst das einst bereuen, denn Deine jüngeren Söhne werden Dich für das Unrecht züchtigen, welches Du mir, Deinem Erben, gethan.« – Am nächsten Morgen, als dem Bauernjunker das Frühstück auf die Kammer gebracht wurde, in welche man ihn eingeschlossen hatte, war er verschwunden. Man erwartete ihn den ganzen Tag und die Nacht vergeblich. Als er aber auch in zwei

und drei Tagen nicht wiederkam, wurde der Baron unruhig, ritt und fuhr selbst in der Nachbarschaft umher und suchte den Entwichenen. Aber er fand ihn nicht. Endlich erfuhr er beim Grafen, dessen ihm mißliebiges Haus er nur bei dieser Gelegenheit betrat, daß der ehemalige Lehrer seiner Knaben vor einigen Tagen nach England abgereist sei, um sich in seinen Studien zu vervollkommen. Sogleich vermuthete der Baron, daß mit dieser Reise das Entweichen seines Junkers in Verbindung stehe, und der vertraute Verwalter wurde nach England gesandt, um den Spuren des Entflohenen nachzuforschen. Allein er erhielt keine Kunde von ihm und kehrte unverrichteter Sache wieder zurück. Jetzt wurde an verschiedene Häuser und Agenten geschrieben, an die gelesensten Blätter Einsendungen geschickt und der Junker Richard von Brandau als Durchgänger bezeichnet. Sie können sich denken, wie hart und schmerzlich den familienstolzen Besitzer von Holzendorf diese Veröffentlichung seines Mißgeschicks berührte, aber er konnte sich derselben nicht entziehen. Auf alle diese Versuche, des Junkers wieder habhaft zu werden, erfolgte keine befriedigende Nachricht, bis endlich in Liverpool eine Behörde ausfindig gemacht haben wollte, daß ein deutscher Knabe, dessen Beschreibung so ziemlich mit der des Entwichenen übereinstimmte, auf einem Schiffe gesehen worden sei, welches nach Newyork unter Segel gegangen war. Vier Wochen später jedoch langte von derselben Behörde die traurige Meldung hier an, daß das bewußte Schiff, Ariadne mit Namen, mit Mann und Maus an der irischen Küste

zu Grunde gegangen sei. – Das, mein liebes Kind, ist die Geschichte Ihres verschollenen Vetters Richard von Brandau, des Bauernjunkers.«

Marie hatte schon lange schweigend den Kopf gesenkt, eine stille Thräne rann über ihre Wangen, aber sie sprach kein Wort. Da auch Doctor Millinger schwieg, so saßen sie eine Weile ohne sich anzublicken da und bedachten das Gesprochene und Gehörte im innersten Herzen.

Als nach einiger Zeit der Arzt eine Bewegung wie zum Aufstehen machte, ergriff Marie seine Hand, drückte sie sanft und sagte mit kaum hörbarer Stimme: »Ich danke Ihnen. Sehen Sie, durch diese traurige Erzählung sind Sie nun wirklich mein Freund und Vertrauter geworden, schneller als ich es erwarten konnte. Ich bedaure meinen unglücklichen Oheim von ganzem Herzen, denn nicht allein sein Sohn, auch er muß über diesen traurigen Vorfall unaussprechlich unglücklich sein. Wir aber können das Unheil nicht ändern, es ist einmal geschehen und das Schicksal muß seinen Lauf nehmen, wie es da Oben beschlossen ist. Ich für meine Person werde mich des Unglücks meines Oheims jede Stunde meines Lebens erinnern und ihn um so inniger lieben.«

Darauf erhob sie sich und mit ihr der Arzt. Noch einmal blickten sie über die unter und vor ihnen liegenden Gefilde und dann wandten sie sich, um den Gipfel der Höhe, an dessen Abhang der Gottesacker lag, vollends zu ersteigen.

Als sie unter die auf dem Gebirgskamm ragenden Bäume gelangt waren, blieb Marie überrascht stehen, denn

sie hatte dicht unter sich in der westwärts liegenden Ebene die rauchenden Essen und die flammenden Hochöfen eines großen Hüttenwerks wahrgenommen. »Was ist das?« fragte sie mit überraschender Lebhaftigkeit.

Ihr Begleiter erklärte es ihr und fügte bei, daß dieses jetzige große Berg- und Hüttenwerk, der Kupferhammer genannt, aus dem kleinere Schachte des Grafen . . . entstanden sei, von welchem er so eben gesprochen habe. Jetzt aber habe es eine Gesellschaft von Kaufleuten erworben und beute die ungeheueren Schätze der Erde aus, welche sich alle Tage ergiebiger erwiesen.

»Das muß ein herrliches Werk sein,« entgegnete Marie und schaute anhaltend und sehnsüchtig nach der reichlich angebauten Niederlassung hinunter. »Ich liebe dergleichen sehr. In der Nähe unseres Krankenhauses war ein ähnliches, obgleich viel kleineres Eisenwerk. Dahin bin ich oft gegangen, wenn ich mich an der Arbeit fleißiger Menschen und an den wunderbaren Erzeugnissen ihres Geistes und ihrer Hände erlaben wollte. Ach ja, ich liebe das sehr. Wir wollen nächstens den Berg hinabsteigen und den Kupferhammer besehen.«

»Wie? – Sie?« fragte der Doctor erstaunt.

»Warum denn nicht? Ist es nicht erlaubt, jene Werkstätten zu betreten?«

»O gewiß. Aber Ihr Oheim, mein liebes Fräulein?«

»Was geht das den Oheim an? Sollte er uns daran verhindern oder mir nur gewisse Spaziergänge erlauben wollen?«

»Ach, das ist es in gerade! Er ist ein unzugänglicher Feind und Gegner aller solcher nothwendigen und fruchtbringenden Anstalten. Wenn es von ihm abhinge, triebe die ganze Welt nur Ackerbau und Viehzucht, und weiter nichts. Gerade jener Niederlassung hat er so zu sagen den Tod, wenigstens ewige Feindschaft geschworen, denn sie verleidet ihm, sagt er, sein stilles Gut, verqualmt ihm die frische Luft, hämmert und pocht Tag und Nacht, ist ihm also immer und überall im Wege. Auch schreibt sich von jenem Orte, das bedenken Sie wohl, das Unglück mit Junker Richard her, er ist ihm also doppelt verhaßt.«

Marie blickte in ihrer eigenthümlichen sinnenden Art, wie mit sich zu Rathe gehend, zu Boden. Endlich erhob sie lächelnd den Kopf und sagte mit einer unnachahmlichen Lieblichkeit und Milde im Ton der Stimme und im Ausdruck der Miene:

»Das thut nichts, ich fürchte mich nicht vor ihm – mich wird er nicht schlagen.«

»Ach, mein Fräulein –«

»Nicht wahr, meinen Sie nicht auch? Auch wird er mir ja wohl erlauben, die Umgegend zu Fuße zu durchwandern, wie ich es seit meiner Kindheit gewohnt bin – ich liebe auch, wie der arme Bauernjunker, das freie Umherschweifen – und dann werde ich von Zeit zu Zeit einen Besuch dort abstaten. Jetzt ist er überdies nicht anwesend und so wollen wir gleich heute Nachmittag oder morgen dahingehen.«

Der Arzt schüttelte nur sanft den Kopf, denn es war ihm unmöglich, einem so liebenswürdigen Wesen mit

Worten etwas abzuschlagen. »Heute Nachmittag,« sagte er endlich ablenkend, »wollte ich Sie bitten, mit mir nach dem Dorfe Holzendorf zu fahren, wo ich wohne und wo meine Familie lebt.«

»Ah, Sie haben also eine Familie?«

»Gewiß, eine brave, gute Frau und zwei Töchter von Ihrem Alter. Darf ich hoffen, daß Sie mir die Ehre erweisen werden?«

»Ja, wenn Sie versprechen, morgen oder in den nächsten Tagen mich nach jenem Hüttenwerke zu führen.«

»Ich werde es mir überlegen und Ihnen meine Antwort bei Gelegenheit mittheilen.«

»So ist es abgemacht. Gehen wir jetzt nach Hause – ich habe Sie lange von Ihren Geschäften abgehalten.«

»O, ich hatte heut' nichts mehr zu thun.«

So schritten sie denn langsam, bei ihren mannigfachen ernstesten Gedanken und Gesprächen nicht der Hitze des Mittags gedenkend, nach dem Edelhofe zurück, wo die Schaffnerin die beiden Spaziergänger schon lange mit Herzklopfen erwartet hatte.

»Nun,« flüsterte die alte besorgte Frau dem Arzte zu, als Marie in ihr neu hergerichteten Zimmer gegangen war – »was sagen Sie, Herr Doctor, von unserer neuen jungen Dame? Wie steht es mit ihr hier oben?«

»Hier oben steht es mit ihr gerade so vortrefflich, wie hier unten im Herzen. Alles ist gesund und frisch, wie es nur immer bei einer so schönen und liebenswürdigen Dame sein kann.«

»Wie? Meinen Sie wirklich? Versteh' ich Sie recht? Sie ist also nicht – nicht verrückt?«

Der alte Doctor lachte laut auf, was ihm selten begegnete. »Nein,« sagte er dann plötzlich sehr ernst, »sie ist die gesundeste Person der ganzen Familie Brandau, die bis auf den heutigen Tag in diesem Schlosse geathmet hat.«

Die Alte hob Hände und Augen in die Höhe, als wollte sie Gott im Himmel ihren Dank für das Vernommene damit ausdrücken. Der Doctor aber ging nach dem Stalle, um sein Pferd zu besteigen, in's Dorf heimzukehren und seine Familie auf den Besuch der jungen Dame vorzubereiten.



Doctor Millinger hielt Wort mit seinem Versprechen. Nachmittags kam er mit seinem kleinen Wagen gefahren und holte die Baroneß Steinach nach dem Dorfe, wo dieselbe mit großer Herzlichkeit von Seiten der Familie ihres neuen Freundes empfangen wurde. Mutter und Töchter beeiferten sich, der Nichte des Herrn Barons den Aufenthalt bei ihnen so angenehm wie möglich zu machen, und Marie fühlte sich so wohl aufgenommen, daß sie bald wiederzukommen versprach.

Von dem Besuch des Kupferhammers aber war für's Erste keine Rede mehr. Der Doctor hütete sich, daran zu erinnern und Marie dachte entweder nicht mehr daran oder hatte sich das peinliche Gefühl desselben zu Herzen

genommen, welches er empfinden mußte, wenn er wider Willen und ohne Wissen des Barons und noch dazu in seiner Abwesenheit seine Nichte nach dem Hüttenwerke führte. Auch fand sie in den nächsten Tagen so manche andere Zerstreung vor, daß ihre Gedanken beinahe ganz davon abgeleitet wurden.

In Folge des Befehls des Gutsherrn hatte die Schaffnerin der jungen Baroneß das ehemalige Wohnzimmer der verstorbenen gnädigen Frau einrichten und mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten versehen lassen. Die Möbel, die darin standen, waren zwar nicht nach der neuesten Mode, denn wie wir wissen, war dieses Gemach seit dem Tode der Gutsfrau, welcher vor etwa dreiundzwanzig Jahren erfolgt war, nicht in Gebrauch gezogen und unangetastet geblieben; was aber darin stand, war von tadelloser Dauerhaftigkeit und ließ einen zwar verblichenen aber immer noch gefälligen Glanz wahrnehmen. Alte buntfarbige Teppiche von unvergänglichen Stoffen bedeckten den Boden und die Tische, weich gepolsterte Lehnstühle standen in allen Ecken. Schränke und sonstige Behältnisse waren von gediegenem, mit Silber ausgelegtem Nußbaumholz, der Spiegel, zwar etwas rostfleckig oben und unten, war doch in der Mitte klar und von herrlichem alten Glase. An der breitesten Wand, über dem Sofa, hing ein lebensgroßes Oelbild, die verstorbene Baronin darstellend. Die Farben desselben waren stark nachgedunkelt, aber immer noch war es ein schönes Bild mit sanften und klaren Zügen, keine Ahnung von dem düsteren Geschick verrathend, welches seit ihrem Tode sich

auf die Familie herabgesenkt, der sie jene drei Söhne geboren hatte. Die Fenster dieses großen Zimmers gingen nach dem Garten hinaus, der gerade an dieser Stelle am besten erhalten war, jedoch nur zu deutlich jene zweifelhafte Sorgfalt erkennen ließ, wie man sie oft auf Landgütern findet, deren Besitzer nicht vorzugsweise Liebhaber von schönen Gärten, neueren Blumenanlagen und kostbaren Treibhäusern sind.

Das Bett des jungen Fräuleins stand in einem ziemlich geräumigen Altofen, der etwas in das nebenanliegende Zimmer des Barons vorsprang und von ihm nur durch eine dünne Tapetenwand, in welcher sich eine kleine Thür befand, getrennt war.

Endlich hatte Frau Hanne den künftigen Aufenthaltsort ihrer neuen jungen Herrin nach ihrer Weise und, ihren allerdings sehr schwachen Mitteln geschmückt. Auf dem Tisch vor dem Sopha und auf der Marmor-Console unter dem Spiegel standen große und frischgeschnittene Blumensträuße, an den Fenstern einige Rosentöpfe, deren Blüthen einen süßen Duft durch das Zimmer verbreiteten; zu beiden Seiten des Spiegels aber waren zwei mannshohe Epheuwände aufgestellt, deren sich der Verwalter beraubt hatte, um seinerseits auch zur Verschönerung des Wohnortes der neuen Dame des Hauses beizutragen.

So sah sich Marie in ihrer zweiten Heimat ganz behaglich gebettet und sie zeigte durch Blick und Geberde, daß es ihr darin gefiel, obwohl sie nicht viele Worte darüber hören ließ, denn es war eine ihrer Eigenthümlichkeiten,

wenig zu sprechen, wenn sie nicht durch innere Theilnahme besonders dazu angeregt war. Wenn aber Frau Hanne darauf gerechnet hatte, die Nichte ihres Herrn werde viel in dem so blank geputzten Zimmer sitzen, so hatte sie sich sehr getäuscht, denn es lag nicht in Mariens Natur, sitzend zu brüten und zu grübeln; ihr ganzer Sinn war auf eine bestimmte Thätigkeit gerichtet und das stellte sich sehr bald auch hier heraus. Gleich nach Tagesanbruch kaum ihrem Bette entschlüpft, trat sie in den Garten, wo sie ihr Frühstück genoß, die Blumen begrüßte, nach den Wolken schaute und mit unendlichem Behagen den würzigen Morgenduft einathmete, der von den blühenden Feldern herüberwehte. Sodann begab sie sich in den Hof, durchforschte alle noch nicht gesehenen Räume, betrachtete das Vieh, die Ställe, die Scheunen, und nickte allen ihr begegnenden Dienern einen freundlichen Morgengruß zu. Diese betrachteten sie anfangs mit Mißtrauen, zumal sie fast niemals zu irgend Jemanden sprach, denn sie hatten sehr bald gehört, woher das gnädige Fräulein gekommen war, und in ihrem einfältigen Sinne glaubten sie nicht anders, als daß die Bewohnerin eines Irrenhauses nothwendig selbst etwas wahnsinnig sein müßte. Mit der Zeit indeß fingen sie an, sich zu überzeugen, daß die Baroneß bei vollkommen gesundem Verstande sei, nur daß sie so wenig sprach, wollte ihnen nicht recht behagen und aus diesem Grunde allein, meinten sie, sei sie doch nicht so ganz zu den vernünftigen Menschen zu zählen.

Waren ihr daher die Menschen in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Holzendorf nur in gewissem Grade zugethan, hingen ihr dagegen die Thiere um so mehr an. Sobald sie auf den Hof trat, kam das Geflügel von allen Seiten auf ihren Ruf herbei und nahm gackernd und krähend den Tribut in Empfang, den sie ihm reichlich aus einer Tasche oder einem Korbe spendete. Hunde und Pferde kannten sie ebenfalls bald und erstere liebten es sehr, sie, so lange sie innerhalb der Höfe blieb, von einer Räumlichkeit in die andere zu begleiten. So hatte Marie sehr bald den ganzen Hausgang in allen seinen Theilen kennen gelernt; die ihr von der Natur verliehene klare Anschauungsweise aller vorliegenden Dinge half ihr leicht über das noch Unverständliche hinweg, und wollte sie noch etwas mehr davon erfahren, so brauchte sie sich blos mit ihrem fragenden Blick an den Verwalter zu wenden, der ihr mit einer Art feierlicher Verehrung zugethan war und sich glücklich schätzte, endlich einmal ein heiteres schönes Gesicht auf dem Gute zu haben, wo Alles so düster, kalt und farblos war. Wie aber war der jungen Dame selbst zu Muthe, die so plötzlich aus ihrer gewohnten Welt gerissen und in so durchaus neue, den früheren ganz entgegengesetzte Verhältnisse gerathen war? In der That, wir freuen uns, mittheilen zu können, daß es ihr besser, weit besser auf dem stillen Gutshofe behagte, als sie selbst vorausgesetzt und am ersten Tage ihres Eintreffens durch ihren endlosen Schmerz hatte vermuthen lassen. Gerade was andere Menschen

von dem Gute verscheucht oder mit Trübsal erfüllt haben würde, wenn sie gezwungener Weise daselbst ihren Aufenthalt hätten nehmen müssen: die tiefe, selten durch irgend einen Lärm unterbrochene Stille, das fast melancholische Einerlei der an bestimmte Stunden gebundenen, stets sich wiederholenden Arbeit – Das war es, was ihr auf demselben am meisten zusagte. Diese bescheidene Genügsamkeit, diese nur Ruhe und Frieden suchende, sich selbst den schwierigsten Verhältnissen anschmiegende Seeleneinfalt verdankte sie allein ihrer Erziehung, ihrem bisherigen abgeschlossenen Leben im Irrenhause, wo ihr nur der Ernst und die Schattenseite des menschlichen Daseins entgegengetreten war. Ueberdies war es ihr Element, die Rolle der Helfenden, Tröstenden und Ermuthigenden zu übernehmen, wo sie sich auch aufhielt, und hier – das hatte sie sehr bald mit ihrem Falkenblick entdeckt – gab es genug zu helfen, zu trösten, zu ermuthigen. Hier im Hause gab es Leid, Trübsal und Sorge in hinreichendem Maaße, und wenn sie auch nicht offen zu Tage lagen, in den verschlossenen Herzen schlief eine Fülle von Kummer und Schmerz, die ihr bisheriges Leben hindurch ihre innigen Vertrauten gewesen waren. So fing sie denn auch hier gleich auf ihr Hauptziel loszugehen an; um den bittersten Kummer im Keime anzugreifen und statt seiner eine sanfte beruhigende Freude einziehen zu lassen, hatte sie ihre ganze Aufmerksamkeit und Hingebung auf die unmittelbare Umgebung ihres Oheims gerichtet. Wenn es galt, von den Dienern zu

erfahren, was er gern hatte, womit man ihm einen Gefallen erweisen konnte, was zu seiner Bequemlichkeit beitrug, dann hatte sie Fragen genug, nicht allein im Herzen und im Blicke, sondern auch auf den Lippen. So hatte sie denn bald Alles in Erfahrung gebracht, was dem Oheim gefällig und angenehm war, und sie fing an, ihn allmählig mit dem stillen Wohlwollen, der schweigsamen Fürsorge und der unausgesprochenen, aber bald fühlbaren Theilnahme zu umgeben, die ein so tief eingreifendes Behagen erweckt und das Herz Dessen, der sich so sorgsam behandelt sieht, mit sanfter, versöhnlicher Regung erfüllt.

Die Zeit bis zur Rückkehr des Barons brachte sie theilweise auch in Gesellschaft des Arztes und seiner Familie, meist aber allein in der freien Natur zu. Sie fühlte das Bedürfniß, oft und lange allein zu sein, denn sie hatte Vieles in ihrem eigenen Innern zu bekämpfen, zu beruhigen, aber auch Vieles neu zu gestalten, vorzubereiten. Oft ging sie leise, so daß es Niemand gewahrte, zur hinteren Gartenpforte durch den Park auf die Felder hinaus, erstieg die Anhöhe und bewegte sich langsam dem Friedhofe zu, wo sie gewöhnlich auf dem Grabe der Gattin des Oheims Platz nahm. Auf diesem alljährlich mit frischem Rasen geschmückten Grabhügel sitzend, die Augen in die bläuliche Ferne und zum Himmel emporgerichtet, dachte sie reiflich über das seltsame Geschick der Familie nach, der sie ja auch angehörte. Hier bat sie inbrünstig Gott, den Fluch zu lösen, der auf den einzelnen Gliedern derselben lastete, Ruhe und Frieden wieder einkehren zu lassen in das Haus, welches so lange der

Aufenthalt trostloser Qual gewesen war, und durch eine günstigere Fügung der Verhältnisse Alles endlich zum Besten zu wenden. So wirkte sie schon im Stillen, mit dem größten Beistande auf Erden, dem göttlichen, ausgerüstet, zum Heil der ganzen Familie, wie sie früher im Irrenhause zum Heile eines einzelnen Mitgliedes derselben gewirkt hatte.

SIEBENTES KAPITEL. NEUERUNGEN IN DER RESIDENZ UND GEWOHNTER ZWIESPALT IM HAUSE.

Die Abwesenheit des Barons vom Gute hatte nun schon beinahe sechs Tage gedauert, eine bei Weitem längere Frist, als man in Anbetracht seiner bekanntlich geringen Reiselust auf Holzendorf erwartet hatte. Die Geschäfte, die ihn nach der Residenz gerufen, mußten also wohl sehr umfassend und von Wichtigkeit sein. So dachten und sprachen nämlich die Bewohner des Edelhofes, die sich die lange Abwesenheit ihres Herrn füglich nicht erklären konnten. Selbst der Doctor Millinger wurde mit der Zeit etwas unruhig, denn er vor Allen war, zufolge seiner genaueren Bekanntschaft mit den Familienangelegenheiten, zumeist im Stande, aus der langen Dauer der Abwesenheit des Barons auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit seiner Geschäfte zu schließen. Der gute Doctor, von Natur nicht gerade besonders neugierig, aber doch, wie jeder Landbewohner, mit einem respectablen Theil dieser Eigenschaft ausgestattet, fing von Tag zu Tage an,

nachdenklicher zu werden und endlich das lange Ausbleiben des Barons mit den persönlichen Angelegenheiten seiner Söhne in Verbindung zu bringen. Daß er erfahren würde, was den Baron so lange fern vom Hause gehalten, sobald er nur wieder zurückgekehrt wäre, davon hielt er sich fest überzeugt, denn so war es noch immer und er war stets der Erste gewesen, der nach einem bedeutungsvollen Vorfall zum Baron gerufen wurde, um den Anfall von Krankheit – so nannte der Baron seine geschäftlichen und persönlichen Verlegenheiten – zu erfahren und nach Kräften beschwichtigen zu helfen.

Der Baron konnte nur zweimal des Tages von der Residenz her eintreffen, Mittags oder Abends, denn volle acht Stunden gebrauchte er zu der ganzen Reise, wovon die eine Hälfte, wie wir wissen, die Eisenbahn, die andere die Fahrt vom letzten Stationsorte derselben bis zum Gute in Anspruch nahm. Es war ein Sonnabend und überaus heißer Tag. Schon am frühen Morgen hatten sich Gewitterwolken von Südwesten herangewälzt und zum ersten Mal in diesem Monat den immer so klaren Horizont verdüstert. Der Doctor war um die Mittagszeit auf dem Gute gewesen, hatte sich nach Mariens Befinden erkundigt und war wieder weggeritten, als die Stunde verflossen, in welcher man den Baron erwarten konnte. Er hatte hinterlassen, er würde am Abend auf dem Kupferhammer sein, wo in des Betriebsdirectors Familie ein Fest gefeiert wurde – Doctor Millinger war Arzt in dem Hüttenwerk – und wenn der Baron nach ihm verlange, falls er ankäme, so

solle ein Bote ihn von dorthier, nicht aber aus seiner Wohnung abrufen.

Marie hatte trotz der großen Hitze ihren gewöhnlichen Spaziergang nach den Bergen angetreten, wurde aber unterwegs vom Gewitter überrascht und flüchtete eilig nach Hause. Nun brach ein seit Jahren nicht so gewaltig erlebtes Unwetter los, ein furchtbarer Orkan, von entsetzlichem Regen und Hagelschlag begleitet, fuhr über die Felder und durch die Wälder, hundert Jahre alte Bäume knickend und die mit reichlichen Früchten gesegneten Aecker verwüstend. Auf dem Gute schwebte man in großer Besorgniß, zumal der Gutsherr nicht anwesend und Zeuge dieser Verwüstung war. Die Menschen saßen in den Zimmern und auf den Boden zusammen, die von den Weiden rasch hereingetriebenen Heerden brüllten und blökten in den Ställen, die Hunde heulten und das Federvieh in seinen Behältern stieß jenes beängstigende Geschrei aus, welches es nur bei Feuersbrünsten oder gewaltigen Naturereignissen hören läßt.

Der Verwalter des Gutes, ein ziemlich junger aber energischer Mann, saß bei den Knechten auf dem Boden einer Scheune und sah von hier aus den traurigen Verwüstungen zu, die der Sturm, der Hagel und der in Strömen vom Himmel herabfließende Regen in Garten und Park anrichtete. Die Schaffnerin lief ab und zu bei den in der Küche versammelten Mägden, deren Aberglauben geweckt war, indem sie in dem selten erlebten Donnerwetter ein Vorzeichen erblicken wollten, daß sich in ihrer herrschaftlichen Familie sehr bald ein trauriges

Ereigniß zutragen werde. Marie dagegen saß allein, ruhig, und gefaßt, in ihrem Zimmer am Fenster und blickte gedankenvoll in den Garten hinaus, der in einer halben Stunde fast alle seine Blüthen und Blätter verloren hatte und gleich den entfernteren Gefilden vom Hagelschlag in ein wüstes, trauriges Chaos verwandelt war. So ging der Nachmittag in den Abend über, der bei dem finsternen Gewölk des Himmels frühzeitig hereinbrach.

Endlich trat die Schaffnerin bei der Baroneß ein, um ihrem Herzen Luft zu machen und sich wo möglich ihre Angst benehmen zu lassen, denn schon längst hatte sie erkannt, daß in dem stillen, festen Wesen der jungen Dame ein starker Geist und ein ruhiges Herz wohne. »Ach mein Gott, gnädiges Fräulein sagte die Alte, »was ist das für ein Tag! So lange es noch hell war, habe ich mich nicht gefürchtet, aber jetzt, da es dunkel wird, erfaßt mich eine namenlose Angst.«

»Warum denn und was befürchten Sie, Frau Hanne?«

»Wie – und das fragen Sie so ruhig? Wenn das Gewitter nun in der Nacht wiederkehrt und der Blitz einschlägt?«

»Das liegt in Gottes Hand, wir können es nicht ändern.«

Die Frau schaute verwundert und schon etwas erleichtert das also sprechende Fräulein an, denn die wenigen Worte, die dasselbe hatte hören lassen, wurden mit einer so unerschütterlichen Gemüthsruhe gesprochen, daß schon dadurch allein ihre Fassung und ihr Gottvertrauen genügend zu Tage trat.

»Sie haben Recht,« fuhr die Schaffnerin fort – »es liegt in Gottes Hand. Ach! Er schütze uns! Wenn nun der Herr Baron in diesem schrecklichen Wetter unterwegs wäre?«

»Das wäre wohl möglich, aber was thäte es? – er ist nicht so ängstlich wie Sie und die thörichten Mägde.«

»Nein, das ist er freilich nicht; aber wenn ihm nur kein Unglück begegnet, wie die alte Elsbeth sagt.« –

»Hört doch nicht auf das eitle Geschwätz so kleingläubiger Leute Die Ereignisse in der Natur stehen nur in der Einbildung der Menschen in Verbindung mit ihren persönlichen Angelegenheiten. – Um welche Zeit müßte aber mein Oheim eintreffen, wenn er diesen Mittag von der Residenz abgereist wäre?« –

»O, dann müßte er eigentlich längst hier sein, denn es geht auf neun Uhr. Der Regen aber hat die Wege ausgespült und unfahrbar gemacht.«

»Vielleicht übernachtet er dann in . . . ?«

»O ganz gewiß nicht. Wenn er unterwegs ist, kommt er auch nach Haus und wenn er schwimmen sollte. Das liegt in seiner Art.«

Marie wollte eben etwas erwidern, als der schmetternde Ton eines Posthorns bis in das Innere des stillen Zimmers drang. Jene sowohl wie die Schaffnerin sprangen empor. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, eilten sie nach der großen Schloßthür, an der sich sogleich, trotz des Regens, der noch immer in Strömen vom Himmel rauschte, alle auf dem Gutshofe wohnenden Menschen einfanden.

Es war in der That der Baron, der mit vier Extrapostpferden durch Regen und Sturm dahergebraust kam. Der

Wagen war über und über mit Koth bespritzt, denn er war zweimal umgeworfen worden, und die triefenden Pferde zitterten vor Anstrengung und Aufregung, als sie vor der Thür des Hauses hielten.

Der Postillon, die Vorwürfe des Reisenden erwartend, sprang verlegen vom Bocke und wollte sich entschuldigen, als er die Wagenthür öffnete. Der Baron aber gebot ihm mit einem Wink der Hand zu schweigen, warf ihm sein Trinkgeld hin und trat rasch in den Flur. Er sah bleich und ingrimmig aus. In seinen Augen brannte ein düsteres Feuer. Ganz und gar mit der in ihm wogenden Gedankenwelt beschäftigt, hatte er keinen Blick für die versammelte Dienerschaft, die ihn freudig willkommen heißen wollte. Auch seine Nichte gewahrte er nicht, obgleich sie unter den Vordersten stand und ihn mit einigen herzlichen Worten begrüßte.

Rasch schritt er mitten durch die Versammelten, mit mürrischem Gesicht einen ›guten Abend‹ brummend. Als ihm aber Marie, die Schaffnerin und Friedrich in sein Zimmer folgen wollten, wehrte er ihre Theilnahme mit verständlicher Geberde ab und sagte kalt: »Laßt mich allein. Schickt zum Doctor Millinger – ich fühle mich krank.«

Einer der anwesenden Knechte fing den so kurz erteilten Befehl auf, sprang in den Stall, riß ein Pferd heraus, warf sich darauf und sprengte trotz Regen und Unwetter dem Kupferhammer zu, wo er den Arzt zu finden gewiß war.

Marie, da sie mit eigenen Ohren gehört, daß ihr Oheim sich krank fühle, wollte ungeachtet seines Gebots, ihn allein zu lassen, in sein Zimmer treten. Die Schaffnerin aber, die ihren Herrn besser kannte, hielt sie auf und flüsterte: »Gehen Sie bei Leibe nicht zu ihm hinein, er ist böse.«

»Nein, er ist krank,« erwiderte Marie und legte die Hand schon auf das Thürschloß.

»Glauben Sie es nicht, gnädiges Fräulein; so sagt er jedesmal, wenn er von einem unangenehmen Besuche oder gar einer Reise nach Hause kommt. Er will nur den Herrn Doctor sprechen, um ihm irgend ein Ereigniß anzuvertrauen.«

Marie besann sich schnell. »Gut,« sagte sie, »so werde ich in mein Zimmer gehen. Wenn mein Oheim aber Verlangen nach mir trägt, und sei es mitten in der Nacht, so lassen Sie mich schnell rufen.« Mit ihrem schwebenden Schritt, in dem eben so viel ruhiges Selbstbewußtsein, wie Nachdenken und Milde lag, begab sie sich darauf in ihr Zimmer. Wenn sie aber wirklich erwartet hatte, daß ihr Oheim heute Abend Verlangen nach ihr tragen würde, so hatte sie sich geirrt. Sein Kopf war von ganz anderen Dingen erfüllt als solchen, die sich auf eine Nichte bezogen, die er erst fünf Minuten in seinem Leben gesehen und gesprochen hatte.

Noch waren nicht ganz drei Minuten verflossen, seitdem der Baron sein Zimmer betreten hatte, als er seine Glocke so heftig in Bewegung setzte, daß der allbekannte Klang derselben durch das ganze Haus schallte. Dadurch

wurde der alte Friedrich benachrichtigt, daß er der Erste sein würde, der mit dem Herrn Baron einige Worte zu wechseln die Ehre haben sollte. Mit einer ungestümen Neugier, was er Seltsames sogleich erfahren würde, sprang er mit einem so unberechnet jähen Satze gegen die Thür, daß dieselbe weit aufschlug und an einen Stuhl stieß, der unmittelbar dahinter im Zimmer stand.

»Esel!« war das erste Wort, welches der Eintretende vernahm. »Hast Du den Verstand verloren, daß Du so ungeschickt bei mir in's Zimmer trittst?«

»Ach, gnädiger Herr, ich bin so erfreut, Sie bei lebendigem Leibe wieder zu sehen, daß ich – daß ich –«

»Eben ungeschickt bin!« schloß der Baron den Satz.

»Ich bitte um Verzeihung, Ew. Gnaden, ja, ich war ungeschickt, aber der starke Wind, der draußen die Bäume knickt und durch das ganze Haus fegt, riß mir die Thür aus der Hand.«

»Still! – Ist der Doctor noch nicht da?«

»Es ist eben erst nach ihm geschickt!« stotterte langsam und mit verlegener Miene der Diener, denn es hätte ein Wunder oder Zauberei dazu gehört, den Doctor im Handumdrehen herbeizurufen.

»Zieh mir die Stiefel und den Rock aus – so – und dann geh in den Keller und hole mir eine Flasche Burgunder und zwei Gläser – Du kannst auch gleich zwei Flaschen bringen.«

Der Alte sperrte Augen und Mund aus. Ohne Zweifel fühlte sich der gnädige Herr sehr krank, denn er ließ sich

vor dem Schlafengehen entkleiden, hatte nach dem Arzte geschickt und Burgunder, sogar zwei Flaschen auf einmal, bestellt. Das war ihm nicht recht begreiflich. Dennoch aber entfernte er sich sogleich, um das Begehrte herbeizuschaffen. Als die zwei Flaschen mit den Gläsern auf dem Tische standen, wollte sich Friedrich wieder entfernen, als ihn ein Ausruf seines Herrn im Zimmer zurückhielt. »Wart', Graukopf,« sagte er, immer noch schmollend, aber schon weniger erregt – »soll ich im Dunkeln sitzen? Siehst Du nicht, daß es beinahe finster ist und gleich volle Nacht sein wird? Bringe Licht, aber keine Lampe – Kerzen!«

Wenige Minuten darauf wurden auch die Kerzen gebracht und sofort angezündet. Es waren ihrer aber nur zwei und sie erleuchteten nur sehr schwach den großen Zimmerraum.

»Noch zwei!« herrschte der Baron den Diener an und fügte einen gebieterischen Wink mit der Hand bei. Als Friedrich sich entfernt hatte, lief er grollend auf und nieder. »Licht, Licht will ich haben,« rief er vor sich hin. »Es ist dunkel in mir und um mich. Meine Sonne geht unter. Ich will dem Menschen, wenn er kommt – ohne Zweifel meinte er mit diesem Menschen den Doctor – in's Gesicht blicken und seine Gedanken lesen können. Ja!«

Als Friedrich darauf die zwei weiteren Kerzen gebracht, angezündet und auf einen Wink des Barons vor den Spiegel gestellt hatte, erlaubte er sich mit lispelnder Stimme zu fragen, ob der gnädige Herr nichts zu essen

verlange. Denn zu dieser vorlauten Frage hatte ihn die fürsorgende Frau Hanne draußen ermuthigt.

»Ja, Brod und Käse – geschwind!«

Nach wenigen Augenblicken sah sich der Baron auch mit diesen Erfordernissen bedient und aß hastig einige Stücke Brod, vergaß aber von der Butter und dem Käse zuzulangen, die daneben auf dem Tische standen.

Wiederum vergingen auf diese Weise fünf bis zehn Minuten, als abermals die Glocke sich hören ließ. Friedrich, der stets auf dem Sprunge stand, trat sogleich in's Zimmer, hielt aber diesmal die Thür fest, trotz des Windes, der draußen die Bäume knickte und durch das ganze Haus fegte.

»Abtragen!« befahl der Baron. »Hat man nach dem Doctor geschickt?«

»Ja, gnädiger Herr!«

»Wer ist damit beauftragt?«

»Heinrich Kleber, gnädiger Herr!«

Der gnädige Herr brummte etwas in den Bart, von dem man nicht enträthseln konnte, ob es seine Zufriedenheit oder sein Mißfallen ausdrücken sollte. »Du kannst in die Küche gehen,« sagte er dann ruhig; »für den Fall aber, daß ich Dich noch brauche, halte Dich bereit. Du bleibst also wach, so lange der Doctor hier ist. Verstanden? In *die Küche*, sage ich!« wiederholte er und legte einen starken Nachdruck auf diese Worte, dessen Bedeutung dem alten Friedrich, der seinen Herrn kannte, nicht entging.

»Ich soll nicht hören, was er mit dem Doctor spricht,« sagte er still zu sich, als er langsam nach der Küche

schlich, wo alle Mägde mit der Schaffnerin standen und angstvoll fragend in sein Gesicht starrten, denn Fälle, wie der vorliegende, so selten sie vorkamen, waren bekannt und spannten die allgemeine Neugier auf das Höchste an. Friedrich aber war, so zu sagen, der Eisbock, an dem sich, wie Alle wußten, der Zorn des gnädigen Herrn zuerst brach, und darum harrte man seiner sehnsüchtig in dem großen Küchenraume, um etwas Neues zu erfahren.

»Heute ist es nun gar nicht mit ihm richtig,« brummte der Alte laut, ohne von Jemanden hörbar befragt zu sein. »Krank ist er gewiß nicht, denn er hat wie ein ausgehungertes Wolf zwei große Stücke Schwarzbrot verschluckt. Aber es ist etwas Ernstes los – das könnt Ihr mir glauben.«



Eine Viertelstunde später kehrte der nach dem Kupferhammer gesandte Bote in Gesellschaft des Doctors Millinger zurück. Pferde und Menschen triefen, denn noch immer strömte der Regen gleich heftig herab. Als der Doctor sein Pferd abgegeben hatte, trat er leise in den Vorsaal des Schlosses, legte still seinen Mantel ab, putzte sich die kothbespritzten Stiefel rein und strich endlich mit beiden Händen seine grauen Haare glatt. So war er gerüstet und geschmückt genug, um vor dem gestrengen Gutsherrn erscheinen zu können. Sein Gesicht war ruhig und klar, wie man es in der Regel bei ihm sah, obwohl er ahnte, daß er sogleich unangenehme Neuigkeiten zu hören bekommen würde.

Diese Ahnung wurde zur festen Ueberzeugung, als er in's Zimmer trat, die vier brennenden Kerzen, zwei Flaschen Burgunder und zwei Gläser bemerkte. Es war also auf eine lange und ernste Sitzung abgesehen. Als er die Thür leise hinter sich geschlossen, was der alte Baron überaus liebte, fand er ihn auf seinem großen Sessel sitzen, mit den Fingern beider Hände ungeduldig auf dessen Armlehnen trommelnd. »Endlich!« rief der Baron und sprang hastig von seinem Sitze auf.

»Nun?« sagte der Arzt in seiner gewöhnlichen ruhigen und beobachtenden Weise, indem er einen raschen Blick über das Gesicht des Barons laufen ließ und sogleich die Aufregung bemerkte, in der sich der alte Herr befand. »Nun, sind Sie wieder da, Herr Baron?«

»Hahaha!« lachte dieser in einem Anfalle erheuchelten Humors und sich selbst bspöttelnder Laune auf, die aber etwas Galliges und Ohrzerreißendes an sich hatte, »hahaha! Ja, ich bin wieder da. Guten Abend, Doctor! Nun, sage auch ich, Ihr steht da und starrt mich ja ganz verzweifelt erstaunt an – ist an mir denn etwas Besonderes zu sehen? Warum – fragt Ihr mich nicht, ob und wie es mir gelungen ist, meine Geschäfte abzuwickeln? Hahaha!«

»Ich weiß ja nicht,« antwortete sanft und ruhig der Arzt, »in welchen Geschäften Sie in der Residenz gewesen sind. Sie hatten es ja so eilig bei Ihrer Abreise, daß – daß Sie mir nicht einmal den Grund derselben angaben.«

»Ihr habt Recht, Doctor, ja, Ihr habt sehr Recht, ich hatte es allerdings sehr eilig. Jetzt aber habe ich es nicht mehr eilig, sage ich Euch?«

Der Arzt wurde bleicher als gewöhnlich. In dieser verzweifelten Laune hatte er den Baron selten oder nie gesehen. Schon wollte er an ein wirkliches Unwohlsein denken, als ihm der Baron zutraulich näher trat, die rechte Hand auf seine Schulter legte, ihn zum Tische hinleitete und sagte: »Ja, ja, Doctor, was sich einmal nicht ändern läßt, das muß man so hinnehmen, wie es ist. Eine vernünftigerer Philosophie, glaube ich, giebt es nicht auf dieser Welt. – Kommt aber erst her und trinkt mit mir ein Glas Wein. Auf meine Ehre! Seit sechs Tagen fühle ich mich jetzt zum ersten Male wieder behaglich, da ich in meiner stillen Stube sitze, Euer nüchternes Gesicht vor mir sehe und mit Euch ein gutes Glas Wein trinken kann. Da – stoßen wir an – wohl bekomm's – *Ihnen* und *uns!*« Und er hob sein Glas und deutete auf das zweite, da er sie unterdeß beide gefüllt hatte.

Der Doctor ergriff ruhig das Glas, hob es auch in die Höhe, stieß mit dem Glase des Barons zusammen und trank einige Tropfen, während der Baron schon sein zweites Glas mit einem Zuge geleert hatte.

»Nun aber sollt Ihr hören,« begann der Letztere seine Erzählung, »wie es mir ergangen ist. Setzt Euch, so, dahin, ich werde mich hierher setzen. Nun gebt Acht! Was denkt Ihr wohl, was mir mein Bankier neulich schrieb, kurz bevor ich abreiste? Nein, gebt Euch keine Mühe. Mann, Ihr rathet es doch nicht. Seht, das Breite und das

Lange an der Sache ist, er schrieb mir: man habe es vor, die Eisenbahn von . . . um zwanzig Meilen bis . . . zu verlängern, sie an dem verfluchten Kupferhammer da drüben – Gott verzeih mir die Sünde! – aus höheren Rücksichten vorüberzuführen und *mitten durch mein Gut* zu legen. Nun, was sagt Ihr dazu?«

Der Arzt stieß einen unarticulirten Laut des Erstaunens aus, denn diese Nachricht mußte allerdings, so viel er den Baron kannte, diesem mitten durchs Herz gehen, denn sein Gut war ja sein Herz.

»Seht,« fuhr er fort, »da galt es kein Säumen, kein Aufschieben. Was von meiner Seite geschehen konnte, um das Unheil abzuwenden, mußte rasch geschehen. So beschloß ich denn ohne Zaudern nach der Residenz zu fahren, mich nach der Wahrheit dieses teuflischen Entschlusses zu erkundigen und, falls es sich so verhielte, bei den Ministern, ja selbst bei Sr. Majestät dem Könige meinen feierlichen Protest gegen diese Theilung und Verkürzung meines Eigenthums einzulegen.«

Der Arzt rückte hin und her auf seinem Stuhle, denn er war außerordentlich gespannt, den Ausgang dieser unerwarteten Mittheilung zu erfahren. »War es denn wahr?« fragte er mit weit aufgerissenen Augen.

»Wartet es ab, wartet es nur ab – o, ich habe Euch viel zu erzählen – und das ist erst der Anfang davon. – Ihr wißt, wie schwer es mir wird, mich von meinen vier Pfählen loszureißen, und wie viel schwerer noch, nach der Residenz zu reisen, für die ich keine Sympathie, gar

keine, hegte, wenn nicht mein König seine Wohnung darin aufgeschlagen hätte, denn ich kann einmal die großen, marktschreierischen Städte, wo es einen so verfluchten und dummdreisten Pöbel giebt, nicht leiden. Aber ich ging, trotz meiner Abneigung, sogleich dahin, den halben Tod im Herzen. Ach, Doctor, mein Widerwille gegen eine solche große Stadt hat sich auch diesmal wieder als vollkommen begründet bewährt, denn ich habe Abscheuliches genug gesehen, gehört und erlebt.«

»Was denn?« fragte der Doctor etwas kleinlaut, da der Baron eine kurze Pause eintreten ließ, um sein leeres Glas wieder zu füllen.

»Hört mich ruhig an. Ich bin, wie Ihr wißt, sechzehn Jahre nicht in dem Höllenbreul gewesen. Diese sechzehn Jahre, Doctor, scheinen mir, nachdem ich mich jetzt fünf Tage darin aufgehalten, eine Ewigkeit zu sein, so rasch sie mir hier auf dem Lande auch hingeschwunden sind. Denn was sich während dieser sechzehn Jahre in jener Stadt verändert hat, beschreiben keine Worte. Wir müssen hier geschlafen, nichts gesehen, nichts gehört, nichts gethan haben, sonst kann ich mir's nicht erklären. Von dem Thore, durch welches ich damals einzog, war diesmal keine Rede mehr, Thor und Stadtmauer, Alles insgesamt, war spurlos verschwunden. Von . . . aus, fuhr ich wie ein Vogel durch die Luft in vier Stunden nach der Königsstadt. Auf der Stelle, wo ich anlangte, Bahnhof nennen sie das, fand ich ein neues Stadtviertel. Nicht Häuser allein – ganze Straßen waren erstanden, und alle

Häuser darin sahen wie Paläste aus. Als ich aus dem Wagen stieg, trat ein Polizeibeamter auf mich los und fragte nach meinem Paß. Mich, Doctor, den Baron Brandau auf Holzendorf! – Ich bin der Baron Brandau auf Holzendorf, sagte ich dem dummen Menschen. – Das kann ich Ihnen nicht ansehen, erwiderte der Esel. – Darum sage ich es Ihnen, sagte ich, und wollte an ihm vorbeigehen. – Halt! rief der Grobian. Verstehen Sie mich nicht, ich bitte um Ihren Paß! – Donner und Wetter! Mich fragt man nach meinem Paß, wenn ich zu meinem Herrn und König reise? rief ich entrüstet. – Dann erst recht müssen Sie ihn vorweisen, wenn Sie zum König gehen, sagte er. – Ich war ganz verblüfft, als ich so dastand, gleichsam zum Spott der vielen Juden, die mit mir gereist waren und alle ihren Wisch schon aus der Tasche geholt hatten. – Was sagt Ihr nun, Doctor, sind das nicht Neuerungen ganz ungeheuerlicher Act?«

»Aber wie gelangten Sie durch?« fragte der Arzt, »denn Sie hatten ja keinen Paß.« – »Durch ein Wunder, glaube ich, oder vielmehr dadurch, daß ich grob wurde, was oft eine wunderbare Wirkung hat. Denn ich schrie aus voller Kehle meinen Namen und Stand aus und da ließ man mich endlich ziehen. So, in *der* Art, Doctor, fand ich nun Alles verändert, Menschen, Kleider, Wagen und Pferde, selbst die Hunde hatten verbundene Mäuler und durften nicht bellen. Gott strafe mich, wenn das nicht ein herrlicher Anfang war! – Es war Mittag und ich fuhr in ein

Gasthaus. Man ging gerade zu Tische. Vor sechszehn Jahren hatte ich in demselben Hause den Ehrenplatz erhalten, jetzt setzte man mich zwischen einen Haufen Schacherer, die von nichts als Wolle, Oel und Spiritus sprachen. Alles wollten sie zu Gelde machen – Geld, Geld, Geld, das war Alles, was ich hörte. Dabei redeten sie eine Sprache, die ich beinahe nicht verstand. Ich mußte nachdenken, ob das Deutsch sei, denn sie hatten eine Menge Wörter im Munde, die ich in meinem Leben nicht gehört. Das wurde mir denn bald zu arg, ich hatte genug, schon ehe ich mein Rindfleisch verzehrt, wischte mir den Mund und stand auf. Mir war aller Appetit vergangen. Darauf fuhr ich zu meinem Bankier, dem alten ehrlichen Scheitler.« – Der Erzähler seufzte aus tiefster Brust dabei auf. – »Da hörte ich denn die ganze Geschichte brühwarm. Die Eisenbahn war beschlossen, die Minister hatten sie für nothwendig erklärt, nur über die Richtung war man noch nicht ganz einig. Das war Wasser aus meine Mühle. Ich fuhr sogleich zum Handelsminister – auch eine neue Charge! Der Herr war zu Hause und ich ließ mich melden. Ich ward in ein Zimmer geführt, wo drei bis vier Männer saßen und standen und Zeitungen lasen. Das ist auch eine Neuerung, Doctor, daß man im Audienzzimmer eine Zeitung liest. Aber bald sollte ich begreifen, warum sie sich die Zeit vertrieben. Eine halbe Stunde verging, ehe der Eine vorgelassen wurde; eine neue Viertelstunde, bis er wieder herauskam. Nun, um kurz zu sein, ich mußte gute anderthalb Stunden warten, bis mich die Reihe traf. Das wagt man einem Baron

von Brandau zu bieten! Ist es nicht entsetzlich, Doctor? – Rasend vor Wuth trete ich bei Sr. Excellenz ein. Guten Morgen! sag' ich. – Es ist Abend, bemerkte er lächelnd. – Das ist wohl möglich, sagte ich; als ich aber in Ihr Zimmer trat, war es beinahe erst Morgen, Sie haben mich warten lassen, bis es dunkelt. – Was wünschen Sie? fragte mich der Herr – Ist es wahr, sagte ich, daß Sie mir die Eisenbahn durch mein Gut legen wollen?

»Wer sind Sie und was wollen Sie von mir? fragte mich der Herr erstaunt.

»Ich bin der Baron von Brandau auf Holzendorf, Herr *Handelsminister*! erwiderte ich. Hat Ihr Lakai Ihnen das nicht gesagt?

»Ach so! sagte er mit seinem verteufelten Lächeln, das er einer Furie abgehandelt zu haben schien. Ja, die Eisenbahn wird durch Holzendorf gelegt werden.

»Auch wenn ich es nicht erlaube?

»Es sind Gesetze erlassen, welche gestatten, die anliegenden und zum Bau nothwendigen Strecken zu expropriiren.

»Expropriiren? So! *Die* Gesetze hat der Teufel erlassen!

»Wohl möglich; aber Seine Majestät hat sie unterzeichnet.

»Ist das wahr, Excellenz?

»Mein Herr, sagte der Minister des *Handels*, glauben Sie, daß ich Ihnen eine Unwahrheit sagen werde?

»Mein Herr, sagte ich, glauben Sie, daß ich mich von Ihnen mit diesen Worten abspeisen lassen werde? – Ich werde zu Sr. Majestät dem Könige selbst gehen.

»Ich hindere Sie nicht daran. – Darauf machten wir uns einen Kratzfuß und ich ging zur Thür hinaus. Das war der erste Schritt den ich in der herrlichen Residenz that. – Ach, schenken Sie 'mal die Gläser voll, Doctor, Sie sitzen da am nächsten bei der Flasche. Wohlan – trinken wir uns Muth, die Schlacht wird heißer. Ha, das wärmt! Also – wo war ich – ja, auf der Straße in meinem Wagen. Ich fuhr zum Hofmarschall des Königs, meinem alten Bekannten, und traf ihn glücklicherweise zu Hause. Wann kann ich den König sprechen? fragte ich ihn. – Heute nicht, Seine Majestät ist unpäßlich – Das bin ich auch, sagte ich und merkte schon, daß es hier ebenfalls schief gehen würde. Aber wie lange wird er unpäßlich sein? Ich habe nicht viel Zeit, meine Angelegenheit ist eilig, setzte ich hinzu.

»Mein alter Bekannter vertröstete mich auf den folgenden Tag und bestellte mich in das Schloß Punct zehn Uhr. Natürlich war ich um halb zehn Uhr schon auf dem Platze. Ich wartete bis Elf, Zwölf, bis halb Eins – es kommen einige Herrn durch das Vorzimmer gegangen und begeben sich zum König. Um ein Uhr endlich sagt mir ein Offizier, Seine Majestät empfangen heut' nicht mehr, er sei nach . . . gefahren.

»Auf der Eisenbahn? frage ich.

»Ja, auf der Eisenbahn.

»Und mich bestellt man hierher? sage ich. Ich bin der Baron Brandau auf Holzendorf –

»Ich freue mich der Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen – ich bin der Graf Sparr! Und damit ging er fort, indem er hinzufügte, er habe Dienst.

»Was sagen Sie dazu, Doctor? Nun gut, ich schluckte die Pille nieder, ging nach Hause, vertrieb mir die Zeit mit Fluchen und am andern Morgen war ich wieder auf dem Schloß. Ein Kammerdiener tritt mir entgegen und als ich nach Sr. Majestät frage, sagt er mir, er sei in ... geblieben.

»Die Nacht? frage ich.

»Ja, die Nacht über; er wird auch erst morgen wiederkommen.

»Die Sache wird immer ernster, Doctor, Ihr werdet es bald merken. – Am dritten Tage fand ich mich wieder ein. Seine Majestät war zurückgekehrt und – zu sprechen. Nur mußte ich zwei Stunden warten, bis ich vorgelassen wurde.«

»Also Sie wurden vorgelassen?«

»Wie? Warum denn nicht?«

»Und der König?«

»Der König war gütig, leutselig, freundlich wie immer. Er fragte zuerst nach meinem Sohne, dem Lieutenant. Er kenne ihn, sagte er, er sei ein hübscher, schmucker Soldat, nur gebe er etwas viel Geld aus und verkehre viel mit Leuten, die ein hohes Spiel spielten.

»Das Geld hat er *von mir*, Majestät, sagte ich. Ich bin reich.

»Das freut mich. Wenn *Sie* damit zufrieden sind, bin *ich* es auch. Aber was führt Sie in die Stadt – Sie kommen selten hierher?

»Wenn ich selten komme, so hoffe ich diesmal nicht vergeblich gekommen zu sein, Majestät, sagte ich.

»Es soll mich freuen, antwortete Seine Majestät, wenn ich Ihnen dienen kann. *Dienen*, sagte er, hört Ihr wohl. Doctor, der weiß, was ein Edelmann ist! – So brachte ich denn mein Anliegen vor. Schon während ich aber noch sprach, sah ich ein, daß ich dennoch umsonst gekommen war; denn Seine Majestät lächelte sehr verbindlich und geruhte mir folgende Worte zu sagen: Das thut mir leid, lieber Baron, die Angelegenheit ist schon entschieden. Die Bahn *muß* über das große Hüttenwerk, den Kupferhammer, gehen, und wenn Ihr Gut daneben liegt, so müssen Sie es sich gefallen lassen. Ich habe es mir auch müssen gefallen lassen, daß sie eine Eisenbahn durch meinen Wildpark gelegt haben. Was will man machen? Man muß mit dem Strome schwimmen. Sie können dafür künftig in fünf Stunden in der Residenz sein.

»Ich will aber nicht in fünf Stunden in der Residenz sein, sagte ich. Ich liebe es, in meinem eigenen Wagen und mit Pferden zu fahren, wie meine Eltern und Voreltern es thaten. Die Locomotive pfeift die ganze Nacht, daß ich nicht schlafen kann, der Dampf verdunkelt mir die Sonne und Gott läßt sie doch für Jeden scheinen.

»Hoffentlich auch für mich! sagte der König. Es thut mir leid, daß Sie Nachtheil und Unbequemlichkeit davon haben; Tausende, ja Millionen haben Vortheil davon und der Einzelne muß sich unterordnen, das thue ich auch. Grüßen Sie Ihren Sohn und leben Sie wohl. – So war ich denn entlassen. Was sagt Ihr nun? Die Eisenbahn wird wirklich durch mein Gut gelegt – hol' sie der Teufel!«

Der Arzt schwieg, kaum merklich lächelnd, denn die Erzählung des Gutsherrn von Holzendorf mochte ihm wohl Manches zu bedenken geben. Der Baron aber fuhr mit steigender Erregung fort:

»Und das nennen sie Fortschritt! Fortschritt auf Kosten eines Edelmannes, dessen Ländereien man verwüftet, dessen Einkommen man schmälert, dessen Vergnügen man stört! Was ich verliere, glauben sie mit Geld bezahlen zu können, als ob das Geld den Wald aufwäge, den sie niederhauen, oder die Felder, die sie verschütten, und die Wiesen, die sie austrocknen. Das nennen sie Cultur! Das nenne ich Neuerung, Teufelei! Das ist abscheulich, das ist lasterhaft!«

»Es ist wenigstens unangenehm,« sagte der Arzt begütigend.

»Gewiß ist es das. Meine Reise war also umsonst gewesen.«

»Aber warum blieben Sie noch länger in der Residenz?«

»O!« sagte der Baron langsam, »ich hatte noch mehr zu thun. Ihr sollt es gleich hören. Zuerst ging ich nun wieder zu Scheitler. Es waren drei Tage verstrichen, seitdem ich bei ihm gewesen war; in diesen drei Tagen hatte man wieder Fortschritte im Fortschreiten gemacht. Der Termin zur Abschätzung der zu der Eisenbahn nothwendigen Grundstücke war festgesetzt. Heute über vier Wochen wird der große Act an Ort und Stelle stattfinden. Der Bankier rieth mir, das zu empfangende Geld in die

Tasche zu stecken oder damit zu speculiren. Speculation, Doctor, das wäre etwas für mich! Er sprach ein Langes und Breites darüber, wovon ich kein Wort verstand. Auch dieser Mann fängt an, Fortschritte in der Cultur der Sprache zu machen. Ich empfahl mich und – und suchte meinen Sohn Alfred auf.« – Hier schöpfte der Erzählende Athem und trank, gleichsam zur Stärkung, ein ganzes Glas Wein aus. Der Doctor rückte auf seinem Stuhle hin und her und streckte seinen Oberkörper dem Baron entgegen, zum Beweise, wie sehr ihn das Kommende interessire.

Der Zorn des Barons schien sich unterdessen etwas besänftigt zu haben, wenigstens nahm die Art und Weise, wie er von jetzt an erzählte, einen viel milderem Ausdruck an. So lange er von seiner persönlichen Abneigung gegen die Errungenschaften der fortschreitenden Cultur gesprochen, hatte sein Zorn einen leidenschaftlichen, wengleich mir komischen Beigeschmack gehabt, jetzt, da er Dinge erwähnte, die sein väterliches Herz betrafen, sprach sich schon in seinem Tone eine feierliche, beinahe wehmüthige Stimmung aus, die das Mitgefühl des Zuhörenden ungleich mehr in Anspruch nahm.

»Ja,« sagte er, »ich suchte also meinen Alfred auf. Ich muß Ihnen noch sagen, Doctor, daß ich an dem Abend, an welchem ich jenen Brief des Bankiers erhielt, auch von jedem meiner beiden Söhne einen empfing. Alfred schrieb mir, er habe die Bekanntschaft eines reichen ungarischen Grafen gemacht, der große Geldgeschäfte betreibe. Er sei sogar sein Freund geworden, um ihm durch

die That zu beweisen, wie man in kurzer Zeit ein Millionär werden könne. Wie das zugeht, begreife ich freilich nicht, aber es muß das ebenfalls ein Fortschritt in der Cultur der Menschheit sein. Seitdem die Welt mit Dampf arbeitet, seitdem sie den elektrischen Funken aus der Hölle geholt, und seitdem das Associationswesen sein wucherisches Spiel zu treiben begann, seitdem rückt die Welt alle Tage mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts. Was wir früher in Jahren vollbrachten, ja in einem Lebensalter kaum erwarben, das vollbringen und erwerben die Leute heutigen Tages in einem Monat, einer Woche, und das nennen sie die Frucht ihres Speculationsgeistes. Begreife es der Himmel – ich nicht! Wir waren froh, wenn wir nach Hunderten, höchstens nach Tausenden rechnen konnten, jetzt hört man überall von Millionen reden – sie müssen also wohl da sein. Ach, man nehme sich heut' zu Tage in Acht, den Verstand oben und seine Gemüthsruhe ungestört zu erhalten, denn mit rechten Dingen geht das nicht zu. – Doch zur Sache. Ich ging also zu meinem Sohn. Er war nicht zu Hause, sondern bei seinem neuen Freunde, zu dem er sogar in's Haus ziehen will, wie ich später hörte. Da ich aber nicht wußte, wo der wohnte, und der Diener meines Sohnes ausgegangen war, so mußte ich mich auch hier zu warten entschließen, oder wiederkommen, wie bei Sr. Majestät dem Könige. Endlich sah ich denn meinen Sohn. Doctor, der Junge scheint mir plötzlich sehr weise und dabei zugleich sehr alt geworden zu sein. Er hat nichts Jugendliches mehr; alle Schnellkraft, alle Lebenslust, alle Leichtigkeit ist aus seinem Herzen

gewichen. Der Teufel des Gelderwerbs hat ihn mit seinen Klauen gepackt, wie es scheint, denn er schwatzte mir in fünf Minuten so viel von Actien, Verschreibungen, Wechseln und dergleichen Zeug vor, daß ich auf vier Wochen genug davon habe. Da ich nur selten zu ihm komme, so wollte ich ihm nicht gleich meine Unzufriedenheit über seine jetzige Lebens- und Anschauungsweise zu erkennen geben und so legte ich mich auf's Zuwarten und Horchen. Von dem Grafen sprach er mit einer wahren Begeisterung; das muß ein vollkommener Cavalier sein, obgleich er sich mit kaufmännischen Speculationen abgiebt, was mir im Grunde nicht an ihm gefällt.«

»Mir auch nicht!« schaltete der Arzt ein.

»Na, und da bat ich ihn denn, mich seinem Freunde zuzuführen, denn ich wollte doch auch den berühmten Crösus kennen lernen. Aber da kam ich wieder nicht zur rechten Zeit, der Herr war schon seit einigen Tagen verreist und Alfred hatte nur in seiner Abwesenheit sein Haus gehütet. Alfred wohnte überaus prächtig. Seine Wohnung kam mir wie ein fürstliches Palais vor. Dies Zimmer hier und mein ganzes Schloß ist dagegen ein Reitstall. Als ich mich verwundert nach all' dem Glanz und Luxus umschaute, lächelte mein Junge und sagte: Ja, Vater, das gehört dazu, wenn man bei den Leuten etwas gelten will, man muß vor allen Dingen ein Haus haben, um eins zu machen.

»Aber das kostet Geld, sagte ich.

»Freilich. Jetzt bezahlst Du es noch, erwiderte er, aber in kurzer Zeit werde ich Dir alle Deine Ausgaben für mich mit Wucher zurückgeben können.

»Wucher? sagt' ich. Den laß bei Seite, denn Du weißt wohl, ich habe nicht viel Hebräisches an mir – behalte Deine Zinsen für Dich und denke stets daran, daß Dein Vater der Baron Brandau auf Holzendorf ist.« –

Diese von dem Erzähler mit auffallender Milde gesprochenen Worte hatten etwas ungemein Rührendes an sich, wenn man bedachte, wie stolz und streng der Mann, der seine beiden jüngsten Söhne mit solcher Zartheit behandelte, in allen übrigen Dingen war. Einen solchen Eindruck brachten sie wenigstens auf den immer aufmerksamer zuhörenden Doctor Millinger hervor.

»So erzählte er mir denn,« fuhr der Baron fort, »wenigstens eine halbe Stunde lang von seinen durch den neuen Freund erlangten Kenntnissen, vom Markt der Welt, ja, so nannte er es, und das ist auch eins von den neuen Wörtern – von seinen erweiterten Ideen in Bezug auf die Beglückung der Menschheit und von dem erhebenden Selbstbewußtsein, welches aus einem so großartigen und wohlangewandten Leben entspringe. – Darauf führte er mich in eine glänzende Restauration, wo nur Millionäre, Grafen und Herren speisten. Das muß ich sagen, Doctor, so gut hab' ich noch nie gegessen, obwohl ich mir nicht eben viel daraus mache und der Kohl, den ich mir selbst baue, besser schmeckt, als all' der Krimskrams, den sie mir da auf vergoldeten Tellern vorsetzten. Na, wir speisten also vortrefflich und tranken auch nicht

übel. Dabei eröffnete mir denn Alfred etwas von seinem nächsten Geschäft. Er brauchte dazu 20,000 Thaler, sagte er, blank und baar auf den Tisch gezählt; diese 20,000 Thaler aber könnten in Jahresfrist mindestens um eine Null gewachsen sein.«

Der Doctor spitzte die Ohren und bohrte seine Augen fast in den Mund des Erzählenden.

»Nun, und das Ende vom Liede war – ich versprach sie ihm.«

»Was? Sie versprachen sie ihm?«

»Gewiß! Ist das nicht meine Schuldigkeit? Ueberdieß, wenn ich es auch nicht gethan, bekäme er sie ja doch bald, da ich in einigen Monaten das Erbe ihrer Mutter unter meine Kinder zu vertheilen haben werde. Ich versprach sie ihm indeß nicht ohne jede Bedingung, denn ich wollte erst mit meinem Bankier einige Rücksprache nehmen.«

Der jedes Wort erhaschende Arzt athmete laut auf.

»So ging ich denn gleich nach Tische noch einmal zu Scheitler. Kennen Sie den Grafen Zaretta? fragte ich ihn. – Ja, sagte er, ich kenne ihn, wie ihn alle Welt kennt, das heißt vom Hörensagen. – Er ist ein reicher und sehr vornehmer Mann? – So scheint es. – Er macht große Geldgeschäfte? – Scheitler lächelte. Warum lächeln Sie, Mann? fragte ich ihn. – O, ich lächle gerade nicht, aber ich bedaure, daß Ihr Herr Sohn sich nicht an bekannte und bewährte Männer von Fach angeschlossen hat. – Was nennen Sie Männer von Fach? – Solche Leute, wie ich einer

bin, Herr Baron, den sogar Sie mit Ihrem Vertrauen beehren. – Wie, Sie wollten, daß mein Sohn mit Kaufleuten von Profession Geschäfte macht? – Sie scherzen! – Ist der Graf Zaretta kein Kaufmann, wenn er von Geldgeschäften lebt? – Der Graf Zaretta ist ein Edelmann. – Ja, das ist er, sagt man; aber ich halte ihn nicht einmal für einen Kaufmann, sagte der Tropf und nahm eine Prise. – Sagen Sie mir Alles, was Sie von ihm wissen, fuhr ich fort. – Da kann ich Ihnen sehr wenig sagen, ich weiß eben Nichts von ihm. – Und doch tadeln Sie ihn? – Ich, ich erinnere mich keines tadelnden Wortes. – Halten Sie ihn nicht für sicher in Geldgeschäften! – Das kann man von Niemanden sagen, in dessen Bücher man nicht geschaut hat, und in des Herrn Grafen Bücher, wenn er welche hat, habe ich wenigstens nicht geschaut.

»Das, Doctor, war mein letztes Gespräch mit Scheitler über diesen Punct. Ich gab meinem Sohn Credit bis auf 20,000 Thaler –«

»Das thaten Sie?«

»Nun ja, warum nicht? Ich sagte es Ihnen ja schon.«

»Wenn aber die 20,000 Thaler verloren gehen, Herr Baron?«

»O, so leicht verflüchtigen sich 20,000 Thaler nicht, das ist eine ganz hübsche Summe.«

»Um so schrecklicher, *wenn* sie verloren geht.«

»Bleiben Sie mir doch mit Ihren *Wenns* vom Halse! Wenn sie verloren gehen, so gehen sie verloren und dann hat Alfred seiner Mutter Erbtheil verloren – das ist seine, nicht meine Sache «

»O!« seufzte der Arzt laut und lehnte sich gedanken-
voll in seinen Stuhl zurück. »Das hätten Sie nicht thun
sollen, Herr Baron.«

»Das hätten Sie mir sagen sollen, ehe ich es that. Jetzt
ist es geschehen und nun ist die Sache abgemacht.«

»Gott wende sie zum Besten!«

»Ja, tausendmal ja, das sage ich auch.«

Es trat eine Pause ein, die der Baron damit ausfüllte,
daß er einige Male im Zimmer auf- und abschrift und
aus dem Fenster sah. Der Regen hatte aufgehört, Gottes
leuchtende Sterne flammten wieder am blauen Himmel
und ein milder Südwind fuhr trocknend über die über-
schwemmten Felder und Wälder. War diese Beruhigung
in der vorher so wild aufgeregten Natur der Grund, daß
der Baron sich plötzlich erleichtert fühlte, oder war es
ein Einfall, der ihn überkam und seine Gedanken in eine
andere Richtung lenkte, genug, er drehte sich mit erhei-
tertem Gesicht nach dem Arzte um, der schweigend und
nachdenkend auf seinem Stuhle sitzen geblieben war,
und rief: »Doctor – es ist gut Wetter draußen; jetzt wol-
len wir mit Behaglichkeit eine Cigarre rauchen, jetzt füh-
le ich mich wieder wohl und zu Haus. Dabei holte er ein
paar Cigarren hervor und reichte eine davon seinem Ga-
ste hin. Bald darauf waren sie in Gang gesetzt und das
Zimmer fing an, sich mit jenem gewürzigen Dufte zu fül-
len, welcher allein in der Welt einer ächten Havannah
entströmt.

»Sie riechen gut,« sagte der Baron schmunzelnd, »nicht
wahr? Aber ich habe sie auch von meinem Georg. Der

Junge hat einen feinen Geschmack darin, das muß man ihm lassen.«

»Ja so,« erwiderte der Arzt trocken, »Sie haben doch gewiß auch den Junker Georg besucht?«

»Versteht sich – und das ist eigentlich die einzige Freude gewesen, die ich auf meiner Reise genossen habe. Georg ist ein prächtiger Junge geworden, Doctor, Sie werden Ihre Freude daran haben. Wie er sich entwickelt hat, wie schön, wie edel, wie vornehm – durch und durch ein vollkommener Cavalier!«

»Ja, er raucht sehr feine Cigarren, das ist wahr, das Ding schmeckt vortrefflich,« lächelte der Arzt.

»O,« fuhr der entzückte Vater fort – und man sah ihm an, welche Freude ihn erfüllte, während er von dem Lieblingssohne sprach – »er hatte mir auch geschrieben und einen Wunsch vorgetragen.«

»Wollte er auch 20,000 Thaler haben?«

»Nein, nicht ganz so viel, aber etwas wird es allerdings kosten. Er wollte zur Cavalerie übergehen, Gardehusar werden. Und das wird er, Doctor, denn ich bin seinetwegen beim Kriegsminister gewesen.« – Millinger nickte seinen Beifall und Glückwunsch stumm zu. – »Seine Excellenz empfing mich sehr gnädig. Er hatte schon für Georg gesorgt, der ihm seinen Wunsch mündlich und schriftlich zu wissen gethan. Nur Eins, sagte er, hat mich an dem jungen Manne gewundert. Was denn? fragte ich. – Er hat mir einen etwas überschwänglichen Brief geschrieben, worin er von seiner Verwandtschaft mit einer Fürstenfamilie spricht. Existirt denn diese Verwandtschaft,

lieber Baron? – Ja, sagte ich, mein Sohn sagt mir, er habe die Familienverbindung aufgefunden und ich erinnere mich selbst, in meiner Jugend meinen Vater von etwas Aehnlichem sprechen gehört zu haben. – Aber die Cavalerie wird Geld kosten, fuhr er fort. – Das gebe ich gern, Excellenz. – So betrachten Sie die Sache als abgemacht. Nur noch Eins wollte ich mir erlauben zu bemerken. – Und das wäre? – Ihr Sohn, der Lieutenant, giebt *sehr* viel Geld aus. Er ist dem Jagdclub beigetreten. Geschah das mit Ihrer Genehmigung? – Ich habe nichts davon gewußt, bis es geschehen war, denn ich kenne den Jagdclub nicht, sagte ich. Nachher aber habe ich es genehmigt. – Da lächelte Se. Exeellenz. Sie geben also Ihre Einwilligung, ohne zu wissen, was Sie bewilligen? sagte er. Wissen Sie, der Jagdclub ist eine Gesellschaft unter den Söhnen des höchsten Landesadels. – Dann freue ich mich um so mehr, daß mein Sohn auch dazu gehört, sagte ich. – Gut, gut, die jungen Leute jagen, reiten, wetten, spielen – ist Ihnen das auch recht. – Gewiß, das haben wir ja auch früher gethan, Excellenz! – Seine Excellenz lächelte wieder. Wieviel haben Sie Ihrem Sohn jährlich ausgesetzt? fragte er. – Das kommt auf den Verbrauch an. – Also unbeschränkten Credit? – Wenn es sein muß – ja! – Ah, ich wußte nicht, daß Sie so reich wären! – Eigentlich, Doctor, war das eine verletzende Antwort; aber da es der Kriegsminister war, der meinen Sohn so eben zur Garde versetzt hatte, so nahm ich es nicht so genau.«

»Wenn Sie nur nicht zu viel versprochen haben!« schaltete der Arzt ein.

»Dummes Zeug! Was kann der Jagdclub kosten? Zweibis dreitausend Thaler jährlich, und die will ich ihm geben. – Nun also, vom Kriegsminister ging ich mit Georg, der in einer Art seligen Rausches schwamm, in den Jagdclub. Das ist eine saure Nacht gewesen, Doctor, aber hübsch war es doch. Tausend und Eins! Ist das ein verwegenes Junkerthum! Das nenn' ich Jugend! Zu meiner Zeit trieben wir es auch ein Bischen wild und unbändig, zuweilen sogar etwas toll – aber so stark wir waren, wir wagten uns doch an keine Herkulesarbeit, mit der diese jungen Herren spielen.«

»Und Sie haben mitgespielt?«

»Versteht sich, ein Bischen. Aber das schadet nicht. So will ich das Junkerthum haben. Wenn es einmal eine wirkliche Schlacht giebt, dann send sie Centauren. Denken Sie sich, was mir die Naseweise zumutheten! Als wir beim Champagner saßen – sie trinken weiter nichts als Champagner, aber sie nennen ihn Sect – wetteten sie gegen mich, daß ich nicht wagen würde, meinem jungen Husarenoffizier einen offenen Credit bei Scheitler zu bewilligen.«

»Und Sie bewilligten ihn?«

»Na, was denkt Ihr denn, ich werde doch nicht vergeblich auf meine Großmuth wetten lassen!«

»Dann hat man Ihnen aber auch nicht zu viel zugemuthet –«

»Eigentlich habt Ihr Recht, es war etwas stark, einen alten Vater so listig zu überfallen, der bei seinem Sohne zu Gaste war.«

»Wie ist denn das aber mit der fürstlichen Verwandtschaft? Davon habe ich ja noch nie etwas gehört,« sagte der Arzt forschend.

»O, an der Sache ist nicht gar viel. Es mag wohl so etwas fürstliches Blut mit untergelaufen sein, aber ich selbst habe nie Werth darauf gelegt.«

»Ach, so ist es! Dann kann sich aber Ihr Herr Sohn doch nicht damit brüsten, meine ich.«

»O, womit brüstet sich die junge Welt nicht gern! Das ist Eitelkeit, allerdings, allein das ist ein Uebel, welches mit jedem ablaufenden Jahre schwächer wird, und so kann man es sich schon gefallen lassen.«

Der Arzt stand auf und schritt nachdenklich durchs Zimmer. Offenbar sann er über die beste Art nach, eine Brücke nach einer Frage zu schlagen, die ihm schon lange auf dem Herzen lag. Aber der Baron kam ihm mit etwas Anderem zuvor. »Nun habe ich Euch meine ganze Reise erzählt,« sagte er, »nun erzählt Ihr mir, was in meiner Abwesenheit hier vorgefallen ist. Da fällt mir vor allen Dingen das arme Kind, meine Nichte, ein; ich habe unterwegs oft an sie gedacht. Ach, das ist eine neue Sorge für mein Haus, Doctor, auf die ich nicht vorbereitet war.«

»Eure Sorge?« rief der alte Millinger mit selten bei ihm gesehener Erregung, »eine Sorge, Herr Baron? Wie meinen Sie das?«

»Sachte, sachte, Doctor, Ihr strengt Euch zu sehr an – ich höre noch vortrefflich. Glaubt Ihr, daß es mir gleichgültig ist, daß meiner wahnsinnigen Schwester Kind in

meinem Hause lebt und hier Gott weiß was für Neuerungen und unerlebte Vorkehrungen nöthig macht oder einführt? Ist es jetzt nicht meine Pflicht, eben so gut für sie wie für meine eigenen Kinder zu sorgen, zumal ich ihr Vormund bin und ihr Vermögen wie das meiner Söhne in Verwahrung und Verwaltung habe? – So lange sie nicht hier war, so lange ich sie nicht kannte, war das etwas Anderes, seitdem sie aber mit an meinem Tische sitzt, unter meinem Dache schläft, seitdem muß ich nicht allein für ihr Vermögen, sondern auch für ihre Person Sorge tragen, und ich fürchte, ich fürchte, Doctor, sie wird mir und Euch wie weiland ihre Mutter viele Mühe machen.«

Der Arzt hatte dieser überflüssigen Ergießung scheinbar ruhig zugehört, aber sein Herz klopfte, und das vor innerer Bewegung starke Athmen seiner Lungen ließ seine Schultern sichtbar sich heben und senken. Als der Baron seine Meinung völlig über das arme Mädchen ausgesprochen hatte, faßte er sich und sprach ruhig genug, obgleich mit mühsam verhaltener Rührung:

»Aengstigen Sie sich nicht ohne Noth, Herr Baron; wenigstens was diese Ihre Nichte betrifft, so seien Sie viel mehr um die gute Verwaltung ihres Vermögens, als um das Wohlbefinden ihrer Person besorgt. Sie wird Ihnen keine Sorge machen, im Gegentheil, nur Freude, denn was ich an ihr während Ihrer Abwesenheit entdeckt habe, macht sie der höchsten Liebe und Verehrung auch von Ihrer Seite würdig, die man nur für eine so junge und schwer geprüfte Dame hegen kann.«

»Was sagt Ihr da, Doctor, Ihr irrt Euch doch nicht?«

»Ich irre mich nicht, nein, nicht im Geringsten. Sie haben Fräulein von Steinach nur unter dem Eindruck der ersten Einwirkung eines fremden Aufenthalts gesehen, weinend und klagend, daß sie ihre Heimat, das Krankenhaus, ihre Freunde und Lehrer, und das Grab ihrer Mutter hat verlassen müssen. Ihr Gesicht war von Thränen geschwollen und ihr Herz von Wehmuth und Kummer bewegt. Wenn Sie sie aber jetzt sehen, werden Sie von ihrer Schönheit und Lieblichkeit eben so überrascht werden wie von ihrer geistigen Gesundheit und Bildung. Denn man hat sie in dem Irrenhause erzogen und unterrichtet, wie es einer Tochter aus edler Familie geziemt, und die guten Lehren wohlwollender Menschenfreunde sind auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Wenn die junge Baroneß aus einer der ersten Pensionen des Landes gekommen wäre, sie könnte nicht mehr gelernt haben und besser unterwiesen sein, als sie es jetzt ist.«

»Ja, ja, Doctor, das mag Alles sein,« unterbrach der Baron ungeduldig den Sprecher, der zu voll von seinem Gegenstande war, um mit seinem Lobe schnell zu Ende kommen zu können, »aber es klebt ihr doch immer etwas von ihrem Umgange mit diesen Verrückten und Kranken an, meint Ihr nicht auch?«

»Ja, das wollt' ich eben bemerken, es klebt ihr sehr viel davon an. Sie lebt und webt in dem kostbaren Gefühl, einem Unglücklichen zu helfen, einen Kranken zu heilen, einen Leidenden zu trösten, denn sie, in Unglück geboren, erzogen und groß geworden, hat das Unglück lieb gewonnen. Alles was Schmerz und Kummer auf Erden

hat,« – und der Doctor betonte diese Worte stark – »hat Anspruch auf ihre Liebe und Zuneigung, und sie hat von der Natur einen so merkwürdigen Scharfblick empfangen, den jahrelange Uebung und Anwendung noch mehr geschärft haben, daß sie im Stande ist, den verborgenen Kummer, den die Menschen nur im Herzen, nicht auf den Lippen tragen, zu erkennen und daraus auf die Hilfsbedürftigkeit dieser Menschen zu schließen, sie also zu lieben und zu trösten, denn lieben und trösten ist ihr nur ein einziger und vervollkommneter Lebensbegriff.«

»Was Ihr da sagt, Doctor! Dann wäre also meine Angst vor neuer Sorge unbegründet gewesen?«

»Ganz gewiß. Anstatt Sorge, werden Sie Freude durch sie haben, denn mit ihr, glauben Sie mir, ist ein Heilmittel für manchen Schmerz und ein Schutzengel gegen manches Herzeleid in Ihr Haus eingezogen.«

»Nun, nun, Ihr übertreibt etwas, Doctor; die kleine Hexe hat es Euch angethan. Wer mit Euch von Euern Patienten spricht, der ist Euer Freund – ich kenne das – aber sagt mir 'mal – auf Euer Gewissen frage ich Euch – wird die Krankheit ihrer Mutter, die sich an ihr zum ersten Mal in meiner Familie gezeigt hat, nicht auch auf sie übergehen, wird sie nicht von dieser unglücklichen Erbschaft zu leiden haben?«

Der Arzt lächelte fast mitleidig. »Herr Baron,« sagte er energisch, »die Krankheit der Mutter des gnädigen Fräuleins ist eine Krankheit gewesen, die sich aus einem großen persönlichen Mißgeschick entwickelt hat, es war keine Geistes-, sondern nur eine Gemüthskrankheit.«

»Gut, gut; mir sind das böhmische Dörfer. Ich denke, man begreift das Alles unter dem Namen Wahnsinn, und ich habe immer gehört, daß Kinder, von wahnsinnig gewordenen Eltern geboren, ebenfalls leicht wahnsinnig werden.«

»Ach ja, leider,« sagte der Arzt wehmüthig, »kann Jeder wahnsinnig werden, der sich seinen ungezügelten Leidenschaften überläßt, Jeder, der, durch übermäßigen Genuß des Lebens sein Nervensystem zerrüttend, den goldenen Faden der Moralität und Selbstachtung verliert; Diese aber, Marie von Steinach, Ihre Nichte, nein, nein, Herr Baron, die wird nicht wahnsinnig werden, so wenig wie sie es jetzt ist, obgleich sie sehr gut weiß, was Wahnsinn ist, denn sie hat ihr ganzes Leben hindurch unter solchen Menschen gelebt und ist in Familien von Aerzten groß geworden, die den Wahnsinn zu behandeln haben, also auch viel darüber zu sprechen pflegen.«

»Ihr nehmt mir einen Stein vom Herzen; o, daß man endlich einmal leicht aufathmen kann! Wie wohl thut es einem Familienvater, sich überzeugt zu halten, daß ein Glied dieser Familie wird bewahrt bleiben können, welches er schon dem Unheil – schrecklicher als zehn Tode – verfallen geglaubt hat.«

Der Doctor horchte hoch auf bei diesen Worten. Er meinte darin die Uebergangsbrücke gefunden zu haben, die er vorher so eifrig wie vergeblich gesucht hatte. Er stand von seinem Stuhle auf, richtete sich steif in die Höhe und trat dicht vor den Baron hin, der bei diesen

Vorbereitungen, die ihm etwas Wichtiges zu verkünden schienen, auch aufgestanden war.

»Was giebt es, Mann?« fragte er in seinem gewöhnlichen strengen Ton. »Warum nehmt Ihr eine so bedeutungsvolle Miene an? Habt Ihr mir etwas Ernstliches zu sagen?«

»Ja, Herr Baron, ich habe noch etwas zu sagen und zwar etwas, wovon ich lange nicht gesprochen habe, was mir aber, je länger ich davon schweige, schwerer und schwerer auf's Herz fällt. Sie sagten so eben: wie wohl einem Familienvater zu Muthe sei, der überzeugt sein könne, daß ein Glied seiner Familie, welches er schon dem Unheil, ja dem Tode verfallen geglaubt, ihm wohl erhalten bleibe. Das nehme ich auf, ja, ja, das nehme ich auf, Herr Baron, und ich bitte Sie, meinen Worten ein aufmerksames Ohr zu schenken, wenn sie auch Ihr Herz ein wenig verwunden sollten. Wir haben aber heute Abend so Vieles und Wichtiges über Ihre Familie abgehandelt und Sie haben mir ein so großes Vertrauen dabei bewiesen, daß ich hoffe, Sie werden auch noch einen Schritt weiter gehen und mir den Schleier von einer Person lüften, die ich nur ungern in dem Dunkel der Vergessenheit verschwinden sehe.«

»Was wollt Ihr sagen, wovon wollt Ihr sprechen, Doctor?« fragte der Baron unerwartet weich, wobei man ihm deutlich anmerkte, daß die Worte des Arztes einen wunden Fleck in ihm berührt hatten und er innerlich zusammenzuckte, wie Jemand, dem man eine Sonde in eine Wunde führt, die noch nicht vollständig geheilt ist.

»Ich will von Ihrem ältesten Sohn reden, Herr Baron, dessen Sie weder heute, noch seit Jahren Erwähnung gethan haben, ja von ihm, den Sie, Ihre Diener und Alle, die ihn einst kannten, den Verschollenen nennen und von dem wir Alle nicht wissen, ob er wirklich verschollen ist oder ob er nur so genannt wird.«

Der Baron beugte sein Haupt, dieser Schlag kam ihm zu unvermuthet und er war für sein durch die jüngsten Ereignisse mürbe gewordenes Herz etwas zu stark. »Was wollt Ihr mir von ihm sagen?« fragte er mit gepreßter Stimme, in der sich schon allein die lange verhaltene Qual seines übervollen Innern verrieth.

Beide Männer hatten ihre Cigarren weggelegt und standen sich jetzt gegenüber, aber sie schienen die Rollen vertauscht zu haben, denn der stolze Baron, von jenem unerwarteten Schlage überrascht, fühlte eine unwillkürliche Demuth in sein Herz einziehen, die sich deutlich genug in seiner gebeugten Haltung aussprach, während der Arzt im Bewußtsein des hochedlen Berufs, zu vermitteln und zu versöhnen, stolz sein Haupt erhoben hatte und den gebeugten Edelmann mit kühnem Auge betrachtete.

»Sie haben mir vor Jahr und Tag gesagt,« hob er mit ernster Stimme an, »daß Sie durch Ihren Bankier in der Residenz, von dem Sie vorher sprachen, die Nachforschung nach Ihrem verschollenen ältesten Sohne wieder aufgenommen haben.«

»Das ist wahr!« flüsterte der Baron mehr als er sprach.

»Nun, Sie haben ihn jetzt persönlich gesprochen – hat seine Nachforschung irgend eine Frucht getragen?«

»Ja!« stöhnte der Baron. »Scheitler's Sohn wohnt in Liverpool, von wo das unglückliche Schiff abging; und durch seine unablässigen Nachfragen hat sich herausgestellt, daß der, nach dem Sie fragen, mit an Bord des untergegangenen Schiffes war.«

»Ich glaube es nicht, ich kann es nicht glauben!« rief laut der Arzt. »Warum hätte der Knabe nach Amerika gehen sollen? Ich finde keinen vernünftigen Grund dafür auf.«

»Keinen vernünftigen Grund?« rief der Baron laut, dem der Muth wieder zu wachsen anfang, je lebhafter die Erinnerung an die Schmerzen in ihm auftauchte, die dieser in seiner Meinung so widerspänstige Knabe ihm bereitet hatte. »Wie wollen Sie bei solchen von Gott verlassenen Menschen einen vernünftigen Grund ihres Handelns suchen? Es ist der böse Trieb zum Umsturz des Bestehenden, die Leidenschaft des Widerspruchs, der unverwüsthliche Hang zum Leichtsinn, der allein in ihnen waltet und sie über die Schranken des Schicklichen und Hergebrachten jagt.«

»Ihr Sohn hatte alle diese Untugenden gar nicht oder nur in sehr geringem Grade,« erwiderte der Arzt vorwurfsvoll, »am wenigsten aber war er von Gott verlassen, denn Gott verläßt keinen Menschen; die Fehler aber, die Richard hatte, und die Streiche, die er verübte, waren die Fehler und Streiche eines Knaben.«

»Nehmt Ihr ihn wieder in Schutz, Doctor? – Fängt das alte Lied von Neuem an?«

»Es ist noch nicht zu Ende gewesen, Herr Baron; ich halte es für meine Pflicht, es immer wieder von vorne anzustimmen.«

»Ja, bis mir die Melodie so zuwider wird, daß ich sie sammt dem Musikanten aus meinem Hause jage!«

Der Arzt wurde bei diesen heftig gesprochenen Worten von einem leichten Schauer befallen und seine Miene nahm einen beinahe kalten Ausdruck an; aber obgleich seine Gesichtsmuskeln und Hände ein leises Beben nicht bemeistern konnten, so wurde der Blick seines aufleuchtenden Auges nur um so fester und bohrender. »Das haben Sie mir schon so oft gesagt,« erwiderte er, »als von dem Gegenstande die Rede war, den wir jetzt verhandeln, daß meine Haut gegen Ihre Hiebe abgestumpft ist, ich empfinde sie nicht mehr.«

»Aber ich empfinde Ihre Beleidigungen, mein Herr. Wie können Sie, der nie der Vater von Knaben war, die Unthaten eines solchen beurtheilen? Was wissen Sie von dem Gefühle eines Mannes, der, wie ich, die gebieterische Pflicht auf sich hat, seinen Namen und seinen Stand mit Ehren fortzupflanzen! Ja, mein Herr, das ist der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß von Ihren Nachkommen und Vorfahren kein Mensch spricht, daß von mir aber die Bewahrung der Lauterkeit und des Edelsinns meines Geschlechts gefordert wird.«

Der durch diese hochmüthigen, ungerechten und unverdienten Worte so schwer beleidigte Mann schnappte tief nach Luft, wie ein verwundeter Fisch, der zum letzten

Male an die Oberfläche des Wassers kommt, ehe er versinkt, aber er war nicht so tief gedemüthigt, daß er diese Demuth den stolzen Mann blicken ließ, der im Gefühl seines adligen Standes sich so hoch über andere Menschen erhob, die Gott – nach oberflächlichen Menschenbegriffen – eine Stufe niedriger aus dem Nichts hatte hervorgehen lassen. Er beugte sein Haupt, welches er im Bewußtsein seiner persönlichen Würde erhoben, um keinen Zoll tiefer, trat dem Baron sogar noch einen Schritt näher und sagte mit eindringlichem, warmem Tone: »Sie sind allerdings ein Baron, das heißt, ein angesehener, reicher Mann, der seine Ahnen bis zum zwölften Jahrhundert an den Fingern herzählen kann; das kann ich freilich nicht, obgleich ich wahrscheinlich auch von Menschen und nicht von Affen stamme, wie Sie und Ihresgleichen oft anzunehmen beliebten, aber so tief erniedrige ich mich vor mir selber nicht, daß ich mir die unfruchtbare Mühe geben sollte, meine allgemeinen Menschenrechte gegen Ihre besonderen Standesrechte in Schutz zu nehmen. Denken Sie von mir, was Sie wollen; ich greife Ihre Ansichten nicht an, selbst dann nicht, wenn Sie mich zu beleidigen bemüht sind, was Ihnen noch niemals bei mir gelungen ist, denn ich kenne Ihre Art zu denken und zu sprechen, wie kein Anderer sie kennt, und weiß, wie in der Aufwallung Ihres Zornes Nichts auf der Welt Ihnen heilig ist, also wie sollte ich armer Mann Anspruch auf eine Ausnahme von Ihrer Regel machen wollen.«

Diese würdige und mit großer Ruhe gesprochene Erwiderung entwaffnete den durch Ernst und Nachdruck

leicht zu bezwingenden Baron. Er schwieg, senkte sein Haupt und schritt gedankenvoll auf und nieder. Im Stillen bat er schon jetzt den beleidigten Freund um Verzeihung, das wußte dieser, und darum, und weil er ein guter und versöhnlicher Mensch war, verzieh er ihm ebenfalls im Stillen. Das Gespräch nahm daher einen etwas ruhigeren Fortgang, als es bisher gehabt hatte.

»Sie nehmen also an, daß Ihr ältester Sohn todt ist?« fragte der Arzt nach geraumer Zeit, nachdem er sich sein ferneres Benehmen überlegt hatte.

»Ja, ich nehme es unumstößlich an und werde danach handeln.«

»Es giebt aber Leute, die nicht an diesen von Ihnen unumstößlich vorausgesetzten Tod glauben.«

»Ja, das sind Sie – ich weiß es – die dumme Hanne und einige andere alte Weiber.«

»Gut, nehmen wir an, daß es dumme und alte Weiber sind, die nicht daran glauben. Alte Weiber können aber auch etwas Richtigeres glauben als junge Männer –«

»Wie? Sie meinen meine Söhne? Wollen Sie die etwa auch beleidigen?«

»Ich beleidige Niemand, am wenigsten Ihre Herren Söhne, die Sie nur zu sehr in Schutz zu nehmen geneigt sind. Da aber Ihr ältester Sohn von Niemanden in Schutz genommen wird, so gebe ich mich dazu her. Wenn das eine Beleidigung Ihrer jüngeren Söhne ist – so mag sie es sein!«

»Mein ältester Sohn war ein Unwürdiger!«

»Dann machte er eine Ausnahme von den ältesten Söhnen Ihrer ganzen Familie.«

»Doctor, Sie wollen auf das alberne Märchen anspielen, was diese alte Hanne den Knechten und Mägden in der Küche erzählt. Ach, ich weiß es.«

»Ich kenne kein solches Märchen, ich weiß nur das, daß die ältesten Söhne Ihres Geschlechts ehrenwerthe, edelherzige und geachtete Männer gewesen sind.«

»Bis auf diesen Einen – ja, Gottlob!«

»Er machte also doch die einzige Ausnahme, Herr Baron?«

»Ja, wenn Sie es durchaus wollen, die erste und einzige!«

»Wenn es nun aber anders wäre, wenn er lebte und wiederkäme und sich seines Geschlechts würdig zeigte?«

Der Baron fing an zu zittern. »Schweigen Sie!« rief er. »Wenn das möglich, wenn das wahr wäre – dann – dann –«

»Dann müßten Ihre geliebten jüngeren Söhne ihren Untergang finden, falls jenes alberne Märchen, welches man sich in der Küche erzählt, sich nicht als Fabel erweise.«

»Nein, nein, das kann, das soll nicht sein – meine jüngeren Söhne kenne ich – den ältesten kenne ich nicht – er hat vielleicht meinen ehrlichen Namen an den Pranger geschlagen.«

»O, wie kann man so blind gegen die eingebildeten Vorzüge zweier Söhne und so ungerecht gegen die Verirrungen des dritten sein!« sagte herzlich betrübt der Arzt. »Wie ist doch der Mensch oft so stolz auf das, worauf er am wenigsten ein Recht hat, stolz zu sein! So geht es Ihnen mit Ihren Söhnen.«

»Davon verstehen Sie nichts, Doctor, gar nichts. Lassen Sie uns von dem Gegenstande abbrechen. Ich habe keinen Beweis, daß Richard lebt, wohl aber Beweise, daß er todt ist. Ich glaube also an seinen Tod.«

»Sie glauben *nicht* daran.«

»Ich werde es Euch beweisen. Seht, noch in diesem Jahre, am 28. August, erreicht mein Georg seine Volljährigkeit. An diesem Tage vertheile ich das Vermögen meiner Frau an meine zwei lebenden Söhne und des Verschollenen Antheil wird, da er eben verschollen ist, mit an seine Brüder fallen.«

»Wenn der Verschollene nun aber wiederkäme und sein Erbtheil in Anspruch nähme?«

Der Baron, in geheimer Aufregung befangen, die er dennoch so gut wie möglich zu verbergen suchte, lachte laut auf. »Sie Thor Sie,« sagte er, »als ob mich das außer Fassung bringen könnte! Bin ich so arm, daß ich aus meinem eigenen Vermögen ihm nicht den Verlust ersetzen könnte, welchen er an dem seiner Mutter erlitten hat? Ich bin ein reicher Mann!«

»Das weiß ich. Aber Ihr eigenes Vermögen gehört Ihrem ältesten Sohne eben so gut, wie das seiner Mutter –

er würde in diesem Falle an seinem väterlichen Erbtheil geschmälert sein.«

»Nein, das würde er nicht, Sie – Sie Ungläubiger, Unwissender, man kann ein Vermögen in verschiedene große und kleine Theile theilen –«

»Ach so, ich verstehe! Damit bin ich zufrieden. Aber es ist spät geworden, Herr Baron. Ich sehe, daß Ihre Entschlüsse in dieser Angelegenheit fest stehen, ich wenigstens werde *nie* wieder versuchen, sie wankend zu mache. – Leben Sie wohl, Herr Baron!«

»Gute Nacht, Herr Doctor!«

Mit langsamen, aber um so festeren Schritten verließ der ärztliche Hausfreund das Zimmer des stolzen, unge rechten und hartherzigen Edelmannes, um sich, da kein Diener für ihn zur Hand war, selbst in den Stall zu begeben und seinen Schimmel zu holen. Als er in den Sattel gestiegen war und im Schritt durch die schöne Kastanienallee ritt, die vom Gutshofe bis zu dem Pfortner- und Försterhause führte, schüttelte er sich vor Unwillen und Schmerz, sich im Kampfe mit einem ihm geistig nicht gewachsenen Mann, den nur sein eingebildeter Stolz die Gränzen des Herkömmlichen und Anständigen überschreiten ließ, zu einer ihm seltenen Heftigkeit haben hinreißen zu lassen. Aehnliche Auftritte, sogar noch heftigere, hatte er in demselben Zimmer schon öfters erlebt, aber noch niemals hatte er ein so hartes Gefühl des

Widerwillens gegen so hartnäckiges Festhalten an vorgefaßten Meinungen und eingewurzelte Parteilichkeit empfunden. Dennoch bedauerte er den Gutsherrn mehr, als er ihm böse war, denn sein Mitleid mit anderen vom Unglück heimgesuchten Personen war ungleich größer als seine Eigenliebe, er war ein mehr guter, als eiteler Mann, eine Seltenheit unter den Menschen heut' zu Tage.

Daß er sich in Beziehung auf das Leben oder den Tod des verschollenen Bauernjunkers irren könne, wußte er sehr wohl, denn wenn Richard wirklich auf das bewußte Schiff gegangen war, so war er nicht mehr am Leben, da kein Mensch an Bord desselben gerettet ward; allein gerade daran zweifelte er, daß der Knabe das Schiff betreten hatte, wozu er keinen Grund auffinden konnte. Daß aber der Vater blindlings von den Eigenschaften von Kindern eingenommen war, die nach seiner Meinung einer so großen Aufopferung viel weniger werth waren, als der verschollene Bauernjunker, konnte er noch viel weniger begreifen. Was nun aber in Bezug auf die Familie des Barons sich ereignen mochte, Gutes oder Schlimmes, er faßte den Entschluß, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen und nie wieder dem Baron seine Meinung darüber aufdringen zu wollen, wenn dieser sie nicht von selbst verlangen würde.

So ritt er, ohne Groll, und doch von den Ereignissen des Abends erschüttert, im blendenden Mondlicht durch die heiter gewordene Nacht. Die Wasser hatten sich verlaufen und die Wege waren wieder gangbar geworden. Als er aber dicht vor seinem Dorfe angekommen war,

zogen von Neuem Wetterwolken heran und verhüllten, neidisch auf das sanfte Licht der Nacht, die glänzende Mondscheibe, so daß die Gegend, durch welche der späte Wanderer ritt, urplötzlich dunkel, trübe und unfreundlich ward. Der Arzt, der auf alle Naturerscheinungen zu achten gewohnt war, da er so oft und zu jeder Zeit im Freien war, erhob sein wohlwollendes Auge gegen den drohenden Himmel, dessen Sterne im Umkreis verblieben waren. »Gott im Himmel,« sagte er fromm, »Du hast das Licht erschaffen, welches die Erde erleuchtet, aber Du schickst auch die Wolken, die dieses Licht von Zeit zu Zeit verhüllen. Wie es an Deinem Firmamente da oben ist, so ist es auch hier unten, auf unserer Erde in den Geschicken der Menschen, die in ihren Thälern und auf ihren Bergen wohnen. Wolken, Wolken, tief schwarze drohende Wollen, überschritten auch jetzt das Schicksal des reichen, hochfahrenden Mannes, aus dessen Hause ich komme – nimm ihm diese Wolken wieder und laß Deine Sonne freundlich über ihn scheinen – ich gönne es ihm von ganzem Herzen. Daß Du mich aber vor ähnlichen Schlägen bewahrt hast, wie sie sein Haupt jetzt niederbeugen, dafür danke ich Dir aus voller Seele, und so nimm auch meinen Dank dafür an, daß Du aus mir keinen an Besitz und Ehren mächtigen Mann, sondern einen Diener gemacht hast, der, wo er nur kann, auf Erden zu helfen und zu rathen jederzeit bereit ist.«

Damit hatte er sein Haus erreicht, welches, wie wir wissen, das erste des Dorfes war, wenn man vom Gute kam. Er öffnete sich selbst den Thorweg, führte sein

Pferd in den Stall, sattelte es ab und sorgte für dessen Wohlbefinden während der Nacht. Dann erst ging er leise, um Niemanden zu stören, in sein Haus hinaus, ebenfalls der Ruhe zu pflegen, wie seine Familie vor ihm schon längst die ihrige gefunden hatte.

Aehnliche Gefühle, wenn auch nicht so ganz mächtiger und selbstzufriedener Art, hatten den Baron ergriffen, als der Arzt von ihm gegangen war. Eine Weile ging er herrischen Schrittes im Zimmer auf und ab und dachte über das eben gehaltene Gespräch nach. Allmählig wurde sein Schritt langsamer und ruhiger, sein Zorn legte sich und die Reue stieg in seiner Brust auf, einen so bewährten und in allem Guten geprüften Freund so hart behandelt zu haben. Plötzlich erhob sich das Bild seiner verstorbenen Frau vor seinem Geiste, und seine Söhne folgten diesem der Reihe nach, wie sie geboren worden waren. Wie im Fluge entwickelten sich vor seinem inneren Auge die Scenen, die sie in ihrer Jugend vor ihm aufgeführt hatten. Da blieb er stehen, legte die rechte Hand an die brennende Stirn und gab sich einige Minuten lang seinen trüben Erinnerungen hin.

»Ja,« sagte er zu sich selbst, »ja, das hat er mir damals gesagt, als ich ihn in blinder Wuth züchtigte: Vater, Vater! Du hast Deinen ältesten Sohn wieder Fug und Recht mißhandelt und blutig geschlagen – das wirst Du einst bereuen, denn Deine jüngeren Söhne werden Dich für das Unrecht züchtigen, welches Du mir, Deinem Erben, gethan. – Sollte das wirklich eine Prophezeihung gewesen sein? Nein, nein, es kann nicht sein. Es waren

nur die im Zorn gesprochenen Worte eines unbändigen Knaben, der meine Gebote umgangen und gegen meinen Willen gehandelt hatte. Wenn ich damals im Unrecht und er im Rechte war, so bin ich schon jetzt durch die Erinnerung an jenen traurigen Tag bestraft; Du wirst nicht wollen, mein Gott, daß ein Vater, der ein Recht und die Pflicht hatte, den Eigensinn seines Sohnes zu brechen, sein ganzes Leben lang mit diesem kindischen Eigensinn zu kämpfen habe. Ach, was sind das für Zeiten, für Neuerungen, für Erfahrungen, die ich in letzter Zeit gesammelt habe! Ja, ja, wir Alten sind den Zeiten, die da kommen, nicht mehr gewachsen, und das jüngere Geschlecht überflügelt und besiegt uns. Aber was können wir dafür, daß wir graue Haare bekommen haben und der Zeitgeist ein anderer geworden ist! Wir thun unsere Schuldigkeit, und ich glaube die meine gethan zu haben. Irrte oder irre ich, so lag und liegt die Schuld nicht an mir, sondern – o, an wem lag sie denn, wenn nicht an uns: warum sind wir geworden, was wir sind, konnten wir nicht anders handeln?«

Plötzlich stand er still und horchte – es war ihm, als ob ein Seufzer aus dem nebenan liegenden Gemach durch die dünne Tapetenwand an sein Ohr schlug. »Ha!« sagte er leise, »leben die Begrabenen wieder auf? Gerade so seufzte meine Frau, wenn sie, über die Erziehung unserer Kinder mit mir schmollend, weinend und betrübt ihr Bette gesucht hatte. Halt – ich habe mich geirrt – die Todten seufzen nicht mehr über die Lebendigen – das arme Kind wohnt ja jetzt in dem Zimmer. Auch gegen die

bin ich heute Abend hart gewesen, als ich sie nicht sehen wollte, da sie mich zu begrüßen kam. Mit ihr wenigstens muß ich Freundschaft schließen und Versöhnung feiern, und das will ich thun, ehe ich mein Haupt zur Ruhe lege, damit ich wenigstens einen Freund im Hause habe, der mein Herz versteht und mich nicht verkennt, wie dieser Doctor da.«

Und er ergriff eins von den brennenden Lichtern, öffnete die seit Jahren verschlossene Tapetenthür und trat leise, damit Niemand sein Thun höre, in das nahebei liegende Gemach.

Wenn der Baron erwartet hatte, seine neue Pflegebefohlene noch wach in ihrem Zimmer und außer dem Bette zu finden, so hatte er sich geirrt. Das Zimmer war leer und nichts darin verrieth die Anwesenheit eines lebenden Bewohners, wenn man nicht den Duft der in verschiedenen Vasen prangenden frischen Blumen dahin rechnen will. Den Baron durchrieselte ein kalter Schauer, als er dieses Gemach betrat, in welchem er seit so vielen Jahren nicht wieder gewesen war. Er zögerte, einen Schritt vorwärts zu thun, denn er dachte an seine dahingeschiedene Gattin, die vor langer Zeit hier geathmet und gelitten hatte. Ja, sie hatte gelitten unter dem Drucke des eisernen, immer kalten, nur standesgemäß lebenden Gatten, der früher sogar noch stolzer und härter gewesen war als jetzt, wo ihn mannigfache Erfahrungen und Leiden gezügelt und gemäßigt hatten.

»Alles still wie das Grab,« sagte er leise, als er die herabgelassenen Vorhänge vor den Fenstern und dem Alkoven sah, der nach seinem Zimmer hinein vorsprang und in welchem von jeher das Lager der darin Wohnenden gestanden hatte. »Ob sie wohl darin ist?« fragte er weiter und trat einen Schritt näher an den Alkoven heran. Gleich darauf hatte er den schleierartigen Vorhang der einen Seite zurückgeschlagen und einen Blick in das Heiligthum einer jungfräulichen Seele geworfen.

In der That, sie lag darin, und als der Baron diese Einsicht gewann, bebte er scheu zurück, wie vor einer Entweihung. Aber sogleich fühlte er sich beruhigt, denn sein Auge begegnete einem Antlitz, einem Augenpaar, so ruhig, so mild und so wehmüthig ernst ihn betrachtend, daß seine Angst ihm sofort benommen ward.

Rasch stellte er den Leuchter mit der brennenden Kerze auf einen Tisch, und ehe er sich selbst Rechenschaft davon gegeben hatte, was er thun oder lassen wollte, saß er auf einem Stuhle vor dem weißen Lager und hatte die Hände der darin liegenden Nichte gefaßt.

»Mein theurer Oheim,« flüsterte sie ihm entgegen, »Du kommst spät zu mir, aber Du kommst; verzeihe, daß ich nicht außerhalb des Bettes geblieben bin, allein ich hatte die Hoffnung aufgegeben, Dich heute noch zu sehen.«

Der weiche Ton dieser süßen, alle Leidenschaft des harten Mannes besänftigenden Stimme ergriff den Baron

gewaltig, und noch lebhafter bereute er, was er an diesem Abend gesprochen. »Mein Kind, meine liebe Tochter,« sagte er, «verlange keine Verzeihung von mir für Etwas, was Du nicht verbrochen hast; im Gegentheil, ich komme selbst zu Dir, um Dich zu bitten, mir zu verzeihen, daß ich so rauh gegen Dich war und Deine freundliche Begrüßung zurückwies, wo sie mir so unverdienter Weise geboten wurde.«

»Mein Oheim, o, laß das! Begrüße mich jetzt, wenn Du mich überhaupt begrüßen willst, und ich werde denken, Du seiest so eben erst von der Reise zurückgekommen.«

Der Baron hatte die weiche seidenartige Hand des lieblichen Wesens ergriffen, beugte sich über sie und drückte einen väterlichen Kuß auf ihre reine Stirn.

»Laß mich Deine Lippen küssen, mein Oheim! Ach, mich hat außer meiner Mutter noch keiner meiner Verwandten geküßt!«

Des Barons Mund lag schon auf dem süßen Mund der also Bittenden. Nach einer Weile saß er wieder neben ihr, hatte ihre beiden Hände gefaßt und blickte sie mit unverwandtem Auge an. »Ach, mein Kind,« sagte er, »wie ähnlich siehst Du Deiner Mutter, meiner armen Schwester! Ich kann Dich nicht genug betrachten.«

»Ja, das haben mir alle Menschen gesagt, die uns Beide kannten. Auch der gute Doctor, der vorher bei Dir gewesen ist.«

»So! – Hast Du vielleicht gehört, was wir gesprochen haben?«

»Jedes Wort, mein Oheim, seitdem ich im Bette liege. Ich wußte nicht, daß die beiden Zimmer sich so nahe sind, sonst hätte ich es nicht gethan.

»Es thut nichts, es thut nichts. Nur hast Du Deinen alten Oheim gleich von einer finsternen Seite kennen gelernt.«

»Wenigstens bist Du sehr hart gegen den armen Mann gewesen –« und er meint es so gut mit Dir und allen den Deinigen!«

»Ach ja, ich weiß es wohl. Ja, ich bin sehr hart gewesen, ich sehe es ein und bereue es schon, seitdem er fortgegangen ist. Aber warum sprach er von Dingen, die ihn nichts angingen!«

»Er hat aber Recht gehabt, mein Oheim, sehr Recht.«

»Und ich Unrecht, nicht wahr?«

»So glaube ich.«

»Also auch Du! Ja, es muß wahr sein, ich bin ein alter Bär.«

»Du kannst Dich aber bessern, wenn Du nur willst.«

»Wie meinst Du das?« fragte der Baron, indem er das junge Mädchen verwundert anschaute.

Sie aber schlug voll ihr großes Auge auf und ihn festen Blickes betrachtend, sagte sie mit einem Tone, in dessen Sanftheit gerade seine Stärke lag: »Gieb das Geld, welches Deinem Sohne Richard gehört, nicht an Andere, wer es auch sei. Ihm gehört es allein.«

»Wenn er aber todt ist?«

»Dann liegt es sicherer in Deinem Schranke, als auf dem *Markte der Welt*.«

»Ha! Du bist mit dem Doctor im Bunde!«

»Ich denke wie er.«

Der Alte senkte das Haupt, wie um ungestört nachzudenken. Endlich erhob er es wieder und sagte: »Gut, ich will handeln wie Ihr mir rathet. Aber sage ihm nicht, daß ich so handeln will. Er soll nicht glauben, daß seine Meinung einen Einfluß auf meinen Entschluß gehabt habe.«

»Du bist sehr stolz, mein Oheim, das ist nicht gut.«

»Mein Kind; kann es denn anders sein? Ich bin unter Ueberzeugungen aufgewachsen und alt geworden, die vielleicht Vorurtheile sind, aber sie gehören nicht allein mir an.«

»Wenn Du aber Handlungen vollführst, die auf diesen Vorurtheilen beruhen, so gehören sie Dir allein. Sei demüthig, dann hat Gott Erbarmen mit Dir.«

Dem Baron wurde immer beklommener zu Muthe. Er fand keine Worte mehr. So sanft und doch so überzeugend, so tief in seine innerste Seele einschneidend, hatte noch kein Mensch mit ihm gesprochen. Er fühlte schon den Engel an seiner Seite, den ihm der Arzt angekündigt, und er beschloß ihn so fest wie möglich an sich zu ketten, in dem Glauben, an seiner Hand werde er vor den Klippen bewahrt bleiben, die ihm seine düstere Phantasie, vielleicht auch sein weich gewordenes Gewissen, in Zukunft drohend gezeigt hatte.

Er erhob sich und, Marien noch einmal die Stirn küssend und ihre Hand drückend, sagte er: »Schlaf' wohl, mein Kind, auch ich werde zur Ruhe gehen. Nächstens sprechen wir mehr davon. Gute Nacht!«

»Gute Nacht, mein Oheim, und Gottes Fürsorge behüte
Dich!«

ZWEITER BAND.

ERSTES KAPITEL. JUNKER ALFRED.

Der nächste Morgen, ja selbst die nächstfolgenden Tage schienen in Bezug auf die im vorigen Kapitel abgehandelten Verhältnisse der zunächst Betheiligten mit dem eben geschilderten Tage in gar keiner Verbindung zu stehen. Nicht nur die gewöhnlichen äußeren und geschäftlichen Vorkommnisse trennten die handelnden Personen von einander, sondern auch eine gewisse innere Scheu hielt sie ab, das kürzlich Besprochene noch einmal zu berühren, und darin folgten Alle wohl so ziemlich einem allgemeinen instinctartigen Triebe. Denn Nichts vermag einen wichtigen Gegenstand, den wir in der Stunde der Aufregung oder Begeisterung mit Wärme und Eifer ergriffen, so gleichgültig für uns zu machen, als wenn wir ihn im nüchternen Laufe des Alltagslebens mit Gewalt in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Der Baron hielt sich von Anbruch des Tages bis spät Abends außer dem Hause auf, nur sein Mittagsbrod verzehrte er eilig in seinem Zimmer, ohne dabei einen Blick auf die Nichte zu werfen, die, ihn mit ihrem scharfen Auge beobachtend und jeden Zug seines Wesens erforschend, schweigend an seiner Seite saß. Wenn er den letzten Bissen im Mund hatte, lief er schon wieder mit dem Förster durch den

Wald, oder mit dem Verwalter über die Felder und Triften, in denen der letzte Orkan einen erheblichen Schaden angerichtet, hier das fruchtbare Land mit den reifenden Früchten weggeschwemmt, dort die Wiesen versandet und die Wälder gelichtet hatte. Es war noch nicht abzusehen, wie hoch sich der Schaden belaufen würde, aber so viel war mit Gewißheit zu erkennen, daß die Erndte für dieses Jahr so gut wie verloren und die Mühe der Arbeit mit der Hoffnung auf einen einigermaßen lohnenden Ertrag eine vergebliche gewesen sei. Gegen den Hagelschlag war man auch nicht versichert gewesen, denn dergleichen segensreiche Anstalten der Neuzeit waren dem Baron über die Maaßen verhaßt, und nun hatte er nicht allein diesen Verlust, sondern auch die gerechten Vorwürfe zu ertragen, die ihm sein Verwalter, wenn nicht mit Worten, doch merklich genug durch Miene und Schweigen angedeihen ließ. Aus allen diesen Gründen war der Baron sehr übler Laune; unzugänglich und zugleich ungenießbar für Jedermann, zog er sich von Allem zurück, was nicht unmittelbar die Sorge für seine Ländereien betraf. Abends, wenn er, später denn je, auf sein gemüthliches Zimmer kam, war er so wortkarg und müde, daß er schon nach dem ersten Glase Wein auf seinem Sessel einschlief, von wo ihn in sein Bett zu bringen der alte Friedrich die größte Mühe hatte. So mußte wohl aller innerer Verkehr zwischen Oheim und Nichte eine Unterbrechung erleiden, und nur von ferne bemühte sich die Letztere mit aller Sorgfalt, Alles und Jedes aus dem

Wege zu räumen, was ihm im Hause oder Hofe störend entgegentreten konnte.

Auch Doctor Millinger hatte sich seit jenem Abend nicht wieder blicken lassen. Das konnte allerdings auf Rechnung einer absichtlichen Zurückhaltung gesetzt werden, allein es war nur ein vorübergehender Zufall, wie er bisweilen in Folge seiner überhäuftten ärztlichen Berufspflicht sich ereignete. Denn er hatte gerade jetzt viel in einer anderen Richtung zu thun und berührte auf seinen Krankenbesuchen den Edelfhof wenig oder gar nicht. Marie vermißte ihn sehr und blickte oft sehnsüchtig nach verschiedenen Wegen aus, wenn sie auf ihren einsamen Wanderungen über Felder und Wiesen schritt. Sie hätte ihm gern die Hand gedrückt und zugeflüstert, daß Alles vergeben und vergessen und wieder in Ordnung sei, aber sie sah ihn nirgends, und gerade jetzt seine Familie im Dorfe zu besuchen, wo der Oheim mit ihm Streit gehabt, schien ihr nicht gerathen zu sein. Der Baron selbst dachte in den ersten Tagen der Aufregung und der ämsigsten Thätigkeit nicht an ihn; als diese vorüber waren, scheute er sich, unvermuthet mit ihm zusammenzutreffen, denn obgleich sein Zorn über den gehaltenen Zwist gänzlich abgekühlt war und die nüchterne Beschäftigung des Tages ihn zur Ueberlegung und Besonnenheit zurückgeführt hatte, so glaubte er doch seinerseits keinen Schritt thun zu dürfen, der ihn dem alten Freunde wieder näher brächte. Endlich aber fing er an, ihn zu vermissen, und er hätte viel darum gegeben, wenn er urplötzlich seine freundliche Stimme hätte rufen hören: Guten Abend,

Herr Baron! – Aber der Doctor ließ sich, wie gesagt, nicht blicken. Endlich begann der Baron sich darüber zu ärgern und er erkühnte sich sogar, hie und da einen von seinen Leuten zu fragen, wo wohl der Doctor wäre und ob ihn Keiner irgend wo gesehen habe? Aber Niemand wußte von ihm, bis einmal der alte Friedrich, als er zufällig jene Worte aussprechen hörte, seinen Herrn geradezu fragte: ob man vielleicht den Herrn Doctor herbeirufen solle?

Bei dieser directen Frage glaubte der Baron sich am klügsten zu verhalten, wenn er sie gar nicht beantwortete, denn was hätte er wohl dem Doctor sagen sollen, wenn er nun gekommen wäre und, nach der Ursache seiner Herbeiholung forschend, ihn fragend angeblickt hätte?

So waren etwa acht bis zehn Tage verstrichen als der Zufall sich des allgemeinen Bedürfnisses erbarmen zu wollen schien, denn auch Freund Millinger hatte oft sehnsüchtig und wehmüthig von fern nach dem Edelhofe ausgeschaut, den er seit mehr als zwanzig Jahren wenigstens einen um den andern Tag zu besuchen gewohnt war. Es war einer der ersten Tage, an welchem der Baron, nachdem seine dringendsten Geschäfte im Freien beendet waren, Marie aufforderte, mit ihm über die Felder zu wandern, um persönlich die Thätigkeit seiner Bauern anzuspornen, die überall beschäftigt waren, die letzten Spuren jener Verwüstung zu tilgen. Er war eben im vertraulichen Gespräch über verschiedene Gegenstände mit seiner Nichte begriffen, die neben ihm her am Rande

eines Roggenfeldes ging und einen Kranz aus Kornblumen flocht, als ihr schnelles Auge von ferne einen Reiter auf einem Schimmel erblickte und darin sehr bald ihren Freund Millinger erkannte. Sie deutete auf ihn hin und sagte ruhig, obwohl bedeutsam genug: »Da reitet der Doctor Millinger!« – Der Baron erhob hastig seinen Kopf und schaute in die angegebene Richtung. Als er den Mann erkannte, den er so schwer beleidigt hatte und dem er dennoch so aufrichtig ergeben war, erröthete er sichtlich, erhob aber unwillkürlich seinen Stock, wie zum Grusse und Winke: zu warten oder ein wenig näher zu kommen.

Augenblicklich wandte der Doctor, der seinerseits auch die Gruppe von ferne betrachtet, sein Pferd und ritt langsam dem eigenthümlichen Paare zu. Langsam, sagen wir mit Bedacht, denn in dieser langsamen Bewegung sprach sich die letzte Spur seines verwundeten Selbstgefühls aus, da er unter anderen Umständen seinen alten Schimmel gewiß in Trab gesetzt hätte. Als er dem Baron näher gekommen war, der still stand und ihn erwartete, sah er die Baroneß ihr weißes Tuch fröhlich in der Luft schwenken und als er, noch näher herangerückt, sein Auge auf ihr Gesicht heftete, las er darauf unverkennbar den geistigen Zuspruch: »Kommt, kommt, mein Freund, und seid nicht mehr böse, mein Oheim ist es auch nicht mehr!«

Gleich darauf hielt der Schimmel an der Seite des Barons, der Doctor sprang aus dem Sattel, und ehe Jemand wußte, wie es geschah, hatten sich die beiden alten Freunde die Hände geschüttelt. Da war denn wie durch

einen Zauberschlag die trübe Vergangenheit vergessen und die trautere Gegenwart trat wieder in ihre Rechte ein. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden Männer in ein ernstes Gespräch vertieft, welches zunächst die Verwüstung der Felder betraf, während Marie, ihren Kranz und ihre Blumen vergessend, neben ihnen herging und Beider Mienen studirte, wie sie es von jeher mit allen Menschen zu thun pflegte, die in den Bereich ihrer Betrachtung kamen.

»Ja, Doctor,« sagte der Baron im Verlauf des Gesprächs, »der Schaden ist groß, aber was hilft's, man muß ihn verschmerzen. Der Hagel hat mir eigentlich am meisten genommen – hm! Es wäre doch nicht so übel, wenn ich jetzt versichert gewesen wäre! Ja, ja, erst durch Erfahrung wird man klug, jetzt habe ich den Verlust allein aus meiner Tasche zu decken. Aber wißt Ihr, was mich am meisten dabei ärgert? Gerade die Landstrecken, die ich an die Eisenbahngesellschaft abtreten muß, wo mein bester Weizen steht, haben am wenigsten gelitten! Ha! Es ist zum Todtärgerm!«

»Das scheint mir eher von Vortheil zu sein,« sagte der Arzt heiter lächelnd. »Denn wenn die Abschätzungscommission das mit schöner Frucht bewachsene Feld sieht, so wird sie es höher taxiren, als wenn es mit zerschlagener und unbrauchbarer Streu bedeckt wäre.«

»Bah! Sie sind ein Mann, der aus Allem Vortheil zu ziehen weiß. Wenn ich das doch auch verstünde! – Wie weit sind die Herren da drüben mit ihrer Vermessung der Aecker gekommen, wissen Sie es vielleicht?«

»Ich bin so eben dagewesen, Herr Baron,« entgegnete der Arzt. »Morgen oder übermorgen kommt Ihr Gebiet an die Reihe und in wenigen Tagen werden Sie wissen, wieviel baare Thaler mehr Sie in Staatspapiere verwandeln können.«

»Ich wünschte, sie blieben mir mit ihrem Gelde vom Halse, dann wollte ich ihnen auch ihre Papiere schenken. Doch kein Wort mehr darüber, *das* Kapitel soll auf ewig zwischen uns beendigt sein. – Ich habe eine Bitte an Sie, Doctor, und Sie werden sie mir wohl gewähren, denke ich.«

»Von Herzen gern, wenn es mir möglich ist.«

»Das wird sich machen lassen, hm! Seht, Doctor, morgen über vierzehn Tage wird die Abschätzungscommission hier ihr Wesen getrieben und man wird mir einen Sack mit Geld oder die Anweisungen auf einen Bankier in das Haus gebracht haben. Das ist ein trauriger Tag für mich – Andere würden ihn einen Festtag nennen. Aber ich, ich ängstige mich schon heute davor, als würde mir an dem Tage ein Unglück begegnen. Ich ärgere mich schon im Voraus, wenn ich an die speculativen Gesichter denke, die sich hier auf meinem Besitzthum eine Augenweide verschaffen werden. Auch muß ich ein Essen geben – das gehört ja nun einmal dazu. Die Herren da drüben haben damit den Anfang gemacht und wir hier müssen nun die Fortsetzung liefern, sonst hält man uns am Ende für hergelaufene Emporkömmlinge, die ihr Gut im Kasten verschimmeln lassen. Ich mag mich nicht lumpen lassen. Darum soll es einmal hoch hergehen bei mir. Ich

lade Euch zu Gaste. Haltet Euch den Tag über, wenn es Eure Patienten erlauben, in meiner Nähe oder gar an meiner Seite auf, dann habe ich doch *ein* Gesicht wenigstens, das ich nach meiner Art anblicken kann. Was meint Ihr dazu?«

Der Arzt lächelte milde und lüftete seinen Strohhut ein wenig. »Ich danke für die Ehre, Herr Baron, und werde nicht auf mich warten lassen,« sagte er.

So war denn der Friede wieder vollkommen hergestellt und seit diesem Tage kam der Doctor fast täglich nach dem Gute, auch wenn ihn sein Weg nicht daran vorüberführte.



Der Zahlungstag für die in Anspruch genommenen Feldstrecken war gekommen. Von allen Seiten waren die damit beauftragten höheren und niederen Beamten, benachbarte Gutsbesitzer und der größte Theil des umwohnenden Adels, eingetroffen, theils in Folge einer Einladung, theils aus freien Stücken und auf die Gastfreundschaft des Barons bauend, denn sie alle waren begierig, mit eigenen Augen das Benehmen eines Mannes zu schauen, der wie keiner in der Umgegend so lebhaft gegen die Neuerungen, welche die Dampfkraft und das Associationswesen in's Leben gerufen, geeifert hatte.

Auf dem Gute des Barons waren große Vorbereitungen getroffen, den Tag so glänzend wie möglich zu feiern. In der Küche brieten und buken die Mägde von Tagesanbruch an. Vier bis fünf ziemlich manierliche Bauerburschen waren in passende Kleider gesteckt und sollten die aufwartende Dienerschaft des reichen Edelmanns darstellen, denn auch in dieser Beziehung war der gute Baron etwas weit hinter den Erfordernissen der Zeit zurückgeblieben. Der alte Friedrich, schon ziemlich gebrechlich und mit den Fortschritten seiner Collegen in großen Städten selbst unbekannt, war der einzige Diener auf dem Gute, der leidlich mit der Bedienung eines Mannes von Stande umzugehen wußte. Ihm war daher die Aufwartung der eingeladenen Edelleute übertragen; jene costümirten Bauerburschen dagegen sollten für die Beamten und den übrigen Theil der Gäste bereit stehen.

Der Baron war schon früh wach geworden; er konnte vor innerer Unruhe den gefürchteten Tag kaum erwarten. In Etwas hatte sich sein Zorn über die neue Eisenbahn freilich gelegt, denn die Vermessungscommission hatte sich gerade auf seinem Terrain für einen größeren Bogen ausgesprochen und ihm auf diese Weise einen ziemlichen Theil seiner Felder erhalten, die er im Stillen schon verloren gegeben hatte. So büßte er nur die Hälfte von dem ein, was er erwartet hatte, und soviel glaubte er in Anbetracht des Geretteten am Ende verschmerzen zu können.

Der alte Herr hatte sich schon früh am Morgen sorgfältig ankleiden lassen und sogar seinen Orden angelegt, den ihm seine Tapferkeit im Befreiungskriege erworben.

Das Frühstück hatte er in Gemeinschaft mit seiner Nichte verzehrt und dann für den Tag von ihr Abschied genommen, da sie ihn gebeten hatte, ihr die Pflicht zu erlassen, vor den fremden Gästen und bei Tische zu erscheinen.

Um neun Uhr Morgens waren schon einige Herren angelangt und mit dem Baron auf das Feld gegangen, um sich kurze Zeit nachher die Beamten einfanden, um an das beschlossene Werk zu gehen. Mancherlei Auseinandersetzungen, Hin- und Herreden, wiederholtes Abschätzen und Vergleichen, hatten den ganzen Vormittag weggenommen und erst kurz vor drei Uhr Nachmittags war man nach dem Gute zurückgekehrt, um die schriftlichen Contracte zu unterzeichnen und die Geldgeschäfte zu ordnen. Der Baron hatte verschiedene Verschreibungen auf ein großes Haus in der Residenz dem baaren Gelde vorgezogen, das er ja doch nicht auf dem Lande unterbringen konnte. Er hatte seine Papiere, seine Quittungen und Wechsel in seinen Geldschrank geschlossen und sich dann zur Gesellschaft begeben, die ihn im Garten erwartete und sich allmählig um ein Bedeutendes vermehrt zeigte. Die Geschäfte des Tages, im Freien begonnen, waren nun der Form nach beendet, wurden aber der Gewohnheit nach während der Vergnügungen, die jetzt folgten, gesprächsweise fortgesetzt. Erst als die milden Klänge der Eßglocke durch den Garten schallten, begaben sich die versammelten Herren in das Schloß, dessen Festsäle im vollsten Schmuck prangten, der allerdings etwas altherthümlich, doch gediegen und bequem genug war.

Da die Anwesenden sich auf keinerlei Weise beeengt fühlten, ihre Stimmung aber am wenigsten durch die Gegenwart einer die Nase rümpfenden Hausfrau bedrückt wurde, so herrschte eine ungezwungene Fröhlichkeit vor, der sich sogar der Baron nicht ganz entziehen konnte, so unbequem und widerwärtig ihm dergleichen Spiegelesen waren, wie er sie zu nennen beliebte. Wenigstens so lange das Speisen, das Trinken und nachher das Spiel der zurückbleibenden Edelleute dauerte, während die Beamten und ein Theil der entfernter wohnenden Gäste sich gleich nach der Mahlzeit entfernt hatte, befand sich der Baron in leidlicher Gemüthsstimmung. Die Bedienung war zwar keine feine und ausgesuchte, aber doch eine gemüthliche gewesen, nur ein Dutzend Teller und ein halbes Dutzend Flaschen – der heimlich ausgetrunkenen nicht zu gedenken – waren von den ungeschickten Händen der improvisirten Lakaien zerbrochen worden, und in Anbetracht der ungewohnten Hastigkeit und Fülle war sogar in der Küche Alles zur Zufriedenheit der Frau Hanne hergegangen. Allmählig, je weiter der Abend vorrückte, hatten sich die Gäste empfohlen und nur drei Edelleute waren geblieben, die beim Champagner um einen Spielisch saßen und dem Zauber der herrlichen Flüssigkeit wie des königlichen L'hombre unterlagen. Das Spiel war hoch und wurde fast stillschweigend fortgesetzt. Der Baron war anfangs im Gewinn gewesen, seit einer Stunde aber hatte sich das Glück gewandt; und kehrte ihm andauernd eigensinnig den Rücken. Als man endlich lange

nach zehn Uhr aufstand, hatte er eine erkleckliche Summe verloren, die ihn, wie alles im Spiel verlorene Geld, über die Gebühr schmerzte. Der alte Herr theilte die Leidenschaft vieler vornehmen Herren, er liebte nicht den Verlust im Spiel, weniger aus Liebhaberei für das Geld, als aus Mißvergnügen, von einem Anderen überflügelt und besiegt zu sein. Sein faustischer Trieb erstreckte sich sogar auf dergleichen Kleinigkeiten und schon die Einbuße einer geringen Summe war hinreichend, ihm seine Nachtruhe und seine gute Laune auf mehrere Tage zu rauben. Heute aber war sein Verlust ein bedeutender gewesen und gerade die reichsten und übermüthigsten Nachbarn hatten ihn geplündert. Das machte ihn höchst verdrießlich, und als endlich sämmtliche Gäste ihn verlassen hatten und er in dem noch hell erleuchteten Zimmer die unbehaglichen Ueberreste der beendeten Schwelgerei erblickte, fühlte er sich so übel gelaunt wie nie. Die beinahe vergessene Veranlassung des heutigen Tages tauchte wieder frisch in seinem Gedächtniß auf und aller Unmuth, den er längst verbannt zu haben meinte, kehrte in ungestümer Aufeinanderfolge in sein Herz zurück. Erhitzt vom Wein, übermüdet von des Tages Anstrengung aufgeregt von dem Gedanken an die entflohenen Louisd'or spiegelte ihm seine Phantasie die schrillende Locomotive und die rasselnden Waggonen vor, die nun bald über seine blühenden Gefilde hinstürzen würden, und nie, seitdem ihm die Kunde dieser Neuerung geworden, hatte er sich so zerknirscht gefühlt wie jetzt.

Da er keinen Gegenstand hatte, an dem er seinen Unmuth auslassen konnte, denn selbst der Doctor Millinger hatte sich seit einigen Stunden entfernt, blieb ihm Niemand übrig, als seine neu uniformirte Dienerschaft. Er ließ sie durch Friedrich hereinrufen und hielt ihnen eine donnernde Rede, die sie männiglich niederschmetterte, denn er ließ kein gutes Haar an ihrer Anstelligkeit und Aufmerksamkeit. Endlich befahl er die Lichter zu löschen und die lange genug geöffneten Prachtzimmer zu schließen. Er selbst, nur von Friedrich begleitet, zog sich in sein Wohnzimmer zurück und ließ sich die Nachttoilette anlegen. Schlafen wollte und konnte er nicht, denn dazu war er zu aufgereggt und zu ärgerlich, so wollte er denn in ruhiger Selbstbetrachtung mit sich zu Rathe gehen und seinen Groll in ungestörter Einsamkeit niederzukämpfen suchen. Beinahe hätte er sich von seiner alten Laune versucht gefühlt, sich wieder für krank auszugeben und den Doctor zurückrufen zu lassen, allein die zeitig gekommene Einsicht, daß dieser ebenfalls von den Strapazen des Tages angegriffen sein müsse, ließ ihn von dem schon gefaßten Vorsatz wieder abstehen. So war er sich denn allein überlassen und das hieß diesmal Kohlen in's Feuer tragen. Er wurde innerlich immer grollender, und zuletzt, da er seinen Groll an Niemanden auslassen konnte, wurde er betrübt: ein Gemüthszustand, dessen Endresultat bei ihm stets eine Art Melancholie war, von welcher er sich in letzter Zeit nach großen Anstrengungen und Aergernissen schon oft heimgesucht gefühlt hatte.

In diesem unbehaglichen Zustande hatte er sich eben mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen auf seinen Ruhesessel niedergelassen, als er plötzlich das Schmettern eines Posthorns in der Kastanienallee zu vernehmen glaubte. Erstaunt horchte er auf, und daß er sich nicht geirrt, bewies sogleich das nochmalige Blasen des Postillons, welches aber diesmal dicht vor dem Hause erfolgte.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte er sich und sprang von seinem Stuhle auf. Da hörte er aber schon eine bekannte Stimme im Vorsaale sprechen, eine ungewohnte Lebendigkeit ließ sich daselbst vernehmen und plötzlich ward seine Thür aufgerissen und herein trat – sein Sohn Alfred.

Als wäre ihm ein Gespenst erschienen, so starrte er dem unerwartet Anlangenden in's Gesicht, und wenn dieser ein freundliches Willkommen von seinem alten Vater erwartet hatte, so sah er sich diesmal bitter darin getäuscht.

»Wie, Alfred, Du bist es? Was führt Dich so spät hierher?« Das waren die ersten und nicht mit dem väterlichsten Tone gesprochenen Worte, die dem Ankömmling entgegentönten.

Doch bevor wir den Leser an dem folgenden Gespräch theilnehmen lassen, halten wir es für angemessen, ihm erst aus eigener Anschauung ein Bild des Junkers Alfred zu liefern, denn bisher fanden wir noch keine Gelegenheit, ihn persönlich vorzuführen und nur des Vaters und des Arztes Erzählung hatten ungefähr auf sein Aeußeres schließen lassen.

Sehen wir zunächst, welche Wirkung die unerwartete Erscheinung des späten Besuches auf die versammelten Diener hervorbrachte; denn diese Leute haben einen seltenen Instinct, die Eigenschaften der Kinder ihrer Herren zu studiren und nach ihnen den Character derselben zu beurtheilen. Als das Posthorn in so später nächtlicher Stunde in der Kastanienallee und dann dicht vor'm Schlosse erscholl, stürzte Alles, was noch in Küche und Vorsaal war, dem Wagen entgegen. Unter den Uebrigen fehlten natürlich die Schaffnerin und Friedrich nicht, die, wie müde sie auch von den ungewohnten Anstrengungen des Tages waren, zuerst ihre Neugierde befriedigen und sehen mußten, wen der Postwagen brächte. Als sie aber den so wohlbekannten und jetzt am wenigsten erwarteten Reisenden erkannten, fuhren sie sichtbar erschrocken zurück und blickten sich mit eben so verlegenen wie unheimlichen Gesichtern an. Denn Junker Alfred war eine von den stolzen und ungemüthlichen Naturen, die es nie verstehen lernen oder gar erstreben, die Liebe und Anhänglichkeit eines alten Dieners ihres Vaters zu erringen. Für ihn waren die Diener nur dazu da, um seine Befehle auszuführen oder seine Wünsche zu erfüllen, sie waren nur Handlanger seines Willens, Maschinen seiner Laune, deren Thätigkeit er nach Gefallen in Bewegung setzte oder hemmte. Wer ihn bediente, das war ihm ziemlich gleich, eine dieser Maschinen mußte wie die andere gehen, einen persönlichen Unterschied hatten sie für ihn nicht, denn ihre Person war ihm kaum dem Namen nach bekannt. Daher war der Baron Alfred, schon als er noch

Junker genannt wurde, stets von allen Dienern seines Vaters mehr gefürchtet als geliebt gewesen, man hatte ihm gehorcht, weil man ihm gehorchen mußte, aber aus freien Stücken, aus warmer Anhänglichkeit, aus liebender Fürsorge hätte Keiner auch nur die Hand für ihn ausgestreckt.

Demgemäß war die Wirkung seines plötzlichen Eintretens eine Besorgniß und Angst erregende. Man wußte, daß dieser junge Herr nur dann auf das ihm verhaßte Gut seines Vaters kam, wenn die äußerste Nothwendigkeit ihn dazu zwang. Wie er nun so mit langsamen und gemessenen Schritten, in denen eine mehr angenommene als natürliche vornehme Grandezza lag, aus dem Wagen stieg und in den Flur trat, höchstens auf den ersten Treppenstufen den Zunächststehenden einen guten Abend zubrummend, dann, ohne irgend Jemand anzuschauen, mit kalter Stimme die Worte sprach: »Ist mein Vater noch munter?« – da sahen sich Alle unter einander betroffen und fröstelnd an. Am meisten aber schienen die alte Hanne und Friedrich von diesem überraschenden Besuch verstört zu sein, denn sie kannten Junker Alfred genau, und von ihnen erst hatten die jüngeren Diener im Laufe der Jahre die nähere Schilderung der Söhne ihres Herrn erfahren.

Kommen wir jetzt endlich auf seine äußere Erscheinung zurück. Baron Alfred war ein Mann von etwa neunundzwanzig Jahren, aber er sah wegen seiner steifen Haltung und seines kalten und finsternen Wesens ungleich älter aus. Er war kleiner als sein Vater, von dunklen Haaren

und etwas gelblich bleichem Gesicht, welches alle Härten seines Erzeugers trug, ohne die Milde zu zeigen, die diesem das Alter und manche kummervolle Erfahrung aufgedrückt hatte. Um Mund und Kinn trug er einen kurz geschnittenen dunklen Bart, der an seinen äußersten Enden etwas in's Röthliche spielte; seine mageren und gleichsam von einem unsichtbaren Fieber abgehärmten Wangen waren eingefallen und zeigten, namentlich um die Schläfe, jene Vertiefungen, die entweder die Wirkung eines ungebändigten Lebens, oder die Zeugen eines durch Nachtwachen angestregten Geistes, oder aber die Verräther einer durch inneres Begehren heimlich entzündeten Natur sind. Vor Allem aber sprach sein Auge sein ganzes nur nach *einer* Richtung entwickeltes Wesen aus. Es brannte düster wie von einer inneren Gluth verzehrt, schaute selten gerade aus und in die Höhe, sondern liebte es, gewissermaßen in Bogenlinien und schiefen Winkeln zu dem beabsichtigten Gegenstande seiner Aufmerksamkeit zu gelangen. Im Ganzen sah man diesem Gesicht an, daß es weder zum Lächeln noch überhaupt sein Besitzer zum behaglichen Genuß des Lebens und seiner Güter geschaffen war. Kalt, stolz und feindselig blickend, verrieth es den zügellosen Drang eines frühzeitig verdorrten Herzens und die offenbare Verachtung, ja Verhöhnung alles Dessen, was außer seiner Sphäre und seiner Kenntniß lag.

Für diesen, schon in seiner Jugend der Habgier verfallenen Menschen gab es Nichts auf der Welt, als die Sucht, diese seine einzige Leidenschaft zu befriedigen;

welche Bahnen zu durchlaufen, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um zu seinem Zweck zu gelangen, das hatte ihm nie Kopfzerbrechen verursacht. Ohne Trieb zur ehrlichen Arbeit, ohne Anlage zum ernstesten Nachdenken, ohne Neigung, sich mit sittlichen Interessen und höheren Lebensaufgaben zu beschäftigen, war es allein die Gier nach Geld gewesen, was diese gefühllose Seele mit Fähigkeiten, Schlaueit und nagenden Wünschen erfüllt hatte.

Die Gestalt, auf der dieses soeben geschilderte Gesicht saß, entsprach demselben vollkommen. Sie war hager, trocken und bewegte sich in schlangenartigen Windungen vorwärts. Gekleidet war der junge Baron sauber, wie ein feiner Mann, der in der vornehmen Welt zu Hause ist, aber nicht mit jener gesuchten Eleganz, welche einem Stutzer oder auch nur dem von Natur sich gern gefällig darstellenden Menschen eigen ist. Eine gewisse Nachlässigkeit, ein Sichgehenlassen oder vielmehr ein deutlich hervortretendes Ignoriren aller äußeren. Verhältnisse sprach sich darin aus, man sah dieser Kleidung auf den ersten Blick an, daß ihrem Besitzer weniger an der Untadelhaftigkeit seiner äußeren Erscheinung gelegen war, als vielmehr, daß die Seele dieses Mannes mehr eine innere, auf einen einzigen Punct gerichtete Thätigkeit bewegte, daß sie mehr an sich, als an Andere dachte, und daß die ganze große, weite Welt nicht im Entferntesten der kleinen gekünstelten Welt glich, die sich in seinem beschränkten Kopfe und in seinem frostigen Herzen gebildet hatte.

Also mit einem inneren Erschrecken, wie vor einem neuen Unheil, mit zitternder Stimme und gleichsam abwehrend die Hände gegen ihn aufhebend rief der Baron seinem Sohne zu:

»Wie, Alfred, Du bist es? Was führt Dich so spät hierher?«

»Das ist nicht meine Schuld,« erwiderte kalt der vortreffliche Sohn. »Guten Abend, Vater! Wir haben ein kleines Unglück auf der Eisenbahn gehabt und hätten leicht ein größeres haben können. Eine Achse ist gebrochen und das hat uns um einige Stunden verspätet.«

»Also wieder die Eisenbahnen!« dachte der Baron.

»Ach, ich habe es ja gleich gesagt, daß der heutige Tag ein Unglückstag für mich ist!« Und nach diesem Eingang gleichsam noch eine andere unglückliche Neuigkeit voraussehend, scheute sich der Vater weiter zu fragen, was ihn überhaupt nach Holzendorf führte, wo er stets, wie wir wissen, ein seltener Gast gewesen war. Aber dieser selbst beeilte sich, seinen Vater nicht lange in Ungewißheit zu lassen; denn das Erstaunen desselben weder beachtend noch errathend, fuhr er sogleich in seiner Rede fort:

»Ja, ohne diese Verzögerung wäre ich schon vor vier Stunden hier gewesen. Sie kam mir selbst sehr ungelegen, da mein Geschäft keinen Aufschub duldet.«

»Also ein Geschäft führt Dich hierher? Hm! Nun, das kann bis morgen warten; ich habe heute Geschäfte genug abgemacht und sehne mich nach Ruhe.«

»Dann thut es mir leid, daß ich Dich noch einige Minuten von Deiner Ruhe fern halten muß – *mein* Geschäft duldet nicht den geringsten Aufschub, ich muß morgen mit dem Frühsten wieder abreisen, um Nachmittags auf der Börse zu sein.«

»Auf der *Börse*? « fragte der Baron mit immer mehr wachsender Unruhe. »Und das sagst Du mir, Deinem Vater? Bist Du denn ein Kaufmann geworden? Pfui!«

»Ereifere Dich nicht, mein Vater, die Sache ist zu wichtig für mich, also auch für Dich, daher laß uns unsere vollkommene Ruhe bewahren. – Nein, ich bin kein Kaufmann geworden – in Deinem Sinne wenigstens nicht – aber ich werde dennoch auf die Börse gehen, ich muß dahin gehen, verstehst Du?«

»Du mußt? Ach so! Ja, ich verstehe. Dein Freund hat Dich mit den Speculationen an dieser Börse bekannt gemacht.«

»Richtig bemerkt, mein vortrefflicher Freund hat das wirklich gethan. Er läßt Dich übrigens bestens grüßen und unterstützt im Geiste mit seiner ganzen Beredsamkeit mein Anliegen bei Dir.«

»Was werde ich hören müssen!« dachte der Baron, aber er sagte nichts, sondern stieß nur einen Seufzer aus und setzte sich mit einer Geberde, die den moralischen Zwang, der ihm widerfuhr, nur zu deutlich verrieth, auf seinen Stuhl nieder.

»Ich danke!« beantwortete der Sohn eine Handbewegung des Vaters, der auch für ihn auf einen Stuhl gedeutet hatte. »Ich habe unterwegs lange genug gesessen.«

»So bleib stehen,« murrte der Alte. »Mir wirst Du wohl erlauben sitzen zu bleiben, ich bin müde und brauche morgen nicht auf die Börse zu gehen. Zur Sache – was willst Du von mir?«

»Ich will Deinen Bankier verklagen, Deinen überklugen Agenten, den Herrn Scheitler, der sich anmaßt, sich um Dinge zu bekümmern, die ihn nichts angehen.«

»Ach, ist es das!« dachte der Baron und fühlte sich schon etwas erleichtert. – »Was hat er Dir gethan?« sagte er aut.

»Du hast mir einen Credit bis auf 20,000 Thaler bei ihm eröffnet – mir und meinem Freunde, dem Grafen Zaretta –«

»Halt;« schrie beinahe der Baron. »Das ist ein Irrthum! Deinem Grafen habe ich nichts bewilligt, nur Dir allein.«

»Das bleibt sich ja ganz gleich, mein Vater, ich bin er, und er ist ich – wir handeln in Gemeinschaft – die kaufmännische Welt nennt es in Compagnie.«

Der Baron riß die Augen weit auf. Das war ihm etwas zu stark. Er wollte aufbrausen, aber ein lähmungsartiger Druck hatte sich auf sein altes adelstolzes Herz gelegt, welches sich gleichsam schüttelte vor Unwillen, daß sein Sohn in ein Compagniegeschäft getreten war, welches, nicht kaufmännisch genannt, doch sicher nichts anderes als ein kaufmännisches war. »Fahre fort!« sagte er dumpf.

»Wohl! Dieser Credit war noch nicht zur Hälfte angegriffen, da machte der Herr Bankier schon eine knauserige Miene und erlaubte sich, mir zu verstehen zu geben,

mit der zweiten Hälfte nicht so verschwenderisch verfahren zu wollen, wie mit der ersten.«

»Aber das ist ja ganz unbegreiflich, mein Sohn,« sagte der Vater, von einer plötzlichen, ihm unnatürlichen Weichheit übermannt, denn er mußte unwillkürlich an den Arzt denken, der ihn mit seiner für überflüssig gescholtenen Vorsicht auf dergleichen Ereignisse vorbereitet hatte.

»Was ist Dir unbegreiflich?«

»Daß 10,000 Thaler schon vergriffen sein können!«

»Wie? Was sind denn so ein paar armselige tausend Thaler bei einem Weltgeschäft, wie wir es betreiben wollen? Doch weiter. Ich berief mich auf Deine Aussage, die Du sogar schriftlich bei ihm niedergelegt, und zwang ihn –«

»Wozu zwangst Du ihn?« warf der Baron ein und bedeckte, wie um sich vor einem drohenden Anblick zu schützen, mit der Hand seine müden Augen.

»Ich zwang ihn, Dein Wort zu ehren, eines Ehrenmannes und Edelmannes Wort, Deinen fest und sicher ausgesprochenen Willen zu befolgen und mir Deinen Credit ganz zu eröffnen.«

»Es ist wahr,« sprach der Baron halblaut, als wenn er zu sich selbst spräche, – »das ist richtig. Ich bin ein Ehren- und Edelmann und habe mein Wort gegeben. – Hat er Dir die 10,000 Thaler ausgeliefert?«

»Mit vieler Mühe habe ich sie erhalten, aber er würde Dich davon benachrichtigen, hat er mir gesagt.«

»Wann geschah das?«

»Gestern.«

»So werde ich wohl morgen oder übermorgen diese angenehme Nachricht zu erwarten haben. Hm! Es wird alle Tage besser. Ja, ja – freilich, freilich! – Und nun – nun wirst Du doch zufrieden sein?«

»Nein, mein Vater, noch nicht. Mit Deiner Hülfe werde ich aber hoffentlich zufrieden werden.«

»Was willst Du noch?« schnaubte der Baron plötzlich auf und erhob sich wie ein vom Tode erstandener Riese von seinem Stuhle.

»Gerade herausgesagt – ich brauche noch mehr Geld!«

»Noch mehr Geld?« stammelte der Baron und seine Augen traten funkelnd aus ihren Höhlen hervor.

»Ja,« sagte der dreiste Junker mit unbeschreiblicher Ruhe, die mehr der Ausfluß seiner natürlichen Herzenskälte als eine künstliche Selbstbeziehung war. »Das große Unternehmen, welches ich, das heißt wir begonnen haben, erheischt das. Nur mit Großem ist Größeres zu gewinnen. Knauserei zu unrechter Zeit kann das ganze Unternehmen nicht allein sprengen, sondern sogar verderblich machen. Die ersten 20,000 Thaler sind mit Bedacht auf den Markt geworfen und werden zu ihrer Zeit Zinsen tragen – große, mein Vater – das versteht sich von selbst. Um aber diese 20,000 sicher zu stellen, muß ich noch mehr haben.«

»Wer giebt mir Bürgschaft, daß diese neue Summe auf die rechte Weise angewandt wird?«

»Meine Ehre!« sagte der Sohn mit brutalem Stolz, indem er sich hochmüthig in die Brust warf und die rechte Hand schauspielermäßig auf sein Herz legte.

»Das Wort gab Dir Gott ein!« rief der Baron. »Das ist die einzige Stelle, an der ich zugänglich bin. Wieviel brauchst Du – ich sage absichtlich Du – denn mit einem Anderen, mag er sein, wer er will, lasse ich mich nicht ein.«

»Ich bürge für meinen Freund – Alfred, Baron Brandau bürgt für den Grafen Zaretta – ist Dir das nicht genug?«

Der auf diese Weise durch ein dem Sohne bekanntes Manöver, das seine schwache Seite traf, bewältigte und gewissermaßen in den geschickt ausgeworfenen Netzen eines unerschrockenen Meisters gefangene Baron besann sich eine Weile, dann sagte er noch einmal: »Wieviel brauchst Du, frage ich?«

»10,000 Thaler, mein Vater!«

Kaum war das Wort aus dem Munde des Sohnes, so fuhr der alte Vater wie von einer Natter gestochen in die Höhe. Sein Auge blitzte von unheimlichem, schon zu lange zurückgehaltenem Zorn und seine Fäuste ballten sich krampfhaft.

»Sage mir – als Ehrenmann frage ich den Ehrenmann –« rief er keuchend, »wie kommst Du gerade auf die Summe von 10,000 Thalern? Du scheinst Dich immer nett und rund in Zahlen gegen mich ausdrücken zu wollen.«

»Wie ich darauf komme?« fragte Alfred mit einer wunderbaren Kaltblütigkeit, indem er seine stechenden Augen fest auf dem bebenden Vater haften ließ. »Das ist ein

sehr einfaches Exempel. Es ist ja mein Erbtheil der Mutter, welches ich in wenigen Tagen doch in meine Hand bekommen würde – Du siehst, ich verlange nicht einmal mehr als mir gebührt.«

Der Baron hatte sich gefaßt, so stark der Schlag gewesen und so unvermuthet er gekommen war. Es lag sogar eine Art Ruhe in seiner Frage, die, obwohl mit bebenden Lippen gesprochen, sich sogleich aus der Tiefe seines Herzens loszulösen schien.

»Wer hat Dir gesagt, daß Dein mütterliches Erbtheil 30,000 Thaler beträgt?«

»O, das ist ja dasselbe einfache Exempel, wie jenes, mein Vater. Unsere Mutter hat ihren Kindern das Doppelte hinterlassen und Du hast ja nur zwei Söhne.«

»Wer sagt Dir das?« donnerte der Vater den so sicher auftretenden Sohn an.

Diese Frage war der erste Triumph des Ersteren. Sie beugte die kecke Dreistigkeit des Sohnes um ein Bedeutendes herab. Schnell, blitzartig schnell, ging er verschiedene Combinationen in seinem, in diesem Punkte erfindungsreichen, Gehirn durch, und schließlich konnte er sich nicht verhehlen, daß, wenn im Hintergrunde dieser Frage ein gewisses unerwartetes Etwas schlummere, er sich in seinem blinden Vertrauen auf des Vaters ihn verzärtelnde Gunst in einem argen Irrthum befunden habe.

»Wer mir das sagt?« fragte er langsam und unsicher. Mein Gott, ich weiß es ja nicht anders – Du selbst denkst ja darüber wie ich.«

»Was weißt Du, was ich darüber denke,« fuhr der Alte auf. »Ich denke, meine Gedanken sind eben *meine* Gedanken, und kein Mensch auf Erden, als ich selber, darf sich ihrer zu bedienen wagen.«

»Wie? Ich verstehe Dich nicht, mein Vater. – Hast Du etwa Nachrichten, daß der Verschollene noch am Leben ist?«

»Und wenn ich sie hätte?«

Der junge Baron stand verwirrt und erschüttert vor seinem Erzeuger. Das war ihm lange nicht begegnet. Er griff nach dem ihm zunächst stehenden Stuhl und zog ihn an sich heran, wie um sich darauf zu stützen. Dieser Ausfall des alten Kriegers hatte seine Berechnung etwas hohl gemacht und seine starre Angriffslinie durchbrochen. »Wenn Richard lebt – ja freilich,« sagte er, »dann – dann –«

»Was dann, dann?« schmetterte der Alte heraus, der seinen ganzen Muth durch diesen augenscheinlichen Sieg wiederkehren fühlte.

»Dann ist meine und vielleicht – vielleicht sage ich – auch Deine Ehre verloren!«

»Unglücklicher!« donnerte der Baron den Elenden an, der jetzt wie ein gepeitschter Knabe vor ihm stand. »Unglücklicher, was sagst Du?«

»Was wahr ist!«

»Und wie wäre das möglich?«

»Die Sache ist einfach die. Ich habe versprochen, die 10,000 Thaler zur Stelle zu schaffen. Sie sind uns nöthig, sehr nöthig. Wir haben uns verpflichtet, sie zu zahlen,

und wenn wir zurücktreten, das heißt, nicht leistungsfähig sind – die kaufmännische Welt nennt es zahlungsunfähig, so sind wir ruinirt.«

Der Vater sprang vor, faßte seinen Sohn bei beiden Schultern und schüttelte ihn, wie man einen jungen Baum schüttelt. »Mir – mir sagst Du das – dem alten Manne, der seine grauen Haare mit Ehren trägt? Der denselben Namen führt wie Du, ja, der Dir den Deinigen gegeben hat?«

»Ich muß es Dir sagen, um meinen und vielleicht auch Deinen ehrlichen Namen zu retten.«

»O Gott!« sagte der alte Mann und griff sich mit beiden Händen in seine grauen Haare, während er mit wankenden Schritten durch das Zimmer lief. – »In welche schreckliche Lage kann ein Mensch auf Erden gerathen! Ja, ja, ich sehe es ein. Daß das aber mir – mir begegnen konnte, ist mir unerklärlich, unbegreiflich, denn das geht nicht mit rechten Dingen zu. – Aber wahr, wahr,« murmelte er vor sich hin – »ihm muß geholfen werden – schon darum, darum – und so sei es! Ha! Jetzt erkenne ich den Segen Gottes erst, den er mir heute gesendet hat. Ich hielt den heutigen Tag für einen Unglückstag, und er war ein Glückstag, denn er brachte mir die Rettung meiner Ehre und meines Namens in's Haus. Erst die Nacht ist unglücklich – die Nacht, in der mir Solches geschehen konnte. – Höre,« rief er jetzt mit tönender Stimme seinen ziemlich gleichgültig dastehenden Sohn an. »Diesmal will ich Dich retten und ich habe augenblicklich die Mittel in Händen, daß ich es kann, obgleich mir

nicht ganz klar ist, ob Du es verdienst. Denn ein anderer Sohn wäre, wenn er sich in Deiner Lage befunden, mit Thränen im Auge und händeringend zu seinem Vater gekommen, hätte einen Fußfall vor ihm gethan oder wäre in seine Arme gesunken, ihn anflehend, noch einmal sein Retter zu werden; Du aber bist mit gleichgültigem Gesicht, als wenn Du nur ein Dir zustehendes Recht und alltägliche Dinge fordertest, und mit kaltem Herzen vor Deinen Erzeuger getreten und hast ihm gesagt: Gieb das Geld oder verliere Deinen ehrlichen Namen! Das ist in meinen Augen noch schlimmer als das Wort des Banditen: Die Börse oder das Leben! Sieh, ich will auch das vergessen und vergeben, wie ich Dir schon Manches vergeben habe, denn ich glaubte Dich zu meinem Erben und Nachfolger auf diesem Gute berufen; ich will Dir auch heute helfen und Dir, um Deine Ehre zu retten, denn die meinige ist dabei weniger betheiltigt – die 10,000 Thaler geben, die Du zu gebrauchen vorgiebst. Aber ich will sie Dir nicht, wie Du verlangst, von Deines Bruders Vermögen geben, welches weder Dir noch mir gehört, sondern von dem meinigen. Wohlan, so sei es!«

Und er schritt hastig an seinen kleinen alten Schrank, schloß ihn auf und ergriff mit zitternden Händen einige von den Papieren, die ihm heute Mittag die Beamten der projectirten Eisenbahn für die Abtretung seines Herzblutes, seiner schönen Ländereien, gegeben hatten. »Da,« sagte er und warf die neuen Scheine auf den Tisch,

»nimm sie und Gott segne sie in Deiner Hand. Mein Herzblut klebt nicht sichtbar, wohl aber fühlbar für mich daran. Wasche Deinen Namen und Deine Ehre damit rein, dann werden sie vielleicht nützlicher angewendet sein, als hätte ich sie auf Zinsen gelegt, wie ich wollte, um sie meinen Kindern einst als redlich erworbenes Ersparniß zu hinterlassen. Nimm sie – aber hier setze Dich her und schreibe eine Quittung darüber, daß Du sie von mir empfangen hast, denn ich habe wenigstens noch *einen* lebendigen Sohn, den ich nicht berauben will und darf. Merke auf – es ist mein Eigenthum, was Du hiermit empfängst, nicht das Erbe Deiner Mutter, worüber ich heute noch nicht verfügen kann.« Bei diesen Worten nahm er schnell einen Bogen Papier aus seiner Schreibmappe und warf ihn auf den Tisch, mit der Hand hinweisend, daß Alfred die Quittung schreibe.

Dieser aber, der nach dem Vorgefallenen kaum noch in den Besitz des begehrten Geldes zu gelangen gehofft hatte, wußte kaum, wie ihm geschah, als er seinen Vater noch im Besitz so großer Geldsummen sah, denn er hatte wohl bemerkt, daß der Baron noch mehrere dergleichen in Händen gehabt und dann rasch wieder in den Schrank geschlossen hatte. Ein triumphirendes Lächeln, seltener auf seinen Lippen, als die Novembersonne um Abendzeit am Himmel, schwebte um seinen Mund, aber nur einen Augenblick, dann war es wieder verschwunden, um der kalten Gefühllosigkeit Platz zu machen, in die sein ganzes Wesen stets gehüllt war. So schrieb er die Quittung unterzeichnete sie und steckte dann hastig

die zehn Scheine, jeden auf tausend Thaler lautend, in seine Briefftasche. Als er sie aber sicher auf seiner Brust verwahrt wußte, überkam ihn im Gefühle seines Sieges seine alte Zuverlässigkeit und Sicherheit wieder und er bemühte sich, eine Art kindlicher Zärtlichkeit zu zeigen, die ohne Zweifel erheuchelt war. Er ging auf seinen Vater zu, faßte seine Hand, die dieser ihm nur zögernd überließ, und sagte: »ich danke Dir, mein Vater, für Deine Großmuth und Güte. Ich wußte ja, daß ich bei Dir nicht fehlgehen würde. Aber verzeih' mir die Frage, die ich nicht unterdrücken kann: wie kommt es, daß Du so viel Geld oder Geldes werthe Papiere in diesem alten wurmstichigen Schrank aufbewahrst? Wäre es nicht besser. Du ließest Dir, wie wir es gethan, einen eisernen Schrank kommen, dessen Inhalt gegen jeden Diebstahl gesichert –?«

»Halt ein, Knabe, denn das bist Du noch in meinen Augen,« unterbrach ihn der von Neuem unwillige Vater, der nicht wußte, warum ihm das Betragen seines Sohnes jetzt noch verdächtiger erschien als früher, »halte mich nicht für einen Krämer, wie Du es sammt Deinem Freunde zu sein oder zu werden den Anschein hast, für einen Krämer, der um sein armseliges Geld und Gut schlaflose Nächte hat, weil er jeden Unbekannten für einen Dieb und Betrüger hält. Habe vielmehr die größte Ehrfurcht vor Deinem Vater, der, ein Edelmann von reinem Herzen, keinem Anderen Schlimmeres zumuthet, als er selbst zu begehen im Stande ist.«

Die Scene zwischen Vater und Sohn war beendet. Letzterer hatte sich nach einigen entschuldigenden Worten entfernt und war von einem Diener auf ein Zimmer geführt worden, welches man schnell für ihn in Bereitschaft gesetzt hatte. Als er hinter dem zaghaften Diener her, der mit einem Lichte voranging, durch den Vorsaal des alten Schlosses seiner Väter schritt, in dem er einen Auftritt hervorgerufen, wie er noch niemals darin stattgefunden, war es todtenstill ringsum und Niemand schien des finstern Gastes unheimliche Miene zu gewahren, die er in diesem Augenblick zur Schau trug. Dennoch aber sahen ihn zwei wachsame Augen, und diese gehörten der alten Hanne an, die vor Neugierde beinahe starb, zu erfahren, was denn so laut und zu so ungewöhnlicher Zeit zwischen Vater und Sohn verhandelt sei. Als sie den schwarzgekleideten Mann, der feine weiche Stiefel trug, wie sie in Holzendorf nicht Mode waren, gleich einem Schatten durch den Vorsaal gleiten sah, schauderte sie zusammen, als hätte sie ein Gespenst gesehen, und unwillkürlich sagte sie zu sich, als sie gleich darauf zu Bette ging: »Der arme Baron! Ich will wetten, daß der heutige Abend ihm das Sauerste vom ganzen Tag gewesen ist. – Wie Junker Alfred so unheimlich dahin schlich! Hu! Warum muß ich immer zittern, wenn ich diesen Menschen ansehe? Ja, mir läuft es eiskalt über den Rücken, wenn ich sein bleiches Gesicht und sein brennendes Auge erblicke. Na, sieh Dich vor, Mann! Du bist ein jüngerer Sohn des Hauses

und alle jüngeren Söhne hat noch der Teufel auf irgend eine Weise gepackt. Wenn mir Einer sagen könnte, was Der für ein Ende nimmt, ich würde ordentlich ruhig sein. Puh! Mich friert, und doch sind wir im heißen Juli!«

Unterdeß aber war der Baron selber noch in seinem Zimmer geblieben. Der so mühselig verbrachte Tag und diese letzte nächtliche Scene hatte sein Nervensystem erschüttert und seine eiserne Widerstandskraft gebrochen. Er saß zusammengesunken auf seinem Sessel und stierte mit gläsernen Augen vor sich hin, als suche er in dem trüben leeren Nichts einer gespenstischen Schattenwelt umher. Was er eigentlich dachte, er wußte es selber nicht, und er wollte es auch nicht wissen. Wie dämonische Luftbilder tanzten die Ereignisse des Tages vor ihm auf und nieder, und das Benehmen seines so sehr geliebten Sohnes, des dereinstigen Erben von Holzendorf, stellte sich Zug für Zug und Wort für Wort noch einmal vor ihm dar. Wie er so dasaß, die Kerzen auf dem Leuchter immer tiefer brannten, die Dochte immer länger glühten und die schwachen Flammen düstere Streiflichter durch das große, hohe Zimmer warfen, da hätte man ihn im Schooße des weiten Lehnstuhls für den alten Ahnherrn des freiherrlichen Hauses halten können, der die Sünden seiner Väter und die Gebrechen seiner Kinder vor seiner Seele vorüberflattern läßt. Und in der That, er schaute zugleich in die düstere Vergangenheit und in die dunkle

Zukunft hinein und ein unerklärlicher Schauer durchrieselte sein ganzes Gebein. Plötzlich fuhr er zusammen, als hätte ihn ein Schreck erfaßt, aber es war nur ein freudiger Lichtblitz, den ihm ein guter Geist zugeworfen, während er in Hoffnungslosigkeit zu versinken schien. Rasch erhob er sich, schüttelte das Grauen ab, welches seine Seele umfängen hielt, streckte die bebende Hand nach einem Leuchter aus und schritt auf die Tapetenthür zu, die in das Nebengemach führte. Schon stand er mitten darin und schaute sich suchend nach allen Seiten um, als hoffte er aus irgend einer Ecke einen Engel der Rettung auftauchen zu sehen. Auch hatte er sich nicht vergebens umgeschaut, denn kaum hatte er sein Auge auf die Vorhänge des Bettes gerichtet, hinter denen er jenen Engel vermuthet, so theilten sie sich von selber und, in ein leuchtendes Nachtgewand gehüllt, trat ein liebendes Wesen hervor, schlang zwei schneeweiße Arme um seinen Nacken und drückte ihn liebevoll und lebenswarm an eine von Mitgefühl wogende Brust.

»Marie!« rief er schluchzend – »hast Du gehört?«

»Still, still, mein guter, theurer, armer Oheim; komm und setze Dich zu mir, ich will Dir die Sogen wegküssen, welche Deine Kinder auf Dein graues Haupt wälzen.«

»O Gott, o Gott, wie glücklich bin ich, daß ich Dich hier habe – habe ich recht gehandelt, Marie?«

»Das hast Du. Du mußt ihm helfen, sonst wäre vielleicht noch etwas Schlimmeres geschehen.«

Der Baron hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Ohne hörbare Bewegung sank Marie dicht an seine Seite nieder,

stützte die glänzenden Ellbogen auf sein Knie, sah ihm liebevoll in die Augen, und indem sie mit ihren zarten Händen seine bärtige Wange lieb kostete, flüsterte sie ihm besänftigende Worte zu, wobei seine Brust sich allmählig immer leichter hob, immer leisere Seufzer ausstieß, bis er endlich den wohlthuenden Seelenfrieden ganz in sein Herz eingezogen fühlte, den das sanfte Wesen an seiner Seite gleich einer Erscheinung des Himmels hervorzuzaubern verstand.



Am nächsten Morgen herrschte in dem gutsherrlichen Schlosse eine ungewöhnliche Stille. Alles schien von den Anstrengungen des vergangenen Tages länger als gewöhnlich sich erholen zu müssen. Die Diener und Mägde, welche die alltäglichen Geschäfte zu besorgen hatten, traten leiser als gewöhnlich auf; sie sagten sich, daß ihre Herrschaft der Ruhe bedürfe, da sie nach einem so ermüdenden Tage eine noch aufregendere Nacht zugebracht hatte. Denn die Ereignisse zwischen den einzelnen Gliedern einer Familie, so leise und insgeheim sie auch betrieben werden mögen, bleiben den Dienern in der Regel nie lange verborgen. Außer daß sie scharfe Augen und Ohren haben, besitzen sie auch ein instinctartiges Ahnungsvermögen, womit sie die Glücks- oder Unglücksereignisse errathen, die sich innerhalb des Familienkreises zutragen.

Gleich nach fünf Uhr erhob sich zuerst der Sohn des Hauses. Er hatte eben so wenig des erquickenden Schlafes genossen, wie sein Vater und seine Cousine. Die rastlose Wühlerin in seiner Brust hatte seine Augen offen und seine Leidenschaften thätig erhalten, er sah sich von Neuem mit Mitteln versehen, um seine Laufbahn, zu welchem Ende sie nun bestimmt sein mochte, weiter zu verfolgen, eine Laufbahn, die auch wir später aus eigener Anschauung kennen lernen werden. Er kleidete sich rasch an; für den blühenden Garten seines väterlichen Hauses, der vor seinem Fenster ausgebreitet lag, in welchem die Vögel munter ihr Morgenlied sangen und der Luftzug des neuen Sommertages Blätter und Blüten bewegte, hatte er kein Auge. Er sah nichts, er hörte nichts als die fieberhaften Eingebungen seiner einzigen, dämonisch ihn beherrschenden Leidenschaft; denn ihm war, wie allen Leuten seiner Art, die offen daliegende Welt verschlossen, als wäre sie ein Geheimniß mit tausend unlösbaren Siegeln. Die heiteren Dinge des Lebens, den Scherz und die Lust der Jugend, den durch strebsame Anstrengung eines geregelten Fleißes wohlverdienten Genuß des Daseins kennen sie nicht; sie wissen nichts von der Süßigkeit des lohnenden Bewußtseins, mit Sorge und Mühe einen edlen Vorsatz ausgeführt zu haben. Fieberhaft aufgereggt taumeln sie beständig unter den phantastischen Gestaltungen ihrer exaltirten Leidenschaft dahin und drängen in Ueberstürzung dem Ende aller Dinge entgegen, als gälte es nicht, ein würdiges Ziel zu erreichen,

sondern einzig und allein alle Hindernisse ihres ziellosen Bestrebens gewaltsam niederzureißen.

Fast zugleich mit ihm erhob sich sein ruheloser Vater. Wenige Stunden nur hatte er auf seinem Lager gelegen, aber kein Schlaf war in seine müden Augen gekommen. Als die goldene Sonne über dem Horizont emporstieg und die Fenstervorhänge seines Zimmers rosig erleuchtete, verließ er heute wie an jedem anderen Tage sein Bett, denn er gehörte zu jenen von der Natur begabten Organisationen, die keines zwölfstündigen Schlafes bedürfen, um sich erquickt und zu neuen Thaten aufgelegt zu fühlen.

Aber langsamer denn gewöhnlich erhob er sich heute. Das eben erst überwundene Drangsal der letzten Nacht lag centnerschwer in allen seinen Gliedern und drückte lähmend sein sonst so energisches Herz zusammen. Geheimnißvoll wie das Spiel eines wüsten Traumes lagerte ein Nebel vor seinen Augen, der ihm die Aussicht in die Vergangenheit trübte und leider auch die in die Zukunft verschleierte. Ohne, wie sonst, Friedrich durch seine Glocke herbeizurufen, kleidete er sich langsam an und erst als er fertig war, öffnete er ein Fenster und sog mit lechzender Brust den frischbelebenden Athem der Morgenluft ein. So stand er längere Zeit, schaute den blauen Himmel, das sanfte Grün der Bäume und die vom Thau benetzten Blumen an, aber er sah in der That von allen diesen Dingen nichts. »Wenn nur der Doctor heute nicht kommt,« flüsterte er in sich hinein – »ich kann ihm

diesmal nicht mit gutem Gewissen entgentreten. Er gewinnt immer mehr Recht, als ich – o wie sehr!« – Endlich wandte er sich, um seinen Diener herbeizurufen. Als dieser noch halb schlaftrunken bei ihm eintrat, wunderte er sich, seinen Herrn schon angekleidet zu finden. Er ward beauftragt, das Frühstück zu bringen – nach seinem Sohne jedoch wagte der Vater nicht zu fragen. Ehe der Diener aber wieder hinausging, blieb er an der Thür stehen. »Der junge Herr Baron,« sagte er leise, »wünscht von Ihnen Abschied zu nehmen, gnädiger Herr.«

»Hat er schon gefrühstückt?« fragte der Baron mit nach dem Fenster gekehrtem Gesicht.

»Ja, schon vor einer halben Stunde und die Pferde sind auf seinen Befehl schon vor den Wagen gelegt.«

Der Baron winkte mit der Hand und Friedrich verließ ihn. Nach einigen Minuten trat Alfred ein. Er war bleicher noch als am vorigen Tage, oder vielmehr gelber, und seine Augen geröthet wie bei einem Menschen, der die Nacht durchwacht oder vertrunken hat. Dennoch lag in seinem heutigen Wesen und Benehmen der Ausdruck einer inneren Zufriedenheit, wie bei Jemanden, der seine schwierigsten Pläne glücklich vollführt vor sich sieht.

»Guten Morgen, Vater,« sagte er mit seiner gewöhnlichen kalten Stimme. »Darf ich mir Deinen Wagen bis zur Eisenbahnstation ausbitten?«

»Die Pferde stehen ja schon davor,« entgegnete der Vater, ohne von der Erde aufzublicken, als hätte er einen Fehler begangen, den sein Sohn zu rügen gekommen wäre.

»So will ich mich Dir empfehlen!« sagte er und trat einen Schritt näher heran.

»Lebe wohl und vergiß nicht, was Du versprochen hast.«

Alfred erhob die Augen, als wollte er fragen, was er denn versprochen habe.

»Denke an *Deine* und *meine* Ehre!« sagte der Vater mit wehmüthigem Tone.

»Gewiß werde ich das.«

»Es ist schade, daß Du nicht länger hier bleibst – Deine Cousine Marie ist gekommen.«

»Marie? Meine Cousine?« fragte Junker Alfred erstaunt und wußte wirklich nicht, wer diese Cousine sei.

»Meiner unglücklichen Schwester, Clotildens von Steinach, einzige Tochter,« erläuterte der Vater.

»Ah! Die kleine Verrückte! Aus dem Irrenhause?«

»Schweig, oder mäßige wenigstens Deine Ausdrücke über diese liebenswürdige Dame. Sie ist weniger verrückt als Du denkst, obschon sie aus einem Irrenhause gekommen ist.«

»Ah – so! Dann wird sie ja wohl auch die Besitzerin ihres nicht unbedeutenden Vermögens. Wieviel hat sie doch?«

Der Vater warf auf den geldgierigen Sohn nur einen Blick, aber dieser Blick schloß eine ganze philippische Rede in sich. Er drang dem kalten Egoisten bis in's innerste Herz, und alle Blutwellen, die dieses trockene Herz übrig hatte, wälzten sich nach seinen Wangen und brachten wenigstens einen Schimmer von röthlicher Farbe hervor.

»Lebe wohl!« sagte darauf der Vater und wandte sich von dem Unwürdigen ab, den er gegen den Arzt vor wenigen Tagen so übermäßig gelobt hatte.

»Willst Du mir nicht Deine Hand reichen?« fragte er, indem er dieselbe schwebend nach dem Vater ausgestreckt hielt, aber sich nicht von der Stelle bewegte.

»Da ist sie!« sagte dieser ernst und trat nun selbst seinem Sohne um zwei Schritte näher.

Kalt war der Gruß des Vaters, aber viel kälter noch der des Sohnes. Einen Augenblick später hatte der Letztere das Zimmer verlassen, war raschen Fußes durch den Vorsaal geeilt, hatte keinem der Diener ein freundliches Wort gegönnt, sondern war spornstreichs in den Wagen gesprungen, der ihn vor der Thür schon erwartete und durch das Rollen seiner Räder auf den Quadersteinen des Hofes dem ganzen Hause die Abreise des unheimlichen Gastes verkündete.

»Keinen Dank hat seine Lippe gesprochen!« murmelte der Vater, als er dieses Rollen der Räder vernahm. »Keinen Dank! Ach, wann dankt ein Sohn wohl seinem Vater sowie er es nach Gottes Geboten und seinem eigenen Gewissen sollte! Und dieser hätte doch Grund genug dazu gehabt!«

ZWEITES KAPITEL. JUNKER GEORG.

Die sobald wieder erfolgte Abreise des jungen Barons hatte die Gemüther der Bewohner des Gutshofes von einem unheimlichen Druck befreit, der auf allen gleichmäßig gelastet hatte, obwohl die meisten von ihnen nur

in geringe Berührung mit ihm gekommen waren. Denn sehr bald hatte sich das Gerücht unter der Dienerschaft verbreitet, der junge Herr habe ein großes Vermögen durchgebracht und der Vater habe die Schulden mit Aufopferung beträchtlicher Summen bezahlen müssen, was einen heftigen Auftritt zwischen Beiden hervorgerufen. Da wir wissen, was Wahres an diesem Gerüchte war, welches seit der letzten Nacht in allen Scheunen und Kammern besprochen wurde und bereits seinen Eingang in die Häuser des Vorwerks, des Försters und Pförtners, gefunden hatte, so brauchen wir uns nicht länger aufzuhalten, nur müssen wir als eine natürliche Folge desselben berichten, daß alle Leute vom Gesinde, die an diesem Tage mit dem alten Baron in Berührung kamen oder ihm zufällig begegneten, ihn mit größerer Wärme grüßten und mit ergebenerer Ehrerbietung die Mütze zogen, denn je. Sie Alle dauerte der alte Herr, so streng er auch sonst gegen seine Untergebenen war und so schmerzlich sein willkürliches Eingreifen in alle Verhältnisse oft empfunden wurde. Wenn ein Herr aber sonst gut und bisweilen nur freundlich ist, so wird man finden, daß sein Gesinde sich mit Begeisterung um ihn schart, falls ihm etwas Widerwärtiges begegnet. So leicht die Dienerschaft auf einem großen Gute, welches eine reiche und vornehme Familie bewohnt, für dieses oder jenes Mitglied derselben Partei ergreift und darin besonders das jüngere Geschlecht mit seiner Vorliebe begünstigt, so fand doch hier gerade das Gegentheil statt. Alle standen auf Seite

des Vaters, denn Junker Alfred war ihnen von jeher mißlieblich gewesen, zumal er zu keiner Zeit einen Antheil an irgend einer Persönlichkeit im Hause verrathen und sogar die Schaffnerin und den alten Friedrich niemals eines freundlich dankenden oder begrüßenden Wortes gewürdigt hatte.

Der alte Baron selber athmete aus tiefster Brust auf, als er sich überzeugt hatte, daß er wieder allein und Herr in seinem Hause sei; auch sein augenblicklich dringendster Wunsch, den Doctor an diesem Morgen nicht zu sehen, sollte erfüllt werden, denn derselbe war diesen ganzen Tag in einer entfernt liegenden Gegend in seinem Berufe thätig. Als er daher sein Frühstück genommen, einige Notizen in seinen Papieren gemacht und verschiedene unangenehme Bemerkungen seinem Kassenbuche einverleibt hatte, ging er in den Garten, um sich in den warmen Strahlen der Sonne zu erlaben und die Sorgen, die er im engen Hause erfahren, im weiten Schooß der Natur den Winden und Lüften Gottes zu übergeben. Und in der That, als er die Lerchen wirbeln sah und ihren süßen Gesang über seinem Haupte schwirren, als er den Wind durch die Blätter seines Bartes rauschen hörte und den Frieden gewahrte, der auf Flur und Landschaft lag, wurde er, wenn nicht heiter, doch wieder ruhig gestimmt. Dennoch aber kam ihm Garten und Park noch zu eng vor, er sehnte sich weiter hinaus in das freiere Land und hoffte im Stillen, seine Nichte werde seinem Wunsche beistimmen und ihn zu den Arbeitern begleiten, die an diesem Tage den ersten Spatenstich auf einer Wiese zum

Baue der neuen Eisenbahn auf seinem Grund und Boden thun sollten.

Während er aber den Entschluß faßte, Marie zu diesem etwas weiten Spaziergange aufzufordern, wurde die Luft plötzlich bewegter, der Wind drehte sich nach Westen herum und jagte erst eine kleine Schaar bleigrauer Wolken, dann aber einen ganzen nebelverhangenen Horizont herauf. Etwas eingeschüchtert durch die unerwartete Störung, kehrte er in's Haus zurück und suchte Marie auf, die in ihrem Zimmer saß und mit der alten Hanne einige Dinge besprach, die nur für Frauen von Werth sind, denn die gute Alte hatte sich erlaubt, die junge Baroneß darauf aufmerksam zu machen, daß es nöthig sein werde, einige Aenderungen und Vermehrungen in ihrem Kleidervorrath eintreten zu lassen, der, noch seinen Ursprung aus dem entlegenen Irrenhause verrathend, den Anforderungen, die man in dieser Gegend des Landes an eine Dame ihres Standes und Alters machte, nicht mehr zu entsprechen vermochte. Kaum aber hatte sie den Wunsch ihres Oheims vernommen, so warf sie, was sie in der Hand hielt, bei Seite und erklärte sich bereit, ihn zu begleiten, wohin er nur wollte und wenn es eine Meile weit wäre.

Da fing es erst leise an zu tröpfeln und gleich darauf ergoß sich ein feiner Sprühregen vom Himmel, der, so erquickend er auch für die dürstende Flur war, doch dem Wunsche des Barons diesmal sehr ungelegen kam.

»Das ist ärgerlich,« sagte er, an ein Fenster in Mariens Zimmer tretend und in den Garten hinaus schauend;

»das ist sehr ärgerlich; ich wäre so gern zu den Arbeitern gegangen und hätte dem Anfang ihres Werkes mit beigewohnt.«

Die alte Hanne, die gegenwärtig war und vor einem Vorrath von neuen Kleiderstoffen stand, die mit der Post aus der Residenz gekommen waren, um am nächsten Tage den Händen einer geschickten Nähterin übergeben zu werden, wunderte sich, daß der Herr Baron plötzlich so begierig auf die Arbeiten an der Eisenbahn war, die er doch früher oft und laut genug verwünscht hatte. Aber die gute Frau wußte nicht, daß diese Eisenbahn ihrem Herrn in einem ganz anderen Lichte vor Augen getreten war, seitdem sie ihm Gelegenheit gegeben, seiner Familie einen Dienst zu erweisen, der, je länger er ihn im Stillen überlegte, ihm immer nothwendiger und zuletzt wie die Erfüllung einer natürlichen Pflicht erschien. Ihre Verwunderung indeß für sich behaltend, glaubte sie nur die Meinung äußern zu dürfen, daß der Herr Baron mit dem gnädigen Fräulein ja zu den Arbeitern fahren könne, wenn er wegen des Regens nicht gehen wolle.

»Fahren?« fragte der Baron mit gerunzelter Stirn, den lauten Gedankengang der Alten auffassend, »womit denn? Etwa in der großen Kutsche? Ich danke!«

»Ja so!« dachte die Schaffnerin, hütete sich aber wohl, diesen Gedanken laut zu äußern, »die offene Chaise bringt ja den jungen Herrn nach der Eisenbahnstation!«

»Warum wollten wir denn fahren,« ergriff endlich Marie das Wort und trat schmeichelnd ihrem Oheim näher,

in dessen Arm sie den ihrigen legte. »Laß uns doch gehen, mein Oheim, ich begleite Dich gern.«

»Es regnet, mein Kind,« erwiderte dieser und zeigte auf den trüben Himmel, der sich immer finsterer zu färben begann.

»O, der Regen thut mir nichts. Ich gehe sogar gern im Regen, wenn er nicht zu stark ist. Als ich noch in M. . . war, kehrte ich mich nie an das Wetter und ich bin gewöhnt, mich bei jeder Witterung im Freien aufzuhalten.«

»Aber Du wirst naß werden, der Weg ist weit und der Erdboden weicht sich allmählig auf.«

»Das schadet nichts. Ich nehme festes Schuhwerk, meinen Regenmantel und meine Capuze – zum Nothfall nimmst Du den Schirm und wir sind fertig.«

»Ich liebe nicht die Spaziergänge mit Schirmen,« sagte der Baron, obgleich schon in Gedanken erheitert, da ihm die Möglichkeit des gewünschten Spaziergangs näher vor Augen rückte.

»So lassen wir ihn zu Hause, mein Oheim, oder ich nehme ihn selbst.«

»Ich weiß auch da Rath,« meinte die Alte. »Friedrich geht mit und trägt den Schirm für den Fall, daß er nothwendig werden sollte.«

»Das ist ein vernünftiges Wort,« rief der Baron frohlockend. »Auf denn und machen wir uns fertig, Marie.« –

In wenigen Minuten waren denn alle Drei gerüstet und bald sah man das seltsame Paar durch den Garten schreiten, der Baron in seinen Regenrock gehüllt, Marie die Capuze über den schönen Kopf gestülpt und die feinen

Knöchel vorsichtig über die nasse Erde bewegend, während Friedrich, zwei Schirme unter dem Arme tragend, in gemessener Entfernung hinterher trottete.

Es liegt nicht in unserem Interesse, die Spaziergänger auf ihrem weiten und schlüpfrigen Wege zu begleiten; wir wollen nur berichten, daß der Baron seine Absicht erreichte, daß er durch den Gang und das Gespräch der Nichte aufgeheitert gegen Mittag zurückkehrte und, nachdem sich Alle mit trockenen Kleidern versehen, wohlgemuth an den Tisch setzte, um, wie es bei ihm in guten Tagen der Fall gewesen, mit heiterer Unbefangenheit seine Mahlzeit zu halten.

Aber es schien ihm nicht vom Schicksal bestimmt, den so schwermüthig begonnenen und so heiter gewendeten Tag in vollkommener Behaglichkeit zu beschließen. Ein neues und eben so wenig vorhergesehenes Unwetter, als das frühere, war schon im Anzuge, wenngleich es für den Augenblick nicht ganz den traurigen Ausgang versprach, den jenes genommen hatte.



Der Baron saß mit der jungen Dame des Hauses bei Tisch. Letztere bemühte sich mit ihrem so reichen Vorrath von Mittheilungen und Erzählungen, die allerdings gewöhnlich einen traurigen Gegenstand betrafen – was sie selbst zu bemerken indeß nicht in der Lage war, da sie in dieser Hinsicht nicht das Vorurtheil der Menschen

theilte – die Zeit zu verkürzen und den von schweren Gedanken sichtbar gepeinigten Oheim aufzuheitern. Ihrem munteren Geplauder, ihr sonst nicht eigenthümlich, aber jetzt ein nothwendig gewordenes Mittel, ihren wohlwollenden Zweck zu erreichen – war dies während der Mahlzeit beinahe vollständig gelungen. Der Baron speiste mit Appetit und schlürfte mit sichtbarem Wohlbehagen seinen Burgunder, von dem mitunter zu nippen Marie weislich nicht unterließ, weil es ihm stets ein besonderes Vergnügen gewährte; denn wie alle Kenner und Liebhaber jenes Labsals der Menschheit, sah er es gern und fühlte sich geschmeichelt, wenn seinem Keller Ehre erwiesen wurde. So war man denn an den Nachtschisch gelangt, den der Baron in glücklichen Tagen stets sehr liebte, weshalb er auch niemals an seiner Tafel fehlen durfte, wenn er zum Plaudern und Genuß der Gegenwart aufgelegt war. Die alte Hanne hatte für gewürzige Walderdbeeren gesorgt und sogar der Duft der ersten Himbeeren machte sich im Zimmer bemerkbar. Marie legte dem Hausherrn die ausgesuchtesten Früchte vor und wußte sie ihm noch mehr mit freundlichen Worten zu versüßen, was der Baron dankbar sich gefallen ließ. Er wurde immer gesprächiger, vergaß mehr und mehr die Vorfälle des letzten Tages und wandte sich mit erneuerter Hoffnung einer lichtereren Zukunft zu.

»Marie,« sagte er mit bewegter Stimme, nachdem er das geliebte Mädchen eine Weile wohlgefällig betrachtet hatte, und streckte seine Hand über den Tisch fort, um die ihrige sanft zu fassen, »ich muß es Dir sagen: Du

bist mir zum wahren Troste hierhergekommen. Ich fühle eine Dankbarkeit gegen die Vorsehung und auch gegen Dich darüber, wie ich sie nie gefühlt habe. Weiß es Gott! Früher habe ich nie die Einsamkeit empfunden, die auf diesem Hause ruht, aber seitdem Du bei mir bist, kann ich nicht begreifen, wie ich es so lange habe aushalten können. Der Umgang mit dem Verwalter betraf nur das Gut, die alte Hanne und Friedrich waren gar nicht in Anschlag zu bringen, ich war also fast immer allein und um so fester von den Sorgen meiner Familie umstrickt.«

»Du vergissest den guten Doctor, mein lieber Oheim!«

»Ja, da hast Du Recht. Aber der Doctor wohnte ja nicht bei mir, er kam nur besuchsweise dann und wann auf eine halbe Stunde, Du aber bist immer bei mir und zu jeder Zeit des Tages kann ich Dich finden, falls Du nicht auf dem Berge bei den Gräbern bist. Dahin gehe ich nicht gern, wie Du weißt, und selbst Dich macht der Besuch daselbst jedesmal traurig.«

»Nein, mein guter Oheim, er macht mich nicht traurig, vielmehr erhebt er mein Herz zu Gott, der die Lebendigen beschützt, wie er die Todten in seinen Schooß aufgenommen hat. Ich muß oft bei ihnen sein; glaube mir, daß das gut für mich ist. Ich erinnere mich da nur zu lebhaft an die heiligen Pflichten, die ich auf Erden zu erfüllen habe, und wenn ich in diesen einsamen Augenblicken

der Dahingegangenen, der Unglücklichen und Verlassenen gedenke, die hinter mir in meiner ersten Heimat geblieben, so gedenke ich doch auch mit Hoffnung der Lebenden, und gerade an Dich denke ich dabei am meisten.«

Ihr Blick bei diesen einfachen Worten drang dem bewegten Manne tief in das Herz; er fühlte den Gedanken, den Marie verschwiegen, und er las zwischen ihren Worten mehr, als sie gesprochen hatte.

»Ich glaube es, mein Kind, ja, ja! Ich habe es auch recht nöthig, daß Du liebevoll an mich denkst, denn Du hast ja selbst gesehen, wie Andere an mich denken.«

Dahin wollte Marie das Gespräch nicht gelenkt haben. Sie rückte ihren Stuhl an die Seite des Barons, legte ihre Hand auf die seinige und ließ ihren schönen Kopf gegen seine Schulter sinken. So saß sie eine Weile schweigend und sinnend, wie sie den Sturm beschwören sollte, der wider ihren Willen daher gebraust kam.

Plötzlich ergriff sie wie durch innere Eingebung das Glas des Oheims und führte es langsam an ihre rosigen Lippen, in ihrer bisherigen Lage verharrend. »Oheim,« sagte sie innig und drückte sich fester an die Schulter desselben, »ich trinke auf Dein Wohl! Mag nie ein Tag wie der gestrige in Deinem Leben wiederkehren – sieh, ich trinke das Glas aus bis auf den letzten Tropfen – nun aber sei er auch vergessen und niemals belaste er unser Herz mehr!«

»Kind, mein Kleinod,« rief der Baron in freudiger Wehmuth – »Du bist ein Engel!« Und er küßte sie herzlich

und wiederholt. »Höre,« sagte er dann, »Du hast da ein köstliches Wort gesprochen. Ich fühle ordentlich, wie es mir in das Herz hinabsteigt und wie sich dies alte Herz vor Freude und Stolz darüber dehnt. Aber Du trinkst da den herben Wein, als wäre er mit Zucker versüßt. Warte einmal, ich habe da noch eine alte Sorte im Keller – hundertjährigen Tokayer – ach Gott, er stammt noch von meinem guten Vater her – den will ich uns bringen lassen und dann wollen wir Deinen Wunsch noch einmal wiederholen. Willst Du?«

»Ich will Alles, was Du willst – ja!« Und schon hatte sie zur Glocke gegriffen und laut geschellt, wie es der Oheim that, wenn er schnell Jemand verlangte. Aber Niemand erschien, dem Wunsche von Oheim und Nichte zu entsprechen. Friedrich, der zu allen Tageszeiten aufmerksame und besonders zur Tafelstunde unermüdliche Friedrich, ließ diesmal so gut auf sich warten, wie die Anderen.

Der Baron harrte eine Weile geduldig, dann griff er noch einmal zur Glocke und schellte in einer Art, daß Niemand, der im Hause war, auf diesen Ruf einen Augenblick gezögert hätte, sogleich vor dem Gutsherrn zu erscheinen.

Aber auch diesmal regte sich kein Fuß vor der Thür, dem überlauten Geklingel zu folgen.

Marie wollte selbst aufspringen und hinauseilen, um die Zögerung aufzuklären, aber der Baron hielt sie bei

der Hand fest und sagte in seinem gewöhnlichen hastigen und beinahe strengen Tone: »Bleib' sitzen; wir wollen doch sehen, was das zu bedeuten hat!«

In diesem Augenblick ließen sich eilige Schritte im Vorsaal hören, die Thür des Herrenzimmers ward ungewöhnlich heftig aufgerissen und über die Schwelle schritt, erschrockenen Angesichts, der alte Friedrich. Augenscheinlich war er übermäßig schnell gelaufen, denn sein Athem keuchte hörbar und kaum vermochte er die abgerissenen Worte vorzubringen; »Ach, Herr Baron – es kommt – schon wieder ein neuer Besuch!«

»Wer ist es?« rief der Baron mit ebenfalls stockender Stimme, indem er erschrocken in die Höhe fuhr und dem Luft schöpfenden Diener entgegen trat.

»Ach, mein Gott, es ist – glaube ich – der Junker Georg. Er ritt ein Miethpferd – aber das alte Thier konnte nur – bis zum Försterhause laufen – da ist es zusammengestürzt und der Junker mit ihm –«

»Was!« schrie der Baron, dem unwillkürlich sein Familiengeschick in's Gedächtniß kam – »Ist er verunglückt?«

»Nein, gnädiger Herr, er kommt ganz gesund die Kastanienallee heraufgegangen – und ich bin nur so rasch gelaufen, um es Ihnen so schnell wie möglich anzuzeigen.«

Kaum hatte sich nach Empfang dieser günstiger lautenden Nachricht der Baron von seinem ersten Schrecken erholt, als ihn schon ein zweiter erfassen zu wollen schien. Denn was sollte dieser abermalige, unter gewöhnlichen Umständen so seltene Besuch seines Sohnes, den

sein Dienst in der Residenz festhielt, bedeuten? Früher war er immer nur mit einer größeren Gesellschaft seiner jungen lebenslustigen Freunde erschienen und heute kam er, so ganz unangemeldet, allein? Den schon so hart geprüften Vater graute es, ein neues Unheil oder wenigstens einen unerwarteten tollen Streich seines jüngsten Sohnes zu vernehmen. Da es sein Lieblingssohn war, so that er ein Uebriges und wollte ihm in Person entgegengehen, um ihn willkommen zu heißen, als er eine auffallend laute Stimme mit einem herben, aber doch freundlich klingenden Tone die im Vorsaal zusammengelaufenen Diener begrüßen hörte. Das war die Stimme des Junkers Georg, ja, und sie klang heiter und zeugte von bester Gesundheit. Während der Baron Solches flüchtig bedachte, hatte sich Marie plötzlich aufgerafft und war wie im Fluge, ohne daß der Baron sie zurückzuhalten versucht, hinter der Tapetenthür des Nebenzimmers verschwunden. Kaum aber war diese Thür geschlossen, so öffnete sich die vom Vorsaal herein führende und Junker Georg warf sich seinem ihm entgegentretenden Vater mit überlauter Begrüßung in die Arme. –

Lieutenant Georg von Brandau, früher und zum Theil noch jetzt von den alten Dienern des Hauses Junker Georg genannt, war allgemein als der Liebling des Vaters bekannt, mit dem er in Betreff der Gesichtszüge die meiste Aehnlichkeit von seinen Brüdern hatte, dem er aber an adeliger Haltung, an ruhiger Würde und achtunggebietendem Wesen bei Weitem nachstand, denn er war um einen halben Kopf kleiner, von geschmeidiger, wenn nicht

zarter Gestalt, und von einer seltsamen Beweglichkeit, die hart an Unruhe streifte. Obgleich der alte aristokratische Stolz der ahnenreichen Familie auch in ihm stark ausgeprägt war, so hatte derselbe doch eine viel gefälligere Außenseite angenommen, als bei seinem um vier Jahre älteren Bruder Alfred. Er sprach doch wenigstens mit den Dienern, begrüßte sie, wenn er kam, und sagte ihnen Lebewohl, wenn er ging. Seine Anforderungen an ihre Kräfte und an ihren guten Willen waren freilich bisweilen etwas stark, aber man gehorchte ihm eben als dem Liebling des Barons ziemlich willig. Eine wahrhaftige Zuneigung, wie man sie oft bei den Dienern eines altadeligen Hauses gegen die Sprößlinge ihrer Herrschaft findet, fand allerdings auch hier nicht statt, keiner der alten Diener, nicht einmal Friedrich und die Schaffnerin, liebten ihn aufrichtig, dazu war ihnen Junker Georg, namentlich mit dem so überaus freundlichen Bauernjunker verglichen, stets zu hochfahrend, zu leichtfertig, zu fest bestehend auf seinen privilegierten Vorrechten gewesen. Da man aus alter Erfahrung seine Vorliebe für abenteuerliche und tolle Streiche kannte, auch wußte, daß er dem Vater viele Sorgen bereitet, so fürchtete man im Hause auch seinen Besuch, denn abgesehen von dem Umstande, daß er stets eine eben so lustige und wilde Zechgesellschaft mitbrachte, wurde das Schloß, das ganze Gut beinahe umgekehrt, wenn er da war. Nicht allein den ihm zugewiesenen Diener wußte er vollauf zu beschäftigen und außer Athem zu setzen, nein, Jedermann, der ihm

in den Weg kam, wurde mit allen Kräften und zu allerlei Diensten in Anspruch genommen, die sonst Niemand auf dem Gute zu leisten gewohnt war. Daber gab es viel Brummen während seiner Anwesenheit in den Winkeln und Ecken des Hauses, und wenn, so lange sein älterer Bruder da war, Alles in unheimlicher und gedrückter Stille verharrte, so war der Lärm, das Rufen, das Rennen, wenn er gegenwärtig war, nicht weniger unangenehm.

Die Gestalt des Lieutenants haben wir schon oben bezeichnet, eben so das allgemeine Gepräge seines Gesichts und seine unbehagliche Beweglichkeit. Jedoch werden wir auf dieses Gesicht sogleich noch genauer zurückkommen, da es uns noch oft zum Anhaltspuncte unserer Beobachtung dienen wird. Was seine Kleidung betrifft, so war dieselbe von jeher ein Gegenstand seiner vollkommensten Aufmerksamkeit gewesen, denn er kleidete sich übermäßig sauber, liebte den sogar über die neueste Mode hinausgehenden Schnitt, selbst in der Uniform, und konnte in Wuth gerathen, wenn sein Diener den geringsten Flecken daran übersehen hatte. So trug er stets etwas Stutzerhaftes zur Schau, wie er sich denn überhaupt in vielen Dingen im Uebertriebenen bewegte. Er duftete immer von den modernsten Riechwassern, trug die Haare frisirt wie die neueste Wachspuppe am Schaufenster eines Haarkünstlers, hatte zolllange, stachelförmig zugespitzte Fingernägel und liebte es, täglich mehrmals die Wäsche zu wechseln, was sich namentlich auch auf den Gebrauch seiner Handschuhe erstreckte, die er selten mehr als einmal ungewaschen anzog. Zweimal ließ

er sich täglich rasiren, stundenlang stand er vor'm Spiegel, seinen Anzug, seinen Bart, sein Haar zu betrachten und zu ordnen, und auf alles Dies verwandte er so viel Zeit, daß, wie Doctor Millinger behauptete, ihm kaum so viel übrig bleiben konnte, um mit Muße zu essen und zu trinken, geschweige denn an Geschäfte oder wenigstens Beschäftigungen zu denken. Bei alledem hatte er etwas Ritterliches, Gefälliges in seinem ganzen Wesen, was bisweilen an Coquetterie streifte; er ritt wie ein Kunstreiter, tanzte wie eine männliche Grazie und besaß eine außerordentliche Virtuosität, dem weiblichen Geschlecht zu huldigen, was allerdings auf eine Art geschah, die nicht jeder Dame angenehm gewesen wäre, denn man behauptete, er sei im Umgange mit diesen irdischen Engeln etwas keck und unverschämt, erlaube sich gern mißliebige Zuvorkommenheiten, indem er sich selbst für einen Adonis halte, dem nur Diejenige zu widerstehen im Stande sei, die keinen Begriff von wahrhaft männlicher Schönheit, von cavaliermäßigem Tone und von feiner, aristokratischer Bildung habe. Darum nannte ihn auch Doctor Millinger, der ihn häufig beobachtet hatte und eben so geringe Stücke auf ihn hielt, wie auf seinen Bruder Alfred, kurzweg den Cavalier und gab seine Neigung zu ihm dadurch am deutlichsten zu erkennen, daß er, wenn er ihn im Hause des Vaters wußte, stets das Gut vermied.

Betrachten wir jetzt das Gesicht des jungen Husarenoffiziers, denn als solcher erschien er diesmal vor seinem Vater in einer Tracht, die ihm, die schon erwähnten Uebertreibungen in ihrer Form abgerechnet, wirklich

gut stand, etwas genauer. Es wird leicht oder schwer zu beschreiben sein, je nachdem man den leiblichen oder geistigen Ausdruck seiner Züge zu entziffern Willens ist; dem gewöhnlichen Beobachter wird es gewöhnlich, wenigstens nicht viel anders erscheinen, als man täglich Hunderte seiner Art auf den Straßen einer großen Residenz stolziren sieht; dem schärferen Auge aber, dem Menschenkenner, vor Allen aber dem erfahrenen Psychologen wird es von tiefer, seltener, aber leider auch gefährlicher Bedeutung erscheinen.

Im Ganzen war sein Gesicht ziemlich hübsch, doch in den Augenblicken der Abspannung – die bei ihm sehr häufig vorkam – weniger als in denen der Aufregung, und nur zwischen Abspannung und Aufregung bewegte sich sein Leben und Sein, eine Mittelstufe, Ruhe, kannte er nicht, die lag nicht in seiner Natur. In der Abspannung sah es langweilig, ermüdet, etwas krankhaft, bleich und fahl aus; sein Auge blickte träumerisch, mitunter finster, obwohl man ihm das innere Bestreben anmerkte, einen scharfen und geistreichen Blick annehmen zu wollen, der durchaus nicht in seiner Begabung lag. Daher bemühte er sich, dies arme Auge in steter rollender Bewegung zu erhalten, ihm dadurch ein Feuer mitzuthemen, welches, wenn es überhaupt je darin gebrannt hatte, längst erloschen war. In der Aufregung dagegen lag etwas dämonisch Leidenschaftliches auf diesem Gesicht; die Wangen glühten fieberhaft, das Auge funkelte unheimlich, um den Mund zuckten die Muskeln unwillkürlich in blitzartigen Schwingungen. Das schwarze Haar, der fein nach

beiden Seiten gesteierte und in nadelartige Spitzen auslaufende Schnurrbart, die dunklen, scharf markirten Augenbrauen stimmten eben so mit diesem Gesicht überein, wie die milchweißen, ungemein rein gehaltenen Zähne, die ein beneidenswerthes Gebiß von untadelhafter Kraft und Schönheit zeigten.

Wenn aber dieser Bart nicht über diesem Munde gesessen hätte, das Gesicht würde dem gewöhnlichen Beobachter schon, wieviel mehr nicht dem gereifteren Menschenkenner, einen ganz anderen Ausdruck dargeboten haben. Denn um diesen etwas großen Mund mit den aufgeworfenen fleischigen Lippen lag eine große, fast, möchte man sagen, thierische Sinnlichkeit und Neigung zu allen leiblichen und materiellen Genüssen. Dieser Mund sprach deutlicher, wenn er schwieg, als wenn er Worte hören ließ. Die Stimme aber, wenn er sprach, war in der Regel lauter als sie zu sein brauchte. Sie klang dabei nicht, wie die Stimme eines gebildeten Menschen klingen soll, denn sie hatte etwas Eintöniges, Rauhes, Kreischendes. Auch in diesem Organ allein schon sprach sich der ganze Character des Menschen aus, den wir hier zu zergliedern bemüht sind.

Von seiner unaufhörlichen Beweglichkeit und Unruhe haben wir schon gesprochen. Namentlich wenn er redete, erschien er außerordentlich unstät, zerstreut, ja verworren, denn seine Bewegungen stimmten nicht mit Dem überein, was er sprach, was er zu erklären und dem Zuhörer deutlich zu machen versuchte. Seine feinen mit

blauem Adernetz stark durchzogenen weißen Hände fuhr unaufhörlich bald hier bald da an seiner Kleidung, seinem Barte, seinen Haaren herum, seine Gesticulationen zeigten, wir möchten fast sagen, einen Mangel an richtiger Gesticulation, denn sie sprachen aller Erwartung, aller Regelrechtigkeit, allem Gebrauche Hohn. Er fuhr mit seinen Gesten noch um sich zu werfen fort, wenn er schon längst aufgehört hatte zu sprechen, und half mit Handbewegungen nach, wo ihm die Fähigkeit fehlte, sich mit Worten deutlich zu machen. Dieser Unfähigkeit, seine Gedanken in Worte zu kleiden, müssen wir hauptsächlich gedenken; sie bekundete aber etwa keinen Mangel an Gedanken, vielmehr nur eine gewisse Unaufmerksamkeit auf seine mit ihm redenden Zuhörer, so wie confuse Verwirrung der Vorstellungen, die Gott weiß in welchen Regionen zugleich herumschweiften, sich mit Allem beschäftigen wollten und darüber vergaßen, sich mit Dem zu beschäftigen, was gerade vorlag und wovon man durch ihn Kunde erhalten sollte.

Noch eine Eigenthümlichkeit müssen wir hier einschalten, die characteristisch bei ihm war. Er lachte viel und immer unmäßig laut, meist über Dinge, die gar nichts Lächerliches darboten. In demselben Moment aber, wo er lachte, konnte er auch finster, auffahrend, selbst grob werden. So war sein ganzes Wesen in ewigem Ebben und Fluthen begriffen, die Wogen seiner Leidenschaft rissen ihn auf und nieder, der Wind seiner Laune wehte jeden Augenblick aus einer anderen Richtung, und wenn man ihn ruhig oder wenigstens still glaubte, grollte er bitter

auf wie das schäumende Meer. Um das Bild festzuhalten, welches uns das Meer geboten, müssen wir sagen, daß er seine Untiefen, aber nicht seine Tiefe, seine Wogen, aber nicht seine Klarheit, sein Schäumen und Brausen, aber nicht seine leise murmelnde Schönheit besaß, mit einem Wort, es lag etwas Dämonisches in seinem ganzen Wesen, welches stets herrschen, aber nie zugeben wollte, daß es selbst beherrscht werde.

Sind wir mit dieser Schilderung zu weitläufig gewesen, so ist es nicht unsere Schuld; Einigen mag es allerdings so scheinen, Andere aber, wenn vielleicht auch nur Wenige, werden aus unserer Schilderung sicherlich die Richtung erkannt haben, in welcher dieser Character wie ein wildstürmendes Roß seine düstere Bahn durchlief.

Wir kehren jetzt zu dem Augenblick zurück, wo Junker Georg mit vor Erregung zitternder Stimme, glühend in Folge eines verzweifelten Rittes, beschmutzt bis zur Brust hinauf, denn der abenteuerliche Mensch hatte sich auf diese Reise begeben, ohne einen Mantel oder überhaupt irgend ein anderes Kleidungsstück oder Reisegepäck mit sich zu nehmen, in das Zimmer trat und seinem vor Schreck und Erstaunen sprachlosen Vater an den Hals flog, eine Zärtlichkeitsäußerung, die nur dann bei ihm gebräuchlich war, wenn er sich in gewisser Bedrängniß befand. Schon an diesem einzigen Zeichen erkannte der Vater eine schlimme Ursache dieses seltenen Besuches, und seine Freude, den Liebling seines Herzens einmal bewirthen zu können, ward gleich von vornherein durch eine unbestimmte Besorgniß verkümmert.

»Georg, mein guter Georg,« begann der Vater seine Anrede, »was führt Dich so unerwartet hierher und wie kommst Du in einem so wenig Deiner Gewohnheit entsprechenden Zustande vor meine Augen?«

Georg warf einen Blick in den Spiegel des Zimmers, zog eine Haarbürste aus der Tasche und begann sich das Haar und den Bart zu ordnen. »Es ist wahr,« sagte er, mehr zu seinem Spiegelbilde, als zu seinem Vater gewandt, »ich sehe etwas wild aus. Ja, aber sieh, Vater, ich wollte nur einen Tag hier bleiben, und da ich wußte, daß ich Alles bei Dir finden würde, was ich gebrauchen könnte, so habe ich mich so wenig belastet wie möglich. – Ah, sieh 'mal diese Uniform – nun, was meinst Du, wie steht sie mir?«

»Gut, gut, mein Sohn,« sagte der Alte kopfschüttelnd. »aber sie ist vollständig verdorben durch den Regen mit Staub und Koth gemischt – Du hättest einen Paletot mitnehmen sollen.«

»Pah! Es ist nur eine Jacke, Sorge um Nichts!«

»Aber wie kommst Du nur auf den Gedanken, zu Pferde den Weg von . . . bis hierher zurückzulegen?«

»Weil ich mir eine tüchtige Bewegung machen wollte, eine Art Luftbad nehmen – ich habe das bisweilen, nöthig – sodann; weil ich rascher hierher kommen wollte, denn ich hatte es ein wenig eilig, und vor allen Dingen, weil ein alter Pferdejude gerade auf dem Bahnhof mit dem Thiere stand, als ich daselbst eintraf.«

»Du hast es ihm aber todt geritten?«

»Pah! Es wird ja wohl nicht sterben! Es ist freilich gefallen und ich hatte Mühe, mich zur rechten Zeit aus den Bügeln zu heben. Aber das ist ja nur eine Lumperei, mein Vater, laß mich nur machen – sieh, Du hast eben von diesen Erdbeeren gespeist – ich werde den Rest verzehren.«

Und schon hatte er sich an den Tisch gesetzt und begann mit einer Hastigkeit die vorhandenen Ueberbleibsel von Kuchen, Früchten, Brod und Käse zu verspeisen, die an Gier gränzte und den Vater eben so sehr in Verwunderung setzte, als seine ganze übrige Erscheinung. Es lag eine eigenthümliche, fast leidenschaftliche Speiselust in jeder Geberde, jeder Miene des Essenden. Er verschlang immer erst mit den Augen das zu Genießende, als wollte er einen doppelten Genuß sich verschaffen, oder als ob er eine geheime Messung über das Verhältniß des Vorhandenen zu seinem Appetit anstellen wollte. Dann aber, nachdem diese Messung rasch vorgenommen, verschlang er das Vorliegende mit einer Eilfertigkeit, daß man gar nicht sah, wie oder ob er überhaupt kaute.

Der Vater, ein unfreiwilliger Zuschauer dieses unbegreiflichen Schauspiels, hatte in diesem Augenblick seine stete stolze Würde abgelegt, er, der sich in allen Dingen aufmerksam bedienen ließ, bediente jetzt selber seinen Sohn, indem er nach einem Schranke ging, ein reines Kelchglas auf den Tisch setzte und dasselbe aus einer noch voll danebenstehenden Flasche Burgunder füllte. – Ach! wie rasch war der alte Tokayer und der glückliche Gedanke vergessen, der an ihn erinnert hatte! –

Kaum war das große Glas, welches beinahe eine halbe Flasche faßte, mit dem feurigen Wein gefüllt, so hatte es der junge Offizier schon ergriffen und mit einem Zug bis auf den Grund geleert.

Der Vater sah auf diese Art, seinen Durst zu stillen, mit staunendem Mißbehagen hin, doch sagte er nichts, nur sein Gesicht wurde immer länger und spitzer und sein Auge umwölkte sich mit einem Schleier, der dem Doctor Millinger, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, verathen hätte, daß der anscheinenden Ruhe im Benehmen des Barons bald der Ausbruch eines Orkans folgen würde. Und wahrlich, hätte das Essen und Trinken noch fünf Minuten in der beschriebenen Art fortgedauert, der Orkan wäre wirklich ausgebrochen, denn er war schon stark im Anzuge, aber die Mahlzeit wurde zu schnell beendet und von dem Essenden zu rasch eine andere Scene aufgeführt, als daß der Baron über die erstere hätte zu Worten kommen können.

»So,« sagte Junker Georg, »nun bin ich fertig, das heiße ich epicuräisch gespeist!«

»Wie, Du hast ja nur ein sehr einfaches Dessert zu Dir genommen –«

»Einfach? Das nennst Du einfach? Ich bitte Dich, ich habe ja köstlich gespeist. Und *wie* getrunken – pah!«

»Ja, das ist wahr!« dachte der Baron seufzend, indem er die leere Burgunderflasche betrachtete und dann mit seinen Augen auf das Gesicht des Sohnes überging, auf welchem sich allmählig ein glühender Schein doppelter Aufregung verbreitete.

»Aber nun, mein Vater, habe ich mir Muth gegessen und getrunken, nun schenke mir eine Viertelstunde Gehör, denn so viel Zeit werde ich ungefähr gebrauchen, um Dir meine Lage auseinander zu setzen.«

»Deine Lage? O, die kenne ich ja.«

»Nicht so ganz, mein Vater – Hast Du noch von den guten Cigarren, die wir neulich in dem Havannahladen kauften?«

Der alte Vater holte die Cigarren hervor und gleich darauf füllte sich das Zimmer mit dem Dufte derselben an. Aber nur der Sohn rauchte und war so in seinen Genuß vertieft, daß er gar nicht bemerkte, wie des Vaters Miene immer erstaunter sich auf sein unbekümmertes Antlitz heftete.

»So, nun, denke ich, sind alle Vorbereitungen zu einem Familienrathe getroffen,« rief er laut lachend, indem er sich mit sichtbarer Schwerfälligkeit auf den bequemsten Sessel niederließ, der im Zimmer stand, während der alte Vater mit auf dem Rücken gekreuzten Händen fragend und abwartend vor ihm stehen blieb. »Höre mich an, Vater – aber willst Du Dich nicht auch setzen?«

»Ich danke; ich liebe zu stehen, wenn ich etwas Wichtiges zu hören erwarte.«

»Wichtiges! Wie Du das mit einer so bedeutenden Miene sagst! O, es ist so etwas arg Wichtiges gar nicht, wenigstens für Dich nicht, wenn auch für mich! Ich wollte Dich nur bitten, den Tag der Auszahlung meines mütterlichen Vermögens etwas näher zu rücken, als es anfänglich bestimmt war.«

»Und warum das?« fragte der Baron mit hochgezogenen Brauen, denn nun ging ihm, wie man zu sagen pflegt, ein Licht auf.

»Ich befinde mich in einer Art Klemme oder Krisis, wie man es nennt,« fuhr der junge Baron gleichgültig fort, als handele es sich um ein Butterbrod – »mit einem Wort, das Geld ist mir ausgegangen.«

»Wie ist das möglich, ich hatte Dir ja einen großen Credit bei Scheitler gegeben?«

»Ja, das ist es, was ich sagen will. Der dumme Mensch hält diesen Credit für erschöpft, und da es unter meiner Würde war, mit ihm zu mäkeln und zu feilschen, so komme ich lieber selber zu Dir und bringe Dir die Hiobspost.«

»Aber Du wirst doch nicht schon die 6000 Thaler verbraucht haben, die Scheitler Dir zu geben befugt war?«

»Verbraucht? O nein! Das eben nicht. Sie haben sich nur allmählig zersplittert, sind mir durch die Finger gelaufen – meine Kameraden waren in Noth – wir haben gewettet – mein Schneider hat eine große Rechnung gemacht, und so ist es mir treulos entschlüpft.«

»Hast Du vielleicht gespielt?« fragte der Vater, der immer bleicher geworden war, mit sichtbarer Beklemmung.

»Gespielt? O das ist nicht die Hauptsache. Wir spielen im Jagdclub nur auf Ehrenwort und tragen ab, wenn wir gerade abzutragen haben.«

»Auf Ehrenwort? Das liebe ich nicht, das will ich nicht – das habe ich mir selbst nicht zu wagen erlaubt.«

»Aber ich, mein Vater. Sieh, die Zeiten, in denen Du Offizier warst, und die jetzigen sind ganz verschieden.

Man ist fortgeschritten. Eine höhere Cultur beleuchtet alle Verhältnisse, erfordert größere Anstrengungen –«

»Um Geld auszugeben –«

»Auch das – Alles ist theurer, kostspieliger geworden, die Bedürfnisse der Menschen haben sich vermehrt und anders, kostbarer gestaltet –«

»Meine sind dieselben geblieben –«

»Ja, aber Du lebst noch wie ein Einsiedler auf dem Lande, und ich habe Dich oft schon bedauert, wenn –«

»Bedauert? Du bedauerst Deinen Vater? Georg! Was willst Du damit sagen?«

»Daß Du keine Gelegenheit hast, Deinem Vermögen und Deinem Stande gemäß zu leben, meine ich – und weil Du so entfernt von den rauschenden Vergnügungen der großen Welt, in dieser Einöde Dein herrliches Alter hinbringst, darum bedanke ich Dich – o, das wäre für mich sehr traurig!«

»Aber für mich ist es das nicht – ich fühle mich glücklich hier.«

»Das begreife ich nicht und werde ich nie begreifen können. Eine Woche auf dem Lande ist für mich eine verlorene Ewigkeit.«

»Du sprichst sehr unehrerbietig von den Gewohnheiten und der Lebensweise Deines Vaters. Du scheinst mir zu fasn – eine Woche Landleben mit einer verlorenen Ewigkeit zu vergleichen, scheint mir ein etwas zu übermäßig kecker Vergleich zu sein. Aber wir kommen von der Hauptangelegenheit ab. Also Du hast auf Ehrenwort gespielt?«

»Ja, mein Vater, das habe ich gethan. Die Fürsten und Grafen, die zu unserm Club gehören, geben den Ton an – ich kann mich nicht davon ausschließen. Das würde meine Ehre, meinen Namen, meine Familie verletzen. Siehst Du das nicht ein?«

»Ach ja! Aber ich sollte meinen, man müsse dabei die Ehre, den Namen und die Familie zu schonen wissen und sie nicht in Gefahr bringen, ihr Kostbarstes einzubüßen. Spiele nicht, mäßige Deine Leidenschaft, betheilige Dich nicht über Deine Kräfte –«

»Das ist bald gesagt, aber das läßt sich nicht durchführen.«

»Wenn ich Dir nun das Geld nicht gebe, welches Du verlangst, nicht geben könnte – was dann?«

»Dann, dann bliebe mir nichts weiter übrig, als –«

»Als was – sprich es aus!«

»Mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen!«

Der Vater schauderte. Er hatte dies Wort erwartet, gefürchtet. Das fehlte nur noch, daß ein Mitglied seiner Familie, ein jüngerer Sohn, sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Eine Weigerung hier eintreten, eine Hartherzigkeit blicken zu lassen, wäre daher eine unverantwortliche Handlung von seiner Seite gewesen, das hätte ja geradezu dem Familienverhängnisse wieder eine neue Gelegenheit, sein finsteres Werk zu üben, bieten heißen. Nein, nein, das konnte, durfte nicht sein. Und schon war er an seinem Schranke, hatte ein Papier herausgenommen und in seine Brusttasche gesteckt.

»Gut,« sagte er mit zitternder Lippe und bebenden Händen. »Höre mich an, mein Sohn, ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen. Du befindest Dich in Verlegenheit – Du bist zu mir gekommen und hast offenherzig diese Verlegenheit eingestanden. Das ist recht, das ist kindlich von Dir. Wenn mich nun aber Deine Forderung auch in Verlegenheit setzte, wie dann?«

»O, das kann nicht sein, das weiß ich sehr wohl.«

»Du möchtest mich überschätzen, mein Sohn. Zufällig bin ich heute im Stande, Dich von Deiner Verlegenheit zu befreien – aber hüte Dich, uns Beide in eine neue zu versetzen, ich könnte einmal zahlungsunfähig sein, wie Du.«

»O, das ist ja gar nicht zu befürchten. Ueberdies werde ich in wenigen Wochen Deine Güte gar nicht mehr in Anspruch zu nehmen haben – ich trete ja meine Erbschaft an.«

»Ach die Erbschaft! Was werden Dir 20,000 Thaler sein!«

»20,000 Thaler, was die mir sein werden? Ein Berg, der nie abgetragen werden kann, eine Quelle, die sich nie verschüttet, eine Fundgrube, die sich nie entleert.«

»Wollte Gott, es wäre so! – Nun höre mich aber weiter an. Ich werde Dir heute eine Summe geben, die Deine Bedürfnisse befriedigt und Deine eingegangenen Verbindlichkeiten löst: aber ich bitte mir aus, daß Du vernünftig wirst. Du bist kein Kind mehr. Ich sage nicht: spiele nicht, handle nicht mit Pferden, wette, iß und trink nicht; aber ich sage: thue das Alles mit Vorsicht, mit Ueberlegung,

wie ein Sohn Deines Vaters, ein Abkömmling Deiner Familie es thun muß. – Und nun – wie viel Schulden auf Ehrenwort hast Du?«

»O, armselige tausend Thaler etwa.«

»Was – das nennst Du armselig?«

»Ja, in Anbetracht *wem* ich sie schuldig bin. Es ist ein vornehmer Herr –«

»Wie heißt er? Wer ist er?«

»Es ist der Graf Zaretta – ein Ungar.«

»Ha! Alfred's Freund?«

»Ja, mein Vater.«

Der Baron stemmte beide Hände in die Seiten und starrte mit aufgerissenem Munde zum Fenster hinaus. Aber er sah nichts da draußen, nicht den wieder hell gewordenen Himmel, die Bäume, die Blumen, er sah nur Eins – daß eine verderbenschwangere, geheimnißvolle Hand sich über seine Kinder ausgestreckt, die sich vielleicht bis zu ihm selber ausstrecken würde.

»Gehört Dein Bruder auch zu dem Jagdclub?« fragte er plötzlich, nachdem er eine Weile nachgedacht.

»Nein, er gehört nicht dazu. Er ist viel zu geizig, um sich ihm anzuschließen. Er lebt auch in ganz anderen Kreisen und Verhältnissen –«

»Aber ich denke, er ist unzertrennlich von seinem Freunde, dem Grafen Zaretta?«

»So ziemlich wenigstens. Der Graf war auch neulich zum ersten Male im Club, er besucht ihn nur gelegentlich, gewöhnlich ist er zu Hause, wo er seine Versammlungen hält, und Alfred mit ihm.«

»Sage mir doch, was hältst Du denn eigentlich von diesem Grafen?«

»O – er ist ein Cavalier ersten Ranges, unermesslich reich, ungeheuer klug, übermäßig geschickt in allen Dingen –«

»Ja, das scheint mir auch,« murmelte der Baron.

»Und was mich besonders anspricht, er stammt aus einer mächtigen Familie, einer ungarischen Magnatenfamilie. Er kennt die Wappenbücher von ganz Europa, die Heraldik, wie kein Anderer, mit den Verhältnissen jedes großen Hauses ist er vertraut. Er hat mir auch die Eröffnung gemacht, daß wir wirklich mit der Familie des Fürsten Brandovar verwandt sind, daß es nur einer geringen Bemühung bedürfe, die Anerkennung dazu vom österreichischen Kaiser zu erlangen, und daß er selbst die Documente herbeischaffen werde, die unwiderleglich darthun, daß wir das Recht haben, uns wenigstens Grafen von Brandau auf Holzendorf zu nennen.«

Der Baron hatte das Haupt gesenkt und schritt, immer noch die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im Zimmer auf und ab. Er hatte einen inneren Kampf zwischen seinem Ahnenstolz und seiner Ungläubigkeit zu bestehen. Unglücklicherweise verstand es der Sohn, dem ersteren auf Kosten der Wahrheit den Sieg zu verleihen. »Neulich ist davon bei Hofe gesprochen worden,« fuhr er mit declamatorischen Geberden fort, wobei er sein strahlendes Auge auf den Vater heftete, wohl wissend, wie er ihm mit diesen Worten die Hände band und ihn auf seine Seite hinüberführte.

»Woher weißt Du das?«

»Mir hat es der Prinz ... gesagt, der ein Mitglied unseres Clubs ist. Der König soll darüber gelächelt haben.«

»Gelächelt? Wie so?«

»Nun, er freute sich über unser Glück und sagte: ich kenne die Familie Brandau sehr genau.«

»Das hat er wirklich gesagt?«

»Auf Ehre, mein Vater!«

Der Baron rieb sich die Hände. Es war ihm schon wieder etwas leichter um's Herz geworden, obschon er sich immer noch bedrückt genug fühlte. Der schlaue Sohn merkte das sehr bald und fuhr darum schnell in seiner Rede fort:

»Ich habe noch eine Bitte, mein Vater, und da Du mich schon aus einer Verlegenheit gerettet hast, so hoffe ich, Du werdest mich auch aus der zweiten reißen.«

»Was? Noch eine Verlegenheit? Was willst Du?«

»Ich brauche ein Pferd, das heißt ein untadelhaftes Thier von reiner oder edler Abkunft. Meine Kameraden haben alle nur Vollblutpferde. Ich muß mich schämen, daß ich keins habe.«

»Du hast ja zwei brauchbare und gute Pferde – das Geld wenigstens habe ich dazu bewilligt –«

»Ja, es ist aber nur Halbblut – das paßt nicht für meine, für unsere Verhältnisse. Siehst Du, in der Stadt sind die Racepferde zu theuer, man wird so leicht damit betrogen und ein Pferdekäufer wird immer nur ausgelacht während man zum Verkäufer Bravo! sagt. Das ist Ton in

der großen Welt. Warum hat man keinen besseren Pferdeverstand und läßt sich betrügen!«

»Das ist wahr; so war es schon zu meiner Zeit. Aber was willst Du, frage ich?«

»Gieb mir eins von Deinen Zuchtpferden –«

Der Vater hob seinen Kopf energisch gegen den Sohn in die Höhe, mit einem Ausdruck, der sich kaum beschreiben läßt. »Wie,« sagte er, »Du willst auch meinen Stall plündern, wie Du meine Börse plünderst?«

»Ein Vater wird nicht geplündert, wenn er seinen Söhnen aus freien Stücken giebt.«

»Aus freien Stücken – haha! Ich danke für diese freien Stücke. Aber ein Pferd will ich Dir geben. Ein Husar muß Parade machen mit seinen Pferden. Welches willst Du?«

»Die braune englische Stute –«

»Nimmermehr – die behalte ich, sie ist mein eigenes Reitpferd. Aber nimm den schwarzen jungen Hengst.«

»Wie, Dein bestes Pferd?«

»Ja, mein allerbestes. Ich will Dir damit den Beweis geben, daß ich kein hartherziger Vater bin.«

»O, mein Vater, wie gütig bist Du! Ich danke Dir! Und kann ich mein Erbtheil schon in den nächsten Tagen antreten?«

Der Baron runzelte die Stirn. »Nein,« sagte er barsch, »das ist zu viel. Hier hast Du Geld – es wird genug sein, bis Du der Erbe wirst. Der Tag bleibt bestimmt, wie er es einmal ist. Ich habe meine Bücher darauf abgeschlossen und meinen Bankier von dem Termin bereits in Kenntniß gesetzt. Es geht nicht anders. – Noch Eins, Georg. Wenn

Du Deiner Mutter Erbtheil in Händen hast, hören meine regelmäßigen Zuschüsse auf.«

»Gewiß, mein Vater, das versteht sich von selbst. Du schenkst mir ja doch bisweilen etwas.«

»Und sage Deinem Bruder nichts von diesen Geschenken – hörst Du?« – Der Baron seufzte laut, indem er diese Worte beinahe flüsternd sprach.

»O ich weiß!« sagte Georg mit lächelnder Miene, worin sich nicht allein das triumphirende Bewußtsein aussprach, daß er der Liebling des Vaters sei, sondern auch das übertriebene Selbstgefühl, daß er sich dieser Gunst für würdig erachte, was noch dadurch verstärkt wurde, daß der Vater so deutlich verrieth, er wünsche nicht, daß sein älterer Sohn von der großen Unterstützung erfahre, die er dem jüngeren hatte zu Theil werden lassen.

»Jetzt laß mich allein, Georg, ich bedarf einiger Ruhe. Aber halt, da fällt mir ein – ich kann Dir eine Freude bereiten –«

Junker Georg spitzte die Ohren. Er dachte, der Vater wolle ihm auch noch einen Wagen schenken.

»Deine Cousine Marie ist im Hause – laß Dich zu ihr führen und mache ihre Bekanntschaft!«

»Marie? Die kleine Verrückte?«

»Still! Sie ist so wenig verrückt wie Du und ich – sie ist ein schönes und liebenswürdiges Mädchen –«

»Das ist vortrefflich. Ich werde mich aber erst umkleiden müssen – ja so, ich habe ja nichts bei mir –«

»Meine Vorräthe stehen Dir zu Gebote – nun geh und laß mich allein.«

Der Wunsch, seine Cousine zu sehen, von der er früher nur vorübergehend gehört hatte, und deren Vergangenheit ihm in einem viel zu tiefen Dunkel lag, als daß es der Mühe verlohne, sie sogleich zu ergründen, schien in dem dünkelfaften Junker nicht sehr lebhaft zu sein. Wenigstens zeigte er kein hervorstechendes Verlangen, sie aufzusuchen oder sich zu ihr führen zu lassen. Vielmehr begab er sich sogleich in den Stall, sah sich den schönen Vollbluthengst an, den ihm der freigebige Vater geschenkt, ließ ihn sich auf dem Hofe vorführen und bezeichnete dann den Sattel und die Zaumstücke, die ihm am nächsten Morgen mitgegeben werden sollten, denn der junge Herr hatte beschlossen, die Reise bis zur Eisenbahnstation abermals zu Pferde und von da, mit diesem gemeinschaftlich auf der Eisenbahn zurückzulegen. Nachdem er hiermit zu Stande gekommen, begab er sich daran, sich mit reiner Wäsche zu versehen, die ihm Friedrich gebracht hatte, und sich gründlich von den Spuren seines Morgenrittes zu reinigen. Als dieses wichtige und zeitraubende Geschäft beendet war, dachte er endlich an seine Cousine und begab sich zu Frau Hanne, die gerade in der Küche stand und einige Anordnungen an eine junge Magd erließ, die erst vor wenigen Wochen auf das Gut gekommen war. Mehr als Frau Hanne zog diese junge Magd den Junker Georg an; er betrachtete sie aufmerksam, taxirte sie, wie man ein Pferd oder einen

Hund taxirt, und fragte dann gemächlich nach der Baroneß von Steinach. Frau Hanne, auf welche auch dieser Besuch diesmal keinen besonders guten Eindruck gemacht hatte und die als treue Dienerin den Interessen des alten Barons mit natürlicher Wärme ergeben war, entgegnete ihm nicht mit der alten gewohnten Freundlichkeit. Ihr ehemaliger kleiner Junker hatte ihr, als sie ihn so unerwartet wiedergesehen, eine Art Schrecken erregt, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, er war anders geworden, als sie sich vorgestellt, daß er werden würde, und der verletzende Stolz, der sich in allen seinen Geberden und Ausdrücken kund gab, hatte ihrem alten demüthigen Herzen eben nicht wohlgethan. Als er nun gar nach ihrem jetzigen Herzblatt, nach Fräulein Marie fragte und dabei die blühende Magd mit lüsterlichem Auge verfolgte, da empfand sie beinahe einen Stich in der Seele, denn es kam ihr vor, als forsche der Habicht nach einer Taube, und nur mit Widerstreben antwortete sie dem vor ihr stehenden Offizier, daß das gnädige Fräulein spazieren gegangen sei.

»Welchen Weg hat sie genommen?«

»Sie ist durch den Park über das Feld, wahrscheinlich nach dem Friedhof gegangen.«

«Nach dem Friedhof? Das ist ein seltsamer Spaziergang.»

»Das gnädige Fräulein ist auch eine seltsame Erscheinung!« sagte Frau Hanne mit einem Nachdruck, der der Begeisterung gleichkam.

»So!« rief der Husar. »Dann will ich sie mir doch auch betrachten!« Und er trat sogleich den Weg an, den ihm die Schaffnerin bezeichnet hatte.

Der junge Mann brauchte nicht so weit zu gehen, als er vermuthet hatte; anstatt Marie unter den Todten zu finden, wie er gefürchtet, sah er sie bei einigen Arbeitern stehen, die mit irgend einer Berrichtung auf dem Felde dicht hinter dem Gutspark beschäftigt waren. Obgleich er vorbereitet war, eine seltsame Erscheinung in der nie gesehenen Cousine zu finden, so wurde seine Erwartung doch um ein Bedeutendes übertroffen. Er fand eine so große Schönheit in ihr, wie er sobald gesehen zu haben sich nicht erinnern konnte. Aber mit dieser Schönheit war ein ganz eigenthümliches Etwas verbunden. Denn wie kam es, daß der ungestüme, kecke, siegesgewisse Husarenoffizier, sobald er nur in der Nähe dieser ruhigen, ihn aufmerksam betrachtenden Gestalt gekommen war, deren edle Gesichtszüge, deren sanftes Auge und deren unnachahmliche Haltung ihm wie die nie empfundenen Eigenschaften einer höheren Macht imponirten, auffallend aus seinem gewöhnlichen leichtfertigen Wesen heraustrat, seine siegestrunkene Miene verlor, sich merkbar gerader richtete und gleichsam verduzt vor den klaren Augen stand, die seine ganze Erscheinung, wie sie nun einmal war, mit einem gewissen innerlichen durchdringenden Forschen zu entziffern versuchten. Wie kam es,

daß er bald darauf, nachdenkend, grübelnd, wie selten in seinem Leben, ihr zur Seite die Anhöhe hinaufschritt, dann plötzlich sein stilles Wesen bei Seite warf und in eine lebhaftere Mittheilung über Gott weiß was für Dinge sich ergoß, die Marie noch niemals aus dem Munde eines Mannes, der in der großen Welt lebte, vernommen hatte. Und nicht lange dauerte es, so schien diese lebhaftere Mittheilung in den leidenschaftlichen Erguß eines zügellosen Herzens, eines kopflos durch die Welt stürmenden Geistes überzugehen. Der Erzähler, der nicht die Sammlung besaß, zu bemerken, wie seine Zuhörerinnen ihm fast keine Sylbe erwiderte und ihn nur immer aufmerksamer, nachdenklicher betrachtete, gleichsam durchforschte – erhitzte und berauschte sich allmählig in den Bekenntnissen aus den bunten Kreisen seines Lebens. Er schilderte der Cousine sein ganzes vergangenes und gegenwärtiges Glück, ließ sie in die Freuden seines geräuschvollen Treibens blicken, erschloß ihr das offenkundige Geheimniß der Genußmenschen des Tages, wie er einer war, sprach mit glänzenden Farben von der köstlichen Zukunft, die ihm bevorstände, und verbreitete sich mit einer seltsamen Selbsttäuschung über die bedeutenden Mittel, die ihm zu Gebote ständen, um diese Zukunft auf eine so rosige Weise zu gestalten, wie sie sich nur ein phantastischer Mensch vorstellen kann, der keinen Begriff von dem Ernst und der Wirklichkeit des irdischen Daseins hat. Der Strom seiner Rede wollte gar kein Ende nehmen. Er ließ fast keine Pause eintreten. Unaufhörlich jagte sein ruheloser Geist vorwärts und seine Phantasie

schien unerschöpflich in der trügerischen Vorspiegelung wunderbarer Zustände zu sein. Endlich aber mußte er wenigstens eine leibliche Erschöpfung fühlen, das lange laute Sprechen hatte ihn sichtbar ermattet. Seine Wangen flammten zwar noch, aber seine Hände zitterten und er saß mit träumerisch umherschweifenden Augen, in denen nur bisweilen eine verrätherische Gluth aufblitzte, der Cousine gegenüber auf einem Grabhügel, wobei er, von Zeit zu Zeit unwillkürliche Seufzer ausstoßend, in die weite Ebene vor sich hinabstarrte.

Es war das erste Mal, daß er seine brennenden Augen von Mariens immer erstaunter gewordenem Antlitz abwandte. Sie ließ noch einen fragenden Blick über seine Gestalt, sein seitwärts gerichtetes erhitztes Gesicht laufen – und dann schauderte sie unwillkürlich zusammen. Was dachte sie wohl? Ach, sie dachte noch nichts Gewisses, Bestimmtes – sie wurde nur von einem instinctartigen, noch unaufgeklärten Gefühl, beinahe nur einer dunkelen Empfindung von Etwas beherrscht, was sie hier, an diesem Orte, unter diesen Verhältnissen zu finden am wenigsten erwartet hatte. Tief in sich versunken, schien sie die Fähigkeit der Sinne verloren zu haben, zu bemerken, was äußerlich um sie vorging. Dann und wann einen forschenden, gleichsam Bestätigung suchenden Blick rasch wie der Blitz über die vor ihr sitzende, immer mehr zusammensinkende Gestalt des jungen Mannes werfend, schaute sie wie nach Hülfe suchend sich in Nähe und Ferne um, ob nicht eine sanfte, sie beruhigende Erscheinung vor ihren Blicken auftauchen wollte, etwa der alte

Baron oder, was ihr in diesem Augenblick viel lieber gewesen wäre, der Doctor Millinger – aber Niemand außer einigen hie und da arbeitenden Landleuten war ringsum zu sehen. Endlich ermannte sie sich. Mit Gewalt brach sie die starre Empfindung, welche sie je länger je mehr überfluthete, und erhob sich. »Wir wollen gehen,« sagte sie, jede Anrede des jungen Mannes vermeidend, »es wird Abend und der Oheim wird uns erwarten.«

»Ja,« seufzte Junker Georg und erhob sich beinahe mühsam von seinem Sitze, denn die Erschöpfung, die sich seiner bemächtigt, hatte von Augenblick zu Augenblick zugenommen. Es war jener Zustand geistiger und leiblicher Abspannung bei ihm eingetreten, den wir bei der Schilderung seiner Person und seines Lebens angedeutet haben und den heute zunächst der meilenlange eilfertige Ritt, die aufregende Unterhaltung mit seinem Vater und das leidenschaftliche, seinen Geist anstrengende Gespräch, was er so eben geführt, mochte veranlaßt haben. In sich versunken, träumerisch und zugleich mühsam bewegte er sich neben der lautlos an seiner Seite hingleitenden Cousine fort, die mit besorgter Miene, aber ebenfalls ihre Gedanken verschließend und nur ihre halb verschleierte Augen von Zeit zu Zeit mit innerster Spannung auf ihn richtend, ihren Weg verfolgte. So kamen sie nach Hause, nicht wie ein junges, lebensfrohes, munteres Paar, welches die flüchtige Stunde heiter und scherzend genießt, sondern wie zwei eingeschüchterte,

durch geheimnißvolle Vorgänge in ihrem Innern erschütterte Menschen, die, noch nicht vollständig über einander aufgeklärt, sich selbst, und theilweise auch uns, noch ein Räthsel sind. Marie begab sich sogleich in ihr Zimmer, wo sie sich still niedersetzte, den Kopf an die Lehne ihres Stuhles legte und die Vergangenheit im Geiste heraufbeschwor, die längst hinter ihr zu liegen schien, aber jetzt wieder mit frischer Lebendigkeit in ihrem Innern erwacht war. Georg suchte ebenfalls sein Zimmer, aber nur um sich auf ein Sopha zu werfen, wo er sogleich einschlieff, bis er von einem Diener zum Abendessen bei seinem Vater geweckt wurde.

Dies Abendessen selbst ging eben so einsylbig her, wie die Rückkehr vom Spaziergange am Nachmittag. Jede der drei anwesenden Personen schien sich über die Schweigsamkeit der andern zu wundern, und doch gab sich keins von ihnen die Mühe, den düstern Bann zu brechen, der sichtbar auf ihren Gemüthern lag. Zumeist aber befand sich der alte Baron über Marie im Unklaren, die ohne Unterlaß herzliche, tief theilnehmende Blicke bald auf ihn selbst, bald auf seinen Sohn warf; denn, als er sah, daß Georg, nur von Zeit zu Zeit, wie aus innerem Bedürfniß ein Glas feurigen Weines hinunterstürzend, sich ebenfalls schweigsam verhielt, glaubte er, es habe irgend eine unangenehme Erörterung, wie sie unter jungen Leuten wohl vorkommt, zwischen Beiden stattgefunden, deren Nachklang sich noch nicht ganz aus ihrer Erinnerung verloren habe. Unter schleppenden, mühsam bald von

Diesem, bald von Jenem vorgebrachten Gesprächen verstrich endlich der Abend und der Baron mußte sich gestehen, daß er ein anderes Vergnügen von dem Besuche seines Lieblings erwartet hatte, seitdem die liebenswürdige Nichte sein Haus bewohnte.

Als sie sich schließlich getrennt hatten, warf sich allein der junge Baron auf sein Lager, um sich sogleich dem ersehnten Schlafe zu überlassen, der alte Baron dagegen und Marie blieben noch lange auf, Letztere ohne Zweifel, wie schon früher nach einem ähnlichen Besuche, den Oheim erwartend und bei sich überlegend, was sie ihm sagen sollte, wenn der gegen seine Söhne so überschwenglich gütige Vater nach dem Eindruck fragen würde, den sein jüngster Sohn auf sie hervorgebracht. Sie hatte indessen diesmal vergeblich gewartet. Der Baron ließ sich nicht blicken. Er saß auf seinem Sessel, neben sich den Wein und das Glas, wie gewöhnlich, aber beides nicht berührend; er bedachte bei sich wohl, ob es nicht gerathen wäre, auch diesmal zu der liebevollen Nichte seine Zuflucht zu nehmen, aber er hatte heute keinen Muth dazu, er fühlte ein Gewicht auf seinem Herzen lasten, das ihn an die Stelle fesselte, auf welcher er saß, und dabei hatte eine Wehmuth sein ganzes Innere ergriffen, deren er sich so wenig klar bewußt wurde, wie Marie der ihrigen, obgleich sie sich vielleicht auf richtigerer Spur ihrer Beklemmung befand, als der alte Mann. –

Am anderen Morgen aber machte sich der junge Offizier schon früh im Hause seines Vaters bemerklich. Er

hatte gut geschlafen und seine Ermüdung oder Erschöpfung war vollständig von ihm gewichen. Er setzte das ganze Haus mit seinen mannigfaltigen Wünschen in lärmende Bewegung, schnauzte alle Diener und sogar den alten Friedrich an, lief in den Stall und sah selber nach, daß Alles, was er mit dem geschenkten Pferde hinwegnehmen wollte, ihm unverkürzt verabfolgt würde. Endlich trat er bei seinem Vater ein, der sein Geschrei längst gehört hatte und mehr betrübt als unwillig über den Störenfried seiner Morgenruhe war. Er hatte sich vorgenommen, ihm noch einige gute Lehren mit auf den Weg nach der Residenz zu geben, ihn namentlich in Betreff der Verwendung des eingehändigten Geldes zu ermahnen; als er aber die neuerdings siegestrunkene Miene des leichtfertigen jungen Mannes gewahrte, erstarb ihm auch hierzu der Muth und er sagte ihm mit gebrochener Stimme ein karges Lebewohl, was indessen der Abreisende gar nicht zu bemerken schien. Eines aber wunderte den Vater wirklich und verdroß ihn zugleich. Er hatte sich gedacht, Mariens Erscheinung würde in dem Lebemenschen einen tiefen Eindruck hinterlassen und er würde tausend Fragen über sie an ihn selbst zu richten haben, aber nichts von dem Allen geschah; Georg dachte an etwas ganz Anderes und hatte sie in der That schon völlig aus dem Gedächtniß verloren. So war er endlich zum Aufbruch gerüstet und schien es gern zu hören, als Friedrich mit der Meldung in's Zimmer trat, daß der Rappe gesattelt vor der Thür stehe.

Der Vater begleitete ihn dahin, eben so wohl, um noch einmal sein schönstes Pferd zu sehen, als um dem Sohne das Geleit zu geben. Als Georg das Haus seines Vaters hinter sich hatte und das Thier vor Augen sah, welches ihm jetzt allein gehörte und womit er unter seinen Gefährten Aufsehen zu erregen gedachte, hatte er dies Haus und alles Glück, was ihm darin widerfahren war, vergessen. Noch einmal drückte er dem Vater die Hand, rief den umstehenden Dienern ein Lebewohl zu und warf sich mit Leidenschaft auf den Rücken des stolz wiehernden Pferdes. Der Vater sah den Sohn abreiten; als er aber kaum hundert Schritte sich entfernt hatte, kehrte er eiligen Fußes in sein Zimmer zurück, um sich hier einer Fluth von Gedanken zu überlassen, wie er sie noch nie über sein graues Haar hereinströmen gefühlt hatte. Nicht so die versammelte Hausdienerschaft. Fast alle Gutsbewohner schauten dem abziehenden Reiter nach und betrachteten mit Wehmuth das schöne Pferd, welches so lange unter ihrer Pflege gestanden, wie es lebte, nun aber einem wilderen Herrn zu eigen geworden war, als es bisher gehabt hatte.

»Na,« sagte der Kutscher, als er das Pferd in der Kastanienallee seinen nachschauenden Augen entschwinden sah, »das ist auch fort und kommt nicht wieder, denn was der lustige Junker unter den Fäusten hat – ist geliefert. Der arme Rappe!«

Frau Hanne aber, wenn sie mit unter den Nachschauenden gewesen wäre, hätte wie neulich auch heute die seltsame Frage aussprechen können: »Was für ein Ende

wird *Der* nehmen? Er gehört auch zu den jüngeren Söhnen der Familie, von denen noch keiner das dreißigste Jahr wohlbehalten überschritten hat!«

DRITTES KAPITEL. EIN BELAUSCHTES GESPRÄCH UND DAS ERBTHEIL DER MUTTER.

Der kurze Besuch des jüngsten Sohnes auf Holzendorf hatte Folgen hinterlassen, die kein einziger Bewohner des Gutes erwartet hatte. Er hatte in keiner Weise günstig auf die bestehenden Verhältnisse eingewirkt. Wie das Gewitter des vorigen Monats die Felder verwüestet, die Bäume geknickt und mit seinen Wasserwogen die Wiesen überschwemmt – so hatte das Erscheinen des Junkers Georg die Herzen mit Trübsal erfüllt und die leise schlummernde Sorge in allen Gemüthern wach gerufen. Seit seiner eiligen Abreise schien ein innerer Zwiespalt die verschiedenen Bewohner des Gutes von einander entfernt, wenigstens entfremdet zu haben. Wir sagen, es *schien* so, denn in Wahrheit waren sie sich Alle so treu und anhänglich geblieben wie zuvor. Dem Grunde dieser seltsamen Erscheinung wollen wir hier nicht nachzuforschen trachten, der Verlauf unserer Erzählung wird das Räthsel lösen und die Quelle aufdecken, aus der diese trüben Gewässer entsprangen. Wir wollen zunächst nur die Spuren verfolgen, die der Besuch hinterlassen, und Thatsachen berichten, die sich allmählig von selbst aufklären werden.

Der Baron schien nicht mehr wie sonst den Genuß der freien Luft zu lieben; seine Felder und Wälder zu betrachten, mit seinen Leuten darüber zu reden, Vorkehrungen

für den Herbst und Winter zu treffen, hatte seinen alten Reiz für ihn verloren. Er saß jetzt häufiger als sonst in seinem stillen Zimmer, verließ stundenlang seinen Sessel nicht und gab sich ohne Zweifel trüben Betrachtungen und Grübeleien hin. Früher hatte er sich täglich in die Ställe und Scheunen begeben, sein schönes Vieh und seine Vorräthe gemustert und sich über das Gedeihen jedes Einzelnen gefreut. Von allen Dem war jetzt fast keine Rede mehr. Er hörte wohl, was ihm der Verwalter, der Förster und die Knechte sagten, aber er dachte darüber nicht nach und antwortete nur kurz oder gar nicht darauf. Dank der vortrefflichen Geschäftsführung ging der Mechanismus des vielverzweigten Hauswesens eine Zeitlang wie von selbst. Es geschah, was nothwendig geschehen mußte, aber auch kaum mehr, denn es fehlte die treibende, alle einzelnen Kräfte zum gemeinsamen Wohle bewegende Kraft. Die Mahlzeiten wurden in ungewöhnlichem Stillschweigen und mit einer Hast beendet, als ob alle daran Theilnehmenden froh wären, wenn der leibliche Genuß vorüber war und sie sich wieder ungestört ihrem geheimen Nachdenken überliefern konnten. Abends blieben die Zeitungen unangerührt auf dem dazu bestimmten Tische liegen. Die Neuigkeiten des Tages, selbst die Fragen der Partei, zu welcher der Baron sich zählte, waren ihm kein Leckerbissen mehr, ja sie erregten in ihm sogar eine Art nie empfundenen widerwärtigen Gefühls. Es schien sich in seinem Innersten eine von Niemanden vermuthete, früher sogar nicht für möglich gehaltene Umwandlung althergebrachter Anschauungen

vorzubereiten und das persönliche Interesse – von jeher in ihm vorherrschend – überflügelte jetzt weit das allgemeine. Dabei schloß ein geheimnißvolles Siegel seine Lippen gegen Jedermann, er wünschte sogar nicht einmal, von irgend Wem in seinem träumerischen Gebahren beobachtet oder wohl gar befragt zu werden. Doctor Millinger kam seltener als sonst, denn er vor Allen merkte sehr bald, daß nicht Alles richtig in Holzendorf war. Der wohlwollende Mann drang keineswegs in den alten Herrn, sein Herz vor ihm zu erschließen, er wußte aus alter Erfahrung, daß eines Tages doch die Stunde kommen würde, wo man ihm das in der Luft schwebende Räthsel vorlegen und von ihm einen Theil der Lösung verlangen würde.

Wie nun der Herr sich von Allen im Hause zurückzog, so vermieden die Diener sorgfältig jedes laute Gespräch in den Kirchen und Stuben; nur leises Geflüster zwischen der alten Hanne und Friedrich ließ sich oftmals vernehmen und Beide tauschten Winke mit einander aus, die Niemand verstand, aber auch Niemand verstehen sollte. So, da sie wie alle Uebrigen ihr gewohntes Geschäft im Stillen verrichteten, lagerte sich allmählig über das sonst so regsame Gehöft eine nie vorher wahrgenommene Oede und Stille, die um so unheimlicher zu Tage trat, da die eigentliche Ursache derselben eine verborgene, also um so besorgnißerregender war.

Am bedeutsamsten von Allen aber zeigte sich die Umwandlung im Wesen und Benehmen der Baroneß von Steinach. Die junge Dame hatte sich sichtbar in ihrem

Aeußern und auch in ihren Aeüßerungen verändert. Sie sah bleicher aus, ihr Schritt war noch langsamer, bedächtiger, unhörbarer geworden; ihre Sprache hatte etwas ungemein Weiches, Rührendes angenommen, sie flüsterete beinahe nur, und wenn sie zu Jemanden sprach, beschränkte sie sich auf die nothwendigsten Worte, die jedoch Jedermann verstand und, sobald sie einen Wunsch oder eine Anordnung betrafen, augenblicklich befolgte. Besonders auffallend hatte sich ihr Blick verändert; ihr schönes Auge war sinnender geworden, selten oder nie schlug sie es gegen Diejenigen auf, mit denen sie sprach, wie sie zuweilen in früheren lebhaften Unterhaltungen gethan. Mehr denn je beeilte sie sich zu allen Tageszeiten, das gastliche Dach des Oheims zu verlassen und im Freien umher zu schweifen, um an einem selten besuchten Orte ihren Gedanken nachzuhängen und, wie es schien, mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Ihren Oheim, der zu ihr so schnell Zutrauen gewonnen, wie noch nie zu einem anderen Menschen, und dem sie so bald mit ganzer Hingebung sich zugeneigt, vermied sie, wo es irgend ging, als trüge sie etwas Geheimnißvolles auf dem Gewissen, was sie gerade ihm am sorglichsten zu verbergen trachtete; sie schien sogar geängstigt zu sein, wenn er ihr unverhofft begegnete, und glücklicher Weise ging er ihr selbst aus dem Weg, als erfülle ihn ein ähnliches Gefühl.

So sehen wir sie denn häufig, besonders gegen Abend, wenn die Sonne sich tiefer neigte und die Spitzen der Wäder mit ihren letzten Strahlen vergoldete, auf dem

Friedhöfe der waldigen Anhöhe weilen. Aber sie sah weder diese rosigen Strahlen, noch die Schatten, welche die alten Bäume warfen, sie erlabte ihre Augen nicht wie sonst an der blauen Fernsicht, den im Nebel verschwimmenden Bergketten und den im Abendwinde wogenden Saatfeldern. Eben so wenig achtete sie auf das Rauschen der Blätter, die über ihrem Haupte hingen und deren Lispeln sie früher so gern wie einer geheimnißvollen Natursprache gelauscht hatte. Auf einem der grünen Hügel sitzend, um den herum mehrere Steintafeln standen, welche die Namen der unter dem Rasen Schlummernden trugen, hatte sie die Ellbogen auf die Kniee gestützt und den zierlichen Kopf in die vor der Stirn gefalteten Hände gelegt. So hätte man sie selbst für eine jener Schlafenden halten können, die der Meißel des Menschen aus Stein geformt und zur Hüterin der Gräber aufgestellt hatte. Ruhig, unbeweglich saß sie da und nur in ihrem Kopfe gährte es, in ihrer Brust hämmerte es mit gewaltigen Schlägen, die sie allein durch ihre starke Willenskraft zu be meistern und zu sänftigen versuchte. Und wohin schweiften ihre Gedanken, die, wenn nicht trübe, doch ohne Zweifel von einem Ernst, einer Tiefe und Bedeutsamkeit waren, wie man sie sonst nicht so leicht bei einem so jungen Wesen ihrer Art findet? Weit – weit ab schweiften sie in unsichtbarer Ferne. In den Räumen ihrer Kindheit tummelten sie sich, wo sie achtzehn Jahre lang unter Sorgen und Entbehrungen gelebt, die für sie keine Sorgen und Entbehrungen gewesen waren, weil sie kein anderes Dasein und keine anderen Freuden und Genüsse gekannt

hatte, als daselbst in Gebrauch waren. Sie durchwanderte im Geiste, wie sie so oft in Wirklichkeit gethan, die Säle *ihrer* Kranken, wie sie sie nannte, sie sprach mit jedem Einzelnen, sie vergaß Niemanden. Am lebhaftesten aber vergegenwärtigte sie sich das Gesicht eines Mannes, der ihr so viel Gutes erwiesen hatte und dessen Wohlwollen sie unendlich viel verdankte, eines Mannes, dem sie fast mit kindlicher Anhänglichkeit und Liebe ergeben war und aus dessen Munde sie unzählige Male weise Lehren und gute Rathsschläge vernommen hatte. Mit ihm unterhielt sie sich jetzt fast immer; an seinen Mienen, die ihr ihre Phantasie zum Sprechen deutlich vor die stürmische Seele führte, hing sie mit ihrem ganzen Herzen, wie sie mit ihrem inneren Auge jede seiner Bewegungen verfolgte und mit innerem Ohr seine Aeußerungen verschlang. Dies war der Director jener bedeutungsvollen Anstalt, ihr erster Arzt, der leutseligste, gefühlvollste der Menschen, mit einem Worte, ein Mann, der ihr achtzehn Jahre lang ein zärtlicher Vater, Führer und Freund gewesen war.

War es vielleicht eine Art Heimweh, was ihr Herz mit Kümmerniß, mit ungewohnter Sehnsucht erfüllte? Theilweise wohl möglich, daß es so war. Aber es war das nicht allein. Eine Sorge, eine Kümmerniß, die die Gegenwart betraf, mischte sich ganz gewiß damit. O, wenn sie nur auf eine Stunde sich in die alten, ihr liebgewordenen Räume hätte zurückversetzen dürfen, sie würde glücklich gewesen sein, oder noch lieber wäre es ihr gewesen, wenn sie den genannten Arzt hätte zu sich entbieten und

befragen können: er hätte gewiß mit seiner weisen Unterscheidung, mit seiner tiefdringenden Menschenkenntniß, mit seinem das Innerste eines Menschen durchforschenden Geistesblick das Dunkel gelichtet, welches auf ihrer Seele, vor ihren Augen, auf der ganzen Welt lag, in der sie sich jetzt bewegte, die rings um sie ausgebreitet lag.

Aber das war nicht möglich; er war weit entfernt von ihr, seinen ernsten Beschäftigungen, seiner rastlosen Bemühung, die so recht eigentlich das innerste Menschenwohl betrafen, mit unsäglichem Fleiße obliegend. Diese Unmöglichkeit erkennend saß sie nun eines Abends auf dem stillen, von uns geschilderten Platze. Schon eine Stunde hatte sie träumend, wünschend, Aufschluß begehrend daselbst zugebracht und auf keine Weise gefunden, was sie suchte. Immer dunkler wurden um sie die Schatten der Gräber, immer blauer, verschwommener die nebelartige Ferne, immer grauer und düsterer färbte sich das Gewölk des abendlichen Himmels. Plötzlich fiel ihr der Doctor Millinger ein, den sie mehrere Tage nicht gesehen hatte. Wie von einer inneren Gewalt in die Höhe geschnell, hob sie den Kopf empor und starrte in die vor ihr liegende Ebene hinab. Da sah oder glaubte sie einen sich bewegenden Schatten am Fuße des Berges zu sehen. Und wie es uns oft begegnet, daß wir – ohne zu wissen wie es kommt – an einen Menschen denken und dieser Mensch fast augenblicklich, gleichsam durch unsere Gedanken herbeigerufen, die sich mit ihm beschäftigt haben, nicht allein vor unserer Seele, sondern auch vor

unseren leiblichen Augen auftaucht, so erkannte sie fast augenblicklich, daß der wahrgenommene Schatten der Arzt wirklich war, der ziemlich eilig den Hügel heraufgestiegen kam.

Eine heftige, lange nicht gefühlte freudige Regung ergriff sie bei diesem Anblick; denn Denjenigen mit den Augen unseres Leibes zu sehen, an den unsere Seele herzlich und innig gedacht hat, gewährt uns stets eine große, triumphähnliche Freude. Sie erhob sich rasch, trat einige Schritte vor und winkte mit ihrem Tuche dem Wandelnden zu, gleichsam ihn damit auffordernd, so rasch wie möglich näher zu treten. Ach, sie brauchte ihn nicht dazu aufzufordern, er wäre von selbst gekommen, denn er suchte sie diesen Abend, er wußte, daß sie auf dem Friedhofe war, wohin sie so oft ging, in dem Glauben, kein Mensch wisse, wo sie sich aufhalte. Allerdings, Viele hatten es nicht gewußt, Doctor Millinger aber war der Einzige, der es bestimmt wußte und der diesmal absichtlich, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen, die einsame Grübeleien seiner jungen Freundin zu unterbrechen gekommen war.

Als er noch zwanzig Schritte von ihrem Sitze entfernt war, sprang ihm Marie, wie durch eine Feder emporgeschwungen, entgegen; beinahe wäre sie an seinen Hals geflogen, denn dieser Mann schien ihr von Gott gesandt zu sein, um sie ihrer trübseligen Lage, ihrem Schmerze, ihrer inneren Verzweiflung zu entreißen.

Das Gesicht des menschenfreundlichen Arztes trug heute den Ausdruck der Sorge in hohem Grade zur

Schau. Dennoch schien er erfreut zu sein, die Gesuchte gefunden zu haben. Im ersten Augenblick sprach er gar nichts, denn sein Athem keuchte, da er den Berg ungewöhnlich rasch erstiegen hatte, aber er setzte sich dicht neben Marie auf den Hügel, der ihr zur Ruhestätte diente, und drückte ihre Rechte innig in seine beiden Hände.

»O, wie freue ich mich,« begann Marie das Gespräch, »Sie bei mir zu sehn. Gewiß hat Gott Sie auf meinen Wunsch den Weg hierher finden lassen, denn ich hatte großes Verlangen nach Ihnen und dachte seit einer Viertelstunde unaufhörlich an Sie.«

»Ja, ja,« sagte der Arzt mit Ueberlegung, »ich glaube es. Das begegnet uns oft. Aber wenn Sie so großes Verlangen nach mir hatten, warum ließen Sie mich es nicht schon längst wissen? Ich komme ja so gern zu Ihnen.«

»Mein Verlangen wurde erst hier auf diesem Platze heute Abend rege, es kam mir erst vor Kurzem zum klaren Bewußtsein. Ach, es ging so viel Trübes durch meine Seele und Ihnen allein könnte ich – möchte ich die Last aufbürden, die mich beinahe erdrückt.«

»Aber welche Last könnte Sie so schwer bedrücken?«

»Das eben ist es, was sie noch unleidlicher macht – ich kenne sie noch nicht in ihrem ganzen Umfange und doch weiß ich, daß sie vorhanden ist. – Haben Sie meinen Oheim heute oder gestern gesprochen?«

»Heute erst, ich komme sogar so eben von ihm her; denn da ich hörte, daß Sie ausgegangen wären, und auch

ich Sie wegen des Oheims sprechen wollte, so suchte ich Sie auf.«

»Sie wollten mit mir wegen des Oheims sprechen?« fragte Marie erstaunt.

»Ja, das wollte ich. Wundert Sie das? Der alte Herr ist nicht mehr Derselbe wie früher.«

»Wie, das wissen Sie?«

»Wohl weiß ich das, denn ich kenne ihn seit vielen Jahren und schließe stets aus seinem äußeren Benehmen auf sein inneres Leid. Und Leid hat er, muß er haben; er lärmt und tobt nicht mehr, hat sein zorniges Wesen abgelegt und sitzt brütend auf einer und derselben Stelle – das ist bei ihm stets ein schlimmes Zeichen.«

»Freilich. Ach ja, Leid hat er in der That, und das eben ist es, was mein Herz zusammenschnürt; ich kann diesen alten Mann nicht leiden sehen und darum denke ich schon lange auf Abhülfe.«

»Sie, mein Fräulein, denken auf Abhülfe? Könnten Sie ihm denn helfen?« –

Das Mädchen schaute verwirrt zu Boden und eine ihr ungewöhnliche Röthe färbte ihre heute so bleichen Wangen. »Ach ich?« seufzte sie. »Freilich kann ich nicht, wie ich wohl möchte, und doch fühle ich den Trieb dazu. Ein solcher Trieb aber, wenn man nicht die Fähigkeit besitzt, ihn auszuführen, verzehrt uns, und das ist die Last, die auf meinem Herzen liegt.«

Der Arzt dachte bei diesen Worten, die er nicht recht begriff, still für sich nach und schaute das junge Mädchen

dabei von der Seite an, welches ohne Zweifel mehr hinter ihren Worten verbarg, als sie ihn hören ließ.

»Wir wollen uns klar zu machen versuchen, was vor uns liegt,« fuhr er bedächtig fort. »Nur so können wir zum Ziele gelangen. Welche Last drückt denn Ihrer Meinung nach Ihren Oheim zumeist?«

»Das ist sehr bald gesagt, und wenn Sie ihn kennen, müssen Sie das eben so gut wissen wie ich. Er selbst wirft den Grund seiner Mißstimmung auf das schlechte Jahr, die traurige Witterung, die wahrscheinlich ganz mißrathende Erndte. Das ist es aber nicht, was einen so festen und wohlhabenden Mann so tief beugen könnte. Vielmehr ist es etwas ganz Anderes und viel Trübseliges. Ach, wenn ich ihn anblicke, wie er so sinnend, geängstigt und schweigsam da sitzt, faßt mich das tiefste Weh, und in meinem Herzen kommt es mir vor, als ob die Wogen des bitteren Lebens, die ihn von jeher finster und drohend umrauscht, allmählig gänzlich über seinen alten Kopf zusammenstürzten.«

Der Arzt fuhr erschrocken zurück. So ernst hatte er sich die Lage des Barons nicht vorgestellt. »Sie täuscht sich,« sagte er zu sich selbst. »Ihre Phantasie ist zu lebhaft, diese Angst ist in ihrer beschränkten Erziehung begründet. – Und welche Wogen sollten das sein?« fragte er laut.

»Die seine Söhne über ihn ausschütten!« sagte Marie fest und mit lauterer Stimme, als sie gewöhnlich ertönen ließ.

»Ja, seine Söhne!« sagte der Arzt.

»Ach, Herr Doctor, mein lieber Freund,« fuhr Marie fort, »ich fürchte etwas Schreckliches. Die Prophezeihung jenes verschollenen ältesten Sohnes, die er gegen seinen Vater aussprach, als er ihn ungerecht und unbarmherzig schlug, scheint jetzt endlich in Erfüllung gehen zu wollen. Wenigstens zeigt sich schon der Anfang davon. Die jüngeren Söhne züchtigen ihn allmählig für das, was er dem ältesten gethan –«

»Still!« sagte der Arzt leise und wandte den Kopf zur Seite. »Seufzte da nicht Jemand hinter uns?«

»Ich habe nichts gehört,« erwiderte Marie eben so leise. »Aber man sagt, die Todten seufzen, wenn den Lebendigen, ihren Lieblingen, etwas Schmerzliches widerfährt. Wir sitzen hier auf dem Hügel seiner entschlafenen Gattin. Vielleicht war sie es, die einen Seufzer über das traurige Geschick ihres Hauses ausstieß.«

Der Arzt schauderte unwillkürlich bei diesen mit einem tief ernstesten Ausdruck gesprochenen Worten des jungen Mädchens. Er hielt immer noch ihre Hand in der seinigen und fühlte sie darin kalt und kälter werden. Das unheimliche Wesen, welches er schon lange am Baron und seinen Hausgenossen bemerkt, fing an, sich auch an Marie zu zeigen. Ein alter Argwohn stieg wieder in seinem Geiste auf. Sollte das Mädchen vielleicht doch durch ihre Geburt, ihre Erziehung an irgend einem verborgenen Fehler ihrer innersten Organisation leiden? Seine Haare sträubten sich bei diesem schrecklichen Gedanken zu Berge. Zehnmal verwarf er ihn und zehnmal kam er ihm

wieder frisch in's Bewußtsein zurück. »Warum seufzen Sie so schwer?« fragte er ängstlich.

»Ach, ich will es Ihnen gestehen. Ich habe eine außerordentliche Sehnsucht nach M. . . . Nur einen Tag möchte ich daselbst zubringen, und glauben Sie mir, ich würde aufgeklärter über mich selbst und Andere wieder zurückkehren.«

»Aufgeklärter? Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich kann mich nicht genauer ausdrücken, denn ich bin mir selbst noch nicht darüber klar.«

»Sie hat das Heimweh!« dachte der Arzt. »Das ist gewiß. Sollte es dafür nicht ein Mittel geben? Ich werde mit dem Baron darüber sprechen. – Sie sprachen von den Söhnen des Barons,« fuhr er ablenkend in seiner Rede fort. »Wissen Sie vielleicht genauer, was sie dem Vater neuerdings aufgebürdet haben?«

»Gewiß. Beide sind Verschwender, jeder in seiner besonderen Art. Sie vergeuden Summen, die der Vater jetzt noch bezahlen kann, aber dabei werden sie nicht stehen bleiben; sie werden größere vergeuden und vom Vater fordern und er, der schwache – in dieser Beziehung seinen Söhnen gegenüber schwache – Mann wird Alles opfern, um nur die Ehre seiner Familie zu retten, die ihm über Alles geht.«

»Aha, so ist es! Ich dachte es beinahe. Also der Kleine auch?«

»Ach! Er macht mir den größten Kummer.«

»Ihnen? Das ist wunderbar – wie so denn? Hat er Sie gekränkt?«

»Gewiß nicht, aber sein Wesen und Benehmen beunruhigt mich. Doch lassen Sie mich davon schweigen, ich muß noch reiflicher darüber nachdenken.«

Der Arzte dachte auch nach, aber ohne es laut werden zu lassen, was er dachte. Er stellte sich Etwas vor, was hier nahe zu liegen schien und was ihn eben deshalb auf eine ganz falsche Spur führte. »So,« sagte er laut, »also Junker Georg ist auch ein Verschwender?«

»Gewiß ist er es. Das scheint mir aber noch nicht das Schlimmste zu sein. Er wie sein Bruder werden von einem und demselben geheimnißvollen Mann geleitet, der wie ein unheilvoller Dämon über diesen beiden jungen Menschen zu schweben und sie zu beherrschen scheint.«

»Wen meinen Sie?«

»Einen Mann, der sich Beider Freund nennt und aus dem mein Oheim selbst nicht klug werden kann. Er ist zwar ein vornehmer Mann – so sagt man – ein Graf Zaretta, der aus Ungarn stammen soll, der in der Residenz sich schnell einen Namen gemacht hat, weil er mit großen Geldsummen umspringt wie kein Anderer. Wenn das nun ein Abenteurer wäre, der den Leichtsinn der beiden Brüder ausbeutete, den Vater dadurch ruinirte und die Familie in's Unglück stürzte –«

»O!« sagte der Arzt, »das wäre sehr schlimm, aber wie wollte man da einschreiten?«

»Das ist mir auch noch nicht klar. Lassen Sie uns aber Beide darüber nachdenken.«

»Das wollen wir – Aber sehen Sie, mein liebes Kind, es ist während unsers Plauderns beinahe Nacht geworden.

Der Himmel hat sich wie jeden Abend mit Wolken umsäumt und kein Stern ist sichtbar am ganzen Horizonte. Lassen Sie uns aufbrechen; ich will heute Abend noch mit dem Baron sprechen, vielleicht findet sich ein Mittel, der finsternen Strömung seines Geschickes entgegen zu arbeiten.«

»Gott gebe es! So gehen wir denn.« –

Beide erhoben sich und schritten Arm in Arm den Abhang hinunter, dem Gutshofe entgegen.

Als sie aber etwa hundert Schritt von dem Grabe, auf welchem sie gesessen, entfernt waren, bewegte sich Etwas hinter dem aufrecht stehenden Grabstein, der zunächst an dem kleinen Hügel lehnte. Und siehe, ein Mann trat langsam hervor, der unbemerkt von Beiden dahinter gekauert und ohne Zweifel ihre Worte belauscht hatte. Der Seufzer, den sie vernommen, war also doch nicht dem Grabe der Todten entstiegen.

Das Dunkel des späten Abends war zu tief, um die Gesichtszüge dieses Mannes erkennen zu lassen, nur die allgemeinen Umrisse seiner Gestalt machten sich bemerkbar. Diese Gestalt aber war groß, kräftig und von gediegener Festigkeit. Er trat vor den Hügel, auf dem der Arzt und Marie gesessen, und schaute Beiden nach, so lange er ihre Gestalten in der zunehmenden Dunkelheit erkennen konnte. Als er sie aus dem Auge verloren, seufzte er noch einmal hörbar auf und ließ sich dann selbst auf den Hügel nieder, der so eben erst verlassen worden war. Wie Marie vorher, so stützte auch er sein Haupt auf beide Hände, und wie sie, dachte er über Vergangenheit und

Gegenwart nach. Nach einer geraumen Zeit aber erhob er sich langsam, beinahe feierlich. Dann noch einen Blick in die Richtung werfend, wo das Gut Holzeudorf lag, wandte er sich und schritt langsam in entgegengesetzter Richtung dem Kupferhammer zu.

Als Doctor Millinger mit der jungen Dame den Park von Holzendorf erreicht hatte, begegnete sie dem Baron, der im bereits ziemlich dunklen Gatten auf und ab wandelte. Nachdem Marie ihm einen flüchtigen Abendkuß geboten, schlüpfte sie an den Männern vorbei und eilte in ihr Zimmer. Der Doctor schloß sich dem Baron an und setzte mit ihm den Spaziergang fort.

»Es giebt wieder Regen, Doctor,« begann der Baron das Gespräch. »Regen und alle Tage Regen, kurz vor der Erndte, das ist die Losung des Tages. Wie das noch werden soll, weiß ich nicht. So lange ich hier wohne, habe ich solch' schlechtes Frühjahr und solchen bösen Sommer nicht erlebt, wie dieses Jahr. Nun, meinerwegen, so geht denn Alles auf einmal bergab!«

»Wie so, bergab, Herr Baron?«

»Das fragt Ihr noch? Seht Ihr das nicht mit eigenen Augen?«

Der Arzt glaubte das Eis gebrochen, der Baron baute ihm selbst eine Brücke zu dem Ziele, wohin er das Gespräch gelenkt haben wollte. »Ja,« sagte er etwas leiser

sprechend, »ich habe es eben mit eigenen Augen gesehen, das arme Fräulein ist sehr zu beklagen.«

Der Baron blieb stehen und schaute den Arzt fragend an. »Was ist es denn mit ihr? Ich weiß ja nichts davon.«

»Sie hat das Heimweh nach ihrem früheren Aufenthaltsorte, Herr Baron, dergleichen kommt häufig vor. Sie werden sie eine Reise dahin müssen antreten lassen –«

»Nach dem Irrenhause? Gott soll mich davor bewahren! Mit dem habe ich ein für alle Mal gebrochen. Davon will ich nichts hören. Das Heimweh wird überwunden werden – der Mensch überwindet Viel.«

»Ja – aber –«

»Nichts von aber, Doctor; schweigt mir davon. Ich habe in den letzten Tagen nicht viel Zeit gehabt, mich mit ihr zu beschäftigen – mir gehen viele Dinge anderer Art im Kopf herum – bald aber werde ich mit Allem im Reinen sein. Die Testamentsvollstreckung meiner Frau findet nächste Woche statt, dann bin ich auf Jahre hin fertig und mein eigener Herr. Bis dahin müßt Ihr mir aber beistehen, meine Nichte zu zerstreuen. Ladet sie Nachmittags zu Euch ein, sie ist gern bei Euch und Eurer Familie. Eure Töchter üben einen wohlthätigen Einfluß auf sie aus; sie spricht viel Gutes von ihnen. Auch könnt Ihr mit ihr spazieren fahren, wohin Ihr wollt, um sie aufzuheitern, zu unterhalten. Wollt Ihr das?«

»Von Herzen gern, wenn damit geholfen werden kann! Aber ich glaube es nicht.«

»Aber ich. – Glaubt Ihr – ja, was wollt ich sagen – glaubt Ihr, daß das böse Wetter anhaltend sein wird?«

»Ach ich,« seufzte der Arzt, der sah, wie der Baron einen Ableiter von dem vorliegenden Gegenstande suchte und ihn im Wetter zu finden hoffte, »ach ich – ich glaube es und glaube es nicht.«

»Was ist das für eine Antwort! Ja und Nein in einem Athem! Woran denkt Ihr Mann?«

»Wenn das arme Kind – ich meine das gnädige Fräulein – nur nicht doch zu viel von der Krankenluft in M. . . eingesogen hat?« sagte der Doctor dreist, nachdem er in einer minutenlangen Pause dazu ein Herz gefaßt.

»Warum nicht gar! Was kommt Euch an? Ihr spielt zu sehr den Doctor. Das Mädchen ist ganz gesund – ich sage es Euch.«

»Ja – gesund – aber –«

»Meint Ihr, daß sie – daß sie –« und der Baron blieb wieder stehen und faßte den Arzt nachdrücklich am Arm.

»Ich weiß es nicht. Aber sie ist mir zu traurig, zu wehmüthig gestimmt. Das war ihre Mutter auch, ehe sie krank wurde. Mir gefällt das nicht.«

»Haha! Ist es das? Das bin ich auch. Das sind wir Alle jetzt. O, Doctor! Wenn ich nur erst das Geld los wäre! Ich fühle mich mehr bedrückt, daß ich es habe, als mancher Andere, der es haben möchte und es nicht hat.«

»Sie denken es also wirklich auszuzahlen?«

»Ihr fragt noch? Kann ich denn anders? Bei Heller und Pfennig, selbst wenn ich wüßte, daß es am Tage darauf aus dem Fenster geworfen würde. Das Testament spricht

sich klar und deutlich darüber aus. In der nächsten Woche wird Georg fünfundzwanzig Jahre alt, dann erhalten meine Kinder das Erbtheil ihrer Mutter.«

»Wenn aber mit Sicherheit vorauszusehen ist –«

»Was ist mit Sicherheit vorauszusehen? Der Mensch sieht *nie* mit Sicherheit voraus.«

»Doch so ziemlich – bisweilen wenigstens. Ihre Söhne geben viel Geld aus –«

»Ja, was weiter?«

»Wenn nun vorauszusehen, daß sie dies Erbtheil, 20,000 Thaler sind es, wie ich weiß, *verschwenden* –« und er legte einen verständlichen Nachdruck auf das letzte Wort.

»Halt! Das geht Euch nichts an!« zürnte der Baron wie in früheren Tagen. »Bekümmert Euch um Eure Sache. Selbst wenn meine Söhne notorische Verschwender wären, wie sie nur lebenslustige junge Leute sind, so würdet Ihr mir doch nicht rathen wollen, das der Welt kund zu thun? Man gehört einer Familie an, Doctor, man hat einen Namen, der noch seinen Klang hat, meiner soll ihn, so lange ich lebe und auf diesem Gute webe und schaffe, immer behalten.«

»Gott gebe es, daß Sie nicht gerade Das durch Ihre Rechtlichkeit herbeiführen, was Sie vermeiden wollen,« sagte der Doctor laut und beinahe streng.

»Dummes Zeug! Ja, er gebe es, und er wird es geben. Mein eigenes Vermögen reicht noch eine Weile aus, wenigstens so lange ich auf der Welt bin – mein Haupt wird alle Tage weißer, Doctor.« –

»Ja, gewiß, Herr Baron. Da würde ich aber an Ihrer Stelle wünschen, daß dieses mein weißes Haupt auch in der Erde ruhig und getrost schliefe –«

»Ha! Meint Ihr, daß ich das nicht wünschte? Bei Gott! Ihr kennt mich sehr schlecht. Wenn mein Name nach meinem Tode noch einen Schimpf erlitte, glaubt mir, ich würde mich im Sarge umdrehen. Aber das ist nicht zu befürchten, nicht im Mindesten. Denn seht, ich habe auch ein wenig Menschenkenntniß, und besonders, was meine Söhne betrifft, sehe ich klar vor Augen. Sie haben lustig gelebt und leben noch lustig. Das habe ich auch gethan, und mein Vater auch. Als wir aber in unsere Pflicht eintraten, als wir dies immer noch unverschuldete Gut übernahmen, war es mit der Lustigkeit auf immer vorbei. Wir wurden gesetzte Leute, nahmen ein reiches Weib – und damit war das Vermögen gesichert. So wird es auch künftig sein. Laßt Alfred nur erst hier sitzen – er wird ein Knauser wie Einer. Das findet man oft. Jetzt hat er nur noch den Trieb, Etwas zu erwerben, und wenn er einen Theil dabei aus dem Fenster wirft, so wird er sich die Hörner schon abstoßen; nachher sammelt er um so mehr. Und Georg? Nun, der erhält einst seinen Antheil von meiner Hinterlassenschaft. Sein Bruder kann und wird ihm nicht aufhelfen, wie ich, sein Vater. Dann kommt die Einsicht mit den Jahren und der Umschlag ist da. Das ist meine Philosophie, mein Trost, so weit bin ich mit meinem Nachdenken gekommen. Denkt Ihr anders?«

»Der Mensch denkt, und Gott lenkt! Niemand kann in die Zukunft schauen. Aber ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Philosophie eine richtige sei.«

»Das wird sie. Gebt Acht. – Aha! da haben wir's – es fängt an zu regnen. Nun geh' ich hinein, ich habe noch zu schreiben. Macht, daß Ihr fortkommt, sonst werdet Ihr tüchtig naß.«

Beide schritten eilig in's Haus. Der Doctor empfahl sich, ließ sein Pferd vorführen und trabte nach Hause.



Die Zeit der Erndte war gekommen, und wie man befürchtet hatte, war sie schlecht ausgefallen, sogar hinter aller Erwartung zurückgeblieben. Der Roggen, der Hafer und die Gerste, theilweise durch Hagelschlag, wiederholte und anhaltende Regengüsse verdorben, lieferten fast gar keinen Ertrag, der Weizen einen zwar etwas größeren, aber doch nur sehr geringen; die Kartoffeln waren frühzeitig von der alljährlichen Fäulniß ergriffen und die Futterkräuter zum Theil ganz ausgefallen. Die Stimmung der Landleute war eine höchst betrübte, und sogar Diejenigen, die auf Kosten ihrer Herrschaften lebten, ließen die Köpfe sinken und gaben sich einer nie dagewesenen Muthlosigkeit hin. Holzendorf vor Allen war schwer heimgesucht, und da zugleich das Vieh, von den schlechten Nahrungsmitteln nicht hinreichend ernährt, zu kränkeln anfang, besonders viele Schaafe fielen, so entstand

eine Angst und Besorgniß unter den Bewohnern, die nur Derjenige sich vorstellen kann, der Aehnliches erlebt hat.

Der Baron, von so harten äußeren Schlägen betroffen, erhob sich dabei in seinem ganzen alten Stolze, um seinen Leuten Muth und Vertrauen einzuflößen, aber das war nur ein für die ihm entfernter Stehenden berechneter Flitterglanz; seine Gutsbewohner, seine treuen Diener merkten ihm an, daß sein altersgraues Haupt sich unter den neuen Prüfungen beuge und daß seine zur Schau getragene Fassung nur eine angenommene und erkünstelte sei. Wohl wußten sie, daß er im Stillen den bittersten Gedanken sich hingäbe, und wer ihn nur einigermaßen ergründen und beurtheilen konnte, sah das schon seiner zusammengesunkenen Gestalt, seinem blassen abgehärmten Gesicht an, welches sich, kurz zuvor noch so frisch und rund, sichtbar mit Runzeln zu bedecken anfing.

Aber nicht allein die Mißerndte, die lange vorhergesehen worden war, bevor sie wirklich eintrat, konnte diese so rasch sich entwickelnden Züge des vorschreitenden Alters in ihm hervorrufen, obgleich man im Allgemeinen dies anzunehmen schien; die wenigen Eingeweihten dagegen wußten sehr wohl, daß noch ein anderer und gewichtiger Grund zum Kummer vorhanden war, obgleich nur sehr Wenige, fast nur Doctor Millinger und Marie allein, den vollen Umfang, so wie die ursprüngliche Quelle desselben kannten.

Um dem Leser aber von dem Zustande seiner Seele ein vollkommen treffendes Bild zu liefern, müssen wir noch

einmal auf die Theilung des Vermögens seiner Frau zurückgehen, denn von dem Tage an, wo das Testament derselben den Augen der Betheiligten eröffnet wurde, schrieb sich der augenscheinliche Verfall der ritterlichen Gestalt und der ganze Seelenkummer des Barons her.

Seine Gattin war, wie wir wissen, eine mit Mitteln begabte, sogar sehr reiche Frau gewesen, hatte sich aber noch vor dem Vollzug ihrer Ehe die alleinige Selbstbestimmung über ihr zugebrachtes Vermögen vorbehalten. Hierzu hatte sie wohl einigen Grund gehabt. Sie liebte den Baron zärtlich, aber diese Liebe verdunkelte nicht ihre Einsicht, daß derselbe bisher mit seinem persönlichen Vermögen etwas arg gewirthschaftet habe. Um nun ihrer etwaigen Nachkommenschaft wenigstens einen Theil ihres zugebrachten Gutes sicher zu stellen und zugleich auch dem Ansehen des Barons selber aufzuhelfen, hatte sie die Einrichtung getroffen, daß die Hälfte des Vermögens, 60,000 Thaler betragend, ihrem Gatten für immer verbleiben, dagegen die andere Hälfte ihren Kindern überliefert werden sollte, sobald das jüngste sein fünfundzwanzigste Jahr erreicht habe. Bis dahin sollte der Vater den Nießbrauch des Ganzen behalten, die den Kindern bestimmte Hälfte aber nur in den Zinsen, nicht im Capital angreifen können. Wie nun die Berechnungen der Menschen, selbst der allerklügsten, häufig auf Irrthümern beruhen, so war es auch hier der Fall, denn die gute Frau, der ein frühes Ende zu Theil ward, konnte wohl nicht annehmen, daß gerade diese, mehr auf zärtliche

Mutterliebe, als aus Vertrauen zu ihrem Gatten gegründete Fürsorge ein Unheil in sich schließen würde, welches auf beide Theile zu fallen dereinst bestimmt sein sollte. Denn gerade der Baron wurde, sobald er Besitzer von Holzendorf und Familienvater geworden war, ein sparsamer, vorsichtig mit dem Gelde umgehender Mann, während die so vorsorglich bedachten Kinder, auf ihr dereinstiges Erbe pochend, in eine Bahn geriethen, die den Erwartungen der Erblasserin sehr wenig entsprach. Wir kennen dies schon zum Theil aus der vorliegenden Erzählung. Der Baron nun, stolz zwar auf seinen altadeligen Namen und die Privilegien seines Standes, aber ein Ehrenmann in Geschäftssachen, treu in der Erfüllung der von ihm beschworenen Pflichten und den Wünschen der Erblasserin unabweislich folgend, hatte vom Todestage derselben an sein Augenmerk darauf gerichtet, sowohl den ihm selber zugefallenen Vermögensantheil, wie auch den seiner Kinder nach bester Einsicht zu verwalten; bald aber hatte er die traurige Erfahrung gemacht, daß seine Kinder ihm mehr kosten würden, als die Zinsen des ihnen ausgesetzten Antheils betragen, daß er also allein der Uebervortheilte bei jenem Abkommen sein und bleiben werde. Das verschlug ihm aber nicht viel. Er legte, als er die verschwenderischen Eigenschaften seiner Söhne erkannt hatte, von dem Seinigen reichlich zu, verwerthete das Ganze möglichst und war, wie wir gesehen haben, fest entschlossen, den Erwartungen der Mutter seiner Kinder

nachzukommen. So rückten die Jahre unaufhaltsam vorwärts und der Tag war angebrochen, an welchem sein jüngster Sohn Georg das vorgeschriebene Alter erreichte.

Schon lange vor dieser Zeit hatte der Baron im Stillen Vorkehrungen getroffen, daß die Stimme, die seinen Kindern gehörte, zur rechten Zeit sich in seinen Händen befinde, und es hatte zugleich in seiner Absicht gelegen, an dem bestimmten Tage auf dem Gute einen Familienrath zu halten, den beiden Söhnen dabei das Geld zu übergeben und vertrauensvoll sie zu ermahnen, das empfangene Gut zu ihrem Besten zu verwenden.

Von diesem vorläufig gefaßten Beschlusse war er aus einem Grunde abgewichen, den wir hier erwähnen müssen, obgleich die Andeutungen dazu schon in dem Gespräche enthalten sind, welches wir ihn mit Alfred, während dessen letzter Anwesenheit auf dem Gute, haben führen hören. Der Vater fürchtete von diesem seinem Sohn in Betreff des zweifelhaften Daseins seines ältesten Sohnes überstimmt und zu einer Handlung hingerissen zu werden, die er vor seinem Gewissen nicht verantworten zu können glaubte, wie er denn auch sich selbst und Marien das Versprechen gegeben hatte, das dem Verschollenen zustehende Vermögen noch nicht unter seine beiden Brüder zu vertheilen, da ja noch immer die Möglichkeit vorhanden war, daß derselbe zurückkehren und sein Erbtheil in Anspruch nehmen könne. Zu diesem Behufe hatte er eine andere Anordnung betreffs der Ueberlieferung der Summen getroffen. Er hatte im Sinne gehabt, selbst nach der Residenz zu reisen und bei seinem

Bankier, unter Zuziehung seines Advocaten, der ein redlicher Mann war und sein volles Vertrauen besaß, die Summe von 40,000 Thalern niederzulegen, wo sie seine Söhne nach Belieben in Empfang nehmen und damit nach Gutdünken schalten und walten könnten. Allein sein letzter Aufenthalt in der Residenz hatte ihn mit einem unbesiegbaren Widerwillen gegen diese Reise erfüllt, er wollte sich nicht noch einmal in die Wirren und Neuerungen der großen Welt stürzen, denen er erst vor Kurzem so glücklich entronnen war. Daher hatte er die beiden Vertrauensmänner zu sich nach Holzendorf beschieden, ein Entschluß, der auch dadurch um so gerechtfertigter erschien, daß die Testamentsvollstreckung gerade in die Zeit der Erndte fiel, während welcher der Baron Haus und Hof nicht gut verlassen konnte.

So waren denn an dem bestimmten Tage die beiden Männer aus der Residenz angelangt. Es war ein regnerischer, unfreundlicher Augusttag, der das Gut in einen grauen Nebelschleier hüllte, wie man ihn um diese Zeit nur selten sieht.

Das ernste Geschäft im Innern des düsteren Hauses nahm dadurch einen noch unerfreulicheren äußeren Anstrich an, als es an sich schon hatte. Die beiden Herren waren um Mittagszeit auf dem Gute eingetroffen. Bevor man an das Geschäft ging, wollte man jedoch mit möglichster Gemüthlichkeit speisen, denn man hatte Zeit genug vor sich, da die Herren, mit den Geldern und Aufträgen des Barons beladen, erst am nächsten Morgen wieder nach der Residenz zurückzukehren beabsichtigten. Wäre

das Wetter günstiger gewesen, so hätte man sich einige Stunden im Freien bewegt, und die Aufmerksamkeit wäre vielleicht durch mancherlei äußere Dinge von der eigentlichen Hauptsache abgezogen worden; so aber war das nicht der Fall und man saß trotz der Sommerszeit im Hause beisammen, hatte höchstens Gelegenheit, von dem traurigen Ausfall der Erndte zu sprechen, und behielt mehr Zeit übrig, als nöthig war, um das Vorliegende nach allen Seiten zu erörtern.

Das Mittagsessen war vorüber, die drei Herren saßen bei den Flaschen hinter dem Tische im Zimmer des Barons und dieser glaubte endlich die Zeit gekommen zu sehen, das lästige und sparsame Gespräch zu wenden und auf das Erforderniß des Tages zu richten. Er eröffnete daher das Geschäft, indem er einige passende Worte über den Grund seines heutigen Besuches sprach, schloß dabei seinen Geldschrank auf und nahm die betreffenden Papiere, das Testament selbst und die sich daran anknüpfenden Documente heraus, die er geordnet auf den Tisch legte.

Als die beiden fremden Herren aus dieser Einleitung entnahmen, daß das ernste Ziel des Tages nahe gerückt sei, erhoben sie sich zu gleicher Zeit von ihren Stühlen und machten ihrem Wirthe eine steife Verbeugung, zum Zeichen, daß sie bereit und willig seien, an die Arbeit zu gehen. Keiner aber von ihnen sprach eine Sylbe; sie ließen dem Baron allein das Wort, der ihnen das Testament vorlas und schließlich hinzufügte, daß er dasselbe in ihrer Gegenwart vollstrecken wolle.

Die Herren verbeugten sich abermals, nahmen das Testament Einer nach dem Andern in die Hand, durchlasen es aufmerksam und legten es, als sie damit fertig waren, wieder schweigend auf den Tisch.

»Morgen früh, meine Herren,« sagte der Baron, »bevor Sie abreisen, werde ich Ihnen die Geldpapiere ausliefern; zugleich aber werde ich Sie bitten, meinen Söhnen diese beiden Schreiben einzuhändigen, die ich je eins für einen Jeden von ihnen aufgesetzt habe.«

Die beiden Männer erhoben langsam die Augen und blickten sich, wie um sich gegenseitig zu irgend etwas noch Verborgenen zu ermuntern, bedeutungsvoll an.

»Dürfe ich so unbescheiden sein, Sie zu fragen, Herr Baron,« sagte endlich der Advocat, der den meisten Muth von Beiden zu besitzen schien, »welcher Art die Meinung ist – ich meine nur ganz im Allgemeinen – die Sie in diesen Schreiben auszusprechen die Güte gehabt haben?«

»Ganz gewiß, meine Herren; vor Ihnen habe ich kein Geheimniß in dieser Angelegenheit. Hm! Die Art und Weise, wie meine Söhne leben, ist mir leider bekannt. Ich mache sie daher in diesen Schreiben aufmerksam, mit den ihnen anvertrauten Geldern vorsichtig umzugehen, wiewohl wie junge Leute ihres Standes, doch vernünftig und sparsam zu leben und nicht darauf zu rechnen, fernerhin noch weitere Unterstützungen von mir zu empfangen.«

»Das ist ein vortrefflicher Rath,« bemerkte der Advocat, seinem Freunde, dem Bankier, noch einmal einen bedeutsamen Wink gebend.

»O ja,« erwiderte dieser etwas zaghaft, »er scheint mir nur etwas zu spät zu kommen –«

»Wie so?« sprühte der Baron auf – »Wie meinen Sie das?«

»Ich meine das so, Herr Baron. Wenn Sie nicht die Güte gehabt hätten, uns mitzuthemen, was in diesen sehr väterlichen Schreiben enthalten ist, so würden wir es für einen unumgänglichen Act unseres Gewissens gehalten haben, Sie zu fragen, ob Sie in der That entschlossen sind, diese großen Summen Geldes Ihren Herren Söhnen auf einmal zu übergeben?«

»Was ist da noch zu entschließen?« fragte der Baron etwas eingeschüchtert. »Das Testament ist da, also muß es vollstreckt werden. Wir vollstrecken es hier nur.«

»Ja; aber –«

»Umstände verändern die Sache!« bemerkte tiefsinnig der Advocat, indem er seinen rechten Zeigefinger geheimnißvoll an die Nase legte.

»Erklären Sie sich deutlicher, meine Herren,« sagte der Baron, sich mit einem Tuch die Stirn abtrocknend. »Reden Sie aber ganz unumwunden. Sie haben einen Mann vor sich, der von Jedermann erwartet, daß er seine Schuldigkeit thue. So wie ich Ihnen und meinen Söhnen gegenüber handele, so handeln Sie auch gegen mich, das heißt nach Ihrem Gewissen. Ich heiße Brandau!«

»Gut!« nahm der Bankier das Wort, »Sie verlangen es – und ich gehorche, obwohl es mir schwer wird, Ihnen vielleicht etwas Unerwartetes – Unangenehmes, meine ich

– zu sagen.« Der Baron hustete, um seine, von Augenblick zu Augenblick wachsende Verlegenheit zu bemänteln. Das Licht, welches vor ihm auf dem Tische brannte – denn die alten Bäume vor dem Fenster warfen einen tiefen Schatten in das Zimmer und hatten in Gemeinschaft mit dem trüben Wetter das frühzeitige Anzünden von Kerzen nothwendig gemacht, um die Schriftstücke lesen zu können – das Licht, welches auf dem Tische brannte, sagen wir, schien sich plötzlich zu verdunkeln, und über die Gesichter der vor ihm sitzenden Männer glaubte er eine düstere Wolke laufen zu sehen, so daß er ihre Züge kaum noch von einander zu unterscheiden vermochte. »Sagen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben!« brachte er endlich mit einem Seufzer hervor, der hinreichend kund that, daß er eben keine fröhliche Botschaft erwartete.

»Ihre Söhne sind notorische Verschwender – Sie wissen das vielleicht nicht –«

»O, wohl weiß ich es. Aber ich setze hinzu, daß sie es *gewesen* sind und mit Gottes Beistand es fernerhin nicht mehr sein werden.«

»Nein!« rief der hartnäckige Bankier. »So ist es nicht, es ist eben anders. Wenn Sie in der Residenz lebten oder häufiger dahin kämen, würden Sie es eben so gut wissen wie wir.«

»Martern Sie mich nicht, meine Herren!« rief der zitternde Vater. »Sagen Sie mir Alles und mit einem Worte. Ich fürchte keine Bombe, wenn ich weiß, daß sie kommt, aber ich habe keinen Augenblick Ruhe, wenn ich sie ungewiß jede Minute erwarten muß.«

Der Bankier empfing vom Advocaten noch einen er-muthigenden Wink, nahm sich zusammen und sagte dann mit etwas bebender Stimme: »Wenn das Geld, welches hier liegt und welches wir Ihren Herren Söhnen überbringen sollen, nun schon ausgegeben wäre, ehe es in die Hände der eigentlichen Besitzer gelangt, wie dann, Herr Baron?«

Dieser schüttelte sich wie vor innerem Frost – die Bombe hatte doch unerwartet eingeschlagen oder war vielleicht schwerer gewesen, als vorausgesetzt war. »Wie meinen Sie das?« fragte er mit bleichem Gesicht.

»Wie ich es sage. Wenn jeder dieser beiden Herren Söhne nun schon lange, bevor der Tag der Testamentsvollstreckung kam, über diese Summe verfügt hätte und dieselbe mehr einem Anderen als ihm selbst gehörte?«

»Das ist nicht möglich, meine Herren!«

»Es ist sehr wohl möglich!«

»Die Beweise, meine Herren!«

»Ja, Beweise! Wenn wir die Schwarz auf Weiß hätten, würden wir mit unseren Mittheilungen nicht so lange gezögert haben.«

»Aber Sie müssen doch irgend einen Anhalt haben, so mit mir zu sprechen, denn Sie müssen wissen, daß Sie mir mit Ihren kalten Worten glühendes Eisen in den Leib bohren.«

»Anhalt haben wir genug. Es ist ein ziemlich öffentliches Gerücht, welches erst gestern kurz vor der Abreise

zu unseren Ohren kam, daß Ihre Herren Söhne nicht gewartet hätten, über die Erbschaft zu verfügen, bis sie in ihre Hände gelangte.«

»Haben Sie Mitleiden mit einem Vater, meine Herren – sagen Sie mir Alles, was Sie wissen oder vielmehr was Sie gehört haben.«

»Nun denn, wir haben gehört – verbergen läßt sich das nicht – daß Ihr ältester Herr Sohn, Alfred mit Namen, in Erwartung dieser sicheren Erbschaft Verbindungen und Geschäfte eingegangen sei, die größere Summen in Anspruch nahmen, als diese Erbschaft bietet, und daß diese Geschäfte – ein ungünstiges Resultat gehabt haben.«

»Geschäfte? Mein Sohn? Sie irren sich!«

Der Baron stieß diese Worte nur in der Angst aus, um irgend Etwas zu sagen, denn im Geheimen hatte er das dunkle schreckliche Vorgefühl, daß diese Geschäfte in der That könnten abgeschlossen sein.

»Gott gebe es, daß ich mich irre. Aber der Theilnehmer dieser Geschäfte, oder vielmehr der Leiter derselben – denn der Graf Zaretta beherrscht Ihren Sohn vollständig – hat, wie er selbst eingestanden, falsch speculirt und da Ihr Herr Sohn zu gleichen Theilen mit ihm speculirt hat, so hat er ebenfalls falsch speculirt!«

Der Baron fiel in seinen Stuhl zurück und verbarg sein Gesicht in den Händen. Es entstand eine peinliche Stille in dem großen Gemach, die nur der Pendelschlag der Uhr und die beklommenen Seufzer unterbrachen, die der Brust des gequälten Vaters entschlüpften. Endlich erhob

er das Haupt, blickte dem Bankier wehmüthig in das Gesicht und fragte:

»Ist das die Wahrheit, Scheitler?«

»Der Greif Zaretta hat es gestern selbst einem meiner Collegen gestanden und sogar Ihren Herrn Sohn bedauert, daß er zur Hälfte mit ihm gegangen sei. Die Höhe der verlorenen Summe kann ich allerdings nicht genau angeben.«

»So!« sagte plötzlich der Baron steif und fest und setzte sich gebieterisch auf seinem Stuhle zurecht. »Ich wasche meine Hände. Gethan ist gethan. Mag er sehen, wie er durchkommt. Von mir, so lange ich lebe, hat er Nichts mehr zu erwarten – wenn ich todt bin, ja todt, ach, meine Herren!« Und er wurde wieder weich und eine Rührung, wie er sie lange nicht empfunden, bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Dann aber sich wieder fassend, erhob er stolz seinen Kopf mit mühsamer Anstrengung. »Das betrifft meinen Sohn Alfred!« sagte er schauernd. »Von meinem Sohne Georg werden Sie mir doch nichts Aehnliches zu berichten haben?«

»Besseres nicht, vielleicht sogar noch Schlimmeres,« entgegnete der Bankier mit mitleidigem Tone. »Baron Alfred's Verluste sind nicht den Zahlen nach bekannt, der Herr Lieutenant aber verbirgt Niemanden sein Unglück. Er ist offenherzig darin. Er hat gewettet, gespielt – auf Ehrenwort, welches er morgen auslösen wird – gekauft, gelebt, und wie mir derselbe Berichterstatter sagte, mit vollkommen unglücklichem Erfolge.«

»Er wird doch nicht 30,000 Thaler in einigen Wochen verspielt und verwettet haben?«

»Die Herren spielen und wetten hoch, mit denen er in Kameradschaft lebt.«

»Das ist ja aber unsinnig, meine Herren! Wie kann ein Ehrenmann die Leidenschaften eines jungen Menschen so arg mißbrauchen?«

»Das zu entscheiden ist nicht unsere Sache, Herr Baron. Die Gesetze, nach denen diese Herren leben, sind nicht unsere Gesetze.«

»Aber giebt es denn keine Macht im Staate, diesem Unfug zu steuern? Das heißt ja der Beraubung der Eltern und Vormünder Thor und Thür öffnen!«

»Möglich! Wir haben darüber kein Urtheil.«

»Bah! Ich glaube das nicht!« sagte der Baron mit plötzlich auflodernder Hoffnung. »Sie machen mir unnöthige Sorge. Nein, nein, ich glaube das nicht. Reisen Sie mit Gott, meine Herren, und wenn Sie nach der Residenz kommen, erkundigen Sie sich genauer. Gewinnen Sie aber die Ueberzeugung, daß Sie wahr gesprochen, dann schreiben Sie mir – augenblicklich – aber nur in dem Falle, sage ich Ihnen, daß Sie mir etwas Bestimmtes, mit den gehörigen Beweisen unterstützt, melden können.«

»Das wird schwer halten,« bemerkte der Bankier, »Und Sie könnten vielleicht etwas länger auf eine Antwort warten müssen, als Ihnen lieb ist.«

»Dann werde ich schon halb getröstet sein; dann ist die Sache nicht so schlimm. So etwas spricht sich rasch herum, verlautbart, bestätigt sich.«

Die beiden Herren verbeugten sich wie zum Abschiede.

»Wir erlauben uns noch eine Bitte auszusprechen,« sagte der Advocat; »wir haben es etwas eilig, Herr Baron. Wenn Sie die Güte hätten, uns einen Wagen zu leihen, so könnten wir noch heute abreisen und in ... den Nachtzug benutzen.«

Der Baron sah ein, daß unter diesen Umständen die Verlängerung des Besuches für beide Theile nichts Angenehmes haben würde. Er besann sich daher keinen Augenblick, dem Wunsche der Herren zu willfahren. »Wohl,« sagte er, »wenn Sie abzureisen wünschen, so soll Ihr Wille geschehen. Aber dann müßten Sie mir gleich jetzt die Bescheinigung ausstellen, daß ich Ihnen die Summe von 40,000 Thalern für meine Söhne überliefert habe.«

»Gern. Geben Sie uns Papier, Feder, Tinte und Siegel-lack.«

In zwei Minuten war das Nothwendige bereit. Die beiden Herren unterschrieben das sofort ausgefertigte Document, siegelten es, empfahlen sich dem Baron, und eine Viertelstunde später stiegen sie in den Wagen, um sich zur nächsten Eisenbahnstation zu begeben. –

Der Baron war wieder allein – mit sich und Gott allein, und er bedurfte dieses letzten Beistandes sehr. Gehen wir

aber über den nun folgenden Abend und die hereinbrechende Nacht hinweg und erwarten wir geduldig, was in den nächsten Tagen die Meldung der beiden Vertrauensmänner bringen wird, um uns jetzt zu einer anderen Scene zu begeben, die unsere Leser hoffentlich behaglicher stimmen wird, als die eben erzählte.

VIERTES KAPITEL. DER KUPFERHAMMER.

Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt; der Morgen, der dem beschriebenen Abend folgte, war so heiter und warm, wie ein schöner Augusttag ihn nur hervorzaubern kann. Auf dem Gutshofe in Holzendorf regte es sich wie gewöhnlich schon kurz nach Tagesanbruch, die Heerden wurden den Weiden zugetrieben, die Arbeiter erstrebten Wald und Feld und auf dem Hofe ward es allmählig stiller und stiller, wenn man nicht das Klappern eines Storches oder das Kollern eines Truthahns, die von Zeit zu Zeit ihre Stimmen erschallen ließen, für lebhaftere Kundgebungen der zurückgebliebenen Bewohnerschaft halten will.

Der Baron war früh aufgestanden und mit auf das Feld gegangen. Die in Folge der traurigen Erfahrungen des vorigen Tages in ihm zurückgebliebene innerliche Zerknirschung war noch nicht überwunden, aber die diesem Unglückstage folgende Nacht hatte ihn wunderbar gestärkt, indem er den männlichen Entschluß gefaßt, daß ihn das Schicksal, wenn es einmal den Kampf mit ihm beginnen wolle, gehärtet und gerüstet finden solle. So zu allem neuen Drang des Lebens vorbereitet, fühlte er das Bedürfniß einer seinen Geist ableitenden Thätigkeit und

darum hatte er sich zeitig auf das Feld zu seinen Arbeitern begeben, nachdem er Frau Hanne noch den Befehl ertheilt, dem gnädigen Fräulein seinen Gruß zu sagen und sie wissen zu lassen, daß der Doctor Millinger sie um neun Uhr in seinem Wagen abholen würde, um mit ihr eine Zerstreungsfahrt für den ganzen Tag zu unternehmen. Diese Botschaft war noch am späten Abend zuvor nach Holzendorf gelangt und der Baron, dem es lieb war, wenn er Marie nicht zu oft begegnete, um nicht wiederholt mit ihr über seine Söhne sprechen zu müssen, hatte dem Wunsche des Arztes sogleich beigestimmt, trotzdem derselbe ihm mitgetheilt, daß er für die junge Dame eine Einladung nach dem Kupferhammer erhalten habe, wo man ihr das großartige Werk, welches sie längst zu sehen gewünscht, in allen seinen Einzelheiten zeigen wolle.

Gleich nach acht Uhr war Marie denn auch schon zur Abfahrt gerüstet. Unter einem bescheidenen grauseidenen Kleide die schwellenden Formen ihres elastischen Körpers verbergend, den runden Strohhut mit den einfachen grünen Schleifen und Bändern über den Arm gehängt, trat sie aus dem Hause hervor und suchte den Schatten der Kastanienallee auf, um dem Doctor entgegen zu gehen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten. In seiner leichten Kalesche behaglich sitzend, von zwei munteren Pferdchen gezogen, kam er lustig daher gerollt und bald saß Marie neben ihm, worauf der Kutscher dicht vor dem Pförtnerhause in einen Seitenweg lenkte und eine Richtung einschlug, in welcher das Fräulein, so lange

es in Holzendorf lebte, noch niemals weit vorgeschritten war.

Es war ein herrlicher Morgen. Der leichte Wind, der vor Tagesanbruch geweht, hatte die zu reichliche Feuchtigkeit aufgesogen und jetzt wärmte der heitere Sonnenstrahl die Felder und Wälder, die sich in diesem Sommer so selten des gastlichen Besuches des Himmelsgestirns erfreut hatten. Der Kutscher des Arztes fuhr durch einen uralten Tannenwald; die stämmigen Kiefern, das darunter emporstrebende Farnkraut, das üppige Moos, welches den ganzen Boden bedeckte, strömte jenen würzigen Dust aus, den man nur in einem solchen Walde finden kann und der, für unsere Sinne wenigstens, stets etwas Berauschendes gehabt, Etwas, was uns mit geheimnißvoller Macht und unerklärlicher Liebe an den Busen der sprossenden Natur gezogen hat.

Die friedliche Stille, welche die Fahrenden umgab, die balsamische Lust, die sie umfächelte, das fröhliche Gezwitscher der von Zweig zu Zweig flatternden Vögelchen, übten bald ihre Wirkung auf die Gemüther derselben aus. Nachdem Marie dem aufhorchenden Freunde schnell und mit leiser Stimme einen kurzen Ueberblick über die am gestrigen Tage verhandelten Dinge gegeben, dieser gedankenvoll den Kopf geschüttelt und seine Augen zu den Wolken erhoben hatte, als wollte er die verborgenen Rathschlüsse Gottes, die dieser über des Barons Familie verhängt, daraus lesen, ehe sie sich auf die Erde herabsenkten, drückten sie sich, wie im Einverständniß ihres Mitgefühls, herzlich die Hand, wandten dann aber

ihre Herzen der Außenwelt zu und bewegten sich auf gebahnter Straße dem Ziele des Tages entgegen.

So rollten sie langsam eine Anhöhe hinauf, welche der breite Fahrweg, der nach dem Kupferhammer führte, durchschnitt. Zur Rechten auf dem Gipfel der Anhöhe erhob sich eine Windmühle, die im frischen Morgenwinde ihre Flügel lustig und klappernd bewegte, zur Linken stand das Müllerhaus. Als sie mitten zwischen beide gekommen waren, ließ Doctor Millinger das Gefährt anhalten und die Pferde verschnaufen, denn von hier oben aus hatte man einen vollständigen Ueberblick des unten liegenden Thales, in welchem, wie eine kleine Stadt sich schon weit ausdehnend, das gewaltige Hütten- und Eisenwerk mit seinen riesenhaften Hochöfen, Werkstätten und Arbeiterwohnungen lag, aus unzähligen thurmartig emporstrebenden Essen und Schlotten eine Wolke schwarzen Rauches entsendend, der langsam seinen schweren Flug mit dem Winde nahm, um erst am fernen Horizont allmählig in den Lüften zu verschwinden.

Marien hob sich das Herz, denn sie hatte in ihrem ganzen Leben noch keinen solchen Anblick genossen. Zwar hatte sie in ihrer früheren Heimat bisweilen auch ein ähnliches Werk mit rauchenden Essen besucht, aber das jetzt vor ihr liegende war augenscheinlich ein Riese dagegen, und sie sprach dem lächelnden Arzte laut ihre Freude aus, den berühmten Ort zu sehen, wo so viele fleißige Menschenhände sich regten, eine so bedeutsame Arbeit vollbrachten und dem Schooße der Erde ihre so lange unbekannt gebliebenen Schätze entrungen.

Der technische Director dieser großen Niederlassung – eigentlich waren es ihrer zwei – der, durch das Vertrauen der reichen Actionäre aus fernem Lande herbeigerufen, erst seit einigen Monaten seine verantwortliche Stellung übernommen, hatte den Doctor Millinger, seinen Arzt, wiederholt gebeten, den Herrn Baron zu vermögen, sich die neuen Maschinen und Werkstätten mit eigenen Augen anzuschauen. Wie wir aber wissen, wäre es ein schwieriges Unternehmen gewesen, den Baron nach dem Kupferhammer zu bringen, obwohl er seit dem Baue der neuen Eisenbahn, seit welcher Zeit überhaupt seine Ansichten über dergleichen Neuerungen einen gewaltigen Stoß erlitten hatten, nicht mehr mit so feindlichen Blicken auf das große Nachbarwerk sah. Als nun aber der Doctor endlich die Einladung an den Baron für dessen Nichte annahm, war man erfreut, die junge Dame auch einmal aus der Nähe zu sehen, von deren Schönheit und Liebenswürdigkeit der gute Doctor oft genug mit Enthusiasmus gesprochen hatte. Vor Allen schien sich die junge Frau des Directors darauf zu freuen, die, eine Engländerin, ihrem Manne mit ihrem Vermögen in das fremde Land gern gefolgt war, um hier Einrichtungen und Verbesserungen in's Leben zu rufen, die er in ihrem Vaterlande schon Jahre lang als vortheilhaft kennen gelernt und practisch ausgeführt hatte.

Dieser Director, Baumann mit Namen, ein Deutscher, aber früher lange in England ansässig, war ein Mann von außerordentlich rührigem Geist, reich an Erfahrung in

seinem Geschäft, hochgebildet durch Reisen und Studien. Er hatte die Dirigentenstelle, wie gesagt, erst vor einigen Monaten angenommen und zwar unter der Bedingung, noch einen zweiten Dirigenten zur Seite zu haben, der ihn in seinem Wirken mit seiner großen geistigen Kraft unterstützen und namentlich die vielen Reisen ausführen könne, die mit diesem täglich durch Erfindungen wachsenden Zweige der Technik nothwendig verbunden waren. Diese Bedingung hatten die Actionäre angenommen und so war denn auch dieser zweite Dirigent vor Kurzem angelangt, der, ein langjähriger Freund des ersten, im Monat Juli erst von Amerika angekommen war, wo er lange der Oberleitung großartiger Unternehmungen ähnlicher Art vorgestanden hatte.

Dies jedoch nur im Allgemeinen. Wir werden beide Herren bald näher kennen lernen und fügen nur noch hinzu, daß Doctor Millinger versprochen hatte, die junge Baroneß dem befreundeten Director und seiner Gattin auf einen ganzen Tag zuzuführen, wozu, wie wir wissen, der Baron bereitwillig seine Zustimmung gegeben hatte.

Als der Wagen den Abhang hinunter rollte und allmählig dem Kupferhammer näher kam, nahm man bald an den verschiedenen Einrichtungen der Häuser und Hütten den Zweck des großen Ganzen wahr. Auf dem bald muldenförmig vertieften, bald sich wieder erhebenden Boden, der in seinem Schooße wahre Wunder von Schätzen verbarg, waren eine Menge von Häusern entstanden, in

denen die Hüttenarbeiter oder nur solche Leute wohnten, die in naher Beziehung zu dem Werke selbst standen. Die Wege, die durch diese Colonie führten, waren fest chaussirt, denn große Lasten wurden stündlich auf denselben hin und her bewegt. Dabei zeigte der Boden durchweg die schwarze Farbe, schon dadurch die Kohle und den Eisenstein verrathend, die aus der Tiefe der Erde hier an das Tageslicht befördert wurden. Allmählig rückten die Häuser und Häuserchen näher an einander und es zeigte sich fast eine städtische Verbindung unter ihnen, denn immer kleiner wurden die Strecken dazwischen, immer mehr schwanden Gärten und Gärtchen. Zur Rechten dann erhoben sich, den Pyramiden Egypten's ähnlich, nur in kleinerem Maaßstabe, drei Hochöfen, in denen das rohe Erz geschmolzen und das Metall von den beigemischten fremden Stoffen gereinigt wird. Diese Hochöfen waren alle mit sehr kunstfertigen Eisenverzierungen, Gittern, Treppen und Balconen umgeben und dadurch verbunden, und das Mauerwerk, aus dem sie bestanden, war so mächtig und fest erbaut, daß es, wie jene Denkmäler des Alterthums, dem Laufe von Jahrhunderten zu trotzen bestimmt schien. In der Nähe dieser Hochöfen, aus deren oberen Oeffnungen Tag und Nacht helle Flammen gen Himmel emporloderten, bewegte und drängte sich eine Menge fleißiger Arbeiter. Alle waren geschwärzt an Gesicht und Händen und Kleidern, Alle aber legten eine Rührigkeit und Aemsigkeit an den Tag, die sie mit jenen betriebsamen Thierchen vergleichen ließ,

die auch kunstfertige Werke, obwohl aus vergänglicherem Stoff unter den Bäumen der Wälder aufzubauen verstehen.

An diesen Hochöfen vorbei lenkte der Kutscher in die Hauptstraße der ganzen Niederlassung ein. Denn plötzlich waren die Häuser der Arbeiter palastartigen Gebäuden gewichen, in denen die großen Werkstätten sich befanden, worin das gewonnene Metall seine ferneren Umwandlungen erfuhr. War schon an den Hochöfen Bewegung genug bemerklich gewesen, so schien es hier Tumult zu geben. Denn ein unmöglich zu beschreibendes Gelärm blasender Bälge, pfeifendes Röhren klopfender Hämmer und zischender Gluthströme wogte und tobte hier durch einander. Menschen, riesig von Gestalt, leicht bekleidet, mit Ruß und Kohlenstaub bedeckt, tummelten sich wie die Bienen haufenweise hin und her und man hätte sich in eine unbekante Welt versetzt geglaubt, wenn man nicht gewußt, was hier geschah.

Aber auch an der größten der Werkstätten rollte der Wagen des Arztes vorüber und näherte sich den Dampfmaschinengebäuden, wo Arbeiten verrichtet wurden, denen die Kraft vieler tausend Menschen nicht gewachsen war. Der sausende Umschwung der Räder, das dröhnende Rollen der Walzen, das Klopfen der Hämmer und alle jene unbeschreibbaren Geräusche innerhalb einer so riesigen Werkstatt erfüllten weithin die Luft mit gewaltigem Gestöhne, die Feuer prasselten, das Eisen glühte,

und alle diese gigantischen Kräfte, diese Feuer- und Wassermassen beherrschte, lenkte und regelte der menschliche Geist, – der gewaltigste Riese – der in dem kleinen Kopfe des winzigen Menschen eingeschlossen lebt und wirkt.

Marie empfand eine fast kindlich zu nennende Freude, als sie sich so inmitten einer nie geahnten Thätigkeit versetzt sah. Die Menschen schienen ihr überirdische Wesen zu sein, wie sie so schwere Lasten schleppten, und beinahe hätte sie geglaubt, die Fabel der Werkstätten Vulkan's verwirklicht vor sich zu sehen. Wiederholt schaute sie den neben ihr sitzenden Freund an, der an diese Betriebsamkeit schon mehr gewöhnt war, und das großartigste Gefallen sprach sich in ihren lächelnden Mienen und in ihren gerötheten Wangen aus.

»Ja, ja,« sagte der Arzt, der ihr Schweigen und ihre Freude richtig deutete, »wenn das Ihr guter Oheim sähe, ich glaube doch, daß er es für etwas Großes hielte, an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen.«

»Er muß es sehen!« erwiderte Marie muthig, »ich werde Alles aufbieten, ihn einmal hierher zu führen.«

»Das wird Ihnen schwer werden. Zwei Jahre schon ist das Werk in Betrieb und noch nicht einmal hat er den Fuß in seine Nähe gesetzt.«

Da fuhr der Kutscher rasch vorwärts und gleich darauf hielt er vor einem schönen, palastartigen Hause, der Wohnung des Dirigenten und des mit der Oberleitung beauftragten Personals. Als man den Wagen mit den erwarteten Gästen vorfahren sah, öffneten sich alle Thüren und

ein Theil der Bewohner des schönen Hauses traten ihnen bis auf die Straße entgegen. Vor Allen zeigte sich die junge Gattin des augenblicklich abwesenden Directors außerordentlich liebenswürdig bei der Begrüßung der Baroneß von Steinach, sie führte sie durch eine prachtvolle Zimmerreihe, gegen welche die Behausung des reichen Edelmanns auf Holzendorf ein bescheidenes Landhäuschen war, in einen großen Salon, der mit den kostbarsten Möbeln, mit bunten Sammetteppichen und den herrlichsten Kupferstichen geschmückt war, lauter Gegenstände des modernen Hausluxus, den man in Holzendorf eben so wenig sah, wie ihn Marie bisher kennen gelernt hatte, denn in M. . . waren die von den Beamten bewohnten Zimmer ebenfalls sehr einfach eingerichtet gewesen.

Die Gattin des Directors Baumann war eine etwas große und hagere, aber dabei recht hübsche Frau mit helblonden Haaren und lichtblauen Augen, die etwas ungemein Kindliches bewahrt hatten und unbefangen und fröhlich in die Welt schauten, obgleich ihre Haltung einen gewissen natürlichen Stolz und ihr Benehmen eine gemessene Zurückhaltung wahrnehmen ließ. Gegen die junge Baroneß indeß bewies sie sich von liebevollster Zu-vorkommenheit, jedoch hätte man, wenn man recht aufmerksam auf ihr Gesicht gewesen wäre, etwas mehr als Neugierde auf demselben entziffern können. Es lag eine Art Spannung und aufgeregter Erwartung in allen ihren Mienen, als sie die weiche Gestalt Mariens umfing, ihr in das holde rosige Gesicht sah und endlich dem tiefen Auge begegnete, welches sich in seiner ganzen Strahlengluth

gegen sie erhob. Man hatte sich eben zu einem kleinen Frühstück auf den grünen Sammetpolstern niedergelassen, als der Director eintrat und seine Gäste freundlich begrüßte. Er stellte sich als ein kleiner behender Mann mit beweglichen, aber höchst geistreichen Gesichtszügen dar; sein Haar war etwas sparsam und wurde nur mit Mühe über dem Scheitel zusammengehalten. Er mochte etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahre alt sein. Auch er beobachtete mit großer Aufmerksamkeit die junge Dame, die jetzt in seinem Hause war, wohin sie zu bringen Doctor Millinger schon lange versprochen hatte; aber in dieser Aufmerksamkeit lag eine mehr Antheil als Neugierde verrathende Ergebnisheit. Namentlich, wenn Marie ihr Gesicht seiner Gattin zugekehrt hatte, hielt er seine Augen stets auf dasselbe gerichtet, gleichsam als suche er Gelegenheit, dieses schöne, rührende und intelligente Gesicht so recht mit Muße zu betrachten und aus ihren leiblichen Zügen auf die Regungen ihrer Seele zu schließen.

In seinem Tone gegen die junge Dame lag eine weiche und ergebene Herzlichkeit, es klang etwas Rührendes oder Gerührtes hindurch, der Redende schien, während er Worte hören ließ, die seine Anwesenheit verkündeten, doch mit seinen Gedanken wo anders zu weilen, und so nahm seine Rede etwas Sinniges, Verschleiertes an, was einen nicht unangenehmen Eindruck hervorbrachte und den Arzt, der freudig die guten Wechselwirkungen bemerkte, die Meinung fassen ließ, der Director, den er doch schon kannte, so lange er am Orte war, sei von

dem ehrenvollen Besuche der jungen Dame tiefer ergriffen, als er selber erwartet hatte. Im Allgemeinen waren Herrn Baumann die Verhältnisse des benachbarten Edelmanns bekannt, denn im Kupferhammer lebte man nicht so einsam und zurückgezogen wie auf Holzendorf; in diese regsame Colonie drangen die Ereignisse der großen Welt und das Leben und Weben der benachbarten Familien schneller ein, als in das Gut des Barons; man nahm innigeren Antheil an dem Schicksal der Menschen, auch wenn man sie nicht von Angesicht gesehen hatte oder mit ihnen verwandt war, denn man fühlte sich aus einer höheren Sympathie mit allen Lebendigen verbunden, man schloß sich hier nicht wie in dem Edelhofe in ein streng von aller Welt geschiedenes Mysterium eines eximirten Standes ein, man war mit einem Worte Mensch in weitester Bedeutung, empfänglich für alle Bildung, zugänglich für alles Geschehende und die ganze Welt mit den Augen des Geistes wie mit dem Herzen zugleich umfassend. So kannte der Director wohl die Abneigung, die sein edler Nachbar gegen sein Eisenwerk hegte, er wußte, daß dasselbe ihm ein Dorn im Auge war, aber da er als gebildeter Mann einsah, daß diese Abneigung nur aus Unkunde mit der Leistungsfähigkeit des Kupferhammers und aus unbesiegbarem Stolze entstanden war, so bemühte er sich im Stillen um so mehr, die Vorurtheile des Barons zu bekämpfen und ihn allmählig in die Kreise seiner Lebensanschauung hinüber zu ziehen, wozu der durch den Doctor Millinger herbeigeführte Besuch der Nichte des Herrn

von Holzendorf wahrscheinlich den ersten Schritt gethan hatte.

Nachdem das Frühstück unter heiterem Gespräch beendet war, erhob sich Doctor Millinger und empfahl die Baroneß dem Schutz der Dame des Hauses. Er selbst beabsichtigte seine Fahrt fortzusetzen und in der Umgegend mehrere seiner Patienten zu besuchen, versprach aber zum Mittagsessen zurück zu sein, seine Kranken in der Fabrik selbst am Nachmittag zu sehen und dann bis zum Abend mit Marie bei der befreundeten Familie zu verweilen. Er nahm Abschied und fuhr davon. So war Marie allein geblieben unter den ihr bisher so fremden Personen, aber sie fühlte sich kaum fremd bei ihnen, denn in ihrer einfachen Natur lag es nicht, freundlichen Begegnungen kalt gegenüber zu stehen und die wohlthuenden Empfindungen zu verbergen, deren ihr Herz gegen Menschen fähig war, die sich ihr von einer theilnehmenden Seite zeigten.

Ein aufmerksamer Beobachter jedoch hätte gleich nach der Abfahrt des Arztes eine bedeutsame Veränderung der Wirthe gegen ihren weiblichen Gast wahrnehmen können. Kaum hatte der Doctor das Zimmer verlassen, so verdoppelte sich die Aufmerksamkeit, man hätte sagen können, die Zärtlichkeit des Directors und seiner Frau gegen die junge Dame. Ihr Gespräch nahm eine noch zutraulichere Färbung an, man sprach mit herzlicher Theilnahme von dem abgeschlossenen Leben der jungen Dame auf dem einsamen Gute ihres Oheims und erkundigte sich mit ungemeiner Liebenswürdigkeit nach

ihren Neigungen, ihren Vergnügungen, so wie endlich nach verschiedenen Verhältnissen des von aller Welt abgeschieden lebenden Gutsherrn. Marie, wohlthätig angehaucht von so ungewohnter Güte, überließ sich ganz ihrem anschmiegsamen Naturell, sie gab sich wie sie war, aufrichtig, einfach und liebevoll, so daß man sich in der nächsten Viertelstunde schon um ein Bedeutendes innerlich näher gerückt war. Namentlich Marie fühlte sich bald durchaus heimisch unter den ihr bisher so unbekanntem Menschen, sie vergaß ihren stillen Kummer und gab sich mit Wärme den freundlichen Eindrücken eines neuen Lebens hin.

Allmählig und unvermerkt jedoch wurde das Gespräch abgerissener, und vielleicht auch absichtlicher; der Director sowohl wie seine Frau schienen etwas zu erwarten, was nicht stattfand, sie warfen sich dann und wann einen forschenden Blick zu und richteten ihr Auge nach der Thür, als hofften sie, dieselbe werde sich öffnen und irgend Jemand eintreten. Auch dem gebildetsten Menschen, der sich mit vollkommener Geistesgegenwart in jederlei Lage zu finden weiß, kann ein solcher Zustand, wie wir ihn hier erwähnen, ein Hinderniß der in Gang gebrachten Unterhaltung werden; man fühlt sich gepeinigt durch das Ausbleiben einer Person, durch das vergebliche Erharren eines Gegenstandes dessen man innerlich bedürftig ist. Endlich schien Herr Baumann etwas ungeduldig zu werden. Er erhob sich von seinem Sessel, ging

nach der Thür, öffnete sie und blickte hinaus. Gleich darauf trat er wieder in Mariens Nähe, behielt jedoch die Thür fortwährend im Auge.

»Erwarten Sie noch Jemand?« fragte Marie auf die einfachste Weise, da ihr seit einiger Zeit jener peinvolle Zustand des lebenswürdigen Ehepaars nicht entgangen war.

»Ja, eigentlich doch,« äußerte der Director etwas verlegen, wie Jemand, der sich nicht gern errathen sieht und doch keinen rechten Grund hat, sein Benehmen zu verhüllen – ich erwarte meinen Freund und Collegen, den Geschäftsführer Hübner, und ich wundere mich, daß er nicht schon bei uns ist, wie er versprochen hat. Allein es giebt so viel bei uns zu thun und wir finden so selten eine freie Minute, um uns den Genüssen des Lebens hinzugeben, daß auch wohl diesmal Herr Hübner eine Abhaltung gefunden haben mag.«

»Dann störe ich Sie doch wohl nicht?« fragte Marie, indem sie in offenherzigster Weise ihr Auge ganz gegen den vor ihr stehenden Mann aufschlug.

»Ich bitte sehr um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein. Mich selbst drängt die Arbeit nicht so sehr, wenigstens heute nicht, denn ich habe für diesen Tag gerade eine Pause in meinen Geschäften eintreten lassen; – die große Maschinerie unseres Werkes geht nichtsdestoweniger ihren regelmäßigen Gang fort.«

»Sie werden einen sehr lebenswürdigen Mann kennen lernen,« nahm die Engländerin das Wort auf, »und dabei

einen sehr brauchbaren Arbeiter. Herr Hübner ist die Seele des ganzen Kupferhammers.«

»O ja,« sagte der Director, wie zu sich selbst.

Marie verbeugte sich nur ein wenig gegen die Dame des Hauses, als stimme sie ihrer Ansicht über den erwähnten Unbekannten bei. »Ist das der Herr,« fragte sie, »von dem mir Doctor Millinger gesagt hat, daß er auf den Rath und Wunsch Ihres Herrn Gemahls hierherberufen sei?«

»Nicht allein auf meinen Rath und Wunsch, mein gnädiges Fräulein, sondern ich selbst habe nur unter der Bedingung meine hiesige Stelle angetreten, daß Hübner die zweite Dirigentenstelle übernehme. Wir haben seit Jahren unsere Studien gemeinschaftlich getrieben, haben gleiche Erfahrungen gesammelt, haben zusammen Europa und Amerika bereist – und alles das knüpft fest an einander, mein Fräulein.«

»Das glaube ich wohl. Herr Hübner ist ein Deutscher, seinem Namen nach zu schließen, nicht wahr?«

»Ja wohl, er ist ein Deutscher, wie ich, er hat aber eben so lange außerhalb wie in seinem Vaterlande gelebt.«

»Nun bleibt er aber wohl für immer hier?« fragte Marie weiter, um das Gespräch nicht in's Stocken gerathen zu lassen.

»Ich denke es. Ja. Er ist nur noch bisweilen auf Reisen, bald aber wird er seine Verhältnisse in der Residenz geordnet haben und dann bleibt er Ihr Nachbar, mein gnädiges Fräulein.«

»Also stammt er aus der Residenz?«

»Nein, doch nicht. Er hatte nur Familienangelegenheiten daselbst zu ordnen – was giebt's?«

Die letzte Frage galt einem Diener, der gerade zu rechter Zeit für den zuletzt Redenden in das Zimmer getreten war und die Worte an die Frau vom Hause richtete, ob Herr Hübner nicht störe, wenn er seinen Besuch abzustatten sich erlaube?

Der Diener erhielt den Bescheid, daß Herr Hübner willkommen sein werde, und trat ab. Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thür und eine Gestalt ward in derselben sichtbar, bei deren Anblick sich Marie unwillkürlich von ihrem Sitze erhob.

Herr Hübner war ein etwa zweiunddreißig Jahre alter Mann von der schönsten Mannesgröße. Er war von starker, breiter Brust und man sah ihm auf den ersten Blick die große Muskelkraft an, die er sich wahrscheinlich bei Ausübung seiner schweren Arbeit erworben hatte. Er war schwarz gekleidet, vom Kopf bis zu den Füßen, eine Farbe, von der die blendende Weiße seiner feinen Wäsche und Handschuhe um so mehr abstach. Diese große Gestalt wurde gerade und mit einer Würde aufrecht getragen, die ihr eingeboren zu sein schien, so natürlich war sie ihr. Zu dieser großen kräftigen Gestalt paßte auch ganz der ausdrucksvolle Kopf, der die Schultern dieses Mannes zierte. Denn er war von ovaler Form, eher klein als groß, und drückte in seiner Haltung schon eine unläugbar geistige Uebergewalt aus. Sein Gesicht, zum Blassen geneigt, war nichtsdestoweniger lebensfrisch und warm; von einem starken schwarzen, sehr

wohl gepflegten Bart eingefaßt, der sich oberhalb der Wangen an das glänzende Lockenhaar anschloß, sah es wie ein schönes, klares Bild aus seinem dunklen Rahmen hervor. Das große braune Auge leuchtete hell und fest den vor ihm Stehenden entgegen; seine, Entschlossenheit und Muth verrathenden, kräftigen Lippen verschwanden fast unter dem dichten Schnurrbart, ließen aber beim Sprechen oder Lächeln um so mehr die schönsten Zähne verkennen, die ein solches Gesicht zu zieren vermögen. Etwas aber, was dem eintretenden Mann vor allen Dingen eigenthümlich war, was wir aber im ersten Augenblick nicht wahrnehmen können, da er sich erst schweigend nach allen Seiten verbeugte, war seine Stimme. Diese Stimme hatte einen mächtigen, tiefen und doch weichen, bis in die Seele des Hörenden vibrirenden Klang. Und in der That, die menschliche Stimme, zumal der Ausdruck, mit welchem ein Mensch spricht, der Accent, welchen er auf jedes Wort legt, giebt dem Menschenkenner viel Aufschluß über Den, welcher redet. Seine Geistes- und Herzensbildung, sein Character, seine innerste Seele verräth sich dadurch. Will man wissen, wieviel Werth auf das Organ der Sprache zu legen sei, so frage man einen Blinden, der selber Bildung besitzt, und man wird erstaunen, wie genau dieser einen Menschen, nach seiner Art und Weise zu reden, taxirt. Ein solcher Blinder hätte gewiß nach dieser Stimme, wenn er sie gehört, Gutes geurtheilt. Einen ähnlichen Eindruck brachte sie auf die junge Baroneß hervor, die sich sagen mußte, daß sie noch nie in ihrem Leben einen Mann gesehen,

der mit einer so schönen äußeren Erscheinung eine zugleich so bedeutende männliche und gediegene Persönlichkeit verband, dessen Bewegungen, mochten sie noch so geringfügig sein, die Kraft verriethen, die in seinem Geiste wie in seinem Leibe lebte, dessen ganzes Wesen das nicht absichtlich zur Schau getragene, aber innerlich empfundene Bewußtsein aussprach, welches das Gefühl der eigenen Würde und des wahrhaften Werthes einem Menschen allein verleihen kann.

Dieser Mann – fügen wir es gleich hier hinzu – hatte auch gelebt, aber sein Leben war dem Wohle der Menschheit, dem Segen der Arbeit und dem eigenen Fortschritt geweiht gewesen. Er hatte die Welt durchstreift, nicht um ihre Genüsse und Freuden auszubeuten, sondern um die Quellen des allgemeinen Gedeihens zu durchforschen, um den großen Zwecken der Menschheit nachzustreben und das Leben selbst zu einer eben so edlen wie bedeutungsvollen Ausgabe zu machen.

Mit einer solchen Persönlichkeit begabt zeigte sich Herr Hübner, und nur Eins vielleicht hätte ein aristokratisches Auge an ihm tadeln können – denn im Uebrigen gab er keiner vornehmen Erscheinung etwas nach – und das waren seine Hände. Diese ziemlich großen Hände, obwohl von untadelhafter Weiße und Weichheit, sagten, nachdem er seine Handschuhe ausgezogen hatte und von dem angebotenen Frühstück zulangte, dem kundigen Beobachter augenblicklich, daß sie ihre Größe und Kraft ihrer Arbeit verdankten, daß sie fleißig gewesen waren,

daß sie tüchtig angefaßt hatten, daß mit ihrer Hülfe allein der Mann Das geworden war, als was wir ihn hier gegenwärtig vor uns stehen sehen.

Als Marie Herrn Hübner in ihre Nähe kommen und sich ehrerbietig gegen sie verbeugen sah, vergaß sie beinahe die Erwiderung dieser Verbeugung, – so groß war der Eindruck, den er auf sie machte. Augenblicklich hatte sie mit ihrer angeborenen Fassungsgabe erkannt, daß er ein stolzer, ein mit vollem Bewußtsein seiner schweren Pflichterfüllung austretender Mann war – und diese Männer sind immer stolz, obgleich sie niemals mit diesem Stolze Jemanden verletzen, der ihn zu würdigen versteht. Anfangs, nachdem die ersten begrüßenden Worte gesprochen waren, glaubte sie sein Auge mit einer gewissen Strenge auf ihr Gesicht gerichtet; je länger er sie aber betrachtete, und er that dies mit einer fast auffallenden, obwohl edlen Dreistigkeit und Ausdauer, um so mehr schmolz diese Strenge in eine freundliche, beinahe wehmüthige Milde um, und nur der Ernst, der über sein ganzes Wesen gebreitet war, blieb an ihm haften, jetzt wie auch immer.

So entwickelte sich denn allmählig ein allgemeines Gespräch über verschiedene naheliegende Dinge, und es war natürlich, daß der Kupferhammer den hauptsächlichsten Gegenstand desselben bildete. Marie, wunderbar scheu geworden, was im gewöhnlichen Leben gar nicht in ihrer Natur lag, that einige unbestimmte Fragen, aus

denen Herr Hübner die Neigung entnahm, daß sie das Innere der großartigen Fabrikwelt betrachten möchte, weshalb er unumwunden die Frage aussprach, ob das gnädige Fräulein wünsche, noch vor Tische umhergeführt zu werden. Marie, froh, aus der gegenwärtigen Beschränkung heraus zu kommen, stimmte sogleich bei und man erhob sich. Der Director selbst verließ bald die Gesellschaft, um verschiedene Geschäfte zu besorgen, und so blieb Herrn Hübner allein die Sorge überlassen, die Damen umherzuführen. Der Frau des Directors schloß sich im Vorzimmer eine ältliche Dame an, die ihre Gesellschafterin war, und so bot Herr Hübner der Besuchenden seinen Arm, nachdem er ein dichtes wollenes Plaid von einem Stuhle des Corridors genommen und über seinen freien Arm gelegt hatte. Marie nahm das Gebotene dankbar an und so schritt man durch den kleinen Blumengarten, der hinter dem Wohngebäude lag, der Fabrik zu.

Herr Hübner erwies sich auf diesem stundenlangen Rundgange als ein eben so gefälliger und unterrichteter wie lehrreicher Führer. Er begann seine Unterweisung mit dem Uranfang des ganzen Eisenwerks, mit der Gewinnung des Metalls und der Kohlen aus den verborgenen Schachten der Erde. Schon der Weg zu diesen dunklen und geheimnißvollen Oertern war interessant genug. Zuerst trat man durch ein eisenvergittertes Thor in den ungeheuren Hof der Anstalt ein. Auf diesem weiten, offenen Raume, der merklich wärmer war, als die

äußere freie Luft, weil die Gluth der geöffneten Fabrikgebäude unaufhaltsam in denselben einströmte, herrschte ein reges Leben. Noch beinahe glühende Eisenplatten lagen lang ausgerollt auf dem Erdboden oder wurden eben ausgerollt, um sich in der kälteren atmosphärischen Luft abkühlen. Viele Menschen, namentlich Knaben, waren mit dieser vergleichsweise leichten Arbeit beschäftigt. Vorsichtig die junge Dame an den heißen Eisenstücken vorüberführend, gelangte man an eine kleine hölzerne Hütte, welche die Oeffnung bedeckte, die in das Innere der Erde führte. Herr Hübner erklärte mit wenigen Worten die Art und Weise, wie die Kohlen und das Eisenerz, welches an Ort und Stelle Rotheisenstein war, gewonnen und an die Oberfläche der Erde geschafft wurde. Nachdem er der Baroneß die Erzstücke vorgezeigt und ihren Gehalt an Metall bestimmt, führte er sie nach den zunächst stehenden Hochöfen, wo, wie schon erwähnt, das rohe Erz in seine einzelnen Stoffe zerlegt und das darin befindliche Metall gereinigt und geschmolzen wird. Er erklärte ihr alle dabei vorgehenden Prozesse, ließ vor ihren Augen das geschmolzene Eisen in glühenden Strömen in die bestimmten Formen laufen und begab sich dann weiter in die geschlossenen Werkstätten, um sie die Vorkehrungen sehen zu lassen, denen das nun zur Verarbeitung geschickt gemachte Metall in seinen ferneren Umwandlungen unterworfen wird. So gelangte man zu dem Hauptgebäude des ganzen Kupferhammers, einem unermeßlichen, weiten und hohen Raume, in dem das schwarze Reich Vulkan's erst recht zu Hause war, denn

sobald man in dasselbe eingetreten, befand man sich in einer neuen, gewiß nicht schönen aber wahrhaft bewundernswerthen Welt. Eine zahllose Menge glühender Oefen, Puddelöfen genannt, strömten eine wahre Gluthitze aus; Hunderte von Menschen, nur leicht bekleidet und von Ruß geschwärzt, mühten sich im Schweiß ihres Angesichts, eine nie gesehene und hier kaum zu beschreibende Arbeit zu fördern. Das Schlagen ihrer Hämmer, das zischende Getön des erhitzten Eisens, wenn es aus einer Gluth in die andere geräth und noch roth glühend zuletzt an's Tageslicht gelangt, das blasende Geräusch der Windzüge, das schwirrende Gelärm der durch Dampf in volle Schwungkraft gesetzten Räder tönte durch das ganze Haus. Keines einzelnen Menschen Stimme ward dabei vernommen, jeder arbeitete stumm, ämsig, mit gespanntester Aufmerksamkeit. Kaum wandte hier und da ein tiefender Arbeiter das funkelnde Auge auf den hier selten gesehenen Besuch, denn ein einziger Fehlblick, eine einzige unachtsam verstrichene Secunde konnte das Leben vieler gefährden.

Nachdem Herr Hübner den Damen das aus den Hochöfen gekommene und entkohlte Eisen gezeigt, wie es durch Riesenhämmer in Ballen verarbeitet, schweißbar und zu weiterer Wandelung geschickt gemacht wird, führte er sie zu den Walzen von vielfach verschiedener Form. Er ließ einen dicken länglichen Stab, in welchen

ein unter dem Hammer befindlicher Eisenklumpen verwandelt war zwischen ein Walzenpaar bringen und daraus in unglaublich kurzer Zeit eine Eisenbahnschiene formen, in welche ein mit der größten Ruhe auf und nieder gehender Stempel die Löcher bohrte, als wäre das harte Eisen nur weiches Wachs. Nachdem sie dann noch die sogenannten Krokodilzähne bewundert, eine Art riesiger Scheeren von dreißig Centnern Schwere, die zolldicke Eisenplatten wie ein Blatt Papier durchschneiden, zeigte er ihr das Ziehen des Drahtes, das Schmieden von Eisenstäben mit der Hand und dem Hammer und mehrere andere Vorrichtungen, die wir hier nicht genauer beschreiben wollen, um den Leser, der gewiß dergleichen gesehen, nicht zu ermüden.

Herr Hübner blieb an jedem Ort stehen, wo es etwas Neues zu sehen und zu erklären gab, und das war beinahe bei jedem Schritt der Fall. Mit kurzen und kräftigen, die Hammerschläge übertönenden Worten setzte er dem jungen Mädchen Zweck und Gegenstand des sichtbaren Schaffens auseinander, und immer war er bemüht, sie fern von aller Gefahr auf diejenigen Punkte zu stellen, wo sie sicher und genau das Hauptsächlichste überschauen konnte. Marie, stumm, – ob vor Erstaunen über das, was sie zum ersten Male in so großartigem Maaßstabe sah, oder aus einem anderen Grunde, wollen wir hier nicht zu enträthseln versuchen – trat wie in einer Traumwelt an der Seite ihres Führers einher, und wer ein Auge dafür gehabt, hätte bemerken können, wie schön und

wunderbar sich neben der kräftigen Gestalt des denkenden Mannes die holdselige, zarte und fühlende Jungfrau ausnahm.

So hatte sie in einer Stunde Viel gesehen und stets war Herr Hübner vorzüglich bedacht gewesen, die unerfahrene Schülerin auf die Kräfte aufmerksam zu machen, welche der Mensch zu wecken verstand, um mittelst seines hervorragenden Geistes das Gewonnene wieder zu höheren Zwecken zu verwenden. Nie in ihrem Leben war ihr dieser Geist des Menschen so schöpferisch, nie die Kraft des Arms so bedeutungsvoll und siegreich erschienen; in einer solchen Welt zu leben und zu wirken, zu so wichtigen Zwecken zu arbeiten, trat ihr jetzt zum ersten Male als ein würdiges Bestreben einer männlichen Seele vor das staunende Auge. Denn aus dieser Werkstatt strömten in die weite, weite Welt, jene herrlichen Werke der Industrie und Technik, welche die Menschheit in zehn Jahren um ein Jahrhundert vorwärts gebracht haben; die Arme der tausend hier gegenwärtigen Menschen und der Geist der Wenigen, der sie befeuerte und lenkte, arbeiteten für Millionen, indem sie ihnen Bequemlichkeiten, nothwendig gewordene Bedürfnisse und Mittel zum genußreichen Leben boten.

»Was ist das?« flüsterte Marie, indem sie auf einen riesigen Amboß zeigte, auf dem ein Hammer, der mehr wie eine gigantische Streitaxt aussah, lag. »Wozu dient dieser Hammer, und giebt es einen so starken Menschen, der ihn heben und damit irgend ein Werk verrichten könnte?« Und sie zitterte dabei, indem sie dies fragte, kaum

wagend, zu dem belebt ernstesten Gesicht ihres Führers aufzuschauen.

Herr Hübner lächelte. Er löste sanft seinen Arm von dem ihrigen los, gab einem Jungen sein Plaid zu halten und stellte sich mit ausgebreiteten Schenkeln vor dem Amboß aus. Dann den kolossalen Hammer mit beiden Händen ergreifend, hob er ihn, erst versuchsweise, dann mit einem Male mächtig und blitzschnell in die Höhe und ließ ihn dröhnend auf eine Eisenstange niederfallen, – welche sogleich zwei Riesen, beinahe so gewaltig wie er und seine Absicht errathend, mit großen Eisenzangen an beiden Enden gepackt hatten. Der Hammer hatte sein Ziel erreicht, das Eisen war in zwei Theile mitten durch gespalten und matt lächelnd machte der starke Mann der bewegten Dame seine Verbeugung.

Marie sprach nicht mehr, sie wagte keine weitere Frage vorzubringen; die Kräfte der Maschinen und Menschen, deren Wirkung sie hier gesehen, gingen über ihre Vorstellung des Möglichen. Unwillkürlich ergriff sie wieder den Arm ihres Führers, der sie nun durch die andern Räume leitete, bis sie endlich in das letzte Arbeitshaus traten, wo die roheren Stücke gefeilt, geglättet und zu ihrer näheren Bestimmung zugerichtet wurden.

So war man an das Ende des Ganzen gelangt. Ehe man aber wieder in's Freie trat, legte Herr Hübner der jungen Dame das Plaid um die Schultern und hüllte sie vorsichtig in die Falten desselben ein, denn die warme Augustluft war kühl gegen die Gluth in den inneren Räumen der Werkstätten. Marie ließ sich schweigsam diese zarte

Aufmerksamkeit gefallen; sie war immer stiller und nachdenklicher geworden und erst hier bemerkte sie, daß sie mit ihrem Führer allein war, denn die beiden anderen Damen hatten die Hitze nicht ertragen können und waren schon früher aus den oft gesehenen Arbeitsräumen getreten.

Als man im Wohnhause angelangt war, überließ Herr Hübner die Baroneß den Damen des Hauses, während er selbst sich aus dem Zimmer entfernte. Als Marie sich von ihrem Begleiter verlassen sah, dünkte sie sich plötzlich aller menschlichen Hülfe beraubt und als sei die Kraft, die sie so eben in Gestalt des schönen Mannes beschützt, auch aus ihrer eigenen Brust gewichen. Von einer nie empfundenen Mattigkeit und Beklommenheit befallen, sank sie in einen schwellenden Sessel und blieb längere Zeit, nur mit ihren innersten Gedanken beschäftigt und kaum hörend, daß neben ihr gesprochen wurde, unbeweglich darauf sitzen.

Da rollte ein Wagen vor das Haus. Die beiden Damen, die außer der Baroneß im Zimmer weilten, traten an's Fenster. »Doctor Millinger!« hörte Marie rufen. Als dieser Name in ihr Ohr drang, der sie an die Außenwelt, an Holzendorf, an ihre persönlichen Verhältnisse erinnerte, seufzte sie beinahe, erhob sich jedoch maschinenmäßig und ging dem Freunde entgegen, der sogleich mit seiner gewöhnlichen Munterkeit die Zurückgebliebenen begrüßte und an das Fräulein tausend Fragen richtete, von denen fast keine einzige vollständig beantwortet wurde.

Gleich darauf traten der Director und Herr Hübner wieder ein. Eine große Flügelthür ward geöffnet und man sah im Nebensaal die Mittagstafel bereitet. Die Herren führten die Damen ein; Marie ward, ohne zu wissen, wie es geschah, abermals die Nachbarin ihres vorigen Begleiters. Während des Mahles drehte sich das Gespräch fast gänzlich um die geschäftliche und kaufmännische Seite des Kupferhammerwerkes, wohin es namentlich der Arzt zu bringen strebte, um sich von den bestehenden Verhältnissen zu unterrichten. Zwar versuchte Herr Hübner verschiedene Male, es auf etwas Anderes zu lenken, auf die benachbarten Güter, den Bau der neuen Eisenbahn und andere den Damen zugänglichere Dinge, aber der hartnäckige Doctor hielt sein Geldgespräch fest und schloß endlich damit, gerader auszusprechen: sein Vertrauen in die Rentabilität des Eisenwerks sei so groß, daß er den bedeutendsten Theil seines kleinen Vermögens auch hineinstecken werde.

»Sie können nichts Gescheidteres thun, mein lieber Doctor,« sagte der Director, »denn wir, das heißt Hübner und ich, die mit die ersten Actionäre des Unternehmens waren, obgleich wir weit entfernt von hier lebten, haben jetzt schon zehn Procent gezogen, und wenn die Eisenbahn erst hier vorbei läuft, können wir in einigen Jahren sicher auf das Doppelte rechnen.«

»Zwanzig Procent!« sagte der Doctor nachdenklich. »Tausend Element! Das wäre was für unsern Herrn Baron! Denken Sie, gnädiges Fräulein, zwanzig Procent!«

Aber kein Mensch erwiderte ein Wort auf diesen Ausruf; mochte es nun sein, daß Alle den Widerwillen des benachbarten Edelmanns gegen dergleichen Geschäfte und besonders gegen den Kupferhammer kannten und achteten, oder mochte ihr eigener Gedankengang sie von dem angeregten Gegenstande fernhalten. So verging das Mittagsmahl ziemlich still und gleich darauf begab man sich in den Garten, um den Kaffee zu trinken. Wenn Doctor Millinger die junge Baroneß mit nach dem Kupferhammer genommen hatte, um ihre Gedanken von ihren traurigen häuslichen Angelegenheiten abzuleiten und ihr eine lebensfrische Zerstreuung zu bereiten, so war ihm, das vollkommen gelungen – sogar beinahe noch mehr als das, denn Marie *hatte* sich nicht allein *zerstreut*, sondern sie war auch *zerstreut* geworden. Das bemerkte der gute Doctor jetzt schon im Garten, wo sie am Arme der Engländerin auf- und niederging, eine Blume an die Lippen drückte und, ohne vielleicht zu wissen was sie that, mit ihren weißen Zähnen ihr nach und nach alle Blätter abpflückte. Sinnend schaute sie dabei vor sich nieder und doch merkte man ihr an, daß sie Nichts von Allem sah, was vor ihren Augen lag. Allein man konnte sich darüber kaum wundern. Hatte sie doch so viel, so sehr viel an einem Tage, in wenigen Stunden gesehen, was von ihrer bisherigen Lebensweise so weit abwich, und alles Das drehte sich nun in ihrem Köpfchen herum, und sie konnte es unmöglich so rasch ordnen, wie es ihr von allen Seiten reichlich von Neuem zuströmt.

Was man auch hier im Garten, auf und ab gehend oder um den Kaffeetisch sitzend, sprach – vom Baron auf Holzendorf ward kein Wort mehr gesprochen und der Arzt war der Einzige gewesen, der, wie wir so eben gehört, seiner vorübergehend Erwähnung gethan hatte. So gesprächig Herr Hübner auch vorher gewesen war, jetzt sah man auch ihn in tiefes Schweigen versunken. Ernst, mit nachdenklicher Miene, saß er, langsam und fast mechanisch seine Cigarre rauchend da; er wußte in diesem Augenblick vielleicht selbst nicht, was er that. Bisweilen schien er sich zusammenraffen und eine Frage aussprechen zu wollen, aber kein hörbares Wort kam über seine Lippen. Je weiter der Nachmittag vorschritt, und je näher also die Scheidestunde des Besuches aus Holzendorf heranrückte, um so aufmerksamer betrachtete er die herrliche Gestalt, das reine, edelgeformte Gesicht der ihm gegenüberstehenden Baroneß. Jeden Zug schien er an ihr durchforschen zu wollen, und das wurde ihm um so leichter gemacht, da Marie ihre Augen, wie gewöhnlich in sinnenden Momenten, niedergeschlagen hielt und mehr in sich selbst als in die Welt hinaus schaute.

Da das Mittagessen zu später Stunde eingenommen war und etwas lange gedauert hatte, so war der Nachmittag schneller als man dachte vergangen. Die Sonne sank schon sichtbar tiefer im Westen und eine kühlere Luft fächelte durch den eingeschlossenen Garten. Der Doctor mahnte zum Aufbruch und in Anbetracht der etwa stundenlangen Rückfahrt über die Berge – während der Fußweg um die Hälfte kürzer war – bat Niemand, die Abreise

noch länger hinausschieben zu wollen. Bald war Marie in ihre warmen Tücher gehüllt und hatte den freundlichsten Abschied von Allen genommen. Bitten und Versprechungen auf baldige Wiederholung des Besuchs waren ausgetauscht und Marie hatte sogar den Wunsch laut werden lassen, die Gattin des Directors nächstens in Holzendorf zu sehen.

»Das wird ein frommer Wunsch bleiben!« dachte Doctor Millinger, als er ihn aussprechen hörte, »denn es müßte wohl etwas Bedeutendes geschehen, ehe der Baron nach dem Kupferhammer käme oder einen Bewohner desselben auf seinem Gute willkommen hieße.«

Der Wagen fuhr vor und die Besuchenden stiegen ein, von herzlichen Worten und Wünschen begleitet. Marie hörte oder verstand fast keine Sylbe, denn ihre Augen waren wie gebannt auf alle vor ihr liegenden Einzelheiten des Ortes gerichtet, den sie so früh schon verlassen mußte. Sie schien sich nicht von ihm trennen zu können. Endlich entriß sie sich mit Gewalt ihren geheimen Betrachtungen, wandte das wehmüthig lächelnde Gesicht auf die den Wagen Umstehenden und blickte sie auf eine Weise an, daß Niemand sobald diesen Blick vergaß. Da zogen die Pferde an und der Wagen rollte davon. Der Director und seine Frau blieben vor der Thür stehen, so lange sie ihn sehen konnten; als er aber ihren Augen entschwunden war, wandten sie diese Augen auf sich selber und tauschten einen nur ihnen allein verständlichen Blick aus. Als sie sich aber gleich darauf umdrehten, um nach ihrem Gefährten, Herrn Hübner, zu sehen, fanden

sie ihn nicht mehr vor, denn er war unmittelbar nach der Abfahrt des Wagens in eine der Werkstätten getreten, wo ihn sogleich das Rauschen und Brausen der schwirrenden Räder umgab und eine Thätigkeit herrschte, die mit den Gefühlen des menschlichen Herzens nichts gemein zu haben schien.

»Ein wichtiger Tag für Hübner, ohne Zweifel!« sagte der Director, als er seine Gattin in das Haus zurückführte. »Wer hätte sich auch von dem Engel eine richtige Vorstellung machen können, den uns der Doctor da in's Haus geführt hat!«

»Nun,« erwiderte die Frau, »er hatte uns ja gleich gesagt, daß er uns etwas Seltenes und Schönes zeigen würde.«

»Ja, das hat er freilich gesagt, aber dergleichen hört man so oft, daß man selten an den Buchstaben glaubt. Was werden wir nun erleben, Katy, was meinst Du?«

»Gott allein weiß es! – Aber warum ist Hübner so schnell weggegangen?«

»Mein Kind, es wird ihm nicht viel anders ergehen als uns. Er fragt sich vielleicht auch in diesem Augenblick: »Was nun?« und beantwortet sich die Frage mit Deinem: »Gott allein weiß es!« Ja, Er allein weiß es; und das muß uns Menschen für's Erste genug sein. – Will er morgen schon wieder nach der Residenz?«

»Er hat nicht wieder davon gesprochen; möglich, daß er, nachdem dieser Besuch dagewesen, seinen Entschluß geändert oder aufgeschoben hat.«

»Nun, wir werden es bald hören. Gott gebe seinen Segen zu allen diesen Unternehmungen! Er spielt ein gewagtes, aber auch ein schönes Spiel. Gott helfe ihm!«

Mit diesen Worten ging der oberste Leiter der Anstalt in sein Bureau und ließ seine Gattin, sinnig vor sich hinlächelnd, wie Frauen zu thun pflegen, wenn sie einen geheimen Gedanken verfolgen, der Angenehmes verspricht, in ihrem Zimmer zurück.

Als der Wagen des Doctors durch die Arbeitercolonie heimwärts rollte, herrschte in derselben ein so reges Leben, wie es sich nur zweimal des Tages, Morgens und Abends, darin zeigte. Die Tagesarbeiter hatten ihre Pflicht erfüllt und die Nachtarbeiter lösten sie ab. Die Ersteren, denen ihre Frauen und Kinder bis an das große Thor entgegengekommen waren, zogen langsam und in stillen Gruppen nach ihren Häuserchen; die Letzteren, auch bisweilen von den Ihrigen begleitet, traten in behenderem Schritte einher, denn sie hatten sich ausgeruht und der fleißige und denkende Arbeiter freut sich seiner Arbeit und schreitet mit Lust auch der schwierigsten Aufgabe entgegen. Doctor Millinger machte seine junge Freundin auf diese verschiedenen Züge aufmerksam und sprach mit innerer Wärme von den glücklichen Zuständen dieser Leute. Marie aber, an deren Seelenaugen die ganze eben verlebte Vergangenheit in allen ihren Einzelheiten vorüber tanzte, hörte ihn kaum. In die Ecke

ihres Sitzes gedrückt, schweiften ihre Blicke weit über die vor ihr liegende abendliche Landschaft hinaus. Es war eine Art unsichtbarer Revolution in ihrem Innern ausgebrochen, deren Wirkungen sich weniger beschreiben als fühlen lassen. Was war nur geschehen, daß ihr alle Gegenstände, die vor ihr lagen und die sie schon öfter betrachtet, ganz anders erschienen als früher, daß sie eine heftigere, tiefere Einwirkung auf sie hervorbrachten, daß sie ihr heute Abend viel bedeutenden größer, wichtiger dächten, als heute Morgen? War es eine Täuschung ihrer Sinne oder hatten sich diese Sinne, früher verschlossen, jetzt plötzlich geöffnet – genug, die Welt, die vor ihr lag, schien ihr viel weiter, unermesslicher, schöner und reicher geworden zu sein. Selbst die Blätter der Bäume, an denen sie vorüberfuhr, prangten in einer lebhafteren, glänzenderen Farbe, in den Lüften des Abends schlummerte eine süße, verführerische Gewalt, die sie berauschte, als wäre sie aus ätherischen Bestandtheilen zusammengesetzt. Aber der Grund dieser allgemeinen Verschönerung, dieses persönlichen Rausches war ihr nicht klar, so sehr sie sich mühte, ihn zu entdecken. Woher mochte dies Gefühl einer nie empfundenen Glückseligkeit wohl stammen? Kam es vielleicht daher, daß sie, die bisher nur in einer kleinen und abgeschlossenen Welt gelebt, plötzlich in eine andere größere, reichhaltigere geblickt hatte, schlummerte in ihrem Herzen vielleicht eine innige, sich ganz hingebende Theilnahme für größere Verhältnisse, und war diese jetzt durch die Ereignisse dieses einen Tages zum Leben erweckt?

Wie dem auch sein mochte, sie konnte sich ihre unbestimmten Empfindungen nicht selbst erklären, nur wußte und erkannte sie, daß dieselben nicht trauriger, sondern vielmehr sehr belebender und beglückender Art waren. Die so lange um die leidende Menschheit und ihre nähere Umgebung getragenen Sorgen, die aus ihrem innigsten Mitgefühl entsprangen, waren in den Hintergrund ihrer Seele getreten und der Wirrwarr, in dem sie im Hause ihres Oheims befangen war, schien ihr plötzlich an Bedeutung verloren zu haben; das in der Luft schwebende Räthsel der Familie vor Allen dünkte ihr nicht mehr so schwer zu lösen; denn es kam ihr vor, als müsse es eine Macht in der Welt geben, die das über ihre Familie verhängte Schicksal bewältigen und die Stürme, die über ihres Oheims Haupt brausten, beschwichtigen könne. Wer diese Macht besaß, woher sie kam, wohin sie neigte – das wußte sie eben so wenig, wie sie wußte, ob diese Macht in sichtbarer Gestalt existirte, ob sie in der Hand, dem Willen eines Menschen oder in dem überwachenden Auge der Vorsehung läge, die unsichtbar und doch allgewaltig in den Wolken thront, das Weltall regiert und die Menschengeschicke schon auf Erden nach ihrem Verdienste und Werthe abwägt.

Diese unbestimmten und nebelhaften Gedankenbilder kamen so rasch und fluthweise an sie heran, daß sie wider Willen von ihnen mit fortgerissen wurde und ferner weder auf ihren Nachbar noch auf die Gegend achtete, durch die er sie fahren ließ. Sie hatte gewiß eine halbe

Stunde mit Grübeln und Phantasiren zugebracht und dabei nicht bemerkt, daß die Zeit verstrichen und der Ort gewechselt war. Schon bewegte sich der Wagen langsam die letzte Anhöhe hinauf, die das Gut des Oheims von dem Gebiete des Kupferhammers trennte; plötzlich stieß das eine Rad an einen im Wege liegenden Stein und die im Wagen Sitzenden wurden stark zusammengerüttelt. Dieser Zufall weckte Marie aus ihren Träumereien auf; sie erhob ihr Auge und begegnete dem forschend auf sie gerichteten milden Auge des Arztes. Er lächelte sanft bei dieser ihm vielleicht nicht unwillkommenen Begegnung und that, als ob er das Erröthen nicht wahrnähme, welches ihr holdes Gesicht in diesem Augenblick überzog.

»Nun,« sagte er mit seiner ruhigen Stimme, »Sie scheinen ja ganz in die Erinnerung des durchlebten Tages verloren zu sein. Gefielen Ihnen die Leute, deren Bekanntschaft Sie heute gemacht haben?«

Die so freundlich Angeredtete wachte bei diesen, ihren eigenen Gedankengang berührenden Worten ganz aus ihrem geistigen Traume auf. Sie lächelte ebenfalls auf eine unbeschreiblich sanfte Weise und sagte schnell: »Ja, ja, lieber Doctor, sie gefielen mir ganz außerordentlich. O, was für Menschen! Welch' ein glückliches Leben! Welcher Segen entspringt aus ihrer unermüdlichen Arbeit!«

»O ja. Aber sie haben auch ihre Leiden, wie Sie – wie Ihr Oheim, der Herr Baron, wollt' ich sagen.«

»Nun freilich, die Leiden und Freuden sind immer gemeinschaftlich bei den Menschen zu finden.«

»Aber Sie sprachen eben nur von ihrem Glück. Allerdings haben Sie darin in einer Beziehung Recht. Diese der Arbeit geweihten Menschen machen sich weniger Sorge, als die Menschen vornehmeren Standes, so schwer ihnen auch oft das Werk ihrer Hände wird.«

»Gewiß; die sogenannten Vornehmen schaffen sich selbst mehr Leid durch ihre Leidenschaften, ihren Ehrgeiz, ihren Stolz, ihr Bestreben, sich immer noch höher über ihre Verhältnisse zu erheben, während diese Menschen an nichts Anderes denken als an ihre Arbeit.«

»Zum Theil mag das wohl so sein. Es könnten wenigstens Viele ein Beispiel daran nehmen. Ich gäbe was darum, wenn wir den Herrn Baron bewegen könnten, sich das Leben dieser Leute aus der Nähe zu betrachten!«

Marie seufzte, als sie durch diese Worte wieder an ihren Oheim erinnert wurde und sich nun in natürlicher Gedankenfolge das Unheil vorstellte, welches sich durch seine Söhne über sein altes Haupt ergossen hatte. Sie wollte eben etwas auf den Ausspruch des Doctors erwidern, als das Fuhrwerk den Gipfel des Berges erreicht hatte und die Fahrenden nun das stille weite Thal, mit den großen Stoppelfeldern darin, jenseits die ragenden Berge im Abendnebel, und rechts und links die schweigenden Wälder überblickten, in deren Gründen sich schon das Dunkel der Nacht zu lagern begann.

Als Marie aber dies bekannte Thal, diese nebligen Berge, diese ruhenden Wälder sah und die Stille auf ihr Herz fiel, die über Allem schlief, wurde ihr wunderbar heimlich zu Muthe; sie reichte dem Arzte die Hand und sagte

leise, indem sie ihren Kopf zutraulich seiner Schulter zu-
neigte: »Da ist unsere Heimat, lieber Doctor, in ihr leben
und fühlen wir, in ihr müssen wir auch handeln und wir-
ken. Lassen Sie uns das, was wir heute gelernt, nicht ver-
gessen, vielmehr in das Leben hineinragen, welches vor
uns liegt. Jedem Menschen ist der Raum, die Stätte, die
ihm zum Aufenthalt zugewiesen, eine Werkstätte der Ar-
beit, der Hülfe, wie wir sie heute gesehen haben. Regen
auch wir, wie Jene, unsere Hände und schmieden und
hämmern wir darauf los, vielleicht sind unsere schwach-
en Glieder gleichfalls ausersehen, wenn nicht Großes
doch sicher Gutes zu leisten. Nicht wahr?«

»Ja wohl, ja wohl, mein liebes süßes Kind!« rief der
Doctor entzückt, denn Mariens flammende Augen hatten
ihn bei diesen Worten so himmlisch gütig und vertrau-
ensvoll angeblickt, daß er weit mehr darin gelesen, als
sie vielleicht mit ihren wenigen Worten ausgedrückt ha-
ben wollte.



Bald darauf rollte der Wagen in den Gutshof ein und
der Arzt hob seine Pflegebefohlene von dem Tritt herun-
ter. Während er selbst nun wieder einstieg und nach Hau-
se fuhr, wo ihn möglicher Weise neue Geschäfte erwarteten,
huschte Marie schnell in ihr Zimmer, und nachdem
sie Hut und Tücher abgelegt, trat sie bei dem Oheim ein,
der still auf seinem Sessel saß und sich wie gewöhnlich
bei einbrechender Abenddämmerung seinen Gedanken

überließ. Marie flog auf ihn zu, umschlang ihn herzlich und bedeckte seine Wangen mit Küssen. Der Baron, dem diese Unterbrechung seiner wenig behaglichen Einsamkeit sehr gelegen kam, drückte ihr die Hand und fragte sie, ob sie sich gut unterhalten und zerstreut habe. Da ergoß sich denn die Gefragte in einen so endlosen Strom allgemeiner und einzelner Mittheilungen, daß der Baron ebenfalls einem Traume anheim gegeben zu sein wähnte. Er wollte und konnte nicht glauben, daß Alles so sei, wie Marie ihm berichtete. Er zweifelte, wenn nicht an Allem, doch an Vielem. Denn daß es eine so vollkommen organisirte neue Welt geben könne, so liebenswürdige Menschen, wie Marie sie schilderte, die von dem Herrn Baron aus Holzendorf nur Gutes sprachen und dachten – das anzunehmen, war ihm nie in den Sinn gekommen. Er selbst hatte sich ja nie um den Kupferhammer und seine Bewohner bekümmert, wie konnten denn diese irgend einen Antheil an *ihm* nehmen? Endlich glaubte er den Schlüssel zu dem Räthsel gefunden zu haben. Er sagte sich, daß Marie noch nie etwas Anderes gesehen, als ihre Krankenanstalt und sein einsames Gut. Daher sei es denn erklärlich, wie sie von dem zum ersten Mal wahrgenommenen Treiben in einer großen Werkstatt, wo nur russige Handarbeiter wirthschafteten, in Erstaunen gerathen sei. Im Ganzen genommen, obwohl er der Pflgetochter den gehaltenen Genuß nicht mißgönnte, sich sogar freute, daß seine Absicht, ihr eine Zerstreung zu gewähren, gelungen sei, so war es ihm doch etwas unbehaglich, daß sie von der Nachbarniederlassung, die ihm von jeher für eine

unbequeme Störung seiner gutsherrlichen Ruhe gegolten hatte, so überaus entzückt war. Als Marie daher mit ihrer Erzählung zu Ende war und noch einige Fragen beantwortet hatte, die ihr der Oheim vorgelegt, blieb er ruhig, den Kopf hintenüber gebeugt, auf seinem Sessel sitzen und überließ sich seinem eigenen Gedankengänge. Diese Ruhe stimmte ganz mit Mariens Wünschen überein, denn auch sie hatte ihre Gedanken und sah sich durch die zweifelnden Worte eines Ungläubigen und Unkundigen nur ungerne aus den Träumen gerissen, in denen sie sich seit kurzer Zeit zu wiegen begonnen hatte. Sie ließ sich daher auf eine kleine Bank zu den Füßen des Oheims nieder, faßte eine seiner Hände und beugte ihr schönes Haupt auf sein Knie nieder. In dieser Lage blieben Beide lange Zeit, bis völlige Dunkelheit den Zimmerraum erfüllte, der Baron, von der Stille des Abends eingelullt, in sanften Schlummer sank und dadurch allen Sorgen dieser Welt entrückt wurde.

Als Marie den wohlthuenden Zustand des geliebten Mannes bemerkte, rührte sie sich nicht, und so blieb sie wohl eine Stunde liegen, bis der alte Friedrich, sich verwundernd, daß heute kein Befehl zum Lichtanzünden ertheilt werde, den Kopf in's Zimmer steckte und damit die beiden Ruhenden aus ihren Träumen aufschreckte.

»Was giebt's?« fragte der Baron mit seiner kalten, gebieterischen Stimme, während er dabei in ein behagliches Gähnen ausbrach.

»Befehlen der Herr Baron heute kein Licht?«

»Ja, zum Teufel! Warum ist es nicht schon lange da?«

Gleich darauf wurde das Licht gebracht und die Abendtafel bestellt, wozu die gewöhnliche Zeit schon längst vorüber war.

FÜNFTES KAPITEL. DAS BUCH DER NATUR.

Die nächste Nacht war für Marie eine der unruhigsten und seltsamsten, die sie noch in ihrem kurzen Leben überstanden hatte. Der Schlaf, der die jungen und sorglosen Wesen so gern besucht und so schwer sich von ihnen trennt, wollte diesmal nicht herbeieilen und ihre klopfenden Schläfe beruhigen. Die Ereignisse des Tages waren zu aufregend, zu neu für sie gewesen, als daß sie nicht in ihrem Geist noch lange hätten nachklingen und die gewohnte Ruhe verscheuchen sollen. Es war ihr unmöglich, ihre Gedanken zu zwingen, sich von den allzu fest gehaltenen Bildern loszusagen. Beständig kreisten vor ihr die riesigen Schwungräder mit ihrem beängstigenden Gestöhne, immer glühten die Oefen vor ihren Augen und die feurige Lohe fuhr zischend auf und nieder. Das Hämmern auf den Ambossen, das Knattern der Sägen, das dumpfe Gelärm der durch die Walzen gezogenen Eisenstäbe zitterte und summte in ihren Ohren, und Hunderte von dunklen menschlichen Gestalten bewegten sich unablässig hin und her, die Feuer glühender zu machen, die Räder in hastigere Bewegung zu setzen und das widerstrebende Metall zu gefügigen Formen und Geräthen zu zwingen. Unter allen diesen Gestalten stand aber stets

eine am klarsten vor ihrer Seele und hatte ihre Fürsorge auf jede ihrer Bewegungen, auf jeden ihrer Blicke gerichtet. Größer, kräftiger, gewaltiger noch im Halbtraume als in der Wirklichkeit, erhob sich diese Gestalt überall vor ihren Augen, und ihr mächtiger Wille, der allen den arbeitenden Händen und Geistern gebot, mäßigte oder steigerte, je nach Erfordern, alle Kräfte, sowohl die der Elemente wie die der Menschen. Dieser Mann – wir ahnen schon, daß es der oberste Werkmeister, Herr Hübner, war – hielt sein flammendes Auge unverwandt und fest auf sie gerichtet, sein ruhig edles, sinnig lauschendes Gesicht zeigte in allen seinen Mienen die innigste Theilnahme, die gespannteste Aufmerksamkeit für sie, die still bewundernde Zuschauerin. Aber er schien ihr in diesem Spiegelbilde ihrer Phantasie noch mehr sagen zu wollen, als er ihr in der Wirklichkeit gesagt hatte. In letzterer war er eigentlich still gewesen, denn wenn man die Erklärungen der verschiedenen Arbeiten abrechnete, die er ihr angedeihen lassen, so hatte er von anderen Dingen gar nicht mit ihr gesprochen, kaum nur dies oder jenes Einzelne gelegentlich gefragt. Jetzt im Traume aber trug seine Miene etwas Geheimnißvolles, innerlich Gährendes zur Schau, es lag in ihr ein seltsamer, schwer zu erklärender Ausdruck, gleichsam als wolle er ihr ein Räthsel aufgeben, welches Marie trotz aller Mühe, die sie sich gab, nicht zu lösen vermochte. »Was er mir nur sagen will!« sagte oder vielmehr dachte sie im innersten Herzen. »Immer öffnet er seine Lippen zum Reden und immer wieder

schließt er sie, ehe er ein Wort hat hören lassen.« Endlich aber, von dem ungelösten geheimnißvollen Räthsel gepeinigt und vom Grübeln und Denken über ihr noch Verborgenes abgespannt, ward sie von einer unbezwinglichen Müdigkeit ergriffen und entschlief, im vollen Traume nun noch einmal den Halbtraum durchlebend, wie sie in diesem die Wirklichkeit zum zweiten Mal durchlebt hatte.

Als sie die Augen wieder aufschlug, schien die Sonne lustig in ihr Gemach. Rasch erhob sie sich und kleidete sich an. Es war ein lieblicher Augusttag, dem von jetzt an noch viele ähnliche schöne Tage folgen sollten, denn der Spätsommer und Herbst schienen – leider zu spät – nachholen zu wollen, was der Lenz und Frühsommer versäumt hatten. Unter kleinen häuslichen Verrichtungen, Handarbeiten, Lesen und Schreiben verstrich ihr der Morgen. Sie ging nicht in den Garten, wie sonst, es zog sie heute nichts dahin, denn der Oheim war auf die Felder gegangen und besuchte die Arbeiter, die am Damme der neuen Eisenbahn eifrig beschäftigt waren. So kam der Mittag heran. Das Essen ward in ungewöhnlicher Stille abgehalten, denn der Baron war wieder schweigsamer denn je; offenbar wartete er auf Nachrichten von seinem Bankier, und da diese nicht kamen, wurde sein Herz bald von Hoffnung gehoben, bald von Sorge niedergedrückt; um aber keins von beiden zu verrathen, legte er sich selbst ein nicht minder peinliches Schweigen auf. Marie

war auch still, viel stiller noch als am vorigen Abend, unstreitig dachte sie an etwas Bestimmtes, und nicht umsonst blickte sie so oft nach der Uhr, deren Zeiger ihr heute langsamer als sonst zu laufen däuchten.

Der Baron beschleunigte an diesem Tage mehr als gewöhnlich seinen Nachtisch. Auch er blickte bisweilen nach der Uhr, aber wahrscheinlich aus anderen Gründen als seine Nichte. Endlich klärte sich seine Hast auf. Friedrich trat ein und meldete, daß der Förster Tellkamp vor der Thür sei.

»Aha!« rief der Baron. »Das ist gut. Ich bin gleich fertig.« – Darauf sich zu Marie wendend, sagte er eilig: »Mein Kind, ich gehe mit Tellkamp in den Wald. Wir wollen sehen, was wir an Holz schlagfertig haben. Es kann etwas lange dauern, bis ich wiederkehre. Vertreibe Dir die Zeit, so gut Du kannst – oder besuche des Doctors Familie in Holzendorf – wie?«

»Ich werde zu Hause bleiben, mein guter Oheim, und später meinen Lieblingsspaziergang antreten.«

»Aha, nach dem Berge also. Ach! Geh', geh', mein Kind und grüße meine Frau – Du weißt ja. Nun aber lebe wohl!« Bei diesen Worten sie auf die Stirn küssend, ging er hinaus und verließ mit dem Förster den Hof, um seinen Geschäftsgang anzutreten.

Marie war allein. Sie wollte die einsame Stunde benutzen, um mit sich und ihrem Gott zu Rathe zu gehen. Von dem Prediger in der Krankenanstalt hatte sie ein schönes Erbauungsbuch erhalten, was ihr derselbe mit dem Besatze geschenkt: in diesem Buche zu lesen, wenn es ihr

einmal trüb und wirr im Herzen sei. Heute nun war es ihr trüb und wirr, und von diesem Zustande wollte sie sich befreien. Sie nahm das Buch und setzte sich in eine stille Laube des Gartens. Da schlug sie es auf und fing an zu lesen. Anfangs hatte sie Aufmerksamkeit genug, die goldenen Worte, die sie las, zu begreifen, zu fühlen und zu deuten – allmählig aber schwand dieselbe. »Ach, mein Gott,« sagte sie, einen fragenden Blick ihres blauen Auges dem blauerem Himmel zuwendend, »ich kann in den Büchern der Menschen nicht lesen, ich bin zu zerstreut – verzeihe mir! So will ich denn in dem Buche der Natur lesen, welches Du selbst geschrieben hast, dafür wird meine Seele Empfänglichkeit genug besitzen.«

Als sie dies mit warmem Herzen gesprochen, holte sie ihren Strohhut, nahm ihr Tuch über den Arm und schlug den Weg durch den Park nach den Feldern ein, die nach der Anhöhe hinauf führten, wo der Gottesacker des Edelhofs lag.

Es war, wie gesagt, ein lieblicher, warmer Tag, der, je mehr er sich zum Abend neigte, um so lieblicher wurde. Nicht der geringste Luftzug ließ die Blätter der Bäume erzittern, und die kleinen weißen Wölkchen, die am blauen Himmel hingen, hatten schon lange unverändert ihre Stellung beibehalten. Ruhe und Frieden lag über die ganze Natur ausgebreitet, man sah, man hörte keinen Menschen, alle Thätigkeit war von den leeren Feldern

verschwunden und nur das Zwitschern der spielenden Schwalben unterbrach bisweilen das fast eintönige, aber immer melodische Schweigen des Sommerabends. Marie war auf ihrer Lieblingsstelle angekommen. Eine Weile setzte sie sich auf ihren gewöhnlichen Platz, den grünen Grabhügel, hinter dem sich die hohe Steintafel erhob, welche die darunter Schlafende nannte. Aber nur kurze Zeit blieb sie hier sitzen; es war, als ob sie der stillen Bewohnerin da unten nur einige Worte der Begrüßung habe sagen wollen, um sich dann sogleich wieder zu entfernen. Langsam erhob sie sich, warf noch einen flüchtigen Blick auf die unter und vor ihr liegende Landschaft und wandte sich dann dem Süden zu, den Gipfel der Anhöhe ersteigend, wo sie bald, unter den Kiefern angekommen, die rauchenden Essen des Kupferhammers gewahrte, der ihr nun nichts Fremdes, Unbekanntes mehr war.

Eine Weile blieb sie stehen und schaute unverwandt nach den lärmvollen Werkstätten hinunter, deren Getöse bei günstigem Winde sogar bis zu dieser entfernten Höhe drang. Das Herrenhaus sah man von hier oben nicht, denn es ward von einem der größeren Arbeitshäuser vollständig verdeckt. Was Marie beim Anschauen dieser Gebäude dachte, wissen wir nicht, wollen es auch nicht vorzeitig verrathen, denn aus diesen Gedanken sollte sich, wie wir sogleich hören werden, eine neue Epoche ihres Lebens herschreiben, hier, jetzt, sollte sie einen Blick in ihre Seele thun und, mit neuen Schwingen zu einem neuen Dasein begabt, in ein Leben treten, welches mit dem ihrer Erinnerung nur in sehr geringer Verbindung stand.

Als sie aber eine Weile hinab und hinüberschaute, suchte sie sich ein grünes Plätzchen unter einer alten Fähre aus, wo sie sich niederlassen und mit voller Muße den Gedanken nachhängen könnte, die ihre Seele seit dem letzten Tage in Aufruhr gesetzt hatten. So saß sie denn da, faltete die Hände in ihrem Schooß und senkte die Augen in die vor ihr liegende Tiefe. Aber nicht die Häuser, die Felder, die Wege der Gegenwart sah sie – ihre Augen reichten weiter, viel weiter hinaus, denn sie betrachtete nicht Das, was mit leiblichen Augen gesehen werden konnte, sondern die Augen ihres Geistes, ihrer Seele waren allein geöffnet. War es etwas Schmerzliches, was sie hier dachte und empfand? Nein, es war etwas Glückliches, und sogar so Glückliches, wie sie noch nie in ihrem Leben etwas Aehnliches empfunden hatte. Denn eine wunderbare und gar plötzliche Wandelung war in ihrem Innersten vorgegangen. All' ihr Sehnen *nach* und ihr Träumen *von* dem stillen Krankenhause, wo sie geboren war und achtzehn Jahre gelebt hatte, war wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Sie liebte noch alle Die, die es bewohnten und die ihr früher liebend zur Seite gestanden, aber das heiße Verlangen, sie wiederzusehen, war entwichen, sie dachte nur noch mit warmer Innigkeit an sie, der aber das schmerzliche Schmachten fehlte, womit das Heimweh verbunden zu sein pflegt. Vor wenigen Stunden noch war ihr jenes Krankenhaus mit seinem ganzen Inhalt der Inbegriff der Welt und ihres Lebens gewesen, und jetzt – jetzt war es nur ein kleiner Theil, ein isolirter Punct in dieser Welt – denn ihre Welt war seit Kurzem

bedeutend gewachsen, sie hatte eine große Erfahrung gemacht, nämlich die, daß der Mensch, der sich einbildet, die Welt zu kennen, und der die Kühnheit besitzt, sich selbst darin eine Stelle anzuweisen, sie noch lange nicht kennt, so wie die Stelle, die er sich selbst angewiesen, noch lange nicht die ist, die ihm die Vorsehung oder das Schicksal der Welt beschieden hat. Daß auch ihr etwas Anderes beschieden sein könne, als immer nur mit den Kranken zu verkehren, das war ihr seit dem gestrigen Tage klar geworden, und so hatte sie auch ihr Verhältniß zu ihrem Oheim von einer neuen Seite aufgefaßt. Mit einem Wort, die Welt von gestern, ihre Welt, war heute dieselbe nicht mehr, sie war eine andere Welt geworden und Marie erkannte mit ihrem instinctiven Ahnungsgefühl, daß es wohl der Wille der Vorsehung sein könne, daß sie in dieser Welt eine ganz andere Stelle einnehme, als sie gestern noch gedacht und gewünscht habe. Dieses innere Bewußtsein von einer Umwandlung ihrer allgemeinen Neigungen und Wünsche – denn zu einer bevorzugten Neigung zu einem Einzelnen war ihre Seele noch nicht gekommen – hatte eine merkwürdige Aenderung ihrer Stimmung hervorgebracht. Vor wenigen Tagen noch war sie trübe, wehmüthig sehnsuchtsvoll gestimmt gewesen, und heute – war es nicht, als ob sie einen unbekanntem, wolkenlosen Himmel in ihrer Brust trage, war es ihr nicht, als ob sie von ferne, wie man in einer unterirdischen Höhle den Ausgang derselben zur Oberfläche der Erde wie einen rosigen Schimmer vor sich sieht, ein goldenes Licht schimmern sähe, das ihre belebenden und

erwärmenden Strahlen bis zu ihrem Herzen heraufsendete?

Wie aber, wodurch war diese so schnelle Wandelung möglich gewesen? O, das wäre nicht schwer zu erklären, meinen wir. Marie hatte einen Schritt in's wirkliche Leben gethan; bis zum gestrigen Tage hatte sie nur an zwei verschiedenen Orten gelebt, und diese Orte waren ein Irrenhaus – für Viele nicht mit Unrecht ein Ort des Jammers – und dann die öde Einsamkeit eines abgelegenen Ortes, wo sie stets in der Nähe eines mürrischen, in seinen irrthümlichen Sonderansichten befangenen alten Mannes sich befand; gestern aber hatte sie zum ersten Mal in ihrem Leben einen fröhlichen, heiteren Abschnitt dieses Lebens, den Segen der Arbeit, den Genuß des Fleißes kennen gelernt, und das war ein großer und bedeutungsvoller Fortschritt in ihrem Dasein. Sie konnte ja vor wie nach ihre Freunde und Freundinnen im Krankenhause lieben, oft und freundlich an sie denken, aber sollte sie alle Stunden des Tages und der Nacht nur mit den Gedanken an sie allein zubringen? Nein, das konnte ja nicht der Wille der Vorsehung sein. Auch für sie waren die geistesgesunden Menschen geschaffen, auch für sie existirten die Freuden der Welt, und unter Freuden der Welt verstand sie jetzt den Verkehr mit solchen Menschen, wie sie sie auf dem Kupferhammer inmitten einer ungeahnten Wirksamkeit und Thätigkeit vor sich gesehen hatte. Das Bewußtsein nun, so gewissermaßen neu geboren, zu einem neuen Dasein auserkoren zu sein, erfüllte sie mit

einer unermeßlichen Freude. Ihr Herz klopfte, ihre Nerven bebten vor wonniger Aufregung, wie sie noch nie ein ähnliches Gefühl empfunden hatte. Wo war der Schmerz der vergangenen Tage geblieben? Ach, er war den Weg aller Schmerzen der Menschen gegangen. Kaum hat er aufgehört, so wissen wir nichts mehr von ihm, als daß er da war, daß er der Schmerzlosigkeit Platz gemacht; und dieses Bewußtsein ist für das so leicht befriedigte Menschenherz schon hinreichend, sich glücklich zu fühlen.

In diesem Glücke also – gestehen wir, daß es ein sehr bescheidenes war – schwelgte Marie, als sie sich heute den Gräbern der Vergangenheit abgewandt und dem belebten Kreise der Gegenwart zugekehrt hatte. Diesen ungeheuren Fortschritt im Leben, dies Aufhören des Schmerzes und dies Beginnen der Freude verdankte sie dem guten Arzte, der, von seiner Sorgfalt für ihr Wohl geleitet, ihr dieses Mittel dargeboten und die Wirkung damit hervorgebracht hatte, die er vorausgesehen. An den Arzt dachte sie jetzt mit dankbarem Herzen, ihm wollte sie ihre Gefühle bekennen, ihm den Eindruck beschreiben, den der gestrige Besuch auf ihr ganzes Wesen hervorgebracht hatte, sobald sich die Gelegenheit dazu bieten würde.

Mit diesen Gefühlen der Dankbarkeit beschäftigt und nur innerlich lebend, hatte sie ganz die Außenwelt vergessen, als sie plötzlich auf eine sehr unerwartete Weise daran erinnert wurde.

Vom Kupferhammer her war zu derselben Zeit, als sie so gedankenvoll unter der alten Föhre gesessen, auf einem quer über die angränzenden Felder führenden Wege ein Mann daher geschritten, der durch die eingeschlagene Richtung bewies, daß er ebenfalls die Anhöhe besteigen wolle, auf der die junge Dame saß. Denn es führte nur ein einziger schmaler Fußsteig in geschlängelter Linie daher. Als dieser Mann, an dessen kräftiger Gestalt wir auf den ersten Blick Herrn Hübner erkennen, an diesen Fußsteig gekommen war, blieb er einen Augenblick stehen und schaute sich nach allen Richtungen um. Von unten aus, obwohl wir, als stille Beobachter auf der Spitze der Anhöhe stehend, ihn mit unseren Augen zu erreichen und zu erkennen vermögen, konnte er Marie, die auf dem Moosboden unter einem Baume saß, nicht sehen, eben so wenig sie ihn, und erst als er etwa hundert Schritte von ihr entfernt durch ein kleines Gehölz auf dem Fußsteige dahertrat, erblickte sie ihn. Aber nicht im Geringsten zeigte sie sich darüber erschrocken, obwohl man es leicht hätte erwarten können; nicht einmal hob sie erstaunt den Kopf in die Höhe; in ihrem jetzigen Gedankengange kam es ihr ganz natürlich vor, daß der Mann, dem sie gestern so unvermuthet begegnet war, ihr heute eben so unvermuthet wieder begegnete. Langsam erhob sie sich von ihrem Sitze und trat ihm mit ruhig verklärtem Gesicht und einem Freudengefühl entgegen, welches ihrem vorigen Denken durchaus entsprach. Herr Hübner zog seinen breitrandigen Hut und begrüßte sie mit einigen freundlichen Worten, wobei man sehr leicht

aus seinen festen, aber warm belebten Zügen entnehmen konnte, daß er durch dieses Zusammentreffen innerlich befriedigt sei.

»Sie sitzen heute nicht auf Ihrem Lieblingsplatze?« fuhr er sogleich nach seiner Begrüßung fort, indem er mehr in den Worten als im Tone eine Frage hören ließ und dabei freundlich lächelte. »Gewöhnlich kehren Sie dem Kupferhammer den Rücken zu, während Sie ihm heute Ihr Antlitz zeigen.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Marie erröthend.

»Ich will es Ihnen ganz aufrichtig sagen, mein Fräulein, denn ich liebe es nicht, mich von den Schritten der Menschen und namentlich einer jungen Dame, wie Sie sind, insgeheim zu unterrichten und dann öffentlich Unkenntniß zu heucheln – vielmehr bin ich, offenherzig wie je ein Mann, immer ein Freund der Wahrheit. Ja, ich habe Sie schon öfters auf jenem Grabhügel da drüben sitzen sehen, denn auch ich liebe es, die jenseitige Gegend von jenem Punkte aus zu beschauen; sogar habe ich neulich auf einem ähnlichen Hügel dicht hinter dem Ihrigen gesessen, als Sie mit unserm Freunde, dem Doctor Millinger, über das Wohl und Wehe Ihrer Familie sprachen.«

Die Unterhaltung stockte einen Augenblick, denn Marie senkte unwillkürlich den Kopf und besann sich, was das, für ein Gespräch gewesen sein mochte. »Aha!« sagte sie dann, wehmüthig aufblickend, »jetzt weiß ich es. Sie sind also ein Lauscher gewesen. – Aber warum haben Sie sich nicht gezeigt, da Sie doch den Doctor Millinger kannten?«

»Es würde mir auch diesmal leicht sein, mein Fräulein, Ihnen die Wahrheit zu verhehlen, allein ich beabsichtige das durchaus nicht. Das Gespräch, welches Sie führten, interessirte mich, da ich durch das Gerücht schon von den Verhältnissen des Herrn Barons unterrichtet war. Auch wollte ich Sie nicht stören, weil ich glaubte, daß Ihre Mittheilung Ihr Herz erleichtern würde, welches mir bedrückt schien, obwohl ich schon damals wünschte, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu genießen, die uns Doctor Millinger längst verheißen hatte.«

Marie vereugte sich, ohne der letzten Wendung ein Wort der Erwiderung folgen zu lassen.

»Wenn es Ihnen genehm ist,« fuhr Herr Hübner fort, »so verlassen wir heute, falls Sie meine Begleitung gestatten, diesen Höhenrücken und steigen zu den Stätten hinab, die wir Beide da drüben lieben.«

Marie wandte sich augenblicklich und schritt an der Seite ihres Begleiters durch die üppigen Farnkräuter und das Haidekraut dem Friedhofe zu, wo sie sich alsbald auf denselben Grabhügel niederließ, auf dem sie gewöhnlich zu sitzen pflegte. Herr Hübner, in voller Uebereinstimmung und ohne ein Wort dabei zu sprechen, nahm ohne Zögern dicht an ihrer Seite Platz.

»So sitzen wir denn,« begann Marie das Gespräch, »auf Grund und Boden meines Oheims und wenden diesmal dem Kupferhammer den Rücken.«

»Ja, Sie haben Recht. Ach, es thut Einem recht wohl, bisweilen das geschäftige Treiben des Tages zu verlassen

und in ruhiger Selbstbetrachtung nach einer anderen Seite unseres Daseins zu schauen. Ich liebe von ganzem Herzen diesen Platz und die stille, friedliche Gegend, die vor uns liegt.«

»Der Frieden liegt hier *in*, *vor* und *unter* uns; denn wir sitzen auf dem Grabe der Gattin meines Oheims.«

»Ich weiß es,« sagte Herr Hübner dumpf und mehr in sich hinein als zu Marie sprechend. »Die Tafel hinter uns verkündet es ja deutlich genug. – Sie haben Ihre Tante nicht gekannt, mein Fräulein?«

»Nein – ich habe nie Jemand aus meiner Familie vor dem Juni dieses Jahres gesehen – mit Ausnahme meiner Mutter. Erst um diese Zeit habe ich meinen Oheim und etwas später seine Söhne kennen gelernt.«

»Warum seufzen Sie, da Sie von den Söhnen Ihres Oheims sprechen?«

Marie schaute etwas verwundert auf, sie wußte gar nicht, daß sie geseufzt hatte, und doch war es geschehen. »Da Sie gehört haben, was ich mit Doctor Millinger darüber gesprochen,« sagte sie leiser, »so kennen Sie ja die Verhältnisse meines Oheims.«

»So ungefähr – ja! Der alte Mann thut mir leid, wenn es wahr ist, was das Gerücht über seine Söhne sagt.«

»Und was hat Ihnen das Gerücht gesagt, Herr Hübner?«

»Daß sie bodenlose Verschwender sind.«

Marie schwieg wieder und dennoch hatte sie keinen inneren Grund, vor ihrem Nachbar die Gefühle zu verbergen, die über diesen Gegenstand an ihrem Herzen fraßen; im Gegentheil, sie fühlte sich von einem Vertrauen zu diesem Mann erfüllt, dessen Grund sie nicht erklären konnte, und sie hätte ihm Alles über des Oheims Verhältnisse mittheilen können, wie sie es bei Doctor Millinger gethan. Allein an diesem Tage kam es noch nicht zu einer solchen Erklärung. Herr Hübner schien sie auch nicht zu suchen; er sprach vielmehr nach und nach von allgemeineren Dingen, deutete auf die vor ihnen liegende Landschaft, machte Marie auf jede schöne Färbung der Ferne, des Himmels und der Erde aufmerksam und bewies dadurch, daß er ein warmer Bewunderer des äußeren Naturlebens und mit der hiesigen Gegend bekannter sei, als Marie vorausgesetzt hatte. So drehte sich das Gespräch um die Eisenbahn, die erbaut wurde, um den Ertrag der Felder von Holzendorf, um das einsame Leben des Vaters, und von Allem hatte Herr Hübner Kunde, wie wenn er Jahre lang zwischen allen diesen Dingen gelebt hätte.

Marie wollte ihn eben fragen, ob er schon öfter in dieser Gegend gewesen, da er ihre Verhältnisse so genau kenne, als sich plötzlich die kreischende antreibende Stimme eines Menschen, vermischt mit den Schlägen einer Peitsche hören ließ, die ohne Zweifel einem Pferde galten, welches man eine schwerere Aufgabe zu leisten zwang, als seine Kräfte zuließen. Sowohl Marie wie Herr Hübner horchten auf diese widerwärtigen Töne,

denn Beide waren, ohne daß sie es von einander wußten, Freunde der Thiere, und aller Quälerei derselben, sie mochte einen Namen haben, welchen sie wollte, über die Maßen abhold. Während sie noch in die Richtung schauten, woher jene mißliebigen Töne kamen, zeigte sich ein kleines Gefährt auf dem Wege, welcher in der halben Höhe des Berges in der Richtung von Westen nach Osten führte. Dieser Weg wurde nur von schwerbeladenen Holz- oder Getreidewagen benutzt, war daher tief ausgefahren und ausnehmend sandig. Da der Friedhof etwa hundert Schritte entfernt oberhalb desselben lag, so mußte das Gefährt dicht vor den Augen unserer einsamen Plaudernden vorüberkommen. Es war ein mit Leinwand überspannter Planwagen, wie ihn die Hausirer zu benutzen pflegen. Als er aus dem Gebüsch, welches ihn bisher verbarg, herausgekommen war, hielt er still, trotz der auf das Pferd herabregnenden Peitschenhiebe des unbarmherzigen Fuhrmannes. Das Pferd selbst war ein kleines, schlechtgenährtes Thier, dem man die Last der Jahre und die Schwäche seines Lebens auf den ersten Blick ansah.

»Halt!« rief Herr Hübner mit einer Donnerstimme, als der Fremde immerfort auf das Pferd losschlug, das, zitternd und beängstigt, sich bald rechts, bald links wandte, und zugleich erhob er sich von seinem Sitze und sprang mit einigen gewaltigen Sätzen den Abhang hinunter, dem Orte des Schauspiels zu. »Wer seid Ihr?« fragte er den Mann, der erstaunt war, auf eine so unerwartete Weise in seinem Vorhaben unterbrochen zu werden.

»Ich bin ein Handelsmann, Herr!«

»Was habt Ihr geladen?«

»Nahrungsmittel für die Arbeiter der Eisenbahn da unten, wo ich meine Hütte habe.«

»Warum überlastet Ihr Euer kleines Pferd so?«

»Weil ich keine Mittel besitze, mir ein stärkeres anzuschaffen und weil ich heute vor Arbeitsschluß noch an Ort und Stelle sein muß.«

»Seht Ihr nicht ein, daß Ihr dem armen Thiere zu viel thut?«

»Ach ja, Herr; aber was hilft's – ich strenge mich auch oft über meine Kräfte an und so muß es das Thier ebenfalls.«

»Wollt Ihr mir ein Versprechen geben, wenn ich Euch ein anderes Pferd schenke, um Eure Lebensmittel nach der Eisenbahn zu schaffen?«

»Ein Versprechen – für ein Pferd? Und schenken? Wie meinen Sie das, Herr?«

»Wollt Ihr nie wieder ein Pferd quälen, wie Ihr dies gequält habt? Seht Ihr nicht ein, daß dies kleine Thier dem schwerbeladenen Wagen nicht gewachsen ist?«

»Gewiß sehe ich das ein, aber es ging diesmal nicht anders.«

»So hört mich an. Seht, da unten kommt ein Bauer mit einem starken Gaul über das Feld geritten. Gehet ihn an mit Bitten, daß er ihn vor Euren Karten lege und dem Eurigen helfe. Den Lohn dafür werde ich bezahlen. Morgen aber kommt damit nach dem Kupferhammer und fragt

nach Herrnn Hübner, ich werde Euch ein besseres Pferd für dieses geben.«

Der wandernde Handelsmann stand verwirrt vor dem so gütigen Fremden und wußte nicht, was er zu diesem gewiß unerhörten Anerbieten sagen sollte. Während er sich noch besann, ob er ihm glauben oder sein Pferd wieder peitschen solle, rief Herr Hübner selbst den näher gekommenen Bauer an und bat ihn, sein Pferd zu dem beabsichtigten Zweck zu leihen.

»Mit Vergnügen, Herr,« sagte der Bauer. »Mein Gaul ist noch nicht müd' und ich bin es auch nicht.«

Gleich darauf spannte er seinen kräftigen Braunen mit vor das kleine Gefährt und so ging die Reise leicht und schnell nach der Eisenbahn von Statten.

»Ich bitte um Verzeihung wegen der Unterbrechung,« sagte Herr Hübner zu seiner jungen Gefährtin als er mit leicht geröthetem Gesicht sich wieder an ihrer Seite niederließ. »Aber ich habe es nie in meinem Leben geduldig mit ansehen können, wenn man ein von Gott geschaffenes Wesen zwang, etwas zu thun, was zu thun es nicht geboren war. Wie man den Menschen nicht zwingen muß, in eine Laufbahn zu treten, die gegen seine Natur ist, und wie man ihn zu keiner Arbeit treiben muß, der seine Fähigkeiten nicht gewachsen sind, so soll man auch kein Thier über seine Kräfte anstrengen. – Da, sehen Sie nur, wie beide Pferde sich mühen, den belasteten Wagen durch den Sand an sein Ziel zu schleppen, und dieser Mann wollte, daß sein kleines abgetriebenes Pferd es allein thue. Und bei Gott! es hätte ihn wirklich an sein Ziel

gebracht, und wenn es dabei zu Grunde gegangen wäre. Wunderbar, wunderbar! Dieser Mensch läßt das arme Thier halb verhungern und schlägt es noch über alle Begriffe – dennoch arbeitet es für ihn, so lange ein Hauch in ihm lebt und seine Kräfte nicht ohnmächtig zusammenbrechen. Welch' ein Beispiel für den undankbaren Menschen, der so viele Wohthaten empfängt und doch so wenig erwidert! In der That, der stolze und übermüthige Gebieter aller geschaffenen Wesen auf Erden könnte oft von den Thieren lernen, wie er seine Pflicht erfüllen muß!«

Der Redende schwieg und schaute dem langsam verschwindenden Wagen nach; er bemerkte dabei nicht, wie während dieser Zeit das glänzende Auge des jungen Mädchens prüfend und bewundernd auf sein edles Gesicht gerichtet war. Sie schien mit diesem Blick in seiner Seele lesen zu wollen, und in Wahrheit, was sie las, befriedigte sie sehr. Sie durchschaute seinen Character und sein Herz, indem sie die wohlthuende Ueberzeugung gewann, daß der starke Mann, der an ihrer Seite saß, nicht im Stande sei, einen Schwachen leiden zu sehen, und sollte – diese Schwäche sich selbst an einem Thiere zeigen. Als darauf Herr Hübner sein Gesicht von dem in der Ferne verschwundenen Wagen auf seine Gefährtin zurückwandte, begegnete er einem freundlicheren Lächeln, als er bisher noch darauf wahrgenommen hatte.

»Ich danke Ihnen im Namen der Menschlichkeit,« sagte Marie herzlich. »Sie haben mit dieser guten That auch

für mich aus innerster Seele gehandelt. Ich sehe dergleichen ebenfalls nur mit wahren Schmerz, aber ich besitze nicht immer die Mittel, dem Schwachen zu helfen wie Sie.«

»O!« entgegnete der so gütig Angeredete, »was ist das weiter, mein Fräulein? Ich bin aus Erfahrung im Stande, mich in die Lage des Schwachen und über seine Kräfte Angestregten zu versetzen. Ich bin selbst einst schwach gewesen, und starke Arme haben mich aufgerichtet und getragen. – Aber sehen Sie da, wie der Abend sich über jene Berge da drüben düster herabsenkt. Wie malerisch schwebt der violette Vorhang vom Himmel hernieder und wie sanft hüllt er Fluren und Wälder in seinen schattigen Mantel ein.«

Er schwieg, indem er mit der Hand nach der Ferne deutete, in der das so eben Geschilderte sich zuzutragen begann. Marie folgte ebenfalls schweigend seinem Winke und Beide gaben sich eine Weile ganz den Betrachtungen eines allmähig in den Abend versinkenden Tages hin. Und schön war dieser leis sich entwickelnde Uebergang in Wahrheit zu nennen. Die hell und hoch gefärbten Töne des Tages verloschen und nebelartig breitete sich in den schweigenden Lüften der abendliche Duft aus, als stiege er aus den Feldern empor und mischte sich mit den Dünsten, die aus den Wolken herniederschwebten. Das saftige Grün der nahen Wälder ging in ein fahles Grau über und die Schatten der nahenden Nacht hüllten, langsam und allmähig sich aus sich selbst erzeugend, das Land und den Wald in ihren süßen Dämmerchein ein. Von Osten

her, nach Westen strebend, flogen zwei Reiher, dem Auge deutlich sichtbar, mit langsam schläfrigem Flügelschlag dahin, und der hintere stieß von Zeit zu Zeit ein heiseres Geschrei aus, als wolle er dem voranfliegenden ein Zeichen geben, nicht so rasch vorwärts zu eilen. Das war aber auch das einzige Geräusch in der wie ausgestorben daliegenden Natur, sonst war Alles still, feierlich, in ein Schweigen versunken, das nur von dem tieferen Schweigen der öden Nacht überboten wird.

Plötzlich, als die beiden einsamen Menschen das Räthsel des Tages sich lösen sahen, ertönte von Neuem ein Geräusch, und bald darauf machten sich Menschenstimmen vernehmbar, die auf demselben Wege, nur in entgegengesetzter Richtung daherkamen, auf dem so eben der Wagen des Hausirers verschwunden war. Eine Minute später traten zwei Männer aus dem niederen Gebüsch, welches den Weg von beiden Seiten einschloß, und schritten unter ziemlich lautem Gespräch dem Gutshofe zu. Eines einzigen Blickes des raschen Auges Mariens bedurfte es nur, um trotz der zunehmenden Dunkelheit ihren Oheim und den Förster Tellkamp zu erkennen.

»Es ist mein Oheim!« sagte Marie zu sich selber, doch so laut, daß ihr Nachbar es hören konnte.

»Wer? Der Baron?« fragte Herr Hübner mit leisem Tone, aber schnell, indem er seinen dunklen Kopf emporstreckte, um deutlicher in die Ferne zu schauen.

»Ja, er ist es. Da können Sie gleich seine Bekanntschaft machen. Soll ich ihn rufen?«

Herr Hübner antwortete nicht. Dagegen drückte er mit seiner Linken, die Marien zunächst war, deren Arm beinahe mit Heftigkeit nieder. Marie schien diese Bewegung zu verstehen; sie blieb so still wie das Grab, auf dem sie saß, aber sie konnte nicht unterlassen, mit Verwunderung auf ihren Nachbar zu blicken, der mit fast hörbarem Athmen und unverwandten Augen die Dahineilenden betrachtete.

Da blieben die beiden Männer unten auf dem Wege gerade vor den Sitzenden stehen, kehrten aber ihre Gesichter der nebeligen Ferne zu, wobei sie weiter sprachen und sich wahrscheinlich über die schöne Aussicht unterhielten, welche sich ihren Blicken darbot. Nicht lange jedoch dauerte diese Unterhaltung; gleich darauf wandten sie sich wieder ihrem ersten Ziele zu und schritten langsam vorwärts.

»Kommt er hierher?« fragte Herr Hübner fast laut, während er doch gewiß nur sich selber fragen wollte, denn sein Auge war mindestens eben so scharf, wie das der jungen Dame, um die Richtung, welche die Männer nahmen, erkennen zu können.

»Nein!« erwiderte Marie leise. »Sie gehen nach Hause.«

Der Geschäftsführer des Kupferhammers athmete laut auf bei dieser Bemerkung. Langsam strich er mit der Hand über die bleich gewordene Stirn, als besänne er sich, was er sagen wolle. Aber er sagte Nichts, wenigstens hörte Marie es nicht.

»Der gute alte Mann!« bemerkte sie sanft. »Wenn er gewußt hätte, daß er mir so nahe war, er würde traurig werden, daß ich ihn ohne Gruß habe vorüberziehen lassen.«

»Vielleicht!« sagte Herr Hübner mit auffallend weichem Tone. »Da er aber nicht weiß,« setzte er leise hinzu, »daß Sie hier saßen, so ist er dieser Traurigkeit überhoben. Der Mensch empfindet nur das Leid, welches er kennt.«

Nach einer Weile waren die wandelnden Männer den Augen der Nachschauenden entschwunden. Herr Hübner athmete offenbar leichter, seine breite Brust sog mit gewaltigen Zügen die milde Abendluft ein und er wandte seinen dunklen Kopf wieder lächelnd dem Antlitz der Baroneß entgegen.

»Es wird Abend, mein Fräulein,« sagte er freundlich. »Ihr Oheim wird bald seinen Park erreicht haben und Sie werden ihm die wenigen Stunden bis zur Nacht durch Ihre Gegenwart versüßen. Die Zeit unsers Plauderns ist somit verstrichen. Wenn Sie es mir gestatten, so geleite ich Sie eine Strecke.«

»Sie sind sehr gütig; doch fürchte ich mich auch nicht, allein zu gehen. Ich habe den Weg oft in späterer Stunde zurückgelegt.« Dabei erhob sie sich und zog ihr Tuch etwas fester um die schönen Schultern, denn schon begann ein seiner kühler Thau zu fallen und die Gräser zu ihren Füßen zu netzen. Herr Hübner bot ihr den Arm und sie nahm ihn dankbar an. So schritten sie langsam, Dies oder Jenes redend, den Abhang hinunter, denselben Weg

entlang, den kurz vorher der Baron mit seinem Begleiter gewandelt war. In wenigen Minuten, während welcher Herr Hübner immer langsamer zu schreiten begann, gleichsam als wolle er die Gegenwart des holdseligen Wesens an seiner Seite so lange wie möglich genießen, waren sie in die Nähe des freiherrlichen Parkes gelangt. Hier blieb der Bewohner des Kupferhammers stehen.

»Dort liegt *Ihr* Haus,« sagte er mit scharfer Betonung, »und das meinige eine halbe Stunde hinter unserem Rücken. Leben Sie wohl mein Fräulein, und seien Sie recht glücklich!«

Marie wußte nicht, was sie auf diese eigenthümliche Abschiedsrede erwidern sollte; sie brachte mit Mühe einige alltägliche Worte hervor und dann entfernte sie sich mit dem ihr angeborenen schwebenden Schritt, dem Hause des Oheims zueilend. Ihr Begleiter aber blieb auf derselben Stelle stehen, wo er von ihr Abschied genommen hatte und blickte der reizenden Gestalt so lange nach, als er sie unter den zunehmenden Schatten der Bäume unterscheiden konnte. Sogar noch eine Weile, nachdem sie seinen Augen entschwunden war, blieb er stehen und starrte mit übermäßig angestrenzter Sehkraft der sylphenhaften Erscheinung nach. Dann aber plötzlich aus voller Seele tief aufathmend, stieß er einen Seufzer aus und kehrte dem Parke des Barons den Rücken. Langsam, den Kopf auf die Brust geneigt und die Arme davor in einander geschlungen, als habe er Schweres zu bedenken, schritt er denselben Weg zurück, den er gekommen war und abermals stieg er die Anhöhe hinauf, die er so

eben erst verlassen hatte. So erreichte er bald dieselbe Stelle, wo er vor Kurzem gesessen, und nochmals ließ er sich auf den Grabhügel nieder, der der Sammelplatz der fühlenden Menschen in der Umgegend zu sein schien, wo sie das herrliche und geheimnißvolle Buch der Natur zu lesen liebten. Was er hier sitzend dachte – wir wissen es nicht, und wenn wir es wüßten, wir würden es jetzt doch nicht verrathen. Daß es aber Ernstes, ja wohl Trauriges war, daß mehr niederdrückende als erhebende Gefühle den starken Mann bewegten, dürfen wir aus seiner Stellung entnehmen, denn er legte den Kopf in beide Hände und beugte ihn tief zur Erde hinab. In dieser Stellung blieb er lange Zeit sitzen. Plötzlich aber erhob er sein Haupt, schaute nach dem Gutshof hinüber und stand als ein ganz veränderter Mensch wieder auf, nachdem er noch einen Blick in den blauen Himmel gethan hatte, der seine Myriaden Sterne weit über das Erdenrund blitzen ließ.

Eine so rasche innere und geistige Wandelung darf uns nicht räthselhaft erscheinen, denn sie zeigt sich, namentlich bei stark fühlenden Menschen, sehr häufig. Die Stimmungen des Menschen überhaupt wechseln wie die Wolken am Himmel. Man sieht den Wind nicht, der sie bringt und verjagt, und doch kommen und gehen sie. Eben ist es noch trübe, drohend über uns, und plötzlich wie durch einen Zauber ist das Gewölk verschwunden, heiter strahlt die Sonne und schwimmt goldig in dem reinsten Blau. – Warum legen wir uns oft so betrübt zu Bette und wachen so beglückt auf? Warum möchten wir

in dem einen Augenblick weinen – und lachen so fröhlich in dem anderen? Was ist es für eine unbegreifliche, wunderbare Macht, die diesen scheinbaren Widerspruch erzeugt? Ach, wir kennen sie nicht, wir wissen nur, daß sie existirt und daß wir ihren, Himmel und Hölle weckenden Einflüssen unterworfen sind, so lange wir leben – das heißt, so lange wir denken und fühlen.

So erging es diesen Abend Herrn Hübner. Er fühlte mit einem Male eine Last von seinen Schultern genommen, die ihn bisher beinahe erdrückt hatte. Er stand auf wie ein Mann, dem ein unwiderruflich gefaßter Entschluß die Seele erhebt und das Herz wieder hoffnungsvoll schlagen läßt. Ob Marie Antheil an diesem Entschlusse hatte, wissen wir ebenfalls nicht, daß er aber mit ihr in einiger Verbindung stand, dürfen wir wohl annehmen. »Wie Gott will,« sagte er jetzt halblaut zu sich selber, als er langsam den Weg nach seinem Wohnorte einschlug, »ja, wie Gott will! Ich habe schon Schwereres überstanden und werde auch Dies siegreich überstehen. Auf andere Weise freilich, als ich mir vorgestellt, sehe ich mein Schicksal sich erfüllen, aber das geschieht uns Sterblichen ja immer so. O, wie oft habe ich schon gedacht: wäre ich doch erst über diesen Berg! – Habe Geduld, Seele, Du kommst darüber hinweg! – Wenn es auch lange dauert und manche Klippe mühsam zu übersteigen oder zu umgehen ist, einst wirst Du auf dem Gipfel stehen und in das Land der Verheißung und des Friedens hinabblicken, Dein Fuß wird dann nicht mehr müde sein und Du wirst den Weg den Hügel hinab mit Leichtigkeit wandeln.«

Der nächste Tag schien auf dem Gutshof eben so verlaufen zu wollen, wie der eben geschilderte. Der Baron hatte sich schon früh Morgens in Geschäfte vertieft und mit dem Verwalter in sein Zimmer zurückgezogen. So blieb Marien auch diesmal nichts anderes übrig, als sich mit sich selbst zu beschäftigen, womit sie auch ganz zufrieden war. Sie hatte sogar heute noch mehr zu denken als am verflossenen Tage, denn zu ihren jüngsten Erlebnissen, die sich seit ihrer Ankunft auf Holzendorf rasch verdoppeln und das in M. . . Versäumte nachholen zu wollen schienen, hatten sich neue gesellt, die nicht minder wichtig und interessant für sie waren als die früheren. Der Kreis ihrer Anschauungen erweiterte sich immer mehr, ihre unbestimmten Empfindungen wurden zu klaren bewußten Gefühlen, und ein innerer unwiderstehlicher Drang nach Mittheilung, nach Verständigung mit anderen Menschen wuchs wie eine Lawine, die als Schneeflocke ihr kleines Dasein beginnt und als Städte- und Wälderverwüsterin endigt. Aber keinen so verderblichen Lauf sollte Mariens Empfinden und Wünschen nehmen; in ihrer Taubenseele lagen nicht die Keime zu solchen entsetzlichen Wirkungen. In ihrem kindlichen und wohlwollenden Herzen dachte sie hierbei zunächst wieder nicht an sich und ihr eigenes Wohlbefinden, denn das kam erst in zweiter Reihe, – zunächst nur gab sie sich dem Wunsche hin, des Oheims einsames Leben durch den Umgang mit anderen edlen und guten Menschen

angenehmer und weniger einsam zu gestalten. Auch Er sollte des Genusses theilhaftig werden, Herrn Baumann und seine Familie, vor Allen aber Herrn Hübner kennen zu lernen, denn in ihrem unschuldigen Geiste dachte sie, was sie selbst freudig bewege, werde auch des alten Oheims Herzen wohlthun. Daher ging sie schon jetzt mit dem Gedanken um, Mittel und Wege zu ergründen, durch welche und auf welchen er mit jenen Menschen in Berührung zu bringen sei. Daß Schwierigkeiten auf diesem Wege lagen, die vielleicht nur mit Mühe zu überwinden waren, verhehlte sie sich nicht, denn wohlbekannt war ihr ja des starrköpfigen Barons uralter Widerwille gegen alle Diejenigen, die sich durch ihrer Hände Arbeit ernährten, auch wenn diese Arbeit eine zeitgemäße und bedeutungsvolle war. Diesen eingewurzelten und daher schwer auszurottenden Widerwillen beschloß sie nun allmählig anzugreifen, zu untergraben, und so, wenn nicht mit Gewalt, doch mit Güte und Liebe, vielleicht auch mit kleiner List im Bunde, zu ihren Zwecken zu gelangen. Wenn ihr das Schicksal hierin in den Weg trat und ihr die Erfüllung ihres jetzt so lebhaften Wunsches versagte, so war das nicht ihre Schuld, denn die Begegnisse der nächsten Zukunft konnte sie nicht voraussehen, also auch nicht mit in Anschlag bringen bei ihrem lieblichen Unternehmen Für's Erste gewährte ihr wenigstens der Gedanke daran und die Hoffnung auf Erfüllung desselben eine Abwechslung in ihrem stillen Leben; sie hatte ein neues Mittel der Unterhaltung entdeckt, womit sie

sich beschäftigen, ein neues Ziel sich vorgesetzt, nach dem sie mit jugendlicher Spannkraft streben konnte.

Bei Tische, zu dem heute der Verwalter geladen war, was immer geschah, wenn er am Morgen mit dem Baron wichtige Geschäfte verhandelt, wurde nur vom Wetter, von der voraussichtlichen Arbeit des Herbstes und Winters, von den verfehlten Erwartungen gesprochen, denen man sich in Betreff der vorübergegangenen Erndte hingegen hatte, und als man beim Nachtsch saß, trat wie am vorigen Tage Friedrich mit der Meldung ein, daß der Förster Tellkamp draußen sei, um mit dem gnädigen Herrn seine Wanderung anzutreten. Der Baron erhob sich sogleich, wünschte den Anwesenden eine gesegnete Mahlzeit und rüstete sich zum Ausgange. Bald darauf verließ er das Haus und den Hof, um vor einbrechendem Abend nicht wiederzukehen. Marie war sich also abermals allein überlassen. Doctor Millinger, den sie Nachmittags erwartete, um mit ihm ein Stündchen zu plaudern, ließ sich nicht blicken, und so mußte sie denn wieder zu einem einsamen Spaziergange und dem Buche der Natur ihre Zuflucht nehmen. Wohin aber sollte sie sich wenden, wenn nicht zu ihrem Lieblingsplatze, der ihr je länger, je mehr ein Bedürfnis wurde, das sie tagtäglich befriedigen mußte. Immer theurer wurde ihr der einsame Ort, denn er verwuchs immer mehr mit ihren innersten Empfindungen, und wie er ihr, so lange sie noch in der Vergangenheit lebte, ein stiller Sammelplatz ihrer Gedanken gewesen war, so wurde er ihr jetzt, da ihr der weite Horizont der Gegenwart aufgegangen war, der Tummelplatz

aller ihrer noch dunkel in ihr schlummernden, doch allmählig sich zum Bewußtsein entwickelnden Empfindungen, Wünsche und Bestrebungen. Schon war sie so weit in diese Gegenwart eingedrungen, daß sie sich gewisse Fragen zu thun vornahm, wenn sich gewisse Gelegenheiten wieder bieten sollten, und man weiß ja, daß, wo ein Ring jener gewaltigen, die Menschenbrust umspannenden Kette erst angelegt ist, einer nach dem anderen aus sich selbst sich entwickelt und, wie die Ringe immer stärker werden, auch die Kette immer mächtiger, unzerreißbarer, fesselnder wird.

Aber erst gegen sechs Uhr Abends trat sie ihren Spaziergang an. Es war am Tage sehr heiß gewesen und die Gluth der Sonne hatte unbarmherzig Alles gesengt, was in den Bereich ihrer Strahlen gerieth. Als nun aber die Sonne zu sinken begann, die Luft kühler wurde und sich sogar ein leichter Abendwind erhob, nahm sie ihren Hut und verließ still, wie sie immer ging, und ohne Jemanden etwas davon zu sagen, das Haus.

Nach einer Viertelstunde langsamen Wandeln hatte sie ihr bekanntes stilles Plätzchen erreicht, welches sie diesmal nicht zu verlassen Willens war, denn wieder nach dem Kupferhammer zu schauen, fühlte sie heute unbewußt keine Neigung. Die Gegend, in die sie von der Friedhofseite des Hügels hinabsehen konnte, war ihr wieder lieber denn je geworden, seitdem sie von einem Andern gehört, daß auch er diese Stelle und diese Aussicht liebe. Und merkwürdig es war, als gingen ihr heute zum

ersten Mal die Augen völlig über die wirklich vor ihr liegenden Schönheiten auf. Nie vorher war ihr die Ebene so weit und breit, die fernen Berge so blau, der im Abendsonnenstrahle leuchtende Park des Gutes so malerisch, die da und dort zerstreuten Häuser und Höfe der umwohnenden Landleute so lauschig, heimlich und lieblich vorgekommen. Eine Zeit lang stand sie still und blickte sich gleichsam suchend in der lautlosen Ferne um. Da und dort hatte gestern sein anderes Auge geweilt, auf Dies und Das hatte seine Hand gedeutet und heute war es wieder da, was er als schön bezeichnet, und eben so schön, beinahe noch schöner schien es nun im zauberischen Scheine der milden Abendsonne zu lächeln. Endlich hatte sie genug gesehen; sie wollte sich setzen, um sich von dem bei der Hitze mühsam zurückgelegten Wege auszuruhen. Zu diesem Behufe blickte sie sich nach dem grünen Hügel um, von dem sie einige Schritte entfernt stand, um sich sogleich darauf niederzulassen. Da wurde ihr Auge durch einen Gegenstand gefesselt, den sie gestern nicht auf dem Rasen bemerkt hatte. Ein Stäbchen steckte mitten auf dem Grabhügel und in dem darin eingeschnittenen Spalt haftete ein Blatt Papier, das in dem leichten Wehen des Abendwindes zitterte. Sonderbar aber nicht gerade unangenehm erregt, streckte sie die Hand nach dem Stäbchen aus und zog es aus dem Boden, auf dem es wurzelte, Auch das Papier entwickelte sie und sah nun einige Zeilen, die ohne Zweifel an sie gerichtet waren, obwohl sie weder Anrede noch Unterschrift trugen. Freudig erröthend las sie folgende Zeilen:

»Ich bitte um Verzeihung, daß ich diese eigenthümliche Art der Mittheilung wähle, aber ich wußte keine andere. Haben Sie die Güte, sich nicht sogleich wieder von diesem Orte zu entfernen, ich werde ebenfalls wieder zu meinem Lieblingsplatze eilen, wenn Sie mir wie gestern die Erlaubniß dazu ertheilen. Meine Geschäfte aber halten mich diesen Abend länger auf, als mir lieb ist. Ich habe Ihnen heute eine Bitte vorzutragen, die mir Ihre Güte, hoffe ich, gewähren wird.«

Jeder Mensch, der ein fühlendes Herz und nur einige Erfahrung im Leben hat, weiß, wie solche, gleichsam vom Winde des Zufalls herbeigewehte Mittheilungen die von einer Person herrühren, welche uns nicht gleichgültig ist, uns überraschen, ja bezaubern können. Marie war in der That überrascht, bezaubert, denn es war dies der erste Brief der Art, der in ihrem Leben, für sie allein bestimmt, in ihre Hände gerieth. Zweimal, dreimal, endlich wohl zehnmal durchlas sie die fest und kräftig geschriebenen Zeilen und dann setzte sie sich nieder, um sie unzählige Male zu überdenken. Herr Hübner, ein neuer Bekannter, der auf dem besten Wege war, ihr Freund zu werden, hatte ihr gestern beim Abschiede nicht gesagt, daß er heute wiederkommen werde, und auch sie hatte nichts davon verlauten lassen, und doch schien es ihr ganz natürlich zu sein, daß er kam, daß sie selbst wieder dahin ging. Also eine Bitte hatte er ihr vorzutragen? Was mochte das für eine Bitte sein? Sie zerbrach sich den Kopf darüber

und konnte es doch nicht erdenken. Gewährt aber war sie schon im Stillen, denn was sollte sie für einen Grund haben, Jemanden, der so liebenswürdig, so gut, so brav wie Herr Hübner war, eine Bitte abzuschlagen!

So setzte sie sich denn still auf den grünen Hügel nieder und schaute geradeaus, in die Ferne, in die Wolken, als ob von da aus ihr Freund kommen sollte, und doch kam er nicht daher, sondern er kam hinter ihrem Rücken den Abhang herunter. Schon aber war sie so weit in ihren Empfindungen gekommen, daß sie diesen Freund mit der unermesslichen Ferne, den unbegrenzten Wolken in Verbindung brachte und als ein Geschenk betrachtete, welches ihr der Himmel selbst gegeben zu haben schien, um ihr die trübe Einöde, in der sie bisher gelebt, minder öde und trüb zu machen.

Sie mochte wohl eine halbe Stunde fast ohne jede körperliche Bewegung gesessen haben, als sie hinter sich die Blätter am Boden tauschen und gleich darauf einen Fußtritt hörte, der nur *einem* Menschen auf der Welt angehören konnte. Freudig sich umwendend, sprang sie dann gleich empor, als sie Denjenigen erkannte den sie in dem Nahenden vermuthet hatte. Beide begrüßten sich, als wäre ihr Zusammentreffen hier oben ein ganz natürliches und durch die Umstände gebotenes gewesen. Herr Hübner nahm ohne Zaudern an Mariens Seite Platz. Er dankte ihr mit einigen herzlichen Worten, daß sie seinen Wunsch erfüllt und ihn erwartet habe. Marie fand das durchaus nicht dankenswerth, vielmehr sich ganz von selbst verstehend.

»Aber was haben Sie mir für eine Bitte vorzutragen?« fragte sie in ihrer kindlichen Weise, denn sie glaubte, es handele sich um eine alltägliche Kleinigkeit, die sie mit einem Kopfnicken gewähren könne.

Der ernste Mann an ihrer Seite, der sie lächelnd dabei betrachtete, zögerte zu sprechen, als er sah, welch' friedlichen Zustand er vielleicht mit seiner Bitte zu stören gekommen sei. Dennoch aber mußte wohl sein Entschluß, die Gewährung der Bitte zu erlangen, fest stehen, und so bezwang er sich selber und sagte, indem er sich ganz zu der jungen Dame herumwandte, als wollte er mit seinen großen braunen Augen in ihrer Seele lesen: »Ach, mein Fräulein, Verzeihung, daß ich überhaupt nur von dieser Bitte sprach, denn sie möchte schwieriger zu erfüllen sein, als Sie denken. Da meine schriftlichen Worte indessen meinen mündlichen schon vorgearbeitet haben, so will ich es wagen, voll der süßen Erwartung, Ihr Herz werde eben so sanft in der Beurtheilung meiner dreisten Bitte sein, wie Ihr Auge mir ermuthigend zu blicken und mich selbst zur Enthüllung dieser Bitte aufzufordern scheint.«

»Sprechen Sie – ich höre.«

»Mein Benehmen kommt Ihnen vielleicht wunderbar vor, wenn ich die Hoffnung ausspreche, Sie werden mir jetzt schon Ihr Vertrauen in hohem Maaße schenken, da ich erst so kurze Zeit die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein. Aber es giebt Menschen und Zustände, mit denen man schneller vertraut wird als mit anderen. Sie sind für mich ein solches menschliches Wesen und ich vertraue

mir selbst so viel, daß ich hoffe, Sie werden vielleicht in mir etwas Aehnliches entdeckt haben. So hören Sie mich denn an. Ich habe einen Grund, diese seltsame Bitte auszusprechen, den ich Ihnen vielleicht später mittheilen kann, denken Sie also nicht von mir, es sei bloße Neugierde, die mich dazu veranlaßt, oder eine unberufene Einmischung in das Schicksal anderer Menschen. Sagen Sie mir also, mein Fräulein, hätten Sie wohl schon das Vertrauen zu mir, mir jetzt, in diesem Augenblick sogar, Ihre Geschichte mitzutheilen, das heißt, soweit sie Ihnen selbst bekannt ist?«

Er schwieg und heftete sein Auge beinahe brennend auf das Gesicht des jungen Mädchens, welches zur Erde geneigt war, indem ihr schönes Auge sich mit seinem natürlichen Schleier bedeckte und dabei einen so sanften Ausdruck annahm, daß der Mann an ihrer Seite, überrascht von dieser vollendeten Schönheit, sein Auge wie gebannt darauf gefesselt hielt. Plötzlich hoben sich diese weißen schweren Lider langsam empor und entschleierten allmählig, wie der Vorhang einer Bühne bisweilen eine entzückend gemalte Landschaft enthüllt, ein so traurig sanft und doch so herzlich wohlwollend blickendes Augenpaar, daß Herr Hübner schon die Erfüllung seines Wunsches darin las, ehe die Lippen der Gewährenden sich noch dazu geöffnet hatten. Leise mit dem Kopf nickend, verständlicher aber mit dem Auge winkend, sagte sie:

»Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, Herr Hübner, ja, ich habe es. Aber Sie werden nichts Besonderes zu hören bekommen, denn meine Geschichte ist sehr einfach und schließt sich wie ein kleines Bild in einen ganz unscheinbaren Rahmen ein.«

»Wie sie auch sei, erzählen Sie nur und denken Sie sich dabei, es säße ein Mensch neben Ihnen, der einen recht innigen Antheil an Ihrem Schicksal nimmt.«

»Das denke ich freilich, denn sonst würden Sie mich nicht danach fragen. Aber ach – ich muß mich einen Augenblick besinnen – denn ich weiß nicht, wie es kommt, seit einiger Zeit sind mir meine Erinnerungen an meine Heimat wie in den Hintergrund meiner Gedanken getreten.«

Bei diesen Worten seufzte sie laut auf; gleich darauf aber begann sie, anfangs mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen, als verrichte sie ein heiliges Geschäft, indem sie an die Vergangenheit dachte, ihre einfache Geschichte zu erzählen. Allmählig aber, als sich ihre Erinnerungen freier aus der Seele lösten und die Theilnahme des Hörenden sichtbar werden ließen, hob sich ihr Muth und sie berichtete flüssig und ohne weiteren Rückhalt Alles, was sie von Geburt an zu berichten wußte. Merkwürdig war dabei, daß, je weiter sie in der Erzählung fortschritt und je mehr ihr Muth dabei wuchs, der ihres Zuhörers zu schwinden schien. Anfangs hatte sie das Haupt gebeugt und die Hände gefaltet, jetzt that er es; und nur bisweilen, wenn Marie eine Pause eintreten ließ, um sich auf irgend Etwas zu besinnen, wagte er es,

einen scheuen Blick auf das warm geröthete Gesicht des sprechenden Mädchens zu richten.

So war sie endlich bis zu dem Augenblick gelangt, wo sie in das Haus ihres Oheims versetzt wurde. Hier stockte sie.

»Nun?« fragte Herr Hübner mild und sanft, wie er noch nie zu ihr gesprochen. »Warum hören Sie auf zu reden?«

»Weil mir einfällt, daß jetzt eigentlich meine Geschichte zu Ende ist und die anderer Menschen beginnt, mit denen ich nur in entfernter Verbindung stehe.«

Herr Hübner sann eine Weile nach. Dann aber sagte er, sich Mühe gebend, so unbefangen wie möglich zu reden: »Ja, Sie meinen die Geschichte der Familie Ihres Oheims. Aber die kenne ich schon so ziemlich. Herr Baumann, dem sie durch das Gerücht bekannt ward, hat sie mir obenhin mitgetheilt, und Doctor Millinger, den wir danach gefragt, hat sie weder bestätigt noch geläugnet, woraus wir schließen konnten, daß das Gerücht wohl nicht gelogen haben wird. Aber wissen Sie was – erzählen Sie mir die Geschichte des Hauses Brandau auf Holzendorf, wie Sie sie gehört haben; ich setze nämlich voraus, daß Sie wissen, was im Schooße der Familie, der Sie selbst angehören, vorgegangen ist. So werde ich am besten die Wahrheit von der Lüge unterscheiden können.«

Marie athmete schon leichter auf. Es war ihr etwas schwer geworden, von ihrer Mutter und sich selber zu reden; ihres Oheims Begegnisse zu schildern, schien ihr viel weniger schwierig zu sein, da sie sich nur an Das zu halten brauchte, was sie von Doctor Millinger und der

alten Hanne darüber gehört hatte. Daher erwähnte sie, was sie wußte und was wir selber schon wissen, indem es einen Theil des Inhalts dieser Erzählung ausmacht. Mit großer Spannung hatte Herr Hübner dieser im Ganzen kurzen Mittheilung zugehört und nicht ein einziges Mal die Erzählerin unterbrochen, nur sein Auge hatte zu dem ihrigen geredet.

Als Marie zu dem Besuche Alfred's im Hause seines Vaters gelangt war, stockte sie wieder und endlich schwieg sie ganz.

»Wollen Sie mir nicht anvertrauen, was Alfred im Hause seines Vaters that? Oder ist Ihr Vertrauen erloschen?«

»Ich weiß nicht, Herr Hübner, ob ich es darf. Es betrifft das die Familienangelegenheiten meines Oheims und er mag vielleicht anders darüber denken, als Sie und ich.«

Herr Hübner schwieg und schien zu überlegen. Endlich erhob er sanft seinen ausdrucksvollen Kopf und sah Marien bittend an. Diese widerstand diesem Blick schon nicht mehr und sofort berichtete sie, was Alfred in Holzendorf gewollt und gethan. Als sie erst so weit gekommen, konnte sie nicht mehr auf dem Wege inne halten; nur stockte sie nochmals, als sie auf ihren Cousin Georg zu sprechen kam und dessen Bild sich vor ihrer Seele in seiner unerklärlichen Zerrissenheit malte. Aber nichts von ihren Gefühlen über diesen Gegenstand erwähnend, hielt sie sich nur an die äußeren Thatsachen – und diese nur allein wollte ja Herr Hübner hören.

Mariens Erzählung war zu Ende. Ihr vom eifrigen Sprechen warm gewordenes Gesicht strahlte die Fülle ihres

ganzen inneren Lebens aus, und ihr Auge glänzte so feurig, wie es Herr Hübner noch nicht hatte glänzen gesehen. Er wandte seinen dunklen Kopf zu ihr herum und dankte ihr mit Worten und Blicken für die Erfüllung seines Wunsches. »Aber Eines,« sagte er lächelnd, »haben Sie vergessen.«

»Was wäre das?«

»Sie haben mir ja nichts von dem verschollenen Sohne des Barons gesagt –«

»Wie kann ich von dem etwas wissen? Er ist eben verschollen.«

»Wohl wahr! Aber wie kam es denn eigentlich, daß er das Haus seines Vaters verließ?« fragte Herr Hübner mit langsam feierlichen Ton, jede Sylbe betonend, so daß sie Marien in's Herz drangen.

»Ja, das ist wahr, das habe ich vergessen. Die alte Hanne hat mir den Vorgang genau erzählt, beinahe eben so wie Doctor Millinger. Es ist aber sehr einfach, obwohl sehr traurig. Und sie fügte hinzu, was wir bereits wissen.

Als sie auch mit dieser Erzählung zu Ende war, erhob sie das Haupt gegen ihrer Zuhörer. Er saß gleichsam noch immer horchend neben ihr, starrte aber mit nach Innen gewandtem Blick in's Blaue vor sich hin und schien Alles vergessen zu haben, was außer ihm lag. Plötzlich aber, als er merkte, daß Marie nicht mehr sprach, erhob er das Gesicht zu dem ihrigen und versuchte zu lächeln. Dies Lächeln aber war mit einem tief schmerzlichen Ausdruck gepaart.

»Das ist freilich ein trauriger Vorfall,« sagte er leise. »Am meisten bedaure ich den armen Vater, da der längst verstorbene Knabe wohl nicht mehr zu bedauern ist. Der Baron ist kein schlechter Mann, wie ich die Sache ansehe, sondern nur arg und starr in den ihm angeborenen Vorurtheilen befangen, wie so viele seines Geschlechts. Die jüngeren Söhne hat er allerdings auf Kosten des ältesten groß gezogen, er hat sie verhätschelt und nun sind sie ihm über den Kopf gewachsen. Das kommt oft vor, nur nicht auf eine so auffallende und beklagenswerthe Weise. Das Leben der Söhne in der Residenz kann dem Baron verhängnißvoll werden und er scheint der Kraft und des Nachdrucks zu entbehren, mittelst deren allein ein solcher überfluthender Strom in die richtigen Schranken zurückgeleitet werden muß. Ja, ja, so ist es. Hm! – Aber Sie haben mir da ein wahres Vertrauen bewiesen, mein Fräulein, glauben Sie mir das. Ich bin Ihnen dankbar dafür. Ich werde Ihnen wieder einmal gefällig sein.«

»Das können Sie sogleich,« sagte Marie, indem sie wieder erröthete, aber dabei lächelte. »Erzählen Sie mir doch auch von Ihrer Vergangenheit, dann haben wir uns gegenseitig Vertrauen bewiesen.«

»Wenn es nur darauf ankäme, Ihnen mein Vertrauen zu beweisen, so wollte ich Ihnen bald Alles sagen, was Sie wissen möchten. Aber die Sache verlohnt sich der Mühe kaum. Ich bin nicht unter so eigenthümlichen Verhältnissen groß geworden wie Sie, und habe keinen so

nachsichtigen Vater gehabt, wie Ihre Vettern. Der meine hat mich nicht verzärtelt, aber hoffentlich auch dadurch nicht verdorben. Die harte Schule der Nothwendigkeit, alle meine Kräfte und Fähigkeiten auf der Goldwage prüfend, hat mich frühzeitig zwischen ihre eisernen Arme genommen und diese Arme haben mich tüchtig gedrückt, geschüttelt und zerzaust. Ich bin weiter nichts als ein roher Handarbeiter gewesen, und so bin ich auch nichts weiter geworden und immer Derselbe geblieben.«

»Aber Sie haben sich doch eine achtungswerthe Stellung im Leben erworben,« warf Marie mit einem gewissen unbewußten Stolz hin, »Sie sind doch glücklich in Ihrem Beruf, glücklicher als diese vornehmen Leute, die nicht einmal in ihrem Alter Ruhe gewinnen, wie Sie sie zu erreichen gewiß sind.«

»Wer weiß das! Man kann weder auf den Grund des Meeres noch seine sicheren Küsten und Häfen sehen, wenn man mitten darauf schwimmt, und das Leben des Menschen ist ein unerforschliches, grund- und endloses Meer. Eine achtbare Stellung freilich, so denke ich, habe ich mir mit diesen Händen erworben, sogar die Aussicht, es noch weiter zu bringen, denn meine Arbeiten werden von Fürsten und Privatleuten gleich gut bezahlt.«

»Sie haben aber nicht mit den Händen allein, Sie haben auch mit dem Kopfe erworben, sollte ich meinen –«

»Auch das, redlich sogar! Denn oft habe ich meinen Kopf angestrengt, um etwas Neues, Brauchbares, Nützlichliches zu erdenken, bis er mir vor Schmerzen zu zerspringen drohte. Aber das ist die Pflicht des Menschen

auf Erden; er ist nicht allein in die Welt gesetzt, um zu genießen und zu schmarotzen, wie jene jungen Herren es thun, sondern er soll aus eigenem Triebe, mit eigener Kraft sich aus dem Staube erheben, Anderen, sich selbst und der Welt nützen – so verstand ich von jeher die Aufgabe des Lebens, und so verstehe ich sie noch.«

Hier stockte das Gespräch, denn wieder war der Abend dem Nachmittage gefolgt und bereits lagerten sich die Schatten desselben über die Ferne, und der Nebel stieg in bleichen Wolkenschichten hier und dort aus der feuchten Erde hervor. Marie bemerkte es und erschrak beinahe darüber, denn die Stunden waren ihr wie im Fluge vertauscht und sie hätte gern die einzelne Minute festgehalten, um sie wieder in Stunden auszudehnen. Denn schon war es ihr ein Bedürfniß geworden, mit diesem Manne, den sie jetzt im Stillen dreist ihren Freund nannte, vertraulich zu verkehren, seinen ernstesten, gewichtigen Worten zu lauschen und aus einer unsichtbaren, aber deutlich fühlbaren Kraftausströmung seines ganzen Wesens auch für ihr Leben Kraft und Stärkung zu saugen.

Allein er selbst führte den Aufbruch für heute herbei, indem er sagte: »Es ist Abend geworden, mein Fräulein, unsere Trennungsstunde hat also geschlagen. Gestern wagte ich es noch nicht, Sie zu bitten, heute wiederzukommen, heute aber ist mein Muth Ihnen gegenüber gewachsen, denn Sie haben mir Ihr Vertrauen in hohem Maaße bewiesen. Heute also frage, bitte ich Sie, werden Sie mir morgen wieder eine Stunde hier oben schenken?

Den Grund, warum ich gerade auf morgen bestehe, werden Sie morgen selbst erfahren.«

Marie bebte vor Freude zusammen. Diese Frage, diese Bitte knüpfte sichtbar die Fäden fester, die sie mit dem edlen Manne verbanden, denn daß er edel war, das sagte sie sich tausendmal in jedem Augenblick. Das las sie in seiner Stimme, auf seiner Stirn, in seinen Augen, seinem ganzen Wesen, auf welches die Hand des Höchsten den Stempel der Würde, des Adels, des rein menschlichen Adels gedrückt hatte.

»Ja,« erwiderte sie leise, »ich werde kommen, denn ich gehe alle Tage hierher.«

Herr Hübner lächelte über dieses vielsagende Einverständnis. »Wenn Sie aber eine unerwartete Abhaltung senden sollten?« fragte er, um ganz sicher zu sein.

Marie bedachte sich nur einen Augenblick. »Was sollte mich abhalten?« fragte sie. »Selbst wenn mein Oheim mich anders wohin führen wollte, so würde ich ihm diesmal nicht folgen, denn ich habe Ihnen ja das Versprechen gegeben, zu kommen.«

Herr Hübner war befriedigt durch diesen Ausspruch. Er las als Menschen- und Seelenkenner die Gluth der Wahrheit und mit dieser die Kraft der Vollführung auf dem Gesichte des schönen Wesens, welchem Gott außer dieser Schönheit noch so viele Gaben verliehen hatte, die dem Manne das Weib als den köstlichsten Edelstein der Schöpfung erscheinen lassen. – So erhoben sie sich denn Beide von ihrem Sitz, Marie nahm wieder den Arm des

neuen Freundes und nun schritten sie wie am vorhergehenden Tage langsam durch die Lichtung der Anhöhe dem Gute zu.

Je mehr sie sich dem Orte ihrer Trennung näherten, um so langsamer wandelten sie auch diesmal dahin und Keines von Beiden sprach etwas Besonderes, vielmehr hatte es den Anschein, als hätten sie, Jedes für sich, über das Vernommene und Erlebte im Stillen nachzudenken. Während einer solchen Pause fragte Marie, ob der Hausirer, der am vorigen Tage sein Pferd so unbarmherzig geschlagen, nach dem Kupferhammer gekommen sei.

»Ja, freilich, heute Morgen in aller Frühe ist er dagewesen. Ich habe mich nach seinen Verhältnissen erkundigt und er hat mir vortheilhafte Papiere vorgewiesen. Er ist früher Soldat gewesen, in Schleswig schwer verwundet und dadurch brodlos geworden. Nun hat er sich auf den Handel geworfen und will sich so viel Geld verdienen, bis er ein Weib ernähren kann, das er liebt.«

»Schade, daß er so harter Natur ist und gestern das arme Thier so unmenschlich behandelte, das hat ihn mir verleidet.«

»Das sollten Sie nicht sagen. Anfangs freilich hat es auch mich gegen ihn aufgebracht; bei ruhiger Ueberlegung indeß fand ich, daß er nicht anders ist, als alle Leute seines Schlages und Standes. Die Armuth verhärtet leider die Menschen, wenigstens viele, und nur um ein Weib zu erringen, schlug er das Pferd.«

»Das ist ein sehr weitab liegender Grund. Aber da Sie ihn in Schutz nehmen, wird er dessen wohl würdig sein. Haben Sie ihm Ihr Versprechen gehalten?«

Herr Hübner schwieg eine Weile, dann sagte er mit leiser aber bewegter Stimme, die aus der tiefsten Tiefe seines Herzens vordrang: »Wenn Sie mich so mit Ihrer weichen Stimme fragen, kann ich meine Antwort nie zurückhalten. Ich habe sogar noch mehr gethan, als mein Versprechen verhiess.«

»Wie? Sie hätten ihm sonst noch Gutes erwiesen?«

»Ich habe ihm eine Anstellung gegeben in unserer Fabrik; einer unserer Aufseher ist gestorben und ich faßte Vertrauen zu dem Manne.«

»Aber wie konnten Sie Vertrauen zu ihm fassen, da er in unserer Gegenwart sich so unbarmherzig erwies? Sie scheinen sehr leicht Vertrauen zu fassen!«

»Nicht immer; wenn ich aber vertraue, vertraue ich stets ganz. – Diesem Manne zu helfen, hatte ich zwei wichtige Gründe.«

»Und welche wären das gewesen?«

»Zuerst antwortete er mir in mitleidigem Tone, als ich ihn auf seine Thierquälerei aufmerksam machte. Sein Gefühl war also nicht erstorben, nur die Noth – der Trieb zur Selbsterhaltung, zwang ihn zu jener Härte, die er selbst beklagte. Sodann aber –«

»Warum halten Sie inne – der andere Grund!«

»Wie Sie mich drängen!« flüsterte Herr Hübner fast, aber in jenem energischen deutlichen Geflüster, welches

in das Ohr des mit dem Herzen Hörenden wie eine Trompete bläst: »Er war der erste Hülfbedürftige, der mir in den Weg kam, als ich das Glück hatte, mit Ihnen zusammen zu sein – und das *mußte* ihm zu Statten kommen. Nun kann er seine Geliebte heirathen.«

Er schwieg, als hätte er schon zu viel gesagt. Marie zuckte unbewußt zusammen. Gleich darauf waren sie an die Stelle gelangt, an der sie sich zu trennen pflegten. Beide blieben stehen und richteten die Augen auf einander, als erwarte Jeder noch vom Andern, er werde Etwas sagen. Aber Keiner sprach ein Wort.

«Gute Nacht!« sagte endlich Herrn Hübner's tiefe Stimme.

»Gute Nacht!« klang der Flötenton Mariens dagegen.

»Wollen Sie mir nicht zum Abschied die Hand reichen und damit das Vertrauen besiegeln, welches Sie mir heute geschenkt haben?«

Marie antwortete nicht, aber schon lag ihre Hand, diese kleine weiche Hand, in seiner großen. Langsam, leise zog er seine Finger zusammen und umschloß so fast ganz die Hand des Mädchens damit. »Ich könnte sie jetzt küssen,« sagte er, »wie das die Leute von Stande thun, wenn sie glauben, sich eine Ehre zu erweisen, die eine sonderbare Sitte ihnen aufbürdet; aber ich thue es nicht, denn ich bin nicht von Stande, nicht von feiner Sitte, ich bin nur ein einfacher Arbeiter, und dessen Lippen verdienen es nicht, die Sammethaut einer Baronesse zu berühren.«

»Herr Hübner!« – Weiter sagte sie nichts, und doch lag so viel in diesen zwei Worten und in dem Tone, womit

sie gesprochen wurden, daß der damit Angeredete eine köstliche Rede zu hören glaubte.

»Leben Sie wohl!« sagte er und nahm tief seinen Hut ab, sich ehrerbietig verbeugend.

»Auf morgen!« flüsterte Marie, und gleich darauf war sie in den Park geschlüpft, vor dessen Graben, über den eine hölzerne Brücke führte, sie gestanden hatten.

Als Marie in das Schloß eintrat, erfuhr sie sogleich durch die ihr begegnende Schaffnerin, daß der Herr Baron noch nicht wieder von seinem Ausfluge zurückgekehrt sei. »Aber, mein Gott, gnädiges Fräulein, warum bleiben Sie denn immer so lange aus?« rief die Alte mit lebenswürdigem Schmollen. »Es ist schon wieder beinahe ganz dunkel. Wenn ich gewußt hätte, wo Sie zu finden gewesen, ich hätte Sie selbst aufgesucht. Hängen Sie denn immer noch so sehr an dem einsamen Herumschwärmen?«

»Gewiß, gute Hanne,« erwiderte die Baroneß lächelnd, die zu glücklich war, um den eben gehörten Vorwurf in seinem ganzen Umfange zu würdigen, »ich liebe es immer noch so sehr, wie ich es damals liebte, als ich unter den Wahnsinnigen lebte!«

Mit diesen Worten eilte sie in ihr Zimmer, um die vom Thau des Abends durchnäßten Schuhe zu wechseln.

»Mein Gott, mein Gott!« seufzte die alte Hanne vor sich hin, indem sie in die Küche ging, um nach dem Abendessen auszuschaun, »es klebt ihr doch immer noch Etwas von dem unglücklichen Irrenhause an. Manchmal kommt

es mir vor, als hätte sie uns Alle angesteckt, denn so sonderbar, wie es jetzt hier im Hause hergeht, ist es noch niemals her gegangen.«

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen rasselnd in den Hof und sogleich sprangen einige Leute herbei, denn es war möglich, daß der Baron vorgefahren kam, obgleich er zu Fuße weggegangen war. Auch hatte man sich nicht geirrt. Er war dem Doctor Millinger, der zu Wagen vom Kupferhammer herkam, begegnet und hatte dessen Einladung, zu ihm einzusteigen, Folge geleistet. Auch den Förster hatte der gute Doctor mitgenommen, aber schon vor seinem Hause am Eingang des Gutes abgesetzt.

Als der Baron mit Hülfe Friedrichs aus dem Wagen stieg, war es sein Erstes, ein gutes Abendessen so rasch wie möglich zu bestellen, denn der weite Fußweg hatte ihm Appetit gemacht und der seltene Besuch des Arztes, der ihm für den Abend seine Gegenwart zugesagt, hatte ihn heiter gestimmt, zum ersten Male seit jenem Unglückstage, wo ihn der Bankier und der Advocat heimgesucht. Lärmend und dem ganzen Hause vernehmbar trat er in sein Zimmer, bot dem Doctor eine Cigarre und zündete sich selbst eine an, was ebenfalls seit jenem Tage nicht geschehen war, denn der Herr Baron gehörte zu jenen seltenen Exemplaren von Männern heutiger Zeit, die nur dann eine Cigarre rauchen, wenn sie besonders fröhlich gestimmt sind.

»Nun kommt her, Millinger und setzt Euch. So!« sagte der alte Herr in trefflichster Laune. »Ihr glaubt nicht, wie

lieb es mir ist, daß ich Euch endlich einmal aufgerafft habe. Euretwegen hätte ich sterben können, so wenig habt Ihr Euch um mich bekümmert.«

Der Doctor lächelte auf seine Art, denn er wußte aus alter Erfahrung, daß des Barons hauptsächlichste und fast einzige Krankheit die üble Laune war.

»Was wollen wir trinken?« fragte der Baron weiter, ohne auf eine Antwort des Arztes zu warten.

»Etwas Gutes, Herr Baron, denke ich, da Sie so munter und zugleich bei gutem Appetit sind.«

»Das war eine vernünftige Antwort, wie ich sie lange nicht gehört. *Den Wunsch* wollen wir verwirklichen.« Dabei griff er nach seiner Glocke, die sogleich den aufmerksamen Friedrich herbeirief. »Bringe Champagner, Friedrich!« gebot er. »Halt! Ist das gnädige Fräulein zu Hause?«

»Gewiß, gnädiger Herr? Sie befindet sich in ihrem Zimmer.«

»Lade sie zu uns ein – es ist Euch doch recht, Doctor?«

»Ich bitte, Herr Baron; es kann mir keine Gesellschaft angenehmer sein.«

Bald darauf trat Marie ein und bot dem Oheim die Wange und dem Doctor die Hand dar. Letzterer merkte sogleich an dem flammenden Blick, den seine junge Freundin nur selten zeigte, daß ihr etwas Angenehmes begegnet sei. Er beobachtete sie aber nur scharf mit den Augen, ohne seine Bemerkung in Worte zu kleiden, denn

der gute Doctor Millinger gehörte zu den wenigen gescheiterten Menschen, die Andern ihre eigenen Empfindungen gönnen, ohne die Aufdringlichkeit zu besitzen, danach zu fragen. In demselben Augenblick aber hatte auch schon der weniger scharfsichtige Baron eine auffallende Belebtheit an der Nichte bemerkt, wie er sie fast noch nie an ihr wahrgenommen, denn bisher hatte er sie häufiger wehmüthig traurig und schweigend als mittheilsam und fröhlich gesehen. Er wollte eben deshalb eine Frage thun, als Friedrich den verlangten Champagner und die Gläser brachte. Das lenkte seine Aufmerksamkeit wieder ab und er begab sich daran, die Gläser zu füllen. »Da, mein Kind,« sagte er herzlich, »nimm Du das erste Glas. Es ist ein heiterer Tag heute, wie wir ihn hier lange nicht genossen haben.«

Marie stimmte ihm stillschweigend bei und leerte das kleine Glas auf seine Gesundheit. Bald darauf wurde die Flügelthür geöffnet und man trug einen völlig gedeckten Tisch in das Zimmer, denn so liebte es der Baron.

Das Gespräch während der Mahlzeit drehte sich anfangs um die verschiedenen Besichtigungen, die der Gutsherr heute vorgenommen, und da er auch damit zufrieden war, so vermehrte es nur seine Heiterkeit. Er sprach mehr als gewöhnlich und bemerkte dabei nicht, wie der Arzt immer noch unausgesetzt die glückliche Miene des gnädigen Fräuleins studirte. Endlich ward er es gewahr und betrachtete nun ebenfalls seine Nichte, deren Munterkeit nicht durch Worte, doch durch jede Bewegung, jede Miene sich kund gab.

Friedrich hatte eben auf Geheiß seines Herrn die zweite Flasche gebracht, als Letzterer Marien fest ansah und geradezu sagte: »Wohl, mein Kind, so gefällst Du mir noch besser, als wenn Du ernst und still bist. Du sprichst zwar auch heute nicht viel, aber wenigstens denkst Du nichts Unangenehmes. Sage mir denn, da auch wir gerade heiter sind, was stimmt Dich denn so überaus glücklich? Was hast Du gemacht, während ich fort war's Bist Du außerhalb des Hauses gewesen? Laß uns auch Dein Tagewerk hören, nachdem Du das unsrige kennen gelernt.«

Marie erröthete, war aber ohne Zögern zur aufrichtigen Mittheilung des Erlebten entschlossen. »Ich bin auf dem Friedhofe gewesen, mein lieber Oheim!« sagte sie rasch.

»Tausend und noch einmal! Auf dem Friedhof? Das ist ein schöner Grund zum Lustigsein! – Seit wann, sage mir, kehrt man denn so heiter vom Friedhof zurück?«

»Ich bin nicht lustig, mein Oheim, obwohl heiter; eigentlich aber bin ich glücklich – ja, ich nenne es geradezu so!«

»Glücklich? Hm! Ein bedeutungsvolles Wort! Ich wünschte, ich könnte das auch einmal wieder von mir sagen. – Und warum bist Du glücklich?«

»Ich habe eine angenehme Unterredung gehabt, mein Oheim!«

»Mit den Todten etwa?«

»Nein, mit einem recht Lebendigen. Herr Hübner war mit mir auf dem Friedhofe.«

Der Doctor stutzte und der Baron hob staunend den Kopf in die Höhe. »Herr Hübner?« fragte er. »Wer ist das?«

»Das ist der zweite Director des Kupferhammers, mein Oheim – ich habe Dir ja schon neulich seinen Namen genannt.«

Der Baron runzelte die Stirn, sobald das Wort ›Kupferhammer‹ genannt wurde. Der Doctor aber glaubte sich in's Mittel legen zu müssen und sagte: »Ach ja, das ist wahr. Herr Hübner ist ein sehr angenehmer und unterrichteter Mann.«

»Auch ein sehr guter Mann!« fügte Marie dreist hinzu. »Ich will nur eine Geschichte erzählen, die ich mit ihm erlebt habe.«

»Aber wie kommt er auf den Friedhof?« fragte der Baron ernst. »Der gehört nicht zum Grund und Boden des Kupferhammers. Ich liebe es nicht, wenn die Leute von da drüben mein Eigenthum betreten, ohne mich um Erlaubniß zu fragen – ich betrete das ihrige auch nicht.«

»Herr Hübner ist ein Freund der schönen Natur, namentlich liebt er weite Fernsichten,« erläuterte der Arzt. »Er hat es mir selbst gesagt, daß er keinen Spaziergang lieber unternimmt, als nach Ihrem Friedhof, Herr Baron, von wo man vier Meilen weit die Gegend überschauen kann. Er meinte auch, mit einiger Nachhülfe könnte man den Friedhof zum artigsten Parke umgestalten.«

»Damit soll er mir vom Halse bleiben – das bitte ich mir aus!« fuhr der Baron heftig heraus. »Mag er seinen

Kupferhammer in einen Park verwandeln, so viel er will, wir werden für das Uns'rige sorgen.«

»Es war ja auch nur ein Ausspruch seiner Meinung von ihm,« sagte der Arzt begütigend. »Er denkt nicht daran, sich Eingriffe in Ihre Rechte zu erlauben, dazu ist er viel zu vernünftig. Auch kennt er Ihre Abneigung gegen –«

»Gegen was?« fragte übelgelaunt der Baron.

»Gegen den Kupferhammer.«

»So – kennt er die! Das ist mir lieb. Und dabei mag es sein Bewenden haben. – Was war das für eine Geschichte, die Du von ihm erzählen wolltest, Marie?«

Die Gefragte, die bei dem Gespräch zwischen ihrem Oheim und dem Doctor etwas schneller Athem geholt hatte, als vorher, besann sich eine Weile, dann erzählte sie kurz den Vorfall mit dem wandernden Handelsmann und seinem Pferde.

»Ja, die Geschichte ist wahr,« fuhr der Doctor fort, als Marie geendigt hatte und sich dann schweigend verhielt. »Ich war heute auf dem Kupferhammer und hörte davon. Der Mann hat ein angemessenes Gehalt und eine Wohnung bekommen, damit er heirathen kann; sogar sein Pferd ist gut untergebracht, denn Herr Hübner hat es in seinen eigenen Stall gestellt und heute Nachmittag habe ich das arme Thier sich zum ersten Mal in seinem Leben auf der fetten Wiese da drüben satt fressen sehen.«

Mariens Augen leuchteten wie Diamanten, auf die der Schein eines hellen Lichtes oder ein Sonnenstrahl fällt, doch sagte sie kein Wort. Ihr Herz allein sprach durch lauterer Klopfen ihre Gefühle aus. Auch der Baron

schwieg eine Weile, dann sagte er mit beruhigtem Tone: »Hm! Das gefällt mir, das muß ein braver Mann sein. Ich hätte nicht gedacht, daß dergleichen Leute so edelmüthig sein können, noch viel weniger, daß Jemand mit solchen Gesinnungen auf dem Kupferhammer wohnt.«

»Man sollte sie nur besser kennen,« bemerkte der Arzt beiläufig, »und man würde staunen, viel mehr an ihnen zu finden als –«

»Nun was?« fragte der Baron, da der Doctor eine Pause eintreten ließ.

»Als sogar Leute von höherem Stande ihr Eigenthum nennen.«

»Ist der Mann wohlhabend?« fragte der Baron weiter.

»Man kann ihn dreist reich nennen, denn wie ich auf dem Kupferhammer habe erzählen hören, hat er allein 50,000 Thaler in Actien in dem Werke stecken.«

»So!« brummte der Baron. »Wo hat er denn das Geld her?«

»Er hat es sich erworben, Herr Baron. Er ist ein Talent, ein Maschinenbauer und großer Werkmeister und hat in England seine Studien gemacht.«

Bei diesen Worten überlief das Gesicht des Barons eine deutlich wahrnehmbare Blässe. Er ließ die Hand vom Glase das er eben an den Mund sehen wollte, sinken und stierte gedankenvoll vor sich hin.

»In England ist er gewesen?« fragte er fast unwillkürlich nach einer langen Pause.

»Ja, mein Oheim, und auch in Amerika, hat er mir neulich selber erzählt «

Der Baron schob das Glas noch weiter von sich. Die Lust zum Trinken war ihm vergangen. Ohne Zweifel dachte er an Etwas, was mit Herrn Hübner in gar keiner Verbindung stand.

Als Marie diese nachdenkliche, beinahe traurige Miene des Oheims sah, deren Bedeutung sie so gut kannte, erhob sie sich wie ein Zephyr von ihrem Sitze, trat zu ihm heran, legte ihren Arm um seinen Nacken und küßte ihn herzlich.

»Trinkt, trinkt, Kinder,« rief der Baron, der durch diese liebevolle und schweigsame Ueberredung besänftigt war, »trinkt! Dieser Hübner scheint mir ein wackerer Mann zu sein. Nun, vielleicht habe ich auch einmal Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen.«

»Die hättest Du schon gestern machen können,« sagte Marie herzlich. »Denn, als Du mit dem Förster auf dem Bergwege nach Hause gingst, saß er mit mir auf dem Grabhügel meiner guten Tante und wir sahen Dich wohl, wollten aber nicht stören, da Du auf einem Geschäftsgange begriffen warst.«

»Ha! War mir's doch wie eine Ahnung gestern auf der Stelle,« sagte der Baron mit bebender Lippe. »Als ich mit Tellkamp vor den Gräbern vorüberging, wollte ich hinaufblicken, wo sie liegen. Aber eine innere Gewalt hielt mich davon zurück, denn ich liebe es nicht, an Gespenster zu denken, und die wohnen für mich dort oben.«

Das Gespräch, bisher vom perlenden Weine befeuert, gerieth durch diese Bemerkung etwas in's Stocken. Eine kalte unbehagliche Wolke hatte sich über die Trinkenden und Sprechenden herabgelassen. Bald darauf stand der Doctor Millinger auf und, nachdem er sich empfohlen hatte, stieg er in seinen Wagen und fuhr nach Hause, bat jedoch vorher den Baron um Erlaubniß, am nächsten Tage das gnädige Fräulein zu einem Besuche bei seiner Familie abholen zu dürfen, was auch genehmigt und von Marie selbst zugesagt wurde.

SECHSTES KAPITEL. AUF DEM BERGE UND IM HAUSE.

Der nächste Tag war gekommen und hatte für die weniger oder gar nicht an den vorliegenden Ereignissen Betheiligten im Gutshofe begonnen, wie alle Tage daselbst begannen, mit frühzeitiger Arbeit. Nicht so bei Marien. Für sie war es ein durchaus ungewöhnlicher Tag, der erste in ihrem Leben, für welchen sie einem Manne, den sie bereits hoch achtete, das Versprechen gegeben hatte, mit ihm einige Stunden allein zu sein. Doctor Millinger war seinem Worte getreu geblieben. Er war am Morgen dieses Tages nach dem Gute gekommen, um die Nichte des Barons in sein Haus zu führen, wo sie den Tag über verleben sollte, mit Gesprächen und Dingen beschäftigt, die sie von den Vorfällen ihres Hauses einigermaßen ableiteten. In früheren Tagen war ihr dieser Besuch immer ein hoher Genuß gewesen, dem sie sich mit Freuden hingegen, jetzt, heute, war er ihr schon eine Pflicht geworden, die sie nicht mehr mit ganzer Seele erfüllte. Denn

diese Seele bewegte sich an einem ganz anderen Orte, erfüllte eine von der gegenwärtigen weit abweichende Pflicht, sie eilte der Zeit und dem Orte voraus, in der und an dem sie war, und horchte schon in Gedanken auf die Mittheilungen, die ihr die Ursache erklären sollten, warum Herr Hübner darauf gedrungen hatte, sie heute wiederum zu sprechen. Der Tag verstrich ihr daher äußerst langsam, sie bemühte sich mit Aufwendung aller ihrer Kräfte, den inneren Drang nach der Beendigung dieses Besuches zu verbergen und sich den freundlichen Ergüssen der Familie des Doctors hinzugeben. Endlich war der Mittag vorüber und die Stunden des Nachmittags hatten zu schlagen begonnen. Als es aber vier Uhr schlug, ließ es ihr keine Ruhe mehr. Ohne irgend einen Vorwand zu suchen, der ihr Vorhaben verschleierte, sagte sie dem guten Doctor ganz offen, daß sie Herrn Hübner das Versprechen gegeben, ihn um fünf Uhr an dem bewußten Orte zu treffen, und da sie vom Dorfe aus, wo sie war, beinahe Dreiviertelstunden bis zu demselben zu gehen habe, so müsse sie sich rüsten.

»So, so,« sagte der wackere Mann. »also Sie haben es ihm versprochen. Nun, dann freilich ist es etwas Anderes. Aber ich muß selbst nach dem Kupferhammer, und so werde ich Sie begleiten.«

»Sie gehen doch nicht zu Fuße, lieber Doctor? Sie reiten oder fahren ja immer?«

»In der Regel – ja! Aber heute mache ich einmal eine Ausnahme. Was soll ich darüber viele Worte machen

– mit Ihnen gehe ich. Ich bin schon fertig, mein liebes Fräulein.«

Marie beeilte sich, sich ebenfalls fertig zu machen, und bald war sie es. Sie empfahl sich der liebenswürdigen Familie und schlug mit dem Arzte den Fußsteig neben dem Fahrwege ein, der etwas näher und wegen des Schattens, den die jungen Buchen und Eichen warfen, angenehmer zu gehen war. Am Gutshofe angelangt, umschritten sie denselben und gewannen, den Park zur Linien lassend, auf einem Verbindungswege das offene Feld, welches sie durchschneiden mußten, um zur Anhöhe zu gelangen. Der Doctor war einst ein guter Fußgänger gewesen, aber, seit langer Zeit aus der Uebung gekommen, ward es ihm heute sauer, mit der beflügelten Eile der jungen Dame gleichen Schritt zu halten. Und um so beschwerlicher wurde ihm das rasche Gehen, als er es für seine Pflicht hielt, dieselbe zu unterhalten. Marie bemerkte es nicht, eben so wenig wie seine Worte ihr zu Herzen drangen, nur ihr Ohr wurde von Zeit zu Zeit dadurch berührt. So hatten sie endlich den Fuß der Höhe erreicht. Hier aber blieb der Doctor stehen, um Luft zu schöpfen.

»Mein gnädiges Fräulein,« sagte er keuchend, »Sie sind vortrefflich in allen Dingen, sogar als Fußgängerin suchen Sie Ihres Gleichen. Sehen Sie – ich schnappe nach Luft wie ein Fisch. Gönnen Sie mir nur zwei Minuten Zeit – so eilig wird es Herr Hübner doch nicht haben. Der Glückliche!« Das letzte Wort sagte er nur sich allein, denn er hatte Muße genug gehabt, Mariens Zustand zu

errathen. Diese stand still und trocknete sich selbst den Schweiß aus dem lieblichen Gesicht.

»Das ist Ihre eigene Schuld,« sagte sie neckisch, »warum sind Sie nicht zu Pferde oder zu Wagen nach dem Kupferhammer gegangen. Eine kleine Strafe für Ihre übel angebrachte Galanterie kann nicht schaden. Uebrigens haben wir Zeit, Herr Hübner ist noch nicht oben.«

»Wie? Haben Sie das schon ausgekundschaftet?«

»Gewiß. Wenn er oben wäre, würde er uns längst gesehen haben und entgegengekommen sein.«

»Ein richtiger, logischer Schluß, bei meiner Seele!« dachte der Doctor. »Sogar in einem Irrenhause scheint die Logik zu Hause zu sein – Welch' ein beruhigender Gedanke! Oder bringen vielleicht die Weiber die Philosophie mit auf die Welt? O, wie weit sind wir Alltagsmenschen hinter ihnen zurück!«

Gleich darauf fingen sie an, die Anhöhe zu ersteigen und nach wenigen Minuten befanden sie sich unter den schattigen Tannen und Nachen, wo sie sich überzeugten, daß Marie Recht gehabt und Herr Hübner noch nicht zur Stelle sei. – Eine kurze Zeit blieb der athemlose Doctor bei der Nichte des Barons stehen, dann sagte er ihr Lebewohl und stieg die Höhe ganz hinan, um auf der andern Seite nach dem Kupferhammer wieder hinabzusteigen

Kaum aber hatte er einige Schritte vorwärts gethan, so wandte er sich noch einmal mit lächelndem Antlitz herum. »Soll ich Sie vielleicht in einer Stunde wieder hier abholen?« fragte er schelmisch.

»Nein, guter Doctor, nein!« erwiderte sie ehrlich. »Ich bleibe bis zum Abend hier und Herr Hübner pflegt mich bis zur Parkbrücke zu geleiten.«

Millinger machte große Augen, grüßte mit der Hand und schritt den Berg hinauf. »Pflegt!« wiederholte er bei sich. »Ei, sieh doch! Der Spaziergang ward also schon öfter gemacht! Wie viele Tage sind es denn eigentlich her, daß wir auf dem Kupferhammer waren? – Wahrhaftig, drei Tage! Hm! Nun das ist eine rasche Bekanntschaft. Und wer ist daran schuld? O, Millinger, schweig, schweig, Du allein! Nun vorwärts. Ihr Leutchen, vorwärts – ich kann mir denken, was –«

»Was können Sie sich denken?« fragte hier eine tiefe Stimme den wider Wissen und Willen laut redenden Doctor. Und siehe da, Herr Hübner, der ungesehen von ihm zwischen den Bäumen herausgekommen war, stand dicht vor ihm.

»Aha!« rief der Arzt. »Richtig! Daß Sie mir begegnen würden, konnte ich mir denken.«

»Wie so das?«

»Weil unser gnädiges Fräulein Sie schon lange da unten erwartet. Auf Wiedersehen. Herr Hübner, auf Wiedersehen!«

Und fort schritt er, den Berg hinab, während Herr Hübner noch einige Schritte zu steigen hatte, um den Kamm zu erreichen und dann wieder, aber in der Richtung des Friedhofes, hinabzusteigen.

Herr Hübner hatte die Nichte des Barons von Brandau begrüßt und Beide hatten sich darauf wie gewöhnlich auf ihren Ruhesitz niedergelassen. Marie hatte sich, wie wir wissen, außerordentlich auf diese Zusammenkunft gefreut; als sie aber das Gesicht Herrn Hübner's sah, war das Barometer ihrer Freude um ein Bedeutendes gesunken. Denn er sah ganz anders aus, als am gestrigen Tage und an den vorhergehenden. Sein immer ernstes Gesicht war gleichsam mit einem Schleier der Wehmuth bedeckt und viel bleicher als gewöhnlich, er sah mit einem Worte aus wie Jemand, der sich körperlich übermäßig angestrengt oder einen heftigen Schmerz zu überwinden hat. Außerdem war er schweigsam, und zwar so auffallend, daß auch Marie nicht zu sprechen wagte, sondern mit beinahe wehmüthigem Erstaunen an seinem Auge hing. Dieses Auge aber war umflort und schaute sie kaum so herzlich an, wie man nach den Vorfällen der vergangenen Tage hätte erwarten sollen, es war vielmehr gedankenvoll auf die vor ihm liegende Landschaft gerichtet, als beobachte oder erwarte er von da unten her irgend eine Erscheinung auftauchen zu sehen. Und doch war dem nicht so; er arbeitete nur im Stillen an einem verborgenen Weh, das war nur zu klar. Endlich, da er noch immer schwieg, glaubte Marie das Gespräch beginnen zu müssen.

»Sie versprachen mir gestern,« sagte sie, »mir zu sagen, warum Sie so eifrig wünschten, mich heute hier oben wiederzusehen.«

»Ja, das versprach ich. Ich werde mein Versprechen auch halten. Aber es hat noch Zeit. Nachher. Lassen Sie uns einmal recht ruhig hier sitzen und gemeinschaftlich den nahenden Abend beobachten. Das ist ein großer Genuß für mich. Ich sagte es Ihnen schon. – Sehen Sie, wie köstlich da an den jenseitigen Bergen die Farben der Wolken sich mit den Farben der aufsteigenden Erddünste vermischen, beide streben zusammen und beide bilden ein Ganzes. Die Nacht ist auch hier die Zeit ihrer Verbindung. – Sagen Sie mir,« brach er plötzlich ab, »thun Sie nicht Unrecht, mit mir hier allein zusammenzukommen?«

Marie schaute verwundert aus. Diese Frage hatte sie heut am wenigsten erwartet. Aber sie war schnell mit ihrer Antwort bereit. »Nein, Herr Hübner,« lautete sie, »ich thue kein Unrecht. Ich habe gestern Abend noch meinem Oheim gesagt, daß ich Sie hier gesprochen und öfter spreche.«

»Wie? Das haben Sie ihm gesagt?«

»Warum nicht? Ich sehe keinen Grund, ihm das zu verschweigen. Oder hätten Sie in diesem Falle mein Schweigen gewünscht?«

»Ich, ach nein! Meinetwegen kümmere ich mich schon lange nicht mehr um das Geklätsch der Welt. Nur Ihretwegen war ich besorgt.«

»So beruhigen Sie sich. Mein Oheim ist überzeugt, daß ich Nichts thue, was ihm zuwider ist, und so verhält es sich auch mit dem, was ich hier thue.«

Herr Hübner lächelte schmerzlich, jedoch fragte er sogleich weiter: »Was erwiderte er denn, als Sie ihm sagten, daß Sie mich hier getroffen hätten?«

»Doctor Millinger war gegenwärtig und in dessen Gegenwart nannte er Sie einen braven Mann.«

»Was? Der Doctor?«

»Nein, der Baron, mein Oheim.«

»Woher kennt er mich denn?«

»Er kennt Sie nicht und hat nur von Ihnen gehört.«

»Wer hat ihm denn von mir gesprochen?«

»Doctor Millinger und ich.«

»Und was, wenn ich fragen darf?«

»Ich habe ihm die Geschichte mit dem Hausirer erzählt.«

»Ach so, ich verstehe. Nun gut – so viel von Ihrem Oheim. Jetzt muß ich aber von Ihnen sprechen. Sie sind das Kind einer alten Baronenfamilie, also eine Dame von Stand und Rang. Ich dagegen bin nur ein Arbeiter. Fühlen Sie denn gar keine Abneigung, mit einem Manne öfter zusammenzukommen, der von dem Fleiße seiner Hände lebt?«

»Abneigung? O, wie könnte ich! Im Gegentheil, ich fühle Neigung zu Denen, die leben, um zu arbeiten. In diesem Punct gehöre ich zu meiner Familie gar nicht, denn ich theile nicht die Vorurtheile derselben. Mein Oheim ist stolz – Sie wissen es vielleicht.«

»Ich denke es mir wenigstens nach Dem, was ich von ihm gehört habe. Alle diese Herren, die nichts thun als leben, um zu genießen, sind stolz, und wenn es auch nur

auf ihre Trägheit und Unwissenheit wäre. Ich gehe sogar noch weiter mit meinen Schlußfolgerungen, die zugleich meine Ueberzeugungen sind. Diese Herren haben sehr großes Unrecht mit ihrem auf Nichts basirten Stolze. Zum Leben, sei es nun ein Leben der Arbeit oder des Genusses, gehören Mittel. Ich sehe nicht ein, wie die Mittel, die man sich durch seiner Hände Arbeit erwirbt, weniger edel erworben sind, als diejenigen, die mir ein Fürst als ein Geschenk oder Gehalt für geleistete Dienste giebt. Auch sehe ich nicht ein, warum ein Adelige nicht arbeiten sollte, um diese Mittel zu erwerben, da man es doch sehr häufig findet, daß seines Gleichen das Geld einer Frau sehr gern nehmen, mag dasselbe nun durch Arbeit oder sonst wie erworben sein. Sind Sie vielleicht ähnlicher Ansicht?«

»Ganz derselben sogar. Ein ruhig Denkender kann nicht anders urtheilen, er müßte denn ungerecht sein wollen oder das Rechte vom Ungerechten nicht unterscheiden können.«

»Ach, wollten doch Alle, oder nur Viele so denken, wie Sie eben gesprochen haben! Glauben Sie mir, ich habe oft und lange darüber nachgedacht, warum diese vornehmen Menschen die sogenannten Bürgerlichen verachten oder nur gering schätzen, und ich habe durchaus keinen stichhaltigen Grund dafür gefunden, als ein verderbliches Vorurtheil. Das Vorurtheil ist der Sumpfboden, auf dem die Parasitenpflanze des heutigen Adelstandes wurzelt. Schauen Sie zum Beispiel da unten hin, wie das Landgut

jenes Barons, Ihres Oheims, gleich einem grünen Edelstein in der goldenen Einfassung des herrlichsten Ackerlandes glänzt und funkelt. Wie glücklich, wie beneidenswerth glücklich könnten diese Menschen sein und leben, wenn sie sich ihres Besitzes bewußt würden und, damit zufrieden, sich nicht über die andere Welt, wie ein Fürst über die Bauern, hinaus erheben. Aber ein innerer, gährender, nur ihnen allein angeborener und von ihnen künstlich gepflegter Drang bemächtigt sich frühzeitig ihrer Herzen und erhebt sie auf Kosten alles menschlichen Empfindens zu einer Art von irdischen Halbgöttern oder Riesen – in ihrer eigenen Meinung natürlich. Schon dem Kinde raunt die Amme zu, daß es der Sohn eines Barons, das heißt, eines reichen, mächtigen Herrn sei. Schon mit der Muttermilch saugen sie das Gift ein, welches ihr eigenes Leben und das vieler Anderer durch Hochmuth und Geringschätzung vergällt und verbittert. Kaum in die Welt getreten, beugt sich Alles vor ihnen, und da sie Alles sich beugen sehen, verlangen sie, daß Alles sich beuge. Welch thörichtes Verlangen von einem Menschen an seinen Mitmenschen gestellt! In die Schule des Lebens versetzt, halten sie zusammen wie die Jungen einer Wölfin, die nur so lange bei der Mutter bleiben, bis sie selbst auf Raub ausgehen können. Täglich wächst ihre Kraft und mit ihrer Kraft wächst ihr Stolz, ihr Dünkel, ihre Einbildung. Was kann man denn nun von einem solchen jungen Wolfe erwarten, wenn er groß gesäugt ist und seine Zähne und Klauen gewachsen sind? Er muß ein Wolf werden, der die stillen Heerden beunruhigt, wo

er sie findet. – Und wie, wenn ich das Leben dieser jungen Wölfe mit dem Leben anderer Menschen vergleiche, wie werden sie vom Leben selbst gepflegt und verhätschelt! Alle Glücksquellen, die ein Mensch dem anderen eröffnen kann, – ich meine nicht die, die er sich selbst zu eröffnen im Stande ist – werden ihnen wie von Gottes und Rechts wegen eröffnet, Jeder steuert bei, ihnen – einen Schemel für ihre Füße und ein Polster für ihren Kopf zu unterbreiten. Sie wachsen und gedeihen – zu eigenem und Anderer Verderben – auf den Schultern der Anderen stehend, zu einer ganz eigenthümlichen Größe empor. Und warum sollten sie nicht! Glauben sie doch, ein Vorrecht – Privilegium nennen sie es selber – dazu zu haben, Herren zu sein und über Knechte zu gebieten zu haben. Leisten denn aber, frage ich weiter, diese zu Herren gebotenen Kinder mehr, als die von ihren Knechten geborenen? Fragen Sie die Welt, nehmen Sie die Erfahrung zu Hülfe und Alles sagt Ihnen: Nein, sie leisten nicht mehr. Nur *gelten* sie mehr und diese *Geltung* halten sie eingebildeter Maaßen für Werth, für eine Leistung, in der es ihnen kein Anderer gleich thut. O, schauen Sie die Entwicklung der Künste, der Wissenschaften, der Industrie an – wer hat darin das Höchste und Herrlichste geleistet? Waren es diese vornehmen Herren, die das Gold und den Flitter der Welt als ihr Eigenthum betrachten? Ich will es nicht beantworten, die Geschichte der Cultur aller Völker spricht es tönend genug aus. Und dennoch, dennoch verachten sie uns, die mit ihrer Hände Fleiß die

Güter der Erde vermehren, die sich dem Segen der Arbeit geweiht haben, um nur ihrem inneren Drange nach allseitiger Vollendung genug zu thun und zugleich auch Anderen dadurch sich nützlich zu erweisen. O, wie sind diese sogenannten Großen so klein geblieben in der eigenen Geistes- und Herzensentwicklung! Wie sind sie zurückgeblieben hinter den Anforderungen der Zeit und des zum Riesen ausgewachsenen menschlichen Geistes! Am starren, steifen Eis des Mittelalters – ihrer goldenen Wiege, ihrem Grundpfeiler – halten sie unverrückbar fest. Wie jene düsteren Faustkämpfer es thaten, möchten sie noch heute das Schwerdt schwingen, um dem stillen Wanderer, der ihnen in den Weg tritt, ein gebieterisches Halt zuzurufen. Das edlere Schwerdt der Arbeit mißachten sie, sie kennen es nicht einmal. Ja, sie verachten sogar Die, die es zu schwingen verstehen. Nein,, nein und abermals nein, nicht mehr die rohe Gewalt der bewaffneten Faust, nicht mehr das scharfe Eisen regiert die Welt, sondern die geschickte Hand, der denkende, vollbringende Geist, die Künste und Wissenschaften üben, die Handel und Wandel über die Erde verbreiten, diese allein sind die wirklichen Herren der Welt. Jenen aber, mein Fräulein, die das Gut des Lebens vergeuden, als wäre es ein zufällig ihnen in die Hände gefallenes Spiel, die nichts thun als nach Genüssen jagen und dennoch mit herrischem Dünkel auf unsere Arbeit herabsehen, als hätten sie ein Recht dazu, unsere Schultern als Schemel zu benutzen, denen habe ich den Krieg erklärt. Ich kann niemals ihr Bruder – ich werde immer ihr Gegner sein

und sie mit offenem Visir und redlichen Waffen bekämpfen. Ob ich sie besiege – das weiß ich nicht, das glaube ich sogar nicht, denn es sind ihrer zu Viele und ich bin kein Herkules, der eine ganze Welt besiegt, ich bin nur ein einfacher Mensch. Wer mir aber von ihnen auf meinem Wege entgegentritt, wer mich angreift – den werde ich besiegen. Dazu habe ich den Muth, dazu den Willen, dazu die Kraft von Gott empfangen! –

Hier haben Sie mein ganzes und letztes Bekenntniß! Das wollte und mußte ich Ihnen sagen, ehe ich Sie auffordern darf, mir noch ferner Ihr Ohr zu leihen, mir Ihre süße Gegenwart zu schenken. Denken Sie anders als ich – so kann ich Ihnen nichts nützen, denn Ihre Wege sind dann fortan nicht meine Wege. Haben Sie aber gleiche oder nur ähnliche Ansichten wie ich, so kann das Vertrauen, welches Sie mir von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an erwiesen, wachsen zum wahren Menschen- und Bruderbunde. Jetzt habe ich geredet, nun antworten Sie mir.«

Er wandte sich glühenden Angesichts und mit funkeln- den Augen zu dem jungen Mädchen um, welches in holder Verschämtheit die Augen zu Boden geschlagen hatte und ihn nicht anzublicken wagte. Denn sie fühlte sich im Innersten von der Wahrheit, die er gesprochen, ergriffen. Was Herr Hübner ihr gesagt, war zum Theil oft genug der Gegenstand des Gespräches der aufgeklärten und denkenden Männer des Irrenhauses gewesen, und an die Ansichten, die Herr Hübner kund gethan, hatte sie

sogar noch viel weiter gehende und traurigere Schlußfolgerungen knüpfen gehört. Dies Alles im Fluge bedenkend, erhob sie plötzlich ihr Haupt, und ihr blitzendes Auge, in dem schon allein ihre ganze Zustimmung lag, traf voll das seine.

»War das,« fragte sie sanft, »was ich so eben hörte, Dasjenige, was Sie mir gestern zu sagen versprochen?«

Herr Hübner schüttelte leise verneinend den Kopf. »Nein, mein Fräulein,« sagte er weich, beinahe wehmüthig, »das war es eigentlich nicht, es war etwas ganz Anderes. Nur der Zufall und der Hinblick auf jenes Gut allein hat es mir abgezwungen, denn ich bin einmal von der Natur so organisirt, daß, was in meinem Blute gährt, hinaus muß, ehe es mir die Seele abdrängt.«

»Also es war es nicht,« sagte Marie traurig. »Ich dachte es mir beinahe, denn Sie sagen das so betrübt. So werde ich denn geduldig warten, bis Sie mir es sagen. Darf ich Ihnen aber noch Etwas auf Ihre vorige Rede erwidern, was einst im Irrenhause, wo ich so lange wohnte, ein kluger Mann gegen die Männer sprach, die dasselbe Thema und auf dieselbe Weise behandelten, was Sie so eben behandelt haben?«

»Ja, ja, sprechen Sie; ich höre gern, was kluge Männer reden und fühlende Frauen im Herzen bewahren.«

»Jener Mann warf Denen ein, die Ihrer Ansicht waren, daß es auch viele Vornehme gäbe, die auf dem Gipfel der Zeit ständen und mit dem Geiste der Gegenwart fortgeschritten wären.«

»Herrlich, herrlich, das ist wahr und das ist der einzige Trost, den wir dabei haben. Diese auf dem Gipfel der Zeit stehenden vornehmen Männer, diese mit dem Geiste der Gegenwart fortgeschrittenen, wahrhaften Edelleute sind aber auch Ausnahmen ihrer Gattung und haben niemals den arbeitenden, strebsamen Mann, die wohlthätige, nützliche Arbeit verachtet oder gering geschätzt. Sie sind nie hochmüthig und stolz auf den Häuptern der Menschheit spazieren gegangen, um sich ein Vergnügen zu bereiten, was zugleich ihre Macht vor Augen stellt, sondern sie reichen dem Braven, Edlen, Guten stets die Hand, wo sie ihn finden. Der große zahllose Haufe Derer aber, die nicht zu diesen Ausnahmen gehören wiegt schwer in der Wagschaale der Menschheit. Mit dem Muth, welchen die rohe physische Kraft verleiht, ausgestattet – das ist ein Kennzeichen ihrer Gattung – verläugnen sie die göttliche, dem Menschengenoste vom Urquell alles Erschaffenen eingeflöste Kraft – sie selbst sind Alles, die Anderen Nichts, und sie sind Alles ohne Frage, ohne Schwanken, ohne Zaudern, sie sind Alles, weil sie es sind – und das trennen sie von Gottes Gnaden! Verstehen Sie mich nicht falsch, mein Fräulein. Wohl weiß und fühle und glaube ich, was von Gottes Gnaden ist – zum Beispiel der von Gottes Gnaden seinem Volke gegebene Herrscher – aber diese von des Menschen Gnaden erwachsenen Treibhauspflanzen des Glücks, des Vorzugs, der Verzärtelung – die sind es nicht.«

»So sprach auch jener Mann – ich erinnere mich seiner Worte sehr genau.«

»Jetzt aber, mein Fräulein, lassen Sie uns dieses Zufallsgespräch abbrechen. Gebe nur Gott, daß Sie nicht in Ihrer Familie erleben, was ich in vielen Familien habe geschehen sehen; lieber möchte ich Ihnen den Beweis meiner Lebensansichten schuldig bleiben, als sie auf Kosten Ihrer Familie Ihnen zu Füßen legen.«

»Haben Sie hierbei die Söhne meines Oheims in Gedanken?«

»Ganz gewiß; gerade der Gedanke an sie, den Sie gestern mit Ihrer vertrauensvollen Erzählung heraufbeschworen, hat mich auf das vorige Gespräch gebracht, denn eben jene Söhne Ihres Oheims sind der Typus einer ganzen Klasse gegenwärtig lebender Menschen. – Seufzten Sie?«

»Nein, ich seufzte nicht,« erwiderte Marie leise.

»Es war mir doch so, als ob ich einen Menschen neben mir tief seufzen hörte –«

»Es war der Wind, der mit den Blättern der Bäume spielt –«

»Wahrscheinlich. Nun aber zu Dem, was ich Ihnen gestern zu sagen versprach. Zunächst aber spreche ich hiermit meinen aufrichtigsten Dank für das Vertrauen aus, welches Sie mir dadurch erwiesen haben, daß Sie mir die Geschichte Ihres Lebens und theilweise auch die Ihrer Familie mitgetheilt haben. Ich werde davon keinen unredlichen Gebrauch machen, verlassen Sie sich darauf. Mir aber haben Sie dadurch wohlgethan, wie lange kein Mensch, und viele Feindseligkeiten haben Sie damit ausgelöscht, viele Bitterkeit in meinem Herzen versüßt, die

mir die Menschen im Leben zugefügt. Ich bat Sie nun, heute hierherzukommen, um Ihnen diesen Dank so bald wie möglich auszusprechen, denn morgen oder einen anderen Tag hätte ich Ihnen denselben nicht mehr aussprechen können.«

»Warum nicht?« fragte Marie mit einem leichten unwillkürlichen Schauer.

»Weil ich diese Gegend auf unbestimmte Zeit verlasse und unterdeß diese Gräber nicht besuchen kann, die eine Freistätte auch für die Lebendigen waren.«

»Wie? Sie wollten von hier fort? Und das sagen Sie mir erst am letzten Tage?«

»Die Nothwendigkeit meiner Reise machte sich schon früher geltend, allerdings; allein – ich weiß eigentlich nicht wie es kam – ich schob sie bis heute Abend auf –

«
»Heute wollen Sie noch fort?«

»Sobald ich Sie nach Hause geleitet haben werde, setze ich mich in den Wagen, der mich schon auf dem Kupferhammer erwartet.«

»Und wohin werden Sie sich begeben?«

»Ich gehe nach der Residenz. Dorthin rufen mich wichtige, sogar dringende Geschäfte, die ich nur Ihretwegen so lange hinausgeschoben.«

»Wie? Meinetwegen thaten Sie das?«

»Ja, denn ich hatte auch hier und mit Ihnen Geschäfte,« fügte er lächelnd hinzu, »die man gern vollführt und die eigentlich einen anderen Namen verdienen als diesen.«

Marie hörte nur noch wie eine Leidende, also nur halb zu. Ein unbekannter Schmerz durchzuckte ihre Seele, denn auch sie war, wie viele ihrer Schwestern, zu diesem Schmerze, der zugleich eine Wonne in sich schließt, ausersehen. »Diese Reise,« sagte sie endlich mit traurigem und weichem Tone, während ihr tastender Blick beinahe schwärmerisch das Antlitz ihres Nachbars durchforschte, »diese Reise kommt mir sehr unerwartet, Herr Hübner, ich muß es Ihnen sagen – ich war nicht darauf vorbereitet. Ach, ich fand eine so große Befriedigung in unserer Unterhaltung! Meine nur in kleinen Kreisen sich tummelnden Gedanken fingen schon an, einen höheren Flug zu nehmen und sich über einen weiteren Horizont zu verbreiten. – Wie lange werden Sie fortbleiben?«

»Das kann ich leider nicht bestimmen, denn es hängt nicht von mir allein ab. Vielleicht bin ich glücklich in Vollbringung meiner Geschäfte und dann kehre ich bald zurück; wo nicht, so können Wochen, selbst Monate vergehen, bis ich wiederkehre.«

»O, welch' eine lange, lange Zeit! Gott gebe Ihnen glückliche Geschäfte und baldige Rückkehr! – Wie werde ich aber erfahren, daß Sie wieder hier sind, wenn Sie nicht etwa gleich zu meinem Oheim kämen?«

»Nein, zu Ihrem Oheim käme ich noch nicht sogleich. Später, freilich – o gewiß! Doch, wie soll ich Sie unterrichten, daß ich wieder da bin?« Und er besann sich, indem er seine Rechte an die bleich gewordene Stirn legte. »Liegt Ihnen denn so viel daran, es zu wissen?«

»Ja!« preßte sie standhaft hervor. »Mir liegt viel daran. Ich habe nur wenige Freunde auf der Welt, und diese wenigen sind mir lieb.«

»Also auch ich bin so glücklich, Ihre Freundschaft erworben zu haben?«

»Wenn Sie das für ein Glück halten, so sind Sie es.«

»Ich danke Ihnen. O, wären doch alle Menschen so aufrichtig und zugänglich wie Sie! – Aber ich weiß in der That nicht, wie ich Ihnen die Nachricht meiner Rückkehr zukommen lassen soll –«

»Aber ich weiß es. Gehen Sie am ersten Tage Ihres Eintreffens auf dem Kupferhammer hierher und stecken Sie wie neulich ein Stückchen Holz ohne Papier – denn das könnte der Wind verwehen – hier mitten auf das Grab. Ich werde dann wissen, wer mir dies Zeichen seiner Anwesenheit giebt, und am nächsten Tage gegen Abend hier sein.«

»Also Sie werden, auch wenn ich fort bin, dies Grab besuchen?«

»Alle Tage fast gehe ich hierher. Ich habe ja nur so wenig Zerstreung.«

»Aber wir werden im Herbst schlechtes Wetter bekommen und das wird Sie vom Wandern durch Feld und Wald abhalten –«

»Niemals. Ich bin seit meiner Kindheit gewöhnt, im Regen und Wind zu geben.«

Herr Hübner ließ sein Auge eine Weile auf dem rosig glühenden Antlitz der Baroneß ruhen; je länger dies geschah, um so inniger, sprechender wurde der Ausdruck

desselben. Plötzlich aber raffte er sich zusammen, drängte seine still auflodernden Gefühle in seine Brust zurück, und wandte sein Auge auf die vor ihm liegende Ebene hinaus.

»ch,« sagte er düster und bewegt, »der ist unser Störenfried schon wieder, der Abend mit seinen Schatten, dem die Nacht auf dem Fuße folgt. So müssen wir ja wohl gehen. Ihr Oheim könnte Sie erwarten oder wohl gar suchen.«

»Dann fände er mich bei Ihnen!«

»Was würde er dazu sagen?«

»Er würde vielleicht im ersten Augenblick ein unwilliges Gesicht machen, dann aber würde ein Wort von mir ihn besänftigen und er würde freundlich werden.«

»Was wäre denn das für ein Wort?« fragte Herr Hübner, indem er sich wieder fester niedergelassen hatte.

»Dies ist der brave Mann, mein Oheim, würde ich sagen, von dem wir gestern sprachen.«

Der brave Mann, der dies mit eigenen Ohren hörte – aus solchem einfachen, wahren Munde hörte, schauerte vor innerer Wonne zusammen, war aber Mann genug, auch diese Regung zu überwinden und den Augen seiner Nachbarin zu entziehen. »Sie haben wohl viel Gewalt über Ihren Oheim?« fragte er sanft.

»Bisweilen, o ja! Namentlich Nachts, wenn er allein ist und vor Unruhe und Kummer über seine Söhne nicht schlafen kann. Dann tröste und beruhige ich ihn. Dann ist er wie ein Kind zu leiten, denn dann scheint das Gewissen in ihm zu erwachen und er hört in der Erinnerung ein

Wort aus der Vergangenheit herauf tönen, welches einst ein Knabe zu ihm gesprochen hat, der aber in seiner Einbildung ein Riese geworden ist.«

Herr Hübner horchte mit athemloser Spannung diesen Worten. »Was ist das für ein Wort?« fragte er mit kaum hörbarer Stimme.

»Dasselbe, welches ihm sein Sohn Richard gesagt hat, als er von ihm wich, nachdem er ihn so unverdient gezüchtigt hatte: Vater, Vater, Du hast Deinen ältesten Sohn wider Fug und Recht mißhandelt und blutig geschlagen; das wirst Du einst bereuen, denn Deine jüngeren Söhne werden Dich für das Unrecht züchtigen, welches Du mir, Deinem Erben gethan.«

Herr Hübner schauerte noch einmal zusammen, aber diesmal nicht vor Wonne. Er hatte seine Hände zusammengelegt und rang sie fest in einander, als wollte er damit seine innere Aufregung erdrücken. »Kommen Sie, kommen Sie,« sagte er, sich erhebend, »die Nebel fallen dicht auf uns herab, mein Herz wird kalt!« – Und beinahe mit Hast ergriff er Mariens Arm, legte ihn in den seinigen und schritt mit ihr rascher als an den vorigen Tagen auf dem bekannten Wege dahin. –

Noch nicht volle hundert Schritte weit waren sie von dem Grabhügel entfernt, als sich hinter dem Denkstein des Grabes, auf dem sie gesessen, etwas Menschliches bewegte. Leise schleichend schlüpfte ein Mann hervor, um von den Fortgehenden nicht bemerkt zu werden. Dieser Mann war bleich vor Schreck, vor Aufregung oder von sonstigen leidenschaftlichen Empfindungen. Er hatte

trotz der Abendkühle seinen Hut abgenommen und fuhr sich mit der Rechten durch das graue Haar.

Es war Doctor Millinger, der ein unbemerkter Zeuge des ganzen letzten Gespräches gewesen war, welches die beiden neuen Freunde mit einander geführt hatten. Wie Herr Hübner einst ihn und das Fräulein belauscht, so hatte er es jetzt mit ihm gethan, aber eine ungleich andere Wirkung hatte dies letzte Gespräch auf den Arzt hervor gebracht, als jenes frühere auf den ersten Horchenden. Der gute Mann war sichtbar von einer tiefgreifenden Erschütterung bewältigt. Er setzte sich auf den Rasen, der noch niedergedrückt war von der Last seiner früheren Besucher, faltete seine Hände und dachte lange, bangend und hoffend, über das menschliche Schicksal und die wunderbaren Fügungen der Vorsehung nach.

»Gott im Himmel,« sagte er endlich mit einer Stimme, die von innerer Aufregung heiser klang, und sank auf seine Kniee auf dem Hügel, auf dem er saß, nieder, – »hättest Du es wirklich zugelassen in Deinem unerforschlichen Rathschluß, Deiner Gnade! Ich kniee hier vor dem Grabe Derjenigen, die ihrem Gatten, meinem armen, seit Jahren gequälten Herrn und Freunde drei Knaben gebar. Wäre es möglich – steigen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Hast Du ein Wunder gethan oder hat mich ein Zufall geblendet? Ist mein Gesicht, mein Ohr, alle meine Sinne – sind sie von Täuschung befangen? Nein, nein, nein, ich täusche mich nicht! Allmähig, wie die Wolken vor dem Monde schwinden und sein leuchtendes Antlitz entschleiern, so schwinden die Zweifel und entschleiern

mir auch dieses Antlitz immer mehr und mehr. O, Gott im Himmel, gieb uns ganz das helle Licht, damit wir nicht mehr in Finsterniß irren – dann aber laß das Ende sein, wie Du es beschlossen – denn wir Menschen können es ja doch nicht ändern!«

Nach diesem aus seinem innersten Herzen hervorströmenden Gebete stand er auf und setzte sich wieder denkend und überlegend nieder. »Ja, ja,« sagte er bald wieder halblaut zu sich, »ich bin ziemlich gewiß; so wird es sein. Nun, ich – ich werde mich wohl hüten, es irgend einem Menschen zu verrathen – ich werde wohl schweigen – aber Augen und Ohren offen halten werde ich – wie ein Luchs will ich sie Alle beobachten, um zu rechter Zeit mit der Hülfe bei der Hand zu sein, wenn sie nöthig werden sollte. – Und dieses Mädchen, dieses herrliche, herrliche Weib – sollte es vielleicht von der Vorsehung bestimmt sein – dies große Werk, was ich hier im Kopfe habe, zu vollführen? Ja, ja, nicht umsonst ist sie aus ihrer Verborgenheit gerade jetzt hierhergeführt – in ihren Blicken schon liegt Gottes Auge – in ihren Worten seine Stimme – dies Wesen hat allein die unbarmherzige Güte da Oben zur Lösung dieses Räthsels erzogen. – Wohl-an denn, jetzt muß ich ihnen nachgehen, wie zufällig sie wieder treffen – o Gott, o, Gott, wie wunderbar sind Deine Wege, die Du die Menschen mit und neben einander gehen heißest, sie auseinander und dann wieder zusammen führst!«

Unterdessen waren Marie und Herr Hübner wieder langsamer fortgeschritten und hatten, in ihr Gespräch vertieft, zu einem Wege, den man, bergabgehend, in zehn Minuten zurücklegen konnte, wenigstens das Doppelte an Zeit gebraucht. Ihr heutiges Gespräch wurde meist durch Fragen von Mariens Seite eingeleitet, indem sie sich näher nach den wichtigen Geschäften erkundigte, welche ihren Freund so rasch von ihrer Seite riefen. Allein Herr Hübner war in diesem Punct unergründlich; hartnäckig verschwieg er dieselben und nur soviel konnte das junge Mädchen aus seiner ganzen Art und Weise entnehmen, daß diese Geschäfte in der That sehr dringend und von großem Einfluß auf sein ferneres Leben wären. Als sie zu dieser Ueberzeugung gelangt war, hielt sie mit weiteren Fragen zurück und zuletzt, je näher sie dem Orte kam, wo die Trennung stattfinden mußte, wurde sie sogar schweigsamer als ihr Begleiter, der sich schon vor Ankunft aus dem Berge zu der bevorstehenden Trennung gestählt zu haben schien.

Endlich waren sie an die kleine Brücke gelangt, die über den Graben führte, welcher den Park des Barons umschloß. Hier blieben sie stehen, Herr Hübner nahm mit der Linken seinen Hut ab und reichte die Rechte der stillgewordenen Baroneß hin. »Leben Sie wohl,« sagte er mit künstlich erbeuchelter Ruhe, während die Gährung seines Innern sich doch deutlich in seinem tiefen und bebenden Tone und in dem flammenden Feuer seines dunklen Auges aussprach; »ich gehe ungern von hier fort und doch kann ich es nicht ändern. Wenn ich aber

wiederkehre, werden meine Schritte beflügelt und mein erster Gang wird – *dahin* gerichtet sein.« Dabei deutete er mit dem abgenommenen Hute auf die eben verlassene Höhe.

»Leben Sie wohl, Herr Hübner!« hauchte Marie leise hervor.

Diese wenigen Worte waren schon lange gesprochen, aber die einander hingereichten Hände lagen noch immer fest in einander. Er so wenig, wie sie, wollte der Erste sein, der das einmal in Besitz Genommene fahren ließ. Nur was der Mensch in Händen hat, hält er sicher. Diesen Gedanken sprach zwar Keines von ihnen in diesem Augenblick aus, vielleicht sogar hatten sie ihn Beide niemals gedacht; unbewußt aber lag er gewiß in ihrer Seele, wenigstens gab er sich in der stummen Innigkeit und der Uebereinstimmung ihrer Gefühle kund.

»Auf Wiedersehen – auf glückliches Wiedersehen!« sagte Herr Hübner, von Herzen betrübt.

Marie konnte Nichts mehr sagen, ein silberner Schleier fing an, sich über ihre Augen zu legen und eine noch nie empfundene Macht hielt ihre Zunge gefesselt. Da lösten sich denn die Hände los, deren Druck mit der Länge der Zeit immer fühlbarer geworden war, und nach einem trotz der Dunkelheit des Abends gegebenen und verstandenen Blick aus beiden Augenpaaren wandte der stärkere Mann zuerst sich seiner Richtung zu. Rasch, wie es sonst nicht seine Gewohnheit war, lief er über das Feld, und nicht lange dauerte es, so war er den Augen der Nachschauenden entschwunden. Aber nur ihren Augen, denn

ihre Seele hielt ihn fest umschlossen, wie nur die Seele eines Weibes die Erinnerung an einen Mann festhalten kann. Unbeweglich, als wäre sie an den Boden gewurzelt, wie die sie umgebenden Platanen und Buchen, blieb sie auf der Stelle stehen, wo sie den Abschiedsgruß empfangen hatte. Plötzlich regte es sich wie ein wollüstiger Schauer in ihr, sie empfand, was sie in ihrem Leben nicht empfunden, und als ob alle Schleusen ihres Innern mit einem Male geöffnet würden, brach sie in einen unaufhaltsamen heißen Thränenstrom aus. Da ging eine große Veränderung in ihr vor. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Der Schleier, der ihr selbst ihre Gefühle verborgen, zerriß in tausend Stücke, und sie blickte nun frei und ungehindert in ihr eigenes Herz hinein. So hatte denn ihre Sehnsucht eine Gestalt, ihre Empfindung ein Bewußtsein angenommen. Weit, weit dehnte sich vor ihr die Welt aus und sie erkannte, wie die Wünsche des auf der Erde weilenden Menschen keine einzelnen flüchtigen Erscheinungen sind, sondern sich an das Allgemeine knüpfen. Lange stand sie an der Brücke unter den Bäumen und schaute noch immer in die Richtung, wo sie den Geschiedenen aus den Augen verloren hatte. Sie konnte ihn nicht mehr sehen und doch sah sie, dachte sie nur ihn. O, wie war ihr so wunderbar, so seltsam zu Muthe! Wo war die kleine Welt geblieben, in der sie bisher gelebt? Alles, was in und vor ihr lag, war gewachsen, war groß wie das weite Meer, weit wie der unermessliche Himmel geworden, und nirgends, nirgends war

ein faßlicher, mit den Sinnen erreichbarer Horizont. Alles, was ihr bisher unwichtig, kleinlich, bedeutungslos erschienen, nahm mit einem Male eine bedeutsame Gestalt an. Ach, was war ihr jetzt jenes düstere, melancholische Irrenhaus, in dem sie so lange gelebt und das sie so innig bisher als ihre Heimat geliebt? Es war in einen trüben kleinen Schatten zusammengeschwunden, über dem ihre frühere Sehnsucht dahin nur wie ein kleiner Nebel dunkler Erinnerung schwebte.

Alle diese inneren Vorgänge, die wir hier mit so vielen Worten auseinandersetzen mußten, um sie klar und anschaulich zu machen, bedurften zu ihrer Entstehung und Vollendung in dem Busen der zum Bewußtsein ihrer Stellung, ihres Berufes und ihrer Gefühle erwachten Jungfrau nur eines Augenblickes. Und dieser Augenblick ging noch dazu blitzschnell vorüber. Dennoch hatte er Raum genug gehabt, sowohl für einen unnennbaren Schmerz, wie für ein unsägliches Glück. Beides war in ein einziges süßschmerzliches Gefühl verschmolzen, für welches die so zwiefach Betroffene keinen Namen wußte. Um so mehr aber davon durch und durch aufgeregt, ließ sie unaufhaltsam ihre Thränen fließen, diese Dollmetscher der entgegengesetzten menschlichen Gefühle, mit denen man Wonne und Seligkeit, Wehmuth und Schmerz in das Meer der Empfindung ergießt, und dann, schon halb dadurch getröstet und erleichtert, wandte sie sich langsam zur Rückkehr in das Haus ihres Verwandten. Als sie aber erst wenige Schritte unter den Bäumen gethan hatte, hörte sie einen anderen Schritt hinter sich. An allen Gliedern

bebend und schon an die Rückkehr eines Einzigen denkend, wandte sie sich um, als sie zu rechter Zeit den befreundeten Arzt erkannte, der seine Zeit, zu ihr gelangen zu können, in angemessener Ferne ruhig abgewartet hatte.

»Warte!« rief er schon von Weitem, »mein Kind, mein liebes Kind! Erschrecken Sie nicht, ich bin es, Ihr Freund, ich bin nur gekommen, um Sie, wie ich Sie aus dem Hause des Oheims abgeholt, auch wieder dahin zurückzuführen.«

»Millinger!« schluchzte die Glückliche. »Sie sind es! O, Sie hat mir Gott gesandt!« Und sie klammerte sich an seinen Arm, als wollte sie ihm beweisen, wie werth ihr die Stütze sei, die sie ohne Zweifel an ihm gefunden hatte. »Er ist fort!« rief sie dann, laut weinend, indem sie ihren Kopf an seine Schulter legte

»Ja, er ist fort, aber er kommt wieder.«

»Haben Sie es gehört?«

»Ich habe Alles gehört.«

»Alles? Was denn!«

»Was er oben auf dem Berge zu Ihnen gesprochen.«

»O das! Sie konnten auch Alles hören! Er hat nichts gesagt, was ich nicht selbst hören durfte.«

»Sie haben es auch gern gehört?«

»Ueber alle Beschreibung gern!«

»Ihnen ist Herr Hübner theuer?«

»Ueber alle Begriffe theuer!«

»Bravo! Ich liebe ihn auch!«

»Sie auch? Und das haben Sie mir nicht früher gesagt?«

»Es ist mir heute erst klar geworden.«

»Ach, so ist es mir auch ergangen. Doctor, lieber Doctor, er ist mein Freund geworden, wie Sie –«

»Wie ich?«

»Ja – wenigstens in ähnlicher Weise. Ach! lassen Sie uns recht oft von ihm sprechen, denn meine ganze Seele ist von ihm erfüllt.«

Beinahe hätte der alte Mann vor Rührung Thränen vergossen, als er dieses reine, natürliche Bekenntniß vernahm. Er drückte das junge Mädchen, vergessend, daß sie die Baroneß von Steinach und die Nichte des Barons von Brandau war, fest an sich, wie er seine Tochter an sich gedrückt haben würde, wenn sie in gleicher Lage gewesen wäre, und flüsterte ihr Trost und Muth zu, als ob ihr Herz deren noch bedurft hätte. Ach, ein Herz, das sich seiner Liebe bewußt geworden ist, bedarf keines Trostes, keiner Ermuthigung von fremder Seite – es ist an und für sich selbst riesengroß und stark, obgleich es nur in die schwachen Fugen eines weiblichen Busens eingeschlossen ist.

«Verrathen Sie mich aber noch nicht dem Oheim,« flüsterte sie ihm zu, als sie sich schon nahe am Hause befanden – »Sie wissen ja, was für ein Mann er ist. Erst muß er Herrn Hübner, unsern Freund, kennen lernen.«

»Ja wohl, ja wohl, mein Kind! Ach,« – und er seufzte, als er diese Worte sprach, weil er sich noch etwas ganz Anderes dabei dachte, als Marie vermuthen konnte.

»Und holen Sie mich morgen wieder ab von hier – mir wird es jetzt so eng, so öde in dem alten Hause –«

»Auch das will ich thun.«

»Und auf den Friedhof begleiten Sie mich auch, nicht wahr?«

»Ja, sogar nach dem Kupferhammer, mein Herz.«

»Nein, nein, da will ich nicht hin, so lange er fern davon ist. Ich würde meine Bewegung nicht verbergen können, und jedes Stück Eisen würde mich erinnern, was ich mit ihm verloren habe.« –

»Auch das, auch das. Alles will ich thun, was Sie wollen – jetzt aber lassen Sie uns hineingehen.«



Rasch schritten sie dem Hause zu. Marie eilte sogleich in ihr Zimmer, um sich zu fassen, ehe sie vor das prüfende Auge des Oheims trat; der Arzt aber begab sich sofort zu diesem, begrüßte ihn und theilte ihm mit, daß er das gnädige Fräulein wieder nach Hause gebracht habe.

Der Baron hörte kaum, was man ihm sagte. Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, ging er im Zimmer auf und nieder – er hatte nicht an Herrn Hübner, wohl aber an seine Söhne in der Residenz gedacht.

»Doctor,« sagte er mit mürrischer Miene, »der Bankier und Advocat lassen mich lange warten.«

»Was erwarten Sie denn von ihnen?«

»Was ich erwarte? Mensch, wie können Sie so fragen! Himmel oder Hölle erwarte ich von ihnen und Sie fragen noch?«

»Diesmal, glaube ich, ist Ihnen der Himmel näher als die Hölle –«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich weiß es selbst nicht, aber ich habe so eine wunderbare Ahnung.«

»Gott gebe, daß Sie Recht haben; ich könnte den Himmel gebrauchen, denn zwischen beiden zu schweben, wie es mir seit der Abreise jener Männer geschieht, ist schon die halbe Hölle selbst. – Was giebt's?«

Die letzte Frage war an Friedrich gerichtet, der, um seinen Herrn in der Unterhaltung nicht zu stören, leise schleichend in die Thür getreten war.

»Die Zeitungen, gnädiger Herr, und auch ein Brief!« Und schon hatte er sie auf den kleinen Tisch gelegt, der für dergleichen Sendboten bestimmt war.

Der Baron blieb mitten auf seinem Wege stehen und warf einen sonderbaren Blick auf den schweigenden Arzt. Dieser verstand denselben, als hätte er ihn mit Buchstaben geschrieben auf einem Blatt Papier gelesen, denn er sagte deutlich genug: »Da haben wir's! Eben sprechen wir von der Hölle und da kommt der Teufel schon!« –

Langsam, als fürchte er sich vor dem bedeutungsvollen Inhalt des Briefes, der ihm noch verborgen war, schritt der Baron dem kleinen Tische zu, ergriff den Brief und hielt ihn mit starrem Auge dem Doctor hin.

»Sehen Sie wohl, er ist von Scheitler, ich kenne seine diabolische Handschrift zu gut.«

»Lesen Sie, lesen Sie, Herr Baron!« ermuthigte der Arzt. »Eine Batterie muß im Sturmschritt genommen werden.«

»Ihr habt gut reden!« brummte der Baron, indem er den Brief erbrach und unter die brennende Lampe hielt, um ihn zu lesen. »Eure Haut bleibt ungefährdet. Wohlan denn – vorwärts!«

Darauf las er langsam und mit nur bisweilen stockender Stimme folgendes Schreiben seines Bankiers dem Arzte laut vor.

»Geehrter Herr Baron! Meine letzten mündlichen Mittheilungen über Ihren Herrn Sohn Alfred haben sich nicht als ganz richtig erwiesen; die Ihnen geschilderten Verluste scheinen damals noch nicht eingetreten gewesen zu sein. –

»Der Narr!« rief der Baron. »Warum hat er mich denn ohne Noth geängst! Teufel! Was bin ich für ein Thor gewesen, dem dummen Menschen zu glauben!«

»Lesen Sie nur weiter, Herr Baron,« sagte der Arzt mit einer auf den Brief deutenden Bewegung der Hand.

»Allein weit ab von der Wahrheit waren sie denn doch nicht und so kann ich heute mit ziemlicher Sicherheit bestätigen, was ich Ihnen neulich mitgetheilt, obgleich das *Wie, Wodurch, Wie hoch* noch nicht hinreichend aufgeklärt ist.

Doch erlauben Sie mir, von dem Tage an zu beginnen, wo ich mit den bewußten Geldern hier eintraf. Ihre Herren Söhne stellten sich zu der festgesetzten Stunde pünctlich bei mir ein. Von ihrem eigenthümlichen Benehmen bei dieser Gelegenheit will ich nichts sagen, das geht mich nichts an. Ihren Anweisungen gemäß überlieferte ich ihnen das bewußte Geld nebst den mir von Ihnen eingehändigten Schreiben. Meine persönlichen Anerbietungen in Betreff der günstigsten Anlegung des Capitals wiesen sie fest zurück. Sie nahmen also Alles, theils baar, theils in Schuldscheinen, in Empfang, quittirten und fuhren dann in ihrer Equipage davon. –

»Equipage?« unterbrach sich der Baron, im Stillen nachsinnend. »Haben sie denn Equipage? Na, das fehlte noch!«

»Weiter!« drängte des Arztes Blick.

»Es vergingen sodann mehrere Tage, in denen ich nichts von den beiden Herren vernahm, so genau ich mich auch, Ihren Anweisungen gemäß, nach ihrer Lebensweise, den Resultaten ihrer etwaigen Geschäfte und den Ereignissen in den Kreisen, in welchen sie lebten, erkundigte. Schon glaubte ich Ihnen heute Abend einige beruhigende Zeilen senden zu können, da trifft so eben die Nachricht ein, daß der Graf Zaretta einen kleinen Unfall erlebt hat, wie man ihn heut' zu Tage unter Speculanten seiner Art nicht selten vorkommen sieht. So erzählt man sich

wenigstens und er selbst soll es eingestanden haben. In wieweit nun Ihr Herr Sohn dabei betheilt ist, dürfte für jetzt unmöglich zu ergründen sein, nur so viel steht fest, daß, wenn der Graf jenen Unfall *wirklich* gehabt hat, Ihrem Herrn Sohn desgleichen geschehen ist, da Beide, wie Jedermann weiß, gemeinschaftlich agirten. Eine andere noch viel traurigere Kunde läuft zugleich mit dieser ersten herum. Man spricht nämlich davon, daß Ihr Herr Sohn auf eigene Hand etwas Großes versucht habe und damit gänzlich verunglückt sei. Ob Dies oder Jenes, oder vielleicht auch Beides wahr, weiß ich, wie gesagt, nicht, *Etwas* ist gewiß daran wahr und haben, wahrscheinlich Beide verloren. Man nennt sogar eine große Summe und soll man durch den Grafen selbst die erste Kunde davon erhalten haben, was ihm ähnlich sieht, da er sich den – für mich ohne Zweifel falschen – Anschein giebt, als wären 100,000 Thaler für ihn eine Kleinigkeit. –

»Meinetwegen!« rief der Baron dazwischen. »Mag er ein Millionär sein, aber mein Sohn! der hat nur 20,000 zu verlieren und das ist *keine* Kleinigkeit.«

»Lesen Sie weiter, Herr Baron!«

»Ich bin schon dabei.«

»Auch eine dritte Geschichte kreist in der Residenz, die freilich die ärgste wäre, wenn sie sich bestätigte. Mir scheint sie indessen, so fabelhaft sie klingt, nicht ganz aus der Luft gegriffen zu sein, denn ich habe

dem Grafen nie recht getraut. Verbürgen kann ich sie natürlich nicht. Man flüstert sich nämlich zu, dem Grafen und ihrem Herrn Sohne seien wichtige Papiere abhanden gekommen. Allein man fügt hinzu, daß diese Papiere eigentlich nur Ihrem Herrn Sohne abhanden gekommenen seien und daß der Herr Graf sein Schäfchen bei Zeiten in's Trockene gebracht habe. Doch ich bitte Sie, nicht mich für den Urheber dieser Geschichte zu halten oder sie aus Grund dieser vertraulichen Mittheilung anderweitig zu benutzen. Ich glaube mich nur verpflichtet, Ihnen Alles zu sagen, was man sich auf der Börse eben – flüstert. Es kann hier also nur von einem Diebstahl oder einer Unterschlagung die Rede sein und wird der Thatbestand, hoffentlich auch der Thäter, wohl offenbar werden, wenn Ihr Herr Sohn klagbar werden sollte. –

»Klagbar?« schrie der Baron. »Klagbar? Das ist eine schöne Geschichte, Doctor? Am Ende würde ich noch als Zeuge vorgefordert! Haha! Ja, sie sollten mir nur kommen! Mag er sehen, wie er durchkommt – ich wasche meine Hände!«

»Ruhig, ruhig, Herr Baron!« ermahnte der Doctor. »Mir scheint dieser Bericht Ihres sonst so trefflichen Bankiers, etwas verworren zu sein und er hätte meiner Meinung nach klüger gethan, sich erst genau zu unterrichten und das Ende abzuwarten, bis er bei Ihnen an die große Glocke schlägt. Allein er meint es gut und will Sie vorläufig selbst von den umlaufenden Gerüchten in Kenntniß

setzen. Daß etwas Unheil mit dem unbekanntem Grafen in der Luft schwebte, habe ich mir schon lange gedacht und ich habe es Ihnen auch gesagt.«

»Ja, ja, Ihr habt es gesagt, aber was kann das heßen! – Da, nun ist er mit dem Einen zu Ende, jetzt kommt er zu dem Anderen – Gott steh mir bei, er spricht von meinem Georg!«

»Was nun Ihren Herrn Sohn Georg betrifft, Herr Baron, so scheint das Urtheil auch diesmal wieder doppelt zu erscheinen, denn auch er ist von mannigfachen Unfällen betroffen worden. Heute Morgen war es in der Stadt ein ziemlich bekanntes Geheimniß, daß eine gewisse Gesellschaft, zu der auch der Herr Lieutenant gehörte, auf Befehl Sr. Majestät des Königs wegen verbotenen Spiele aufgehoben worden sei. –

»Gott segne den König!« rief frohlockend der Baron.«Also endlich hat man ein Einsehen gehabt!«

– »Allein der Zweck soll dennoch verfehlt sein,« las er mit stockender Stimme weiter, – »denn die tollkühnen und übermüthigen jungen Herren, die an dem Spiel des letzten Abends Theil genommen, hatten es leider schon beendet und der Schlag war geschehen. Es soll dabei, sagt man, nicht um zwanzig, sondern um hundert Tausende gegangen sein. Einige der Herren sollen gänzlich ruinirt sein – so sagt man, wiederhole ich – drei oder vier sollen die Flucht ergriffen und nur einige Wenige sich ihren Behörden

zur Verfügung gestellt haben. Ob Ihr Herr Sohn unter den Letzteren ist, weiß ich nicht und kann ich auf keine Weise erfahren, denn die ganze Angelegenheit wird sehr heimlich betrieben, um dem ohnehin schon genug herausgeforderten Urtheil des verständigen Publicums keine neue Gelegenheit zu mißliebigen Aeüßerungen zu geben. Nur soviel weiß ich bestimmt, daß der Herr Lieutenant sich in großer Aufregung befindet, und daß man von ihm behauptet, er habe seine ganze Erbschaft an einem Tage verzehrt. Vielleicht sind auch das Worte ohne Sinn, allein so viel läßt sich nicht läugnen, Schulden hat er genug, mehr als er bezahlen kann, und Sie werden eine bedeutende Summe nachschießen müssen.

Hiermit habe ich meine Pflicht erfüllt, Herr Baron, und füge mein Bedauern hinzu, Ihnen nichts Angenehmeres mittheilen zu können Sollten Sie mir nun Aufträge zu ertheilen haben, so verspreche ich, dieselben buchstäblich zu erfüllen, und zeichne wie sonst, Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Scheitler.«

Der Baron hatte mit theils erzwungener, theils erkünstelter Ruhe den Brief zu Ende gelesen. Er war dabei immer blässer und blässer geworden. Als er fertig war, faltete er das verhängnißvolle Blatt zusammen und steckte es in die Brusttasche. Dann hob er langsam den Kopf in

die Höhe und suchte, wie ein Schüler, der sich vor den Ermahnungen seines Lehrers fürchtet, die Augen des Arztes aus. Dieser stand mit hochathmender Brust vor ihm, auch er war bleich und starr geworden. Er las den Gram, den Schreck, die Ueberraschung in den eisernen Gesichtszügen des gemarterten Vaters, darum zwang er, so viel er konnte, seine eigene Bestürzung nieder und sagte, mit Mühe ein Lächeln erheuchelnd:

»Es ist ja noch nichts Gewisses, Herr Baron!«

»Ha!« schrie dieser wild auf, »nun wollt Ihr mich am Ende noch trösten, Ihr, der mir zuerst die schreckliche Frage entgegengehalten: Und wenn diese 20,000 Thaler nun verloren sind? – Laßt Eure Tröstung bei Seite, guter Doctor. Heute sage ich Euch, sie *sind* verloren, nicht 20,000, sondern 40,000 und vielleicht noch mehr! Denn ein so lange mit Füßen getretenes Vaterherz, wie das meine, wenn es endlich aus dem Staube sich erhebt und sich die schrecklichste Wahrheit, die es auf Erden giebt, eingesteht, – daß seine mit Wohlthaten und Zärtlichkeiten überhäuften Kinder aller dieser Wohlthaten und Zärtlichkeiten unwürdig sind, das – das macht sich keine Illusion mehr – das sieht Alles, wie es ist, wie es gekommen ist, wie es kommen mußte. O!«

»Und dann – wenn das Geld verloren ist?« fragte leise der Arzt, als legte er sich allein die Frage vor.

»Dann, dann sind wir auch noch Mann genug, den Verlust zu verschmerzen!« rief der Baron mit seiner alten

Kraft und Würde. »Aber ich danke Euch,« fügte er ironisch lächelnd hinzu – »Ihr habt mir einen guten Himmel prophezeit!«

»Ich wünschte Ihnen denselben, darum sagte ich ihn voraus!« Und er blieb stehen vor dem Baron, der sich in seinen Sessel niederließ, das Haupt auf die Brust senkte und mit seiner Hand das Gesicht bedeckte, als schäme er sich, die Thränen sehen zu lassen, die durch seine Finger rieselten und vielleicht die ersten und einzigen waren, die er seit seinen Kinderjahren geweint hatte.

Aber der mitleidige Arzt, ohne Macht, hier helfen zu können, fühlte den Vaterschmerz mit wie den eigenen. Langsam, Schritt vor Schritt, trat er ihm näher, legte seine Rechte auf das graue Haupt des Barons und beugte sich schweigend zu ihm nieder, um auf diese Weise wenigstens den Antheil zu verrathen, den er als wahrer Freund an dem Kummer nehme, der den so starken Mann zu Boden geschlagen hatte.

DRITTER BAND.

ERSTES KAPITEL. GRAF ZARETTA.

Inmitten einer von Hunderttausenden bevölkerten Hauptstadt, in der die verschiedenartigsten Kräfte und Talente sich sammeln und aus allen Landestheilen Menschen und Mittel zusammenströmen, um Dinge möglich zu machen und zu erzeugen, die alle Welt in Erstaunen setzen, tauchen von Zeit zu Zeit fabelhafte Personen auf, deren Erscheinen einem Meteor gleicht, welches plötzlich vom Himmel stürzt, auf einen Augenblick einen glänzenden Schein verbreitet, der alle darauf fallende Blicke blendet, dann aber, ungesehen und unbeachtet, eben so plötzlich im Dunkel der Nacht verschwindet. Man weiß von diesen seltsamen Persönlichkeiten eigentlich nie recht, woher sie stammen, welches ihre Vergangenheit war und was ihre Zukunft geworden sein würde, wenn sie mit ungebrochener Kraft ihren Weg verfolgt und die Rolle zu Ende gespielt hätten, in der sie als vollkommene Meister vor die erstaunten Augen des Publicums getreten sind. Ihr Dasein, so lange sie unter uns weilen, scheint nur auf eine kurze Dauer oder, sagen wir richtiger, Dauerhaftigkeit berechnet zu sein, denn entweder verlieren sie sich kurz nach ihrem Erscheinen in den verhüllenden Staubwirbeln des alltäglichen Lebens, ohne daß man erfährt wohin sie ihre geheimnißvolle Laufbahn gerichtet, oder sie treten gezwungen aus dem usurpirten Kreise, indem die öffentliche Gewalt ihrem geheimen Wirken ein unerwartetes Ziel setzt. Diese Erscheinungen

sind gar nicht so selten, wie man wohl denken und wünschen sollte; man braucht nur die öffentlichen Blätter der Zeit, die nach allen Orten der Welt fliegen, zu lesen, und man wird darin häufig genug das kurze Dasein von solchen Personen angedeutet finden, allein man achtet in entfernteren Kreisen nicht allzusehr darauf, oder sie interessiren in der Regel nur kurze Zeit den aufmerksamen Leser, dem sie eben so plötzlich spurlos verschwinden, wie sie ohne Ankündigung gekommen sind.

Man weiß eigentlich nicht, ob man an diesen hier und da auftauchenden räthselhaften Subjecten mehr ihre schlaue Betriebsamkeit oder ihre verbrecherische Vollendung anstaunen soll. Mit den Fortschritten der Zeit, in der sich die Intelligenz in gleichem Schritt mit der Leistungsfähigkeit im Guten und Bösen entwickelt, haben sich auch diese Abenteurer zu einer Art von Riesen moralischer und speculativer Raffinerie emporgearbeitet. Früher begnügten sie sich, als Taschenspieler, Tanzlehrer, in höheren Cirkeln beliebterweise als Sprachmeister aufzutreten. Allmählig wurden sie feiner und gebildeter, reicher und vornehmer, sie führten sich in die große Gesellschaft ein und verstanden es, sich zu Liebhabern von schönen Wittwen, zu Anbetern gelangweilter Frauen oder leichtsinniger Töchter begüterter Eltern aufzuschwingen. Heutiges Tages endlich sind sie zu ihrer vollen Größe aufgewachsen, und kein Unternehmen, kein Meisterstück, mag es so schwierig oder gefährlich auszuführen sein, wie es will, schreckt diese erfindungsreichen Geister zurück, sie versuchen mit wahrer Tollkühnheit ihr Glück, und dies

Glück – die seltsamste Gabe des launenhaften Schicksals – steht ihnen oft genug lächelnd zur Seite.

Ein solcher fabelhafter Mensch war seit dem letzten Frühjahr plötzlich auch in *der* Residenz aufgetreten, von welcher wir in diesen Blättern schon öfter gesprochen haben. Eines Tages war er als fremder Reisender in einen der glänzendsten Gasthöfe eingekehrt, und hatte sogleich durch großen Aufwand – das am schnellsten wirkende Mittel zu gewissen Zwecken – die Blicke der Menschen auf sich gezogen. Niemand wußte, wer er war, woher er kam, was er trieb, als höchstens die Behörden, die seinen Paß gesehen, und der Gasthofsbesitzer, der seine glänzenden Goldstücke in Empfang genommen hatte. Nach einigen Tagen indeß erfuhren schon einzelne Neugierige, die sich um neue und auffallende Persönlichkeiten lebhafter zu kümmern pflegen und in diesem Falle einen dienstfertigen Kellner gefragt hatten, daß er ein Graf aus Ungarn, Dalmatien oder irgend woher aus dem Süden sei, daß er viel Geld und Geldeswerthe Sachen besitze, daß er sich längere Zeit am Orte aufzuhalten, aber bis jetzt noch nicht habe merken lassen, was er zu treiben gedenke. Man zerbrach sich übrigens weiter nicht den Kopf über ihn, denn man war es schon gewohnt, vornehme und reiche Fremde in diesen Gasthof einkehren zu sehen, allein man erfuhr doch einige Tage später seinen Namen und Stand – wenigstens den, unter welchem er auf seinem Passe, den man für gut befunden, aufgeführt war. Er nannte sich Graf Zaretta. Ein Graf Zaretta

aber war für viele Menschen, deren Ohr einen schön klingenden Namen gern hört, und die alle Diejenigen hübsch und interessant finden, die Gold in Menge haben und aus der Fremde kommen, eine augenscheinlich bedeutende Persönlichkeit. Man verbeugte sich vor ihm, wenn er bei Tafel erschien, man entdeckte immer mehr wahrhaft Vornehmes und Ausgezeichnetes an ihm, und endlich ward es als ausgeinachte Sache angenommen, daß er Das sei, für was er sich ausgab, wenigstens hatte man keine Ursache; ihn für weniger zu halten, als für einen ganz respectablen Reisenden und einen liebenswürdigen Cavalier.

So waren einige Wochen verstrichen, da nahm die Sache schon eine andere Wendung. Der Herr Graf hatte mit Hülfe eines bewanderten Lohnbedienten eine prachtvolle Wohnung gefunden und den Gasthof mit derselben vertauscht. Die alltäglichen Gäste in jenem erfuhren auf Befragen, daß der Herr Graf ausgezogen sei und eine beliebige Zeit als Privatmann in der großen Stadt zu verweilen gedenke.

Wiederum war eine Woche vergangen, und in bedeutenderen Kreisen der Gesellschaft hatte sich eine neugierige Schaar gefunden, welche auf das Treiben des aus dem Gasthofs verschollenen Grafen anderweitig aufmerksam geworden war. Man hatte ihn in der Fremdenloge der Oper wahrgenommen und sein fremdartiges Wesen, seine Kleidung, seine im Ganzen und Einzelnen glänzende Ausstattung bewundern müssen. Dann und wann

hatte man an seiner weißen Hand einen kostbaren Brillant blitzen gesehen, dem Thürsteher hatte er einen Ducaten Trinkgeld gegeben und verschiedenen Bettlern auf offener Straße einen Thaler in den Hut geworfen. Namentlich war Letzteres auf öffentlichen Spaziergängen geschehen, wo die dunkle Gestalt des Unbekannten von Zeit zu Zeit auftauchte und stets von einem ausländischen Diener in auffallender Kleidung begleitet war.

Acht Tage später war er schon in den luxuriösesten Läden der Stadt erschienen und hatte kostbare Gegenstände, Möbel, Juwelen, Schmucksachen und jenes tausendfältige Allerlei gekauft, womit man sich selbst und eine Haushaltung mehr zu überladen, als zu schmücken gelernt hat. Alle diese Bedürfnisse hatte er stets mit klingendem Golde bezahlt.

Nach einiger Zeit hatte er verschiedenen Bankiers seine Aufwartung gemacht, vortreffliche Wechsel präsentirt und ein schönes Geld mit in seine Behausung genommen. Dann und wann war auch einem oder dem anderen Geldmanne eine Empfehlung, ein Brief und dergleichen von einer vornehmen Person zu Gesicht gekommen, wodurch sich allmählig das Dunkel zu lichten begann, welches Person und Herkunft der seltsamen Erscheinung umgab. Man bezeichnete ihn bald als einen aus Oesterreich vertriebenen Ungar, der sich zu tief in die politischen Händel seines Vaterlandes eingelassen, bald für einen in Unfrieden mit der russischen Regierung lebenden Polen, oder einen jener freiheitsliebenden Italiener, die gezwungen

ihre schöne Heimat mit dem kalten Norden haben vertauschen müssen. So viel aber hatte man endlich als gewiß ausgewittert, daß er eine bedeutende Person, bedeutender vielleicht sogar, als er erscheine, insonderheit aber ein reicher, unabhängiger Graf sei, der in dieser Residenz gerade lebe, weil es ihm daselbst gefalle, und so lange darin leben werde, wie es seiner gräflichen Laune belieben dürfte.

Anfangs hatte der reiche Graf still für sich und fast ganz ohne Umgang gelebt, allmählig aber war er aus seinem Stilleben herausgetreten und hatte sich an die Luft des Weltlebens gewagt. Er hatte bei diesem oder jenem großen Herrn einen Besuch gemacht, war freundlich empfangen und bald zu größeren oder kleineren Gesellschaften eingeladen worden. Viele, auf fremde Erscheinungen wahrhaft versessene, Neugierige hatten ihn da gesehen und sprechen gehört, und mußten sich gestehen, daß dieser ausländische Graf eine vorzügliche Eroberung für die höhere Gesellschaft sei. Denn er verstand es vollkommen, sich wie ein gebotener Cavalier zu benehmen, sprach wenig in seinem artig klingenden gebrochenen Deutsch, war mäßig im Essen und Trinken und spielte wie ein ächter Philosoph, der weder den Gewinn übermäßig liebt, noch den Verlust ängstlich fürchtet und der es versteht, durch zeitig angebrachte Aufmerksamkeiten die Herren, und durch reichlich gespendete Gaben die

Diener zu bezaubern. So war denn der Graf Zaretta allmählig ein geachteter, in manchen Kreisen sogar beliebter Mann geworden. Daß er ein politisch etwas compromittirter Ausländer war, hatte man ihm längst verziehen, bei Vielen hatte dieser Umstand sogar beigetragen, ihn in gewissem Sinne populär zu machen, denn in einer von Hunderttausenden erfüllten Stadt giebt es Tausende von Menschen, die dergleichen gewiß unschuldig Geprüfte und Verfolgte bemitleiden, lieben, suchen und auf alle Weise zu tragen sich bemühen. Graf Zaretta hatte sich also in kurzer Zeit schon ziemlich fest in den Sattel der Gesellschaft zu setzen gewußt, was stets eine Staffeln zu höherer und allgemeinerer Geltung ist. Dieser alle Tage fester werdende Sitz schien für ihn etwas ungemein Behagliches zu haben. Auch betrug er sich demgemäß, wie viele vornehme, reiche und unbekannte Menschen sich betragen; er war stets zuvorkommend, bescheiden, niemals prahlerisch und fern von aller Heuchelei; namentlich aber war er aufrichtig im Bekennen seiner Sünden und Gebrechen, die, wie man weiß, einem jeden jungen Manne aus der gewählten Gesellschaft der Welt ankleben.«

Was seine Persönlichkeit anbelangt, von der wir dem Leser doch eine Vorstellung geben müssen, so war sie, zumal für den oberflächlichen Beobachter, eine ziemlich angenehme. Mit tiefer Blickenden oder Dringenden, das heißt mit Leuten, deren Augen nicht vorn am Kopfe, sondern mitten im Kopfe zu sitzen scheinen, war er noch nicht in Berührung gekommen, er pflegte sogar Männer

aus gewissen Klassen der höheren Bildung geflissentlich zu vermeiden, und er war offenherzig genug, einzugestehen, daß seine Erziehung, seine Kenntnisse und Erfahrungen ihn wohl befähigten, mit dem jungen Adel und den Lebeleuten umzugehen, daß sie aber leider nicht hinreichten, mit gleichem Glanze den Buchstaben- und Gedächtnißmenschen, den stets zur Krittelei geneigten Gelehrten, gegenüberzustehen. Daß er nicht gern mit Ausländern verkehrte, war eine bei ihm sehr natürliche und leicht erklärliche Thatsache, wenn man seine politischen Antecedentien im Auge behielt. Mit Ungarn zum Beispiel mochte er nun gar nicht in Berührung gerathen, denn die wichen in ihren Ansichten und Gesinnungen allzuweit von seiner gemäßigten und blos für liberal sich darstellenden Anschauungsweise ab. Den Gesandten seines Vaterlandes – mochte dies nun Ungarn, Dalmatien oder Italien sein – konnte er nicht besuchen, um sich nicht bei den betreffenden Regierungen in mißliebige Erinnerung zu bringen; er hoffte aber mit seinen Mitteln und außerordentlichen Empfehlungen von vornehmen Leuten und Geldmännern auch ohne sie fertig zu werden, zumal er nicht beabsichtige, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, vielmehr das Leben eines einfachen und unabhängigen Privatmannes dem glänzenden Leben eines Höflings bei Weitem und aus natürlicher Neigung vorziehe.

Doch wir wollten von seiner Persönlichkeit sprechen, und so schildern wir ihn denn hier, wie er sich den bewundernden Augen des großen Haufens darstellte. Er war ein Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren

und mittlerer Größe, mehr fein und geschmeidig, als stark gebaut. In seinem ganzen Wesen sprach sich eine gewisse nervöse, sogenannte südliche Constitution aus, die dann und wann das vaterländische Feuer, die seiner Nation angeborene Leidenschaft durchblicken ließ. Er hatte schönes, glänzendes fast bis auf die Schultern herabwallendes Haar, auf dessen Pflege er außerordentliche Sorgfalt verwandte, nicht minder auf seinen starken Bart, der sein ganzes Gesicht einrahmte und am Kinn mit einem in der vornehmen Gesellschaft nicht allzu beliebten Ziegenbart schloß. Ihm stand dieser Wald von Haaren indessen ganz natürlich, und da er ein Ausländer war, konnte man ihm diese kleine Abweichung von der Sitte des Tages schon vergeben. Seine Augen waren ziemlich klein, scharf geschlitzt und hatten beinahe etwas Tartarisches in ihrer Form, denn die äußeren Winkel derselben liefen, wenn er ruhig blickte, in eine leise nach oben geschweifte Linie aus. Die Farbe dieser kleinen Augen war, wie einige Damen sagten, rabenschwarz, gleich Bart und Haar, bisweilen aber glühten sie flammenartig, und dann war seinem Blicke stets etwas düster Unheimliches beigegeben, was das Interessante seiner Erscheinung um ein Bedeutendes erhöhte. Seine Wangen, so viel von ihnen wegen des starken Bartes zu sehen war, hatten eine ächt aristokratische Farbe und Fülle, denn sie entbehrten jeder Rundung und Frische, die nur Zeichen eines philisterhaften Lebens sind, waren sogar sehr bleich und etwas eingefallen, wie bei einem Menschen, der durch geistige Arbeiten übermüdet oder durch übermäßigen Genuß

des Lebens frühzeitig vertrocknet ist. Seine Nase hatte etwas ungemein Anziehendes, denn sie war das vorzugsweise Fremdländische in seinem Gesicht, und das ist für Leute aus der großen Gesellschaft, wie man weiß, keine geringe Empfehlung. Sie war nämlich ziemlich groß und dabei in einem stark convexen Bogen geschweift. »Er hat eine wahre kleine Judennase,« hatte eines Tages eine kennerische Dame, die ihn wiederholt durch ihr Lorgnon im Opernhause betrachtet, geäußert, »aber das findet man ja oft bei diesen südländischen Herren,« hatte sie beschönigend hinzugesetzt. Hände und Füße standen mit dieser feinen Erscheinung nicht ganz in vollkommener Eintracht. Was die ersteren anbelangt, so waren sie allerdings von untadelhafter Weiße, mit glitzernden Ringen bedeckt, und entbehrten auch nicht jener gefährlichen Naturwaffen, die man Adlernägel nennt; indessen waren sie etwas größer und fleischiger gerathen, als man sie in der Regel unter den Bewohnern des Südens und namentlich unter der vornehmeren Rangklasse findet. Seine Füße aber endlich waren ihm selbst die unliebsamsten Theile seines ganzen Körpers; denn obwohl sie in außerordentlich feinen lackirten Stiefeln steckten, so verriethen sie doch eine sehr ansehnliche Breite und Fülle, was der Herr Graf auf die Ungeschicklichkeit eines Pariser Operateurs schob, der, trotz seines bedeutenden Namens, leider seine Meisterschaft an ihm nicht bewährt habe. Der arme Graf war nämlich, wie er sagte, gleich dem großen Briten Lord Byron, von dem Mißgeschick betroffen, von der Mutter Natur mit sogenannten

Plattfüßen begabt zu sein; diese wären in seiner Kindheit nicht so unförmlich gewesen – worin er wohl Recht haben mochte – erst durch besagte Operation hätten sie ein für alle Mal die angeborene Kleinheit verloren und ihre jetzige Fülle und Breite angenommen, eine Erzählung, die seinen Gönnern und Freunden Gelegenheit gab, sämtlichen Aerzten, die sich was Rechtes dünkten, eine nicht allzu feurige Lobrede zu halten.

Was schließlich seine Kleidung betrifft, so hatte man sie stets und überall ungemein einfach, aber fein gefunden, denn sie bestand immer aus den modernsten Stoffen von schwarzer Farbe, weißen Glacéhandschuhen und einer Wäsche, wie man sie nur in Holland oder Rußland zu sehen bekommt.

Dies mag ein vorläufiges Bild seiner äußeren Erscheinung abgeben; dasselbe durch einzelne, mehr geistige Züge zu vollenden, werden wir späterhin Gelegenheit genug finden.

Nur noch Eins müssen wir erwähnen, was unseren Lesern vielleicht ungewöhnlich erscheinen mag, was wir in diesem Falle aber doch nicht umgehen können, da es ein scharfes Licht auf unsern neuen Bekannten, den Grafen, wirft. Wir müssen ein Wort von seinem Diener sagen, das heißt von seinem Kammer- oder Leibdiener, denn er hatte deren bei Gelegenheit sehr viele. Dieser Kammerdiener aber leuchtete allen Bewunderern des Fremdlings als ein seltenes Muster von treuer Anhänglichkeit, geschickter, beinahe dressirter Fingerfertigkeit und nie dagewesener Aufmerksamkeit vor. Er wich fast nie von der Seite seines

Herrn, und man fand ihn, wenn Besuch kam, stets im Vorzimmer desselben mit Lesen oder Schreiben beschäftigt, denn Herr Starozza – dies war sein Name – war ein sehr gebildeter Kammerdiener. Er allein wartete seinem Herrn bei Tafel auf, er allein brachte ihn an alle Orte, die er besuchte, und holte ihn von da ab; er allein wußte mit seinen Kleidern, in seinen Zimmern, seinen Schränken Bescheid, ja er besaß das Vertrauen seines Herrn in so hohem Grade, daß er sogar an die Casse desselben gehen und die Bedürfnisse des Tages daraus bestreiten durfte. Wie der Herr, ging auch der Kammerdiener stets in Glaceéhandschuhen und lackirten Stiefeln einher, nur trug er einen reich mit Gold verbrämten Rock und bei feierlichen Gelegenheiten schwarze seidene Strümpfe, kurze Atlasbeinkleider und goldene Schnallen auf den Schuhen. An Alter, Größe, Gesichtsausdruck, Haltung, überhaupt in der ganzen äußeren Erscheinung bis auf das abweichend glatt geschorene Gesicht, war er dem Herrn Grafen sehr ähnlich, und das war nicht zu verwundern, da man sehr bald erfuhr, daß Starozza nicht allein ein Landsmann seines Herrn und mit ihm in gleicher politischer Lage sei, sondern daß er auch seit seiner Kindheit bei ihm gewesen, Alles mit ihm durchgemacht und Freud' und Leid mit ihm getheilt, also von seinem Wesen, seinem Aeußern, seiner Physiognomie alles Annehmbare angenommen habe, wie man Solches unter ähnlichen Umständen sehr häufig findet.

Daher schrieb sich denn auch, wie man leicht sehen konnte, die große Vertraulichkeit, die zwischen Herrn

und Diener herrschte, eine Vertraulichkeit, die man selten erlebt und die hier oft einen so hohen Grad erreichte, daß man zweifelhaft sein konnte, wer dem Einen mehr Artigkeit erwiese, der Diener dem Herrn oder umgekehrt, denn sie gränzte bei dem Grafen bisweilen an Herablassung, bei dem Kammerdiener nicht selten an Unverschämtheit, wie wir das später vielleicht auch noch zu beobachten Gelegenheit haben werden. –

Nachdem nun Graf Zaretta den Bewohnern der Residenz ein oder zwei Monate lang genug Stoff zur Beäugung seiner Person und seines Lebens außerhalb seiner Wohnung gegeben, faßte er plötzlich den Entschluß, seine neuen Freunde auch in das Innere seines Hauses schauen zu lassen.

Es wurden die angesehensten, reichsten und liebenswürdigsten Gönner, anfangs in kleiner Zahl, zu dem Grafen eingeladen. Sie erschienen Alle voll Neugierde, den allbekannten guten Geschmack desselben auch in dieser Richtung kennen zu lernen. Hatte der Gesellschaftsgeber diesen Neugierigen eine Ueberraschung zu bereiten gedacht, so war ihm seine Absicht vollkommen gelungen. Denn wenn man den Ungar auch anständig wohnend, gut bedient und leckerhaft in seinen Genüssen zu finden erwartet hatte, einen solchen Glanz und Luxus in allen und jeden Dingen, vom Größten bis zum Kleinsten herab, hatte man keineswegs vermuthet. Man wußte nicht, ob man mehr den Geist der Anordnung und Aufstellung oder den Geschmack des reichen Auswählers aller dieser Dinge bewundern sollte.

Der Graf bewohnte die Bel-Etage eines neuen, großen Hauses in einer der belebtesten Straßen der Residenz. Das Erdgeschoß desselben war an einen Gutsbesitzer der Nachbarschaft vermietet, der nur im Winter die Stadt mit seiner Gegenwart beehrte. Dieser Mitbewohner störte daher den Grafen durchaus nicht. Um aber auch von den etwaigen Miethern des zweiten Stockwerks nicht belästigt zu werden war er so klug, dasselbe für sich selbst zu miethen, und obgleich es unter diesen Verhältnissen theilweise leer stand, so hatte der zeitige Besitzer doch nun Raum genug, um bei Gelegenheit etwa Freunde aus der Fremde oder bei ihm zurückbleibende Gäste zu beherbergen, was ihm stets ein großes Vergnügen gewährte. Diese beiden Stockwerke nun, für die, wie bekannt, ein ungeheurer Miethzins gezahlt werden mußte, waren, ihrer äußeren Eleganz und Ausdehnung entsprechend, auch innerlich mit kostbaren Möbeln und zierlichem Schmuckwerk ausgestattet, und keiner der geladenen Gäste war im Stande, sich zu sagen, daß er besser, schöner und vornehmer wohne, als der ungarische oder dalmatische Graf, denn zwischen diesen beiden Völkerschaften schwankte die Abkunft desselben selbst in der Meinung seiner genauesten Bekannten späterer Zeit.

Auf breiten, mit Gas tageshell erleuchteten und mit herrlichen Teppichen belegten Treppen schritt man zum Herrn Grafen empor. Einige Diener in glänzender Livree empfingen auf dem oberen durch starke Thüren wohlverwahrten Corridor die ankommenden Gäste. Man ward in einen verzierten und hell schimmernden Vorsaal geführt,

wo der Kammerdiener Starozza die Herren empfing. Von diesem Vorsaale aus wurden sie in die Empfangszimmer des Festgebers geleitet, der sie, auf der Schwelle eines mit rothen Sammettapeten, reichen Teppichen und Gemälden geschmückten Gemaches stehend, mit dem Hute in der Hand empfing. Anfangs schien Alles etwas ceremoniel herzugehen; als sich aber der Graf überzeugt, daß alle Eingeladenen versammelt waren, befahl er, die Thüren zu schließen und bat seine Gäste herzlich, alle Zurückhaltung abzulegen und sich nach Neigung und Gewohnheit, ganz wie bei sich zu Hause, zu vergnügen. Dieser mit aufrichtigster Miene gesprochene Wunsch wurde allseitig befolgt. Von diesem Augenblick an hörte aller Zwang auf. Man setzte sich, wo es Einem gerade behagte, spielte in diesem oder jenem Zimmer, was beliebte, und aß und trank vor allen Dingen von den köstlichen Speisen und Getränken, die in ungewohnter Fülle überall herumgereicht wurden. So hatte sich die Gesellschaft bald in viele kleinere getheilt; in dem einen Zimmer wurde Whist, im anderen L’Hombre, im dritten Sechsend- und sechs- oder Domino gespielt. Dem Hazardspiel war der Graf bekanntermaßen abgeneigt, daher fand man gar

keine Gelegenheit, damit in seinem Hause hervorzutreten, selbst wenn Dieser oder Jener Lust dazu bezeigt hätte. In einem besonderen Gemache aber, welches außerordentlich bequem mit Polstern, Tischen und vortrefflich brennenden Lampen versehen war, fanden Diejenigen, die sich keinem der Spiele widmeten, eine reichliche Auswahl der neuesten politischen und kaufmännischen Depeschen, alle möglichen Zeitungen und Journale und einen großen Vorrath aller neuen belletristischen Erscheinungen. In dieses stille und über alle Begriffe bequeme Gemach zog sich sehr bald ein Theil der Geladenen zurück, und wenn auch der Hausherr von Zimmer zu Zimmer und von Tisch zu Tisch eilte, um allen seinen Gästen gleiche Ehre zu erweisen, so ward er doch vorzugsweise von den Gesprächen, die hier geführt wurden, angezogen, denn hier saßen die vornehmeren Geldmänner, die natürlich ihr Fach ausbeuteten, um das auf den Comptoiren verlassene Geschäft an Ort und Stelle behaglicher fortzusetzen. In diesen Gesprächen zeigte es sich sehr bald, daß der Graf Zaretta ein durch und durch erfahrener und gewiegter Geschäfts- und Geldmensch sei. Er brachte Dinge zur Sprache, leitete das Gespräch auf Gegenstände über, die Vielen der Anwesenden fremd, Einigen sogar ganz unzugänglich waren, denn die Herren der Börse lieben es, wie andere Leute, einem alten Gewohnheitsschlendrian zu folgen und das Neue nur dann sich anzueignen, wenn es mit sichtbarem Nutzen verknüpft ist.

Nachdem auf diese Weise einige Stunden schnell und angenehm vergangen waren, wurde die Tafel angekündigt und von zwei schweigsamen goldbetreßten Dienern die Thür zum Speisesaal geöffnet. Die Versammelten waren erstaunt, ihre Erwartungen auch in dieser Beziehung übertroffen zu finden, denn man speiste auch hier so zwanglos und glänzend, wie man behaglich gespielt und gesprochen hatte. Der Champagner war vortrefflich, die andern Weine, vorzüglich die Landsleute des Grafen, die Ungarweine, hochedel, und die Speisekarte führte noch einige Gerichte mehr vor, als die leckersten Herren einzunehmen gewohnt waren.

So schloß das erste dieser Feste zu allgemeiner Befriedigung, und die nächste Folge war, daß Graf Zaretta eine hübsche Anzahl nobler Leute mehr auf die Liste seiner ihm mit Leib und Seele ergebenen Freunde setzen konnte. In der That, für so reich und liebenswürdig, wie er sich an diesem ersten Abend gezeigt, hatte man den Grafen nicht gehalten, so viel Gewandtheit, Bildung und Interesse an Allem, was die Welt bewegt, hatte man ihm nicht zugetraut. Es war also natürlich, einen solchen Mann mit Vertrauen und Zuvorkommenheit zu überhäufen, ihn in immer weitere und mächtigere Kreise zu bringen und die Zahl seiner Gönner und Freunde zu vermehren, was sich denn auch dadurch am klarsten herausstellte, daß das zweite noch glänzendere Fest in seinem Hause von neuen und noch angeseheneren Männern besucht war.

Daß mit diesen Freunden auch der Credit des Grafen zugenommen hatte, versteht sich von selbst, denn der

Credit beruht ja auf Anerkennung des Leistungsvermögens eines Menschen, und wer viele, noch dazu reiche und vornehme Freunde hat, wird auch an solchen keinen Mangel leiden, die ihm den Glauben schenken, nach Art seiner Ausgaben lasse sich am richtigsten seine Einnahme berechnen, und so hoch er sich selbst taxire, könne man auch an ihn den goldenen Maaßstab legen.

Allmählig aber nahmen des Grafen Abendgesellschaften, die er regelmäßig in der Woche zweimal gab, einen ganz besonderen Character an, und das geschah auf eine so fein berechnete und natürliche Weise, daß Niemand eine Absicht dahinter vermuthen konnte. Er hatte sich nämlich die bestimmten Kreise gemerkt, die zusammen hielten und paßten, und um es diesen selbst angenehmer zu machen, fing er an, diese Kreise, die indessen bald wuchsen, immer allein zu sich einzuladen. So war es denn eine leicht erklärliche Thatsache, daß sich die Börsenmänner zu den Börsenmännern, die Cavaliere zu den Cavalieren, die Schöngeister zu den Schöngeistern und die eigentlichen Schmarotzer zu den Schmarotzern gefunden hatten, und es däuchte diesen besonderen Cliquen eine ganz behagliche Einrichtung, sich tagweise bei dem überaus liebenswürdigen Grafen allein zu treffen. Das Trauliche undersprießliche dieser kleinen Versammlungen war so in die Augen springend, daß man sich gegenseitig über diese neue Erfindung Glück wünschte und dem Wirthe Complimente machte, die zu verdienen derselbe gar nicht die Miene annahm, da es sich ja von

selbst verstehe, daß sein bescheidenes Haus dem Vergnügen seiner lieben Gäste gewidmet sei.

Daß sich in diesen einzelnen von dem größeren und glänzenderen Verkehr getrennten Kreisen nach und nach eine überaus gemüthliche Uebereinstimmung der verschiedenen Persönlichkeiten, eine herzliche Vertraulichkeit im Gespräch und ein innerer Austausch der Ansichten entwickelte, die sich auch auf die hie und da vorgeschlagenen Vergnügungen erstreckte, bis sie zuletzt in dem, sich wie von selbst ergebenden Spiele ihren Gipfelpunct fand, war eine ganz naturgemäße Erscheinung, wenn man das verführerische und allem künstlichen Ceremoniel abgeneigte Wesen solcher kleinen Verbindungen vor Augen hat. Man fand es von Zeit zu Zeit ganz amüsan, ein wenig zu hazardiren, eine Liebhaberei, an welcher der Graf persönlich keinen Gefallen zu finden schien, denn er hielt sich zuerst nur als Zuschauer an den Tischen auf. Allmählig aber wirkte das Gist der Verführung auch auf den starken Geist des Ungarn, und er mußte die traurige Erfahrung machen, daß der Neuling in diesem Zweige der Cultur erst schwierige Proben ablegen müsse, bevor er reif genug sei, zum Ritter geschlagen zu werden. Er verlor ganz hübsche Summen, ein Unglück, welches seine Popularität nur noch vermehrte, da es hinreichend Gelegenheit bot, ihn in seinem philosophischen Gleichmuth zu bewundern.

Man hätte nun meinen sollen, daß der Herr Graf aus der großen Zahl seiner rasch gewonnenen Freunde sich ganz besondere Lieblinge erkoren hätte, allein dem war

nicht so, wenigstens verging eine lange Zeit, bevor irgend Einer einen sichtbaren Vorzug vor den Uebrigen zu genießen so glücklich war. Der Herr Graf schien in diesem Punkte sehr vorsichtig und wählerisch zu sein, was abermals seine Lebenserfahrung in das hellste Licht stellte und seine Menschenkenntniß günstig beurtheilen ließ. Er legte viel Gewicht auf seinen intimen Umgang, der weisen Lehre eingedenk, daß man von diesem auf den Character des Menschen selbst schließen könne. Am allerwenigsten aber warf er sich an Geringere, auf einer niedrigeren Lebensstufe Stehende weg, als er selber war. Er bewahrte seinen Adel, seine Sitten und Gewohnheiten rein von allen Flecken, denn er pflegte oft zu sagen, daß der wahre Edelmann durch Nichts mehr entadelt und befleckt werden könne, als durch den Verkehr mit Menschen, denen Gott die Einsicht versagt habe, zu unterscheiden, was Edelmann und was Nichtedelmann sei. Daß er übrigens die Flach- und Schwachköpfe vermied, ließ sich von einem so fein gebildeten und klugen Mann nicht anders erwarten. Er hatte einen wahren Groll auf Menschen geworfen, die Nichts gelernt hatten als ihre Muttersprache und einige Manieren, die in der oberflächlichen Beurtheilung der Menschen gewöhnlich überschätzt werden und eigentlich nur die äußeren Formen des Lebens, nicht aber das Wesen der Bildung betreffen und berühren. Er selbst sprach fast alle neueren Sprachen mehr oder minder richtig, namentlich aber war ihm das Französische, Englische und Italienische sehr geläufig. Mit seinem Kammerdiener jedoch unterhielt er sich

in einer Sprache, die Niemand verstand, höchst wahrscheinlich war es Ungarisch oder Dalmatisch. Schließlich verkehrte er nur mit solchen Leuten, deren finanzielle Verhältnisse sich in durchaus geordnetem Zustande befanden; Schuldenmacher, Leichtsinnige, verschwenderische Habenichtse zog er nie in seine beglückende Nähe. Diese Leute, bemerkte er einst, seien das wahre Unkraut unter den Edelleuten. Sie mästeten sich auf Kosten der ehrlich Strebenden, der redlich Vorwärtstrachtenden, sie gäben in der Regel nur den Hemmschuh für Diejenigen ab, die gutmüthig oder leichtsinnig genug wären, sich mit ihnen zu verbinden. Daher suchte er am liebsten die Gesellschaft von Söhnen solider Familien auf, deren Besitz unzweifelhaft war, die von der Zukunft etwas Großes zu erwarten hatten, also mit Hoffnung in dieselbe blicken konnten. Jene Leichtsinnige, Habenichtse, Glücksritter und Abenteurer, erzählte er eines Abends, hätten sich in allen Ländern der Welt schaarenweise um ihn gedrängt, denn dergleichen Gewächs sei nur zu leicht geneigt, jeden reichen, jungen fremdzüngigen Mann für seines Gleichen zu halten; mit Solchen zu verkehren widerstreite seiner Neigung, seiner ernsteren Geistesrichtung, seinem Character, wie denn auch seine Erzieher ihn frühzeitig vor denselben gewarnt hätten. Er wolle durchaus und überall nur mit den Besten der gesitteten Völker Bekanntschaft machen, und das seien ihm immer die Söhne wirklich edler Väter, Mitglieder begüterter Familien gewesen; der an Grundbesitz reiche Edelmann sei eigentlich allein

Edelmann, weshalb es auch sein eigenes höchstes Bestreben sei, seine Güter durch die Gnade seines Monarchen wieder auszuwirken, dann auf das Schloß seiner Väter zu ziehen und eine Art Hofstaat Gleichgesinnter weilen, um sich zu versammeln, um mit ihnen wahrhaft philosophisch, das heißt, weise und glücklich leben und wirken zu können. Mit solcherlei Phrasen und Aussprüchen bezauberte Graf Zaretta seine Zuhörer, und da er ihnen dabei herrlichen Wein zu trinken und vortrefflich zubereitete Speisen zu essen gab, so galt sein Wort bald für das unantastbare Evangelium eines wahren und unvergleichlichen Edelmanns.

Um aber zum Schlusse der Schilderung seines äußerlich zur Schau getragenen Characters zu gelangen, müssen wir noch zwei besonderer Antipathien gedenken, von denen er eine offen an den Tag legte, die andere aber fast ängstlich verbarg und nur aus der Praxis schließen ließ. Abgesehn von seiner schon erwähnten Abneigung gegen Diplomaten, von denen er behauptete, daß sie die Verhältnisse der Staaten und Personen, anstatt zu ordnen und zu befestigen, nur noch mehr verwickelten, liebte er ganz und gar nicht die Gelehrten vom reinsten Wasser. Das seien Buchstaben- und ärmliche Gedächtnißmenschen, sagte er, die immer den Character, den Verstand und den Standpunct der Menschen nach Sylben berechneten, Spürhunde, die stets auswitterten, wo und bei wem man in die Schule gegangen, trockene Geschäftsleute mit verkümmerten Herzen, die der lebensvollen

Jugend keine Rechnung trügen und das Leben nach einer gedruckten Schablone behandeln und beurtheilten. Diese Männer verdüsterten nur ihre Zeit, anstatt sie aufzuhellen; auch trügen sie den Keim des Zwiespalts in die Geselligkeit, denn nur wer zu ihrer Fahne schwöre, nach ihrem Sinne denke, handle und hauptsächlich spreche, sei in ihren Augen ein practischer Mensch, während doch gerade die Praxis dieser Leute darin bestehe, daß sie die allervertrocknetste, kälteste und unbrauchbarste Theorie sei.

Die Gelehrten also waren von dem Umgange des Herrn Grafen Zaretta ausgeschlossen, er vermied sie sichtlich und aus Princip, wie er sagte, sie erregten seine Galle, wo er sie sähe, und er begreife einen lebensgewandten Menschen nicht, der aus ihren geistlosen Belehrungen Geist und Leben saugen wolle. Daß also kein Mensch, der einem Gelehrten auch nur von ferne glich, in sein Haus gelassen ward, versieht sich von selbst, mochten diese Gelehrten nun Alterthumsforscher, Sprachkenner, Naturforscher oder reine Denker und Philosophen sein.

Die zweite Antipathie dagegen, die er nicht so offenbar zur Schau trug, wahrscheinlich, weil man ihm nicht so allgemein beigestimmt hätte, war seine Abneigung gegen Offiziere. Der Soldatenstand überhaupt hatte etwas Widerwärtiges für sein feines aristokratisches Gefühl. In

ihm sah er den Gipfel der verhaßten polizeilichen Gewalt, die Brutalität der Menschheit, trügerisch genug unter einem glänzenden Paradeanzug versteckt. Dem rauhen Commandoruf eines militärischen Vorgesetzten gehorchen zu müssen, lag nicht in seiner weichen, hingebenden Natur, das pünktliche Unterordnen eines oft geweckteren Geistes unter den tyrannischen Willen eines oft nur von der Weltbildung oberflächlich beleckten Hautdegens war ihm ein Gräuel. Sein ganzes Wesen, seine Bildung, seine Moralität sträubten sich instinctartig dagegen. Diese Leute, ewig mit der Faust am Degengriff, waren durchaus widerwärtige Leute, der Geist der Duldsamkeit und Bildung war noch nicht in ihre stählernen Reihen gedrungen, sie standen noch auf der Stufe des Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts und hatten die Fortschritte der Welt und des Zeitgeistes sich noch nicht zu eigen gemacht. Ein Offizier endlich, sagte er einmal in vertraulichem Kreise, wo sämtliche Anwesende Gegner des beregten Standes waren, sei eine in Stahl gekleidete Puppe, die irgend wo einen unsichtbaren Faden an sich trage oder hinter sich herschleppe. Habe man das Unglück, zufällig einmal diesen Faden zu berühren, auch nur ganz leise, so finde dasselbe Manöver statt, welches die Kinder an einem Gliedermann durch Anziehen des bekannten Fadens hervorriefen: Beine und Arme erheben, das Gesicht verzerre sich und die gemüthliche Ruhe sei gestört, es gehe das Hantiren und Schlagen los. Das Schlagen aber sei eine Institution vergangener Zeiten, civilisirte Nationen schafften sogar unter Verbrechern das

Prügeln ab; daß es in anderer und wenn auch veredelter Form noch unter Männern höherer Lebensstellung stattfinde, sei ein Beweis, daß diese Männer noch nicht den Culturgrad der Jetztzeit erreicht hätten. Einem Offizier also, einem mit solchem unsichtbaren Faden versehenen Gliedermann müsse man wie einem wilden Thiere aus dem Wege gehen. Der Gescheidteste sei immer und jedenfalls Derjenige, der gar kein Auge, kein Ohr, kein Herz für sie habe. Er für seine Person habe es noch immer glücklich vermieden, den verhängnißvollen Faden zu berühren, und um auch ferner das Leben in Ruhe und philosophischer Behaglichkeit zu genießen, werde er ihn stets zu vermeiden trachten.

Wenn nun trotz dieser persönlichen und so wohlbegründeten Abneigung gegen den Stand und die Streitfertigkeit des Offiziers, Graf Zaretta dennoch später mit einzelnen Männern dieser Art in Berührung trat, so waren diese entweder Ausnahmen von der allgemeinen Regel, gesittete, in ihrem Lebenswandel geregelte, mit Geld hinreichend versehene Edelleute, oder es ging ihm, wie es allen warmblütigen, gutherzigen Menschen bisweilen ergeht: er wich von seinen Grundsätzen ab, um den alten Ausspruch zu rechtfertigen, daß keine Regel ohne Ausnahme sei und daß oft das Herz dahin reiße, wovor der Verstand warne, daß er also mit einem Worte mehr ein Gefühls- als ein Verstandesmensch sei und auch einmal aus Versehen unklug handele, wie alle jungen Menschen.

Hat der Leser nun klar genug den Character, den Nimbus, das Wesen des Grafen im Allgemeinen erkannt?

Wohl, so werden wir jetzt Gelegenheit haben, ihn im Einzelnen, Besonderen näher kennen zu lernen, denn dieser Graf Zaretta war es ja, der aus unbekanntem Ländern vom Schicksal herbeigeführt zu sein schien, um das Verhängniß, welches über der Familie Brandau schwebte, zu erfüllen und dem alten Vater so viel Sorge und Kummer zu bereiten, als ihm bisher keiner seiner Söhne bereitet hatte.

ZWEITES KAPITEL. EINE VERHÄNGNISSVOLLE BEKANNTSCHAFT.

Erst zwei oder drei Monate waren nach der Ankunft des Grafen Zaretta in der Residenz verflossen, als er auch schon anfang, seinem bisher nur dem Genusse und den Freuden der Welt gewidmeten Leben ein Ende zu machen, und dieser Welt zu beweisen, daß er auch zur Ausführung von wichtigeren und schwierigeren Dingen von Gott die Befähigung erhalten habe. Und in der That, die mit ihm verkehrenden Herren, von denen so Mancher ein Nichtsthuer war, hätten ein Beispiel an seiner Thätigkeit nehmen können, denn er entwickelte einen Eifer, eine Umsicht und eine Geschäftskenntniß, im Bereiche seiner verschiedenen Unternehmungen, die wahrhaft erstaunlich waren und Angesichts welcher man eingestehen mußte, daß dieser Graf die Fähigkeiten und Talente von wenigstens zehn Kaufleuten in seiner Person vereinige. Jedoch fing er sehr langsam, aber mit schnell wachsender Intensität zu operiren an, so daß Mancher, der von

dem Beginn seiner Geschäfte nichts wußte, bald in Erstaunen gerieth, wie ein auf dem gewählten Grund und Boden nicht einmal heimischer Mann eine so vollkommene Kenntniß der verschiedenen Handelszweige und Personen an Ort und Stelle zu zeigen im Stande sei.

Der Graf schien nämlich eine große Liebhaberei an gewissen Privatspeculationen zu finden. Er begann damit als Dilettant, wenigstens sagte er so, aber bald bewies er sich als Meister in dieser Gattung. Er kaufte und verkaufte, tauschte und handelte alle und mit allen möglichen Dingen und Gegenständen. Anfangs nur mit Pferden und Wagen, mit Juwelen und Gemälden, dann mit Häusern und Gärten, endlich mit Landgütern und Wäldern, und stets war der Gewinn seines Geschäfts so gut wie gesichert, wenn er es zu unternehmen begann. Eine ungemein seltene Gewandtheit im Umgehen mit Zahlen und Preisen, vorzüglich aber ein scharfer Blick in die vorliegenden Verhältnisse und eine richtige Beurtheilung der mit ihm handelnden Person machten jeden seiner Schritte erfolgreich, niemals bot er auf einen Gegenstand, der nicht das Doppelte von Dem werth war, was er bot, und da seine Zahlungen immer außerordentlich pünktlich und niemals mit Mäkeln oder einem gewissen Schacher geleistet wurden, so war Jedermann mit ihm zufrieden, denn es ist den Menschen in der Regel gleichgültig, aus wessen Händen er Geld empfängt, wenn er es nur in klingender Münze und zur rechten Zeit erhält.

Aber dabei blieb der kluge Graf nicht stehen, seine Thätigkeit erstreckte sich auf weitere Felder. Scheinbar

auf Zureden seiner vielen Freunde – denn alle seine bisherigen Geschäfte hatten einzig und allein unter seinen näheren Bekannten stattgefunden – entschloß er sich zu dem, seinem Ehrgefühl ungemein schwer erscheinenden Schritt, die Börse zu besuchen, nicht als Kaufmann, denn das war er ja nicht, sondern als Privatspeculant. Er kaufte allerlei Gegenstände auf, Getreide, Spiritus, Zucker, endlich Papiere, aber stets zu so richtiger Zeit und in so angemessener Ausdehnung, daß der Gewinn immer auf seiner Seite blieb. Jetzt gingen den speculativsten Köpfen seiner Bekanntschaft über den sichtbaren Wachsthum seines Vermögens die Augen auf. Denn diese Art Geschäfte versuchte er sicher nicht zum ersten Male in seinem Leben, er hatte jedenfalls wo anders schon seine kaufmännische Laufbahn begonnen und eine tüchtige Schule durchgemacht. Er mußte brave Lehrer gehabt haben, denn von einem Schüler war er zu einem Meister aufgeschossen, der seinen Erziehern Ehre machte. Diese gute Schule und das große Talent, mit welchem sie ausgebeutet wurde, erregte bei Vielen den sehnlichsten Wunsch, mit dem Grafen in Gemeinschaft zu operiren und Theilnehmer seiner Erfolge zu werden. Und in der That, die Leute dieser Gattung hatten keinen üblen Gedanken gehabt, denn jedes Geschäft, an welchem sich Graf Zaretta betheiligte, war ein gemachtes Geschäft, so daß sein Vermögen alle Tage im Zunehmen begriffen war. Immer öffentlicher, dreister, kühner ward nun das bekannt gewordene Tagewerk betrieben, und je größer das Glück,

um so solider der Ruf, den der ungarische Herr sich erwarb.

Einen aufmerksamen Beobachter hätte es dabei in Verwunderung setzen müssen, wie genau die Kenntniß des öffentlichen Ganges der Geschichte, der Politik und des Handelswesens war, die diesem Manne zu Gebote stand. Keiner war früher als er von der Ankunft einer wichtigen Depesche unterrichtet, Niemand wußte so genau, was in Paris oder Petersburg, in London oder Wien in diesem Augenblicke gedacht oder bezweckt wurde. Diese Kenntniß, die gleichsam als eine Art divinatorischer, magnetischer Kraft an ihm hervortrat, setzte in Erstaunen, wenn man später erkannte, wie sicher und fest Graf Zaretta auf die Wahrheit dieser oder jener ihm zu Ohren gekommenen oder nur vermutheten Dinge gebaut hatte. Ohne allen Zweifel mußte er weitverzweigte unbekannte Verbindungen an allen Höfen, in allen Staaten, allen großen Handlungshäusern haben, denn sonst wäre seine Combinationspraxis nicht zu begreifen gewesen. Wenn man darüber mit ihm sprach oder unter dem Deckmantel eines Glückwunsches eine unschuldige Frage that, so lächelte er ganz bescheiden, ohne weder das Gefragte zuzugeben noch ihm zu widersprechen, so daß er unbewußt selbst zu dem allgemein rege gewordenen Glauben beitrug, daß seine Macht eine unbegrenzte, seine Kenntniß der Dinge dieser Welt eine ganz ungewöhnliche sei. Seine Verbindungen wurden daher immer umfangreicher, seine Freundschaften wuchsen mit seinem Glücke, und zuletzt

gab es ihrer Viele, die es sich nicht allein zur Ehre schätzten, sondern auch ihres eigenen Vortheils halber danach geizten, mit dem räthselhaften reichen Fremden auf irgend eine Weise in Berührung zu treten.

Nur eine im Ganzen geringe Zahl vorsichtiger, gewiegener, klar und ruhig urtheilender Geschäftsleute gab es, die über dies beispiellose Gebahren die Köpfe schüttelten; ihnen kam das Ding nicht ganz geheuer vor. Denn daß so ein junger, höchstens einige dreißig Jahre alter Mensch so viel wissen und kennen, solche unumstößliche Erfahrungen besitzen sollte, wie hundert Andere zusammen genommen kaum, das wollte weder ihrer Eitelkeit noch ihrem Verstande einleuchten. Diese zuckten die Achseln, wenn von dem reichen Manne die Rede war, wiesen alle Geschäfte, die ihnen von Diesem oder Jenem mit ihm angeboten wurden, von der Hand und begnügten sich, dem wunderbaren Treiben ruhig abwartend aus der Ferne zuzuschauen. Einige allzu Vorsichtige ließen sich sogar herbei, eine dunkle Warnung in Gestalt einer Prophezeiung auszusprechen, daß das Glücksrad nicht lange so fortrollen werde und könne, denn das Glück des Kaufmannes, möge er nun mit Seife oder Gold handeln, sei wandelbar, ein einziger Rechnungsfehler, im Kopfe oder Buche, sei hinreichend, eine große Summe nicht stimmen zu lassen oder hundert Procent Gewinnst in hundert Procent Schaden umzuwandeln – und was dergleichen verfängliche Redensarten mehr waren.

In diese Zeit etwa, es war im Monat Mai, und der Lenz des Jahres war auch die Blüthezeit des Grafen Zaretta in

der Residenz, fiel die Bekanntschaft desselben mit dem Baron Alfred von Brandau. Im Allgemeinen kennt der Leser denselben schon, sogar manches Einzelne haben wir bereits über ihn berichtet, von seinem Leben in der Residenz aber dürfte noch Folgendes nachzutragen sein. Alfred von Brandau war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der einem Manne von vierzig ähnlich sah. Diese frühzeitige Reife verdankte er nicht allein seinem reichlich genossenen Leben, sondern auch einer gewissen Düsterei, sowohl in der äußeren Erscheinung, wie im inneren Wesen, die ihm angeboren war. Er hatte eigentlich nie jugendlich ausgesehen und war auch nie jung im wahren Sinne des Wortes gewesen. Ein leidenschaftlicher Hang nach Besitz verkümmerte ihm schon frühzeitig jeden Tag seines Lebens und ließ ihn, wo er auch erschien, als einen Unzufriedenen unter seinen Mitmenschen erscheinen. Am liebsten hätte er es gesehen – in früheren Jahren wenigstens – wenn sein Vater ihn schon bei Lebzeiten auf das Schloß seiner Väter gesetzt, ihm alle seine Habe übergeben und sich selbst in irgend einen Winkel der Erde zurückgezogen hätte. Da aber keine Aussicht dazu vorhanden war, sein Vater noch kräftig und willig genug erschien, den Stürmen des Lebens eine möglichst lange Gegenwehr zu leisten, so grollte er mit sich, mit seinem Vater mit der Welt, und ward den leidenschaftlichen Eingebungen seines Stolzes und unnatürlichen Hanges die ergiebigste Beute. Denn stolz war

dieser junge Greis, wie selten ein Abkömmling seines Geschlechts. Stolz war er – nicht eitel wie sein Bruder Georg – auf seinen Namen, seine Familie, aber nur, insofern sich daran die Hoffnung knüpfte, dereinst in den Besitz der Güter und Habseligkeiten zu gelangen, die diesem Namen und dieser Familie Jahrhunderte hindurch beigelegt gewesen waren. Dieser Stolz war von jener fast beleidigenden Art, daß er sich von allen ihm unbekanntem Personen abschloß, daß er sein Herz Niemandem eröffnete, der nicht zugleich die Gewähr leistete, ihm ein größeres Einkommen zu verschaffen, als er schon jetzt in Folge seiner an Knauserei gränzenden Sparsamkeit in vielen Dingen besaß. Denn daß sein gutwilliger Vater nicht karg mit seinen Unterstützungen gegen ihn war, wissen wir zur Genüge. Und um so unheimlicher trat dieser Stolz mit seinem finstern Gepräge hervor, als er sich auf nichts Anderes als die Einbildung stützte, er würde dereinst mit zu Denen zählen, die über einige Hunderttausende zu gebieten haben, denn so hoch schätzte und überschätzte er das Vermögen, welches ihm dereinst zufallen müsse.

Im Uebrigen besaß er keine Eigenschaften des Geistes oder Herzens, die ihn über Andere seines Standes und Lebensberufes, geschweige denn über wahrhaft an Geist und Herz Gebildete, Thätige und Arbeitsame erhob. Er hatte niemals etwas mit Ernst betrieben, was ihm zur Erlangung irgend einer Auszeichnung hätte behülflich sein können; er hatte in den Tag hinein gelebt, wie Einer, der da weiß, daß für den Abend dieses Tages gesorgt ist, wozu sollte er sich also noch weiter bemühen, etwas

zu erreichen, was ihm später von selbst zufiel? Der Ehrgeiz, nicht selten ein Fehler, wenn er überschwänglich sich über das Niveau gerechten, männlichen Strebens erhebt, wäre ihm von Vortheil gewesen, er hätte ihn vielleicht in irgend eine ernste Laufbahn getrieben, während er jetzt ohne denselben seinem finstern Grübeln, seiner Unzufriedenheit mit aller Welt und vor allen Dingen seiner Unthätigkeit überlassen blieb. Mit seinem Stolze waren über dies noch einige andere, nicht eben beneidenswerthe Eigenschaften gepaart, die mehr oder minder eine Folge desselben waren. Er war äußerst reizbar und leicht zum leidenschaftlichen Zorne geneigt, wie sein Vater, ohne aber dessen Herzensgüte zu besitzen; er hatte aus Hochmuth und Trägheit es unter seiner Würde gehalten, sich mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen, da nach seiner Meinung jeder Bürger- oder Bauernsohn dergleichen erlernen könne, wenn er wolle; er hatte also nichts, gar nichts gelernt, sein Dünkel würde ihn sogar von jeder Arbeit abgehalten haben, selbst wenn sein Geist ihn dazu getrieben hätte; leider aber waren die Fähigkeiten desselben von sehr untergeordneter Art.

Mit diesen Eigenschaften verband sich eine, wo möglich auf anderer Leute Kosten zehrende, Genußsucht, die nach Sättigung seiner Habsucht seine Hauptleidenschaft war, und eben darum, weil er sie mit seinen gegenwärtigen Mitteln seinem Wunsche gemäß nicht befriedigen konnte, wurde er von Tage zu Tage finsterer, düsterer und um so leidenschaftlicher gegen Diejenigen aufgebracht, die ihren sinnlichen Genüssen und Begierden sich ohne

Rückhalt hinzugeben die Mittel besaßen. Diese Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse betrachtete er als ein Vorrecht seiner Geburt, seines Standes und Herkommens; wenn solche Menschen, wie er einer war, nicht einmal nach Gefallen leben und das Leben genießen könnten, wozu wäre man dann überhaupt in der Welt, meinte er. Diese Zufälligkeit einer vornehmen Geburt war in seinen Augen ein ihm gebührender Vorzug, eine ihn persönlich auszeichnende und von Gott bestimmte Fügung, deren er sich nach allen Richtungen bedienen wollte, um Alles, was das Leben Angenehmes und Genußreiches bot, bis auf die Neige ausschöpfen zu können.

So war dieser Alfred von Brandau beschaffen, der zu seinem Vergnügen in der Residenz ein Herrenleben führte, wovon sein guter Vater keine Ahnung hatte, der allein der Meinung war, Jugend müsse austoben; wenn sein Alfred zu Verstande gekommen wäre, die Welt kennen gelernt und sich die Hörner abgestoßen hätte, würde er gleich ihm ein erfahrener Mann sein und wie ein moderner Philosoph, ohne Sehnsucht nach dem Scheinglanz der Welt, auf seinem Landsitze leben.

Die Bekanntschaft mit dem Grafen Zaretta fand durch einen von jenen Zufällen statt, wie man sie häufig in der großen Welt vor sich gehen sieht. Alfred war eines Abends der Gast eines reichen jungen Adligen, der schon seit Jahresfrist im Besitze seiner väterlichen Güter war und von October bis Juni alljährlich in der Residenz oder auf Reisen lebte, während er die drei Sommermonate auf seinem Landgute zubrachte. Mit ihm zugleich waren ein

Dutzend ihm ähnlich gesinnter Nichtsthuer eingeladen, und unter diesen der vielbewunderte Graf Zaretta. Das düster abgeschlossene und dabei sichtlich sich überhebende Wesen des Barons fiel dem Grafen beim ersten Anblick auf, und er erkundigte sich im Stillen genau nach ihm. Da hörte er denn zu seiner nicht geringen Freude, daß dieser junge Mann mit dem alten Gesicht der älteste Sohn eines reichen Barons und Grundbesitzers sei, der in wenigen Wochen 20 bis 30,000 Thaler baares Geld in die Tasche stecken würde. Dieser einzige Umstand – im Uebrigen war er ihm sehr gleichgültig, und wäre er der Sohn eines Herzogs gewesen – legte bei dem Grafen ein großes Gewicht in die Wagschaale zu Gunsten des eiskalt und gerade nicht sehr geistreich erscheinenden Barons. 20,000 Thaler *baar* in Händen zu haben – eine erkleckliche und hinreichende Summe, um ein glänzendes Geschäft noch glänzender zu machen, – war der wirksamste Empfehlungsbrief, den derselbe in den Augen des speculativen Grafen besitzen konnte. Augenblicklich hatte der gewandte Ungar seinen Feldzugsplan entworfen und begann bereits seine Minen zu legen, noch bevor ihm der Baron in's Gesicht geblickt hatte. Denn Alfred war auch in Bezug auf das Eingehen neuer Bekanntschaften zu stolz, um sich leicht fangen zu lassen, und der Ruf des Grafen war zu frisch begründet, um den Edelmann von altem Blute zu raschem Bündniß mit ihm verlocken zu können. Etwas Aehnliches hatte der dalmatische Menschenkenner erwartet, denn er hatte seinen in der Einbildung

schon gewonnenen neuen Geschäftsfreund rasch durchschaut. Er schien ihn daher an diesem Abend, wenigstens in den ersten Stunden, kaum zu bemerken, er sprach nur mit Anderen, vermied es, seinen Blick auf den Baron zu richten, wenn dieser es wahrnehmen konnte, und trug mit seiner gewöhnlich hinreißenden Unterhaltungsgabe einige Abenteuer in fremden Ländern vor, weshalb man ihn auch aufforderte, dergleichen zu erzählen. Von dem Genusse des Reichthums, dessen er diesmal absichtlich Erwähnung that, sprach er schlauer Weise nur als von einer Nebensache, einer unbedeutenden Kleinigkeit, sagte aber geflissentlich, daß er lieber ein armer Graf, als ein reicher Bauer sein wollte, obgleich er nicht läugnen könne, daß ein *reicher* Edelmann für ihn der Inbegriff alles Vortrefflichen auf Erden sei. Diese geschickt hingeworfene Aeüßerung war die erste Masche des verhängnißvollen Netzes, in welchem Alfred sich allmählig fangen ließ, denn sie war hinreichend, ihn zu veranlassen, den Mann, der so edelmännisch vom Adel sprach und dabei zugleich dem Reichthum sein Recht widerfahren ließ, mit einem neugierigen Blick zu betrachten. Da fiel ihm denn ohne Zweifel das feine, geleckte Wesen des geschulten Weltmannes auf, und er glaubte zu erkennen, daß der ausländische Gast wirklich zu sein schien, was er zu sein sich brüstete.

Graf Zaretta gewährte sogleich den gewonnenen Fortschritt, und sein Verlangen wuchs, den stolzen Finsterling ganz zu erobern. Der Zufall begünstigte ihn hierin außerordentlich. Die versammelten Cavaliere ließen sich

nach Tische, nachdem der Champagner seine Wirkung gethan, von ihrer Lieblingsneigung hinreißen und legten Bank auf. Alfred, der das Spiel nicht liebte, weil er zu geizig war, einen etwaigen Verlust mit Gleichmuth zu ertragen, obwohl er den Gewinn sehr gern gehabt hätte, nahm keinen Theil daran. Graf Zaretta, der sich in seinen ihm jetzt überaus wichtigen Beobachtungen des Barons nicht stören lassen wollte, spielte auch nicht. Beide waren die einzigen Anwesenden, die sich als Zuschauer verhielten. Anfangs standen sie sich am Spieltische gegenüber. Allmählig aber, und ohne daß Jemand es merkte, rückte der Graf dem Baron näher, wiewohl man ihn keinen Schritt thun sah. Er schien langsam zu ihm hinzugleiten, wie die Schlange auf ihren Raub gleitet. Plötzlich stand er an seiner Seite, seine Augen verschlangen ihn schon, wie ihn bereits seine Begierde verschlungen hatte. Zufällig erhob der Baron sein von Gewinneslust zitterndes Auge zu seinem Nachbar und begegnete dessen in diesem wichtigen Momente unglaublich ruhigem Gesicht.

»Warum spielen Sie nicht?« flüsterte der Graf in seiner gebrochenen deutschen Redeweise, denn Deutsch sprach er, wunderbar genug, in Deutschland am schlechtesten.

»Es ist nicht meine Passion!« entgegnete der Baron kalt, ohne den Gluthblick zu bemerken, der sich in die Tiefe seiner Seele zu bohren versuchte.

Weiter wurde an diesem Abend Nichts zwischen den beiden Männern gesprochen. Graf Zaretta entfernte sich zuerst, indem er vorgab, ermüdet zu sein. Bald nach ihm ging auch Alfred nach Hause.

Am andern Tage, Morgens um elf Uhr, saß Letzterer am Fenster, trank seinen Kaffee und rauchte seine erste Cigarre, denn er war eben erst aufgestanden und langweilte sich schon entsetzlich, weil er nicht wußte, was er heute unternehmen sollte, da es regnete. Da sah er einen eleganten Wagen vor seine Thür fahren, aus dem zu seiner Verwunderung Graf Zaretta stieg, ihm schon von der Straße aus einen begrüßenden Blick zuwerfend. Der Baron war also gesehen worden und konnte sich nicht verläugnen lassen, so große Lust er auch dazu hatte, denn schon beneidete er den kaum gesehenen Grafen, weil er gehört, daß er ein unabhängiger Crösus sei.

Gleich darauf ließ sich der Graf anmelden und trat, nachdem er angenommen war, in's Zimmer. Er war in eleganter Toilette und an seiner rechten Hand, als er den Handschuh auszog, um dem Baron dieselbe zu bieten, glänzte ein ungeheurer Solitair. Dieser Solitair stach dem Baron beinahe mehr in's Auge, als sein Besitzer. Man begrüßte und setzte sich.

»Herr Baron,« begann der Graf das Gespräch, »ich komme, um Ihnen Genugthuung anzubieten.«

»Genugthuung? Sie – mir? Wie kommen Sie dazu, Herr Graf, und was wollen Sie damit sagen?«

»Ich habe Sie beleidigt – nicht mit meinem Munde, nicht in der That, verstehen Sie mich recht – wohl aber in Gedanken, und Sie sind ein Edelmann, der selbst eine Beleidigung in Gedanken nicht ungestraft hinzunehmen scheint.«

»Das ist ohne alle Frage ein Sonderling!« dachte Baron Brandau. – »Womit haben Sie mich denn beleidigt?« fragte er lächelnd.

»Es war gestern Abend, beim Grafen W. . . . Am Spielische, Herr Baron! Sie waren der einzige Anwesende außer mir, der sich am Tempelbau nicht betheiligte. Ein reicher junger Mann, der alle seine Freunde spielen sieht und nicht selbst mitspielt, ist eine Seltenheit. Der muß wichtige Gründe dazu haben, sagte ich mir. Entweder ist er ein denkender Kopf, der die Kleinlichkeiten des Lebens belächelt oder verachtet, und dann wäre er Etwas für Dich, denn das bist Du auch –«

Der Graf, eine augenblickliche Pause machend, verbeugte sich verbindlich. Der Baron aber schüttelte den Kopf und sagte: »Darin irren Sie sich; ich bin weder Denker, noch habe ich Kopf. Ein Edelmann in meiner Lage braucht nicht traurig zu sein, wenn ihm Beides abgeht, und darum gestehe ich es ein. Aber das war doch nicht die Beleidigung, die Sie dachten?«

»Nein, Sie kommt erst noch, Herr Baron. Das war erst das Entweder. – Oder, sagte ich mir, er hat einen anderen wichtigen Grund – er ist diesen Augenblick ohne Mittel. In diesem Falle – verzeihen Sie noch einmal, Herr Baron, – wäre er erst recht Etwas für Dich.«

Der Baron hob sein funkelndes Auge in die Höhe. »Warum?« fragte er den schlaunen Dalmatier, »warum bin ich Etwas für Sie, wenn ich gerade jetzt kein Geld hätte?«

»Weil ich mir dann erlauben würde,« sagte der Graf fast demüthig, »Ihnen von meinem Ueberflusse anzubieten!«

Und er legte die Hand erst auf die Brust, dann drückte er zwei Finger auf seine Lippen, eine ihm gewöhnliche Geberde, mit der er wahrscheinlich andeuten wollte, daß, was in seiner Brust liege, niemals über seine Lippen kommen werde.

Der Baron war beinahe gerührt, nicht allein von dem Anerbieten selbst, sondern von der bescheidenen Weise, in der es vorgebracht wurde. Er reichte dem Grafen die Hand und sagte mit dem wärmsten Tone, dessen er fähig war:

»Ich danke Ihnen, Herr Graf, sogar für diese Ihre Beleidigung, die in sich selbst die Genugthuung dafür enthält. Aber Sie irrten sich, das war nicht der Grund, warum ich nicht spielte, denn ich befinde mich keineswegs in Geldverlegenheit.«

»Jetzt nicht, freilich, ich sehe es, daß ich mich diesmal geirrt, lieber Baron, aber ich könnte mich ein andermal um so weniger irren. O ja! Sie sind noch jung, ich weiß, was das heißt, und wenn ich auch nur wenige Jahre älter bin, als Sie, so habe ich doch einen bedeutenden Vorsprung in der Erfahrung. Also ein Wort ein Mann – geraten Sie einst in Ebbe, bei mir finden Sie immer Fluth.«

–

Die ganze Scene, die der Graf hier spielte, wurde mit solcher Sicherheit und Feinheit und mit so edelmännischem Anstand durchgeführt, daß Alfred's Widerwille, den er anfänglich unbewußt gegen den Grafen gehegt, dadurch auf einen Schlag gebrochen wurde. Das Netz ward ihm vorgehalten. Er sah es nicht. Es fiel über seinem

Kopf zusammen – und er steckte ihn selbst noch tiefer hinein. »Sie wollen mich schon verlassen, Herr Graf?« fragte er diesen, der aufgestanden war.

»Der Grund meines Besuches ist erschöpft, Herr Baron, ich darf Sie nicht langweilen. Sodann aber rufen mich Geschäfte nach Hause, und Geldgeschäfte, wissen Sie, sind unaufschiebbare Geschäfte.«

»Ich weiß es. So leben Sie wohl! Darf ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen morgen um diese Zeit meinen Gegenbesuch zu machen?«

Der Graf besann sich. »Verzeihen Sie,« erwiderte er mit tiefer Bewegung, »um diese Zeit würden Sie mich morgen nicht treffen. Ich werde beim Lombardischen Gesandten sein, um einen Landsmann und Freund, der in Schuldhäft sitzt, durch meine Bürgschaft zu befreien. Aber wissen Sie was – kommen Sie um drei Uhr. Um diese Zeit werde ich allein sein, ganz allein. Erweisen Sie mir die Ehre, mit mir zu Zweien zu speisen, wir werden alsdann bessere Gelegenheit finden, uns kennen zu lernen, als hier oder in größerer Gesellschaft.«

Baron Brandau verbeugte sich zustimmend und der Graf verließ ihn. Alfred sah ihn vom Fenster aus in seinen reizenden Phaeton steigen, den zwei herrliche Füchse zogen. »Das ist ein fetter Bissen!« sagte er zu sich. »Er scheint ein Goldbergwerk zu besitzen, nach seinem Reichthum zu schließen. Dieser Solitair – o! Ach, wenn man so frei wäre, wie er! – Geduld! Ja drei Monaten habe ich wenigstens ein Capital – dann wollen wir sehen!«

Am nächsten Mittage pünctlich um drei Uhr erschien Baron Brandau beim Grafen Zaretta. Er fand ihn wirklich allein und war eben so von seiner Zuvorkommenheit, wie von seinem Reichthum bezaubert. Das ihm vorgesetzte Diner war mehr als lecker, es war verschwenderisch; der Wein herrlich, und der alte Ungar, der Vaterländer, wie man glaubte, spielte wieder die Hauptrolle. Baron Brandau blieb aber nicht allein zu Tische, der Graf behielt ihn auch den Abend bei sich und wußte ihn mit so interessanten Geschichten zu unterhalten, ihm so wunderschöne Sachen zu zeigen und zu erzählen, durch welche Abenteuer er in ihren Besitz gelangt, daß Alfred endlich mit wirren Sinnen nach Hause ging und ein Königreich in der Tasche mit fortzutragen glaubte. »Wie man sich doch in Menschen irren kann,« sagte er sich zehnmal, als er im Bette lag und der alte Ungar ihm in den Adern klopfte. »Ich hatte anfangs einen unbegreiflichen Widerwillen gegen diesen Mann, und nun sehe ich, daß er ein vollkommener Cavalier und dabei ein Mensch von Herz und Geist ist. Tausend ja – das nenne ich eine Acquisition!«

Dasselbe sagte sich auf etwas andere Weise und in einem anderen Sinne der Graf von dem Baron; er hatte seine Absicht vollständig erreicht, denn von diesem Tag an begann die verhängnißvolle Freundschaft zwischen diesen beiden Männern, deren Innigkeit wir schon früher

angedeutet haben. Baron Brandau ward bald ein täglicher Besucher des Grafen, aber auch dieser kam bisweilen zu ihm, wenn er nothwendig mit ihm zu sprechen hatte. Anfangs lud ihn der Graf mit seinem großen Haufen zu sich ein, allmählig aber zog er ihn in seine vertrauteren Kreise, bis er endlich eine so große Zärtlichkeit für ihn hegte, daß er ihm dreist die Meinung aussprechen konnte, auch dieser vertraute Kreis sei noch zu groß; zwei Menschen, die sich so herzlich zugethan wären, wie sie Beide einander, bedürften der anderen Menschen nicht, um glücklich izu sein. Von jetzt an wunderte sich Alfred nicht mehr, wenn er, zum Grafen eingeladen, diesen Mittags oder Abends allein bei Tafel fand, ja, es war ihm sogar lieb, denn er erhielt dadurch die erwünschte Gelegenheit, dem Grafen näher zu rücken, indem er sich einen tieferen Einblick in dessen täglich besser werdende finanziellen Verhältnisse verschaffte. Dahin hatte ihn der Graf nur bringen wollen. Denn nur zu bald hatte der menschenkundige Dalmatier die Hauptleidenschaft des Barons erkannt. Diese Leidenschaft stachelte er nach Kräften auf, an ihr hielt er den Ueberlisteten fest. Er ließ ihn nach und nach sehen, wie leicht es ihm werde, Geld zu verdienen. Von solchen Dingen hatte der Baron bisher keinen Begriff gehabt, obgleich er mit ganzer Seele danach geschmachtet hatte. Jetzt fand er die Angel, womit man goldene Fische fing, und es gelüstete ihn, sie selbst in die Hand zu nehmen. Die Gelegenheit dazu zeigte sich eines Tages. Der Baron war, wie gesagt, ein täglicher Gast im Hause des Grafen geworden, allein nicht

zu allen Tageszeiten durfte er, wie er sehr bald erfuhr, erscheinen. Der Graf hatte seine Arbeitsstunden, in welchen er sich von Niemanden, als höchstens von seinem vertrauten Kammerdiener, stören ließ. Diese Arbeitsstunden fielen auf den Morgen und dauerten etwa bis zehn Uhr, bisweilen aber arbeitete er auch Abends, wo er dann weder Gesellschaften, noch einzelne Besucher, also auch Alfred nicht empfing. Es mußten sehr wichtige Geschäfte sein, die in diesen einsamen Stunden betrieben wurden. Niemals durfte Jemand das Arbeitszimmer betreten, selbst Alfred nicht. Kam dieser zu früh, so mußte er in einem anderen Zimmer warten, und dann erschien stets der Graf mit erhitztem Gesicht und ernster Miene, und man merkte ihm leicht an, daß er ungerne gestört worden war. »Was mögen dies nur für geheime und mit so großem Eifer betriebene Geschäfte sein?« fragte sich oft der Baron. Alle Anspielungen darauf aber wurden von dem Grafen mit Stillschweigen übergangen, oder als interesselos für den neuen Freund von der Hand gewiesen, bis dieser endlich an dem erwähnten Tage geradezu fragte: was er denn eigentlich so mühsam zu arbeiten habe, erscheine ja ganz erhitzt und abgemattet. –

»Ja, mein Lieber,« antwortete bitter lächelnd der Graf, »es sind eben Geschäfte, und Geschäfte sind oft nicht angenehm. Noch dazu erhitzt man sich nicht selten vergeblich und ermattet Körper und Geist dabei.«

»Aber sie bringen auch Gewinnst ein –«

»Das freilich, sie kosten aber bisweilen auch viel und man speculirt nicht immer richtig.«

»Nicht immer, aber doch zumeist –«

»Ja, wenn man geschickt ist und Baares in Händen hat.«

»Sie sind im Besitz von Beidem, wie mir scheint. Ich wollte auch gern arbeiten, wenn mir der Gewinn so sicher wäre wie Ihnen.«

»Hm!« sagte der Graf, scheinbar sich besinnend, obgleich dieser Augenblick der von seiner Seite längst erwartete war. »Sie kommen mir da entgegen und scheinen meine innersten Gedanken, die ich schon lange im Kopfe trage, errathen zu haben. Ja, Sie können auch Geschäfte machen, wenn –«

»Wenn?« fragte der Baron mit gierigen Lippen und Augen.

»Wenn Sie ein Capital haben. Haben Sie eines?«

»Für jetzt nur ein kleines, welches ich mir erspart habe – in einigen Monaten aber ein größeres, das Erbtheil meiner Mutter –«

Der Graf schoß einen frohlockenden Blick auf sein Opfer. Also es war wahr, was man ihm von dem Baron erzählt hatte.

»Wie hoch beläuft sich Ihr Capital?« fragte er äußerlich sehr gleichgültig, innerlich lauernd.

»Gegenwärtig besitze ich 3 bis 4000 Thaler, in drei Monaten 20,000.«

»Das ist nicht viel,« sagte der Gauner beinahe verächtlich, »obwohl man mit 20,000 Thalern, wenn man es geschickt anfängt, in Jahresfrist 100,000 gewinnen kann.«

»Wie? Das wäre möglich?«

»Möglich? Blos möglich? Es ist gewiß, sage ich Ihnen, wenn Ihr Capital in die rechten Hände gelangt.«

»Es gelangt in die meinen.«

»Bah! Sie verstehen ja nichts von Geldgeschäften.«

»Geben Sie mir Unterricht.«

»Das ist mühsam. Dergleichen lernt man erst gründlich durch die Erfahrung. Solche Erfahrungen sind oft mit Opfern verbunden.«

»Die sich aber doch wieder ersetzen lassen?«

»Natürlich, wozu opferte man denn! Ich will Ihnen etwas sagen. Doch bevor ich Ihnen ein Geschäft anvertraue, stelle ich eine Bedingung. Ohne Ihr Gelöbniß, dieselbe einzugehen, schweige ich.«

»Reden Sie!« sagte Alfred mit funkelnden Augen und beugte sich aus seinem Stuhle vornüber, um besser zu hören, denn der Graf hatte die letzten Worte auffallend leise und mit Bedeutung gesprochen.

»Es betrifft das Bewahren des strengsten Geheimnisses dieser Geschäfte. Kein Mensch darf wissen, worin man speculirt, sonst ist die Speculation im Entstehen mißglückt. Geben Sie mir Bürgschaft, daß Sie schweigen können –«

»Mein Wort als Edelmann!« sagte Alfred schnell, dem das eine leichte Bürgschaft zu sein schien.

Der Graf besann sich einen Augenblick oder that wenigstens so, indem er die rechte Hand an die Stirn legte. »Es genügt mir,« sagte er endlich. – »Ich nehme Ihr Wort an. Jetzt also zum Geschäft. Mir ist ein Gut in Preußen zum Kauf angeboten. Zugleich habe ich auch schon

einen Käufer – verstehen Sie, einen Käufer, der es von mir wieder kauft. Betheiligen Sie sich bei dem Ankauf desselben?«

»Des Gutes in Preußen? Ich kenne es ja nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Sie auch nicht? Wie können Sie es dann kaufen?«

»Wie? Habe ich nicht meine Agenten? Sind sie nicht meine Finger, die ich bloß auszustrecken brauche, um sie dann wieder mit vollen Händen einzuziehen?«

»Der Art also sind Ihre Geschäfte?«

»Der Art und anderer Art. Mit einem Wort – machen wir einen Versuch. Betheiligen Sie sich mit 3000 Thalern bei diesem Ankauf. In acht Tagen habe ich das Gut verkauft und zwanzig Procent gewonnen. Auf Ihren Antheil fallen dabei 600 Thaler Gewinnst und Ihr Capital wird zu sechs Procent verzinst. Jene 600 Thaler zahle ich Ihnen gleich aus, die Zinsen halbjährlich. Wollen Sie es auf diese Weise versuchen?«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Mein völliger Ernst.«

»Und wo habe ich Bürgschaft?«

»Ich gebe Ihnen dieselbe, die *Sie* mir gaben – mein Wort als Edelmann – ich bin Graf Zaretta.«

Alfred besann sich keinen Augenblick. Noch an demselben Tage waren die 3000 Thaler in des Grafen Verwahrsam. Dieser hielt Wort; in acht Tagen war das angeblich gekaufte Gut wieder verkauft, zwanzig Procent gewonnen und Alfred ging mit 600 Thalern beschwert, die der Graf ihm wie eine Lockspeise aus seiner Casse,

wie er sagte, zugeworfen, nach Hause. Das Capital aber, zu sechs Procent Zinsen garantirt, blieb theilweise auf dem Gute stehen und die Papiere darüber befanden sich, vortrefflich geschrieben, von namhaften Personen unterzeichnet und untersiegelt, in Alfred's Händen. Das war ein blühender Anfang in seinem neuen Geschäftsleben.

Natürlich hatte die Freundschaft und Zärtlichkeit des Barons zu dem vortrefflichen Grafen hierdurch bedeutend zugenommen. Der Tiger in seiner Brust hatte Blut gewittert und gekostet, und er lechzte nach mehr. Das war die Zeit, wo er jenen ersten Brief an seinen Vater schrieb, der so voll sanguinischer Hoffnungen war, und, wir wissen es, sein guter Vater brachte ihm selbst oder gab ihm Anweisungen auf größere Summen, da er am Tage nach Empfang dieses Briefes selbst nach der Hauptstadt reiste. Mit verschiedenen Summen dieser eben so schnell wie reichlich fließenden Quelle wurden neue und mitunter sehr glänzend erscheinende Geschäfte gemacht, denn der Graf war ein unvergleichlicher Geldmacher im wahren Sinne des Worts. Alles, was in seine Hände kam, verwandelte sich in Gold, Silber oder Werthpapiere. Täglich strömten ihm neue Quellen zu, aus denen er zu schöpfen wußte, und ohne daß man begriff, wie gerade ihm allein solcher Segen beschieden sei. Er kaufte und verkaufte, und beinahe stets zu seinem Vortheil, wie er

sagte, was gewiß auch der Fall war, während der Nacht, der Anderen daraus erwuchs, nicht augenblicklich zu Tage kam, vielmehr auf die schlaueste Weise von dem listigen Grafen und seinen unbekanntem Helfershelfern geheim gehalten wurde.

In diese geheimnißvollen Betriebnisse durch seinen täglichen Verkehr und seine stillschweigende Mitwirkung hineingezogen, ahnte der Baron nicht, wie tief er sich in die Netze des Abenteurers verstricke, der ihn nur Das von seinen Unternehmungen erfahren ließ, was ihm zu wissen nothwendig war, und immer inniger gestaltete sich sein Freundschaftsverhältniß zu dem großmüthigen Grafen, bis dieser endlich, um seine Beute ganz in Händen zu haben und ihn von allem Verkehr mit der Welt so weit wie möglich abzuschließen, in ihn drang, als aufrichtiger und wahrer Freund sein glückliches Leben ganz zu theilen und in sein glänzendes Haus zu ziehen. Der verblendete Baron war glücklich über diesen ihm so ehrenvoll dünkenden Vorschlag. Er verließ seine Wohnung eines Abends und bezog mit allen seinen Besitzthümern einige schöne und besonders für ihn bequem eingerichtete Gemächer in dem großen Hause, welches der Graf zu dieser Zeit ganz allein bewohnte. Von Diesem dazu angestachelt, versorgte er sich auch äußerlich mit Gegenständen des Luxus, welchen zu treiben ihn ja sein täglich zunehmender Gewinnst ermächtigte. Er ließ sich nach des Grafen Angabe einen Wagen bauen, schaffte sich theure Pferde an und hielt sich seine eigenen Bedienten. Alles das wurde von den laufenden Einnahmen bestritten,

die aus den eingegangenen Geschäften abflossen. Allmählich auch, angeblich theils weil es ihn langweilte, theils um sich seinem neuen Freunde mit ganzer Hingebung zu widmen, zog sich der Graf von dem Umgange mit der großen Welt zurück; die Kreise, die er einlud, wurden immer kleiner, seine Bekanntschaften immer sparsamer fortgesetzt. Endlich empfing er nur noch einen Abend in der Woche Gesellschaft bei sich und das war gerade diejenige, der er sich zuerst am meisten abhold gezeigt hatte, denn sie bestand aus jungen lebenslustigen, reichen und leichtsinnigen Cavalieren, denen es gleichgültig war, wo und wie sie lebten, wenn sie nur angenehm lebten, und ob sie ihr Gold durch das Spiel, oder bei Frauen oder Trinkgelagen vergeudeten. Das Spiel wurde nach dem Abendessen ihre gewöhnliche Unterhaltung; von kleinen ging man zu größeren, von diesen zu ganz großen über, bis sich endlich das verpönte auf Ehrenwort Spielen auch hier einbürgerte. Da der Baron Brandau seine Abneigung gegen das Spiel abgelegt, indem der Graf ihn auf die wohlthätigen Folgen eines ehrlichen Gewinnstes aufmerksam gemacht hatte, und da er sich gewöhnlich beim Spiele seines Freundes betheiligte, so gewann er auch hier erkleckliche Summen, die wiederum dazu dienten, die kaufmännischen Geschäfte, die man begonnen, mit um so größerem Eifer fortzusetzen.

Wenn aber Alfred von Brandau geglaubt hatte, durch seine Uebersiedelung in des Grafen Wohnung dessen Zeit

ganz in Anspruch genommen zu haben und in das innere Triebwerk seiner Unternehmungen einen lernbegierigen Blick werfen zu können, so hatte er sich bitter getäuscht. Der Graf blieb unabänderlich seinen Gewohnheiten treu; des Morgens arbeitete er vor wie nach in seinem verschlossenen Zimmer, zu dem nur sein vertrauter Kammerdiener den Zutritt hatte. Eine Zeitlang ertrug Alfred dies geheimnißvolle Wesen seines jetzt ganz intimen Freundes, indem er, während jener arbeitete, entweder im Bette liegen blieb, um den Rausch des vorigen Abends auszuschlafen, oder sich auf seine eigene Hand vergnügte, indem er that, wozu er gerade Neigung empfand. Endlich aber, als er seinen Freund jeden Morgen mit erhitztem Kopfe an den Frühstückstisch kommen sah, ward er aufmerksamer und neugieriger, und zuletzt fragte er ihn geradezu, was er denn so eifrig zu arbeiten habe, daß ihm das Blut dabei in den Kopf steige und seine Augen glühend mache wie Leuchtkäfer.

Der Graf hörte die Frage offenbar mit Unwillen und Ueberraschung an, dennoch gab er sich Mühe, zu lächeln und seinen Freund mit verschiedenen Ausflüchten zu beruhigen. »Mein lieber Alfred,« sagte er, denn ihre Verbindung hatte, wie es unter den angegebenen Verhältnissen kaum anders sein konnte, den brüderlichen Ton angenommen, »mein lieber Alfred, das wirst Du künftig genau, jetzt aber nur theilweise erfahren. Sieh, Du wirst bemerken, daß mich diese Frage genirt, denn sie berührt meine persönlichsten Verhältnisse. Du weißt, daß ich aus

den österreichischen Staaten verbannt bin, und daß dennoch mein Herz an den unglücklichen Ländern hängt, die ich meine Heimat nenne. Meine Heimat liegt eben in Oesterreich. Wenn ich sie weder Dir noch einem Anderen genau bezeichne, so hat das seinen natürlichen Grund, den Du Dir wohl denken magst, den ich aber nicht ausplaudern will, denn meine Diener sogar könnten uns einmal behorchen, wenn wir unvorsichtig oder zutraulich davon redeten, und vor Leuten dieser Art muß man sich am meisten hüten. Damit Du aber nicht ganz in Ungewißheit schwebst und vielleicht Aergeres denkst als geschieht, so will ich Dir vertrauen, daß ich mich in meinen Mußestunden damit beschäftige, die politischen Verhältnisse meines Landes und insonderheit meiner Familie niederzuschreiben und sie für die Presse vorzubereiten. Eine ihrer Veröffentlichung günstige Zeit wird kommen, das weiß ich zufolge meiner hohen Verbindungen, der Mittheilung meiner Verwandten und meiner Spione, die ich insgeheim am Hofe zu Wien unterhalte. Siehe da den Grund meiner einfachen Studien und meiner meine ganze Denkkraft in Anspruch nehmenden Thätigkeit.«

Alfred beruhigte diese vertrauliche Mittheilung ungemein, denn er glaubte sie vollständig, wie er seinem Freunde Alles glaubte, zumal dieser eine Art und Weise zu sprechen hatte, die Jedermann bezauberte, und seine Aussagen mit Beweisgründen zu unterstützen wußte, die weit über die Fassungskraft des unerfahrenen Alfred gingen. Eine Zeitlang bekümmerte er sich wenig oder gar nicht um diese politische und persönliche Beschäftigung

seines Freundes; eines Tages aber wurde er wieder aufmerksamer, denn es geschah zufällig, daß Alfred gerade im Toilettenzimmer des Grafen war, als dieser eilig aus seinem Cabinet in dieses trat und sogleich an seine Waschoilette ging, um sich zu reinigen. Sein Gesicht war wie immer nach der Arbeit, dunkel geröthet, sein Auge erhitzt, und der Schweiß stand in klaren Perlen auf seiner gedunsenen Stirn. An seinen Fingern aber waren verschiedene Farben zu bemerken, die er sich rasch abzuwaschen bemühte. Augenscheinlich war es ihm sehr unangenehm, Alfred in diesem Momente in seiner Nähe zu sehen, dennoch sagte er nichts, nur schaute er unwillig und trotzig vor sich nieder.

»Was hast Du denn da an Deinen alabasternen Fingern?« fragte Alfred scherzend. »Du siehst ja aus, als ob Du eine Stube bemalt hättest.«

Der Graf, den bei dieser Frage ihn anblickenden Baron im Spiegel gewahrend, zuckte zusammen, gleich darauf aber lächelte er mit großer Mühe, was sein Aussehen eben nicht verschönerte, und versetzte: »Beinahe hättest Du diesmal Recht mit Deiner Vermuthung.«

»Wie? Du hättest wirklich Dein Schreibzimmer bemalt?«

»Ach, mein Zimmer, welcher Gedanke! Ja, ich habe gemalt, gezeichnet wenigstens, mit Farben gezeichnet, und Du sollst sehen, was ich damit zu Stande gebracht, wenn es fertig ist.« –

Als nach einigen Tagen das Gespräch wieder auf seine Malerstudien kam und Alfred um Besichtigung jener

Zeichnungen bat, stand der Graf unwillig auf, um sich in sein geheimes Cabinet zu begeben. Alfred wollte ihm folgen.«Bleib hier,« sagte der Graf, »ich will es Dir holen, oder –« und er besann sich eine Weile – »ich kann auch Starozza danach senden.«

Beide kehrten zum Frühstückstisch zurück, wo dies Gespräch begonnen hatte, und Starozza ward sogleich beauftragt, das fertige Bild aus dem Arbeitscabinet zu holen.

Der schlaue Kammerdiener entfernte sich langsam, wie er gewöhnlich ging; seine Gangart hatte dabei etwas Katzenartiges, Schleichendes. Als er an seinem Herrn vorüberschritt und sich nach der Thür des Cabinets bewegte, traf sein Blick Diesen, da Alfred gerade in einer anderen Richtung schaute. In diesem dämonischen Blicke lag ein Vorwurf, den der Graf sogleich verstand. Aber er zuckte verächtlich mit der Schulter und nickte dem Diener ermuthigend zu. Dieser schritt ruhig auf die fest verschlossene Thür zu, zog einen künstlich gearbeiteten Schlüssel aus der Westentasche und begab sich, nachdem er die Thür leise geöffnet, in den geheimnißvollen Arbeitssaal. Bald darauf kam er mit einem Blatte in der Hand darauf zurück, welches Alfred für einen Kupferstich hielt, und reichte es seinem Herrn hin. –

»Da hast Du eine Probe meiner Kunst und den Schlüssel zu meiner Nebenbeschäftigung,« sagte der Graf vertraulich lächelnd.

»Wie? Bist Du denn ein Kupferstecher?«

»Ein Kupferstecher? Was meinst Du damit?«

»Nun, ist denn das nicht ein Kupferstich?«

»Seltsam!« sagte der Graf beinahe spöttisch. »Wie Du doch unbekannt mit den schönen Künsten bist! Oeffne Deine Augen und schaue Dir das Blatt genau an.«

»Nun bei meiner Ehre!« rief Alfred betheuernd, »ich halte dies schöne Bild für einen Kupferstich.«

»Es ist eine Federzeichnung!« sagte der Graf kalt. »So schön zeichnet man in Italien, wo ich diese Kunst erlernt und getrieben habe.« –

Entweder kam es daher, weil Alfred von dieser Kunst keinen Begriff hatte oder weil ihm die Nebenbeschäftigung seines Freundes nicht der Rede werth zu sein schienen – genug, er betrachtete das Blatt nur oberflächlich und legte es dann auf den Tisch.

»Nun, gefällt Dir meine Zeichnung nicht?«

»Ich verstehe nicht viel davon. Aber sie ist sehr hübsch.«

»Sehr hübsch? Wie Du das sagst! Sie ist ein Meisterstück. Ein kunstsinniger Engländer würde mir zweihundert Pfund dafür bieten.«

»Nun so gieb ihm das Blatt dafür und freue Dich, daß Du mit so geringer Mühe so viel Geld verdienen kannst.«

»Geringer Mühe? Geld verdienen?« bemerkte der Graf empfindlich. »Glaubst Du, daß das mit geringer Mühe gemacht ist und um mit Geld bezahlt zu werden? Ich arbeite nicht für Geld in solchen Sachen, ich arbeite zu meiner Erheiterung – ich bin ein Edelmann!«

»Das ist wahr. Verzeih mir. Aber wenn ich mir so viel Mühe mit Dergleichen geben sollte, wie Du mich glauben

lassen willst, so würde ich mich bedanken, meine besten Stunden darauf zu verwenden.«

»Das ist nun einmal mein Steckenpferd. Ich liebe diese Beschäftigung und bin daran gewöhnt.«

»Aber sie scheint doch über die Maaßen anzustrengen?«

»Nur die Augen und die Brust greift sie etwas an. – Wollen wir spazieren fahren?«

Alfred stimmte bei; der Wagen ward bestellt, die Freunde kleideten sich zum Ausgehen an und man fuhr ab.

DRITTER KAPITEL. DIE FEDERZEICHNUNGEN.

Die obige Unterredung über die so meisterhaft ausgeführte Federzeichnung schien eine leichte Mißstimmung in dem so künstlerisch begabten Grafen zurückgelassen zu haben, wenigstens war er einige Tage sehr verdrießlich und sprach mehrere Male davon, eine kleine Reise antreten zu müssen, um verschiedene Güter zu besichtigen, mit deren gegenwärtigem Besitzer er wegen ihres Ankaufs in Unterhandlung stehe. Da sie in der Nähe lägen, die Kaufsumme aber beträchtlich sei, so halte er es diesmal für seine Schuldigkeit, mit eigenen Augen sich von der Ertragsfähigkeit derselben zu überzeugen.

Solche kleine Reisen hatte der Graf früher schon mehrere Male unternommen, war aber stets in wenigen Tagen zurückgekehrt, scheinbar sehr befriedigt von den Erfolgen derselben. Alfred redete zur Reise zu und fragte, ob er ihn etwa begleiten solle. Der Graf lehnte es ab und

sagte, er möge ungestört in der Residenz seinen Vergnügungen nachgehen.

Alfred von Brandau aber kannte schon kein Vergnügen mehr, als den erträumten Erwerb aus seinen dem Grafen anvertrauten Geldsummen. Wie ein Argus behütete er die ihm von diesem überlieferten Papiere, die seinen Besitz an diesen und jenen Capitalien oder seinen Antheil an diesen und jenen Gütern ihm versicherten. Jeden Abend, bevor er zu Bette ging, durchlas er sie, und wenn er im Bette lag, rechnete er, bis er einschlief, wie lange es noch dauern würde, bis die Zinsen seines Capitals so viel betragen würden, um als unabhängiger Edelmann auf irgend einem reizenden Gute in der Nähe der Residenz leben zu können, da die Zeit noch nicht abzusehen war, wo sein Vater endlich ihm das große Erbgut der Brandaus überliefern würde. Seine Geldgier stieg tagtäglich in einem unerhörten Maaße und nahm beinahe einen krankhaften Character an. Wo er ging und stand, raffinirte, grübelte er, wie sich sein Hab und Gut am schnellsten vermehren lasse, wie es anzufangen sei, bald möglichst ein großer Herr, wie sein Freund der Graf Zaretta, zu werden. Aber so viel er sich auch mit Nachdenken plagen mochte, er erdachte Nichts, denn seine Geschäftskenntniß, wie überhaupt seine Kenntnisse, war von so geringer Bedeutung, daß ihn der kleinste Krämer im Dorfe seines Vaters darin bei Weitem übersah.

Da fiel ihm plötzlich etwas Neues und noch nicht Dagewesenes ein. Sein Freund, der Graf, hatte ihn selbst auf diese Idee gebracht. Wie wäre es, dachte er, wenn

sich aus dessen Geschicklichkeit wirklich so viel Geld lösen ließe, als er ihm gesagt hatte? Wenn es ihm gelänge, demselben einige seiner Zeichenblätter abzulisten und dann einen reichen Engländer zu finden, der ihm für solches Blatt zweihundert Pfund gäbe, was wäre das für ein vortheilhaftes Geschäft! Zweihundert Pfund, das sind zwölfhundert Thaler! Das wäre schon der Mühe werth. Natürlich dürfte Niemand erfahren, daß er der Verkäufer wäre, denn das würde sich nicht schicken, auch seinem Freunde, dem Grafen, nicht recht sein, allein für ein Geschäftchen unter der Hand wäre ein solcher Zuschuß nicht übel.

Kaum war dieser traurige Gedanke ihm in den Kopf gestiegen – ein Gedanke, der, so wenig er seinem Stande und seinem Stolze entsprach, doch vielleicht von der Vorsehung ihm eingehaucht war, um die Enthüllung eines Verbrechens und die Entlarvung eines Verbrechers zu erwirken, die er selber weder vermuthen noch erwarten konnte – so begab er sich auch schon an die Ausführung desselben. Der Abend vor der Abreise des Grafen ward zur Einfädelung seines Planes festgesetzt. Er befand sich glücklicher Weise mit dem Grafen allein. Dieser besprach nach Tische, während sie noch bei einem Glase vaterländischen Weines saßen, verschiedene Geschäfte, legte offen mehrere seiner Speculationen dem horchenden Baron dar und zeichnete ihm schon im Voraus den Verlauf auf, den dieselben nach seiner Berechnung nehmen würden. Alfred stimmte in Allem bei, trank dem Freunde wacker zu und kam endlich mit seiner Bitte zum

Vorschein, ihm jene Zeichnung zur Erinnerung an ihre Freundschaft zu schenken.

»Zur Erinnerung?« fragte der Graf trocken. »Du verlässest mich ja noch nicht. Wir leben noch lange mitsammen, wie ich hoffe. Sage mir offen, was Du mit der Zeichnung beginnen willst, und vielleicht gebe ich Dir nicht eine, sondern mehrere, denn ich habe eine ganze Sammlung davon.«

Alfred spitzte die Ohren. Diese Sammlung schien ihm schon eine ganze Sammlung von zwölfhundert Thalern zu sein.

»Nun, wenn Du es wissen willst,« sagte er, »ich beabsichtige, die eine wenigstens meinem Vater zu schenken. Ich habe ihm von Dir geschrieben und ihm unsere Freundschaft gemeldet. Damit er nun sieht, welch ein vortrefflicher Künstler Du bist, will ich ihm zum Beweise davon jenes Bild schicken.«

Jetzt spitzte der Graf die Ohren. Er hatte sogleich einen kleinen Plan zusammengesetzt. »Gut,« sagte er, »wenn das Deine Absicht ist, so will ich Dir sogar noch ein werthvolleres Blatt geben. Jedoch knüpfe ich eine Bedingung daran.«

»Sie ist schon zugestanden, sprich.«

»Suche doch Deinen Vater zu bewegen, Dir einen Theil Deiner Erbschaft schon vor dem August auszuzahlen. Ich habe einige bedeutende Geschäfte vor, zu deren glücklicher Vollführung große Summen gehören. Je höher Du Dich dabei betheiligst, um so höher beläuft sich Dein Gewinn.«

»Wenn es weiter nichts ist, *die* Sache ist schon eingeleitet, auch will ich mir alle Mühe geben, sie in's Werk zu setzen. Er hat gewiß schon das Geld in Händen, wie er immer große Summen vorräthig hat, und es wird ihm ziemlich gleichgültig sein, ob er die Erbschaft einige Tage früher oder später auszahlt.«

»Welche Thorheit von einem so reichen Manne, große Summen todt liegen zu lassen. Was könnte damit gemacht werden!« flüsterte der Graf, als ob er zu sich selbst spräche.

»Ja freilich, aber er hat darüber seine eigenen krähwinklerischen Gedanken. Er ist ein Edelmann aus der alten Schule, und der Aufschwung der neueren Industrie, das Geld auf den rechten Markt zu bringen, ist ihm so gut wie ein böhmisches Dorf.«

»Hat er denn die Gelder nicht bei seinem Bankier stehen?« fragte der Graf nachlässig.

»Gott bewahre, sie liegen in der Regel in seinem Schranke in seinem Wohnzimmer.«

»Ha!« sagte der Graf, reckte seinen Kopf in die Höhe und lüftete sich die Halsbinde. »Das nenne ich Thorheit! Er wird doch wenigstens einen eisernen Geldschrank halten.«

»Nein, so viel ich weiß, hat er den auch nicht einmal – ich will mich aber danach umsehen, wenn ich hinkomme.«

»Ja, thue das und gieb ihm eine gute Lehre, wie man mit so vielem Gelde vernünftig umgeht.«

»Das würde nicht viel fruchten; mein Vater ist kein Mann, der von seinen Kindern weise Lehren annimmt, er geht in allen Dingen seinen eigenen Gang!«

»Da hat er Euch Brüdern wohl auch nicht viel weise Lehren mit auf den Weg gegeben?«

»Nun, zum Ueberfluß gerade nicht. Wenn wir nur nicht vergessen, daß wir Brandaus sind, so fragt er nicht viel nach unserm Thun. Seine Familienehre nur geht ihm über Alles.«

»So!« – Und der Graf Zaretta strich sich mit der Hand über die düstere Stirn, als sei er schon wieder einem neuen Geschäfte auf der Spur. »Ich will Dir die Zeichnung geben,« sagte er nach einer Weile, »unter der Bedingung natürlich, die Du so eben eingegangen bist.«

»Du hast mir *einige* aus Deiner Sammlung versprochen –«

»Auch das. Aber halt – noch Eins! Sage meinem Kammerdiener nichts davon,« setzte er leise hinzu. »Der einfältige Mensch hängt mit einer wahren Leidenschaft an diesen Zeichnungen. Sein Vater war Kupferstecher – Du verstehst –«

»Das sollte mir einfallen! Was geht mich Dein Kammerdiener an! Der Kerl gefällt mir überhaupt nicht; er ist grob gegen Dich und mich und nimmt sich viel zu viel heraus. Wenn er mir gehörte, jagte ich ihn noch heute davon.«

»Sachte, sachte, mein Freund. Das geht so rasch nicht. Ich kenne ihn seit seiner Jugend; er ist treu wie Gold

und mein kundigster Spion. Auf ihn kann ich mich in allen Stücken verlassen. So brauchbare Leute findet man nicht alle Tage. Wart' – ich will Dir sogleich einige von den Zeichnungen holen, er ist gerade nicht da, er besucht heute Abend, glaube ich, das Theater.«

»Wie? Und das duldest Du?«

»Dulden? Du scherzest. Ich nöthige ihn sogar dazu. Solchen Dienern muß man bisweilen ein Vergnügen gewähren, denn sie haben schweren Dienst. Sie müssen Tag und Nacht zu unserm Befehle stehen.«

Mit diesen Worten stand er auf, ging in sein Cabinet und holte, ohne Licht dabei zu bedürfen, ein halbes Dutzend ähnlicher kostbarer Federzeichnungen heraus, wie die, deren wir kürzlich Erwähnung gethan. »Da,« sagte er zu dem erstaunten Freunde, »nimm sie und schenke sie Deinem Vater. Grüße ihn von mir und vergiß die guten Lehren wegen der Gelder nicht. Jetzt aber laß mich allein, ich habe noch einige Briefe zu schreiben, da ich morgen mit dem Frühesten fort will.«

Der Graf war mit seinem Kammerdiener abgereist und Alfred von Brandau hatte freien Spielraum, seinen Gelüsten in Bezug auf die kostbaren Zeichnungen nachzugehen. Am Mittag des nächsten Tages rollte er behutsam eine derselben, die, auf chinesischem Papier sauber ausgeführt, eine italienische Landschaft darstellte, zusammen

und begab sich in eine Kunsthandlung, von der er wußte, daß sie der Sammelplatz aller Kunstfreunde der Residenz und die Niederlage aller möglichen künstlerischen Erzeugnisse war. Zufällig kannte ihn der Besitzer dieser Handlung, der ein großer Kenner aller in sein Fach einschlagenden Darstellungen war, aber Alfred hatte davon keine Ahnung, da er selbst diesen Mann zum ersten Male in seinem Leben zu sehen vermeinte.

Der Baron trat in die neben dem eigentlichen Laden befindlichen Gemächer, betrachtete einige Oelgemälde, für die er keine besondere Liebhaberei hatte, und fragte dann mit einiger Hast, ob der Herr auch kostbare Federzeichnungen besitze?

»Nur zwei oder drei Stücke,« erwiderte der Kaufmann höflich, »denn dergleichen sind selten. Nur wenige Leute kaufen sie, da sie nur für Kenner Werth haben.«

»Zeigen Sie sie mir.«

Der Händler führte den jungen Edelmann vor einen Glasschrank, öffnete ihn und nahm eine Zeichnung heraus, die gut war, aber nicht den halben Werth von derjenigen hatte, die der Baron in der Hand trug, was er sogar selbst auf den ersten Blick erkannte.

»Das ist nichts Bedeutendes,« sagte er mit erheuchelter Kennermiene.

»Um Entschuldigung mein Herr, sie ist vortrefflich.«

»Bah! Ich habe etwas Besseres.«

»Da bin ich neugierig.«

»Hier, sehen Sie da!«

Der Kaufmann entrollte mit Vorsicht das hingereichte Blatt und warf nur einen Blick darauf, als er zurückfuhr und entzückt sagte: »Sie haben Recht, das ist ein Kunstwerk. Es ist italienische Arbeit. Die ist die seltenste von allen.«

»Gewiß ist sie es. Wie hoch taxiren Sie das?«

Der Kaufmann schwieg, aber er überlegte. Hin und her drehte er seinen fleischigen Kopf in der steifen Halscravatte und rechnete, indem er mit wahren Luchsaugen wohl zehnmal über die Zeichnung fuhr.

»Das kann ich Ihnen für den Augenblick nicht sagen,« hüstelte er. »Ich muß erst mit einigen Kunstfreunden darüber Rücksprache nehmen. Jedenfalls ist der Werth nicht unbedeutend. Es hat sie ein wahrer Künstler gemacht.«

»Das ist er freilich,« sagte der Baron hochmüthig.

»Also Sie wissen seinen Namen?«

»Gewiß weiß ich ihn.«

»Wenn der Name bekannt ist, so verdoppelt sich der Werth des Stückes.«

Alfred schwankte, ob er den Namen des Künstlers nennen sollte. Endlich beschloß er, ihn zu verschweigen. »Ich werde ihn nicht nennen,« sagte er bedächtig, »da mit diesem Bilde ein gewisses Familiengeheimniß verknüpft ist.«

»Ich bin es zufrieden. Wollen Sie mir diese Zeichnung hier lassen? In einigen Tagen werde ich Ihnen sagen können, was sie werth ist, falls Sie sie zu verkaufen gedenken.«

»So behalten Sie sie zu dem Zwecke. Ja, ich will sie verkaufen. – Kennen Sie mich etwa?«

»Von Ansehen – ja! Aber den Namen habe ich kaum die Ehre zu wissen. Doch ja – Sie sind der Herr Baron von Brandau, wenn ich nicht irre.«

»Also Sie kennen mich. Ja, ich bin der Baron Brandau.«

»Aber Ihre Wohnung?«

»Ich wohne bei dem Grafen Zaretta in der . . . straße.«

»Ah!« sagte der Kaufmann, dem ein Licht aufzugeben schien über das Familiengeheimniß der Zeichnung. »Und Sie haben noch mehr davon?«

»Noch drei oder vier Blätter. Aber ich bitte Sie darum, meinen Namen geheim zu halten, ich mag es nicht wissen lassen, daß ich –«

»Sie brauchen mir kein Wort weiter zu sagen, Herr Baron. Ich verstehe. Dergleichen kommt bei mir oft vor.«

–

Am nächsten Tage um dieselbe Zeit erschien der Baron Brandau abermals, diesmal aber mit vier Federzeichnungen. Eine einzige hatte er zurückbehalten, die er bei Gelegenheit seinem Vater geben wollte, was er indessen in der Fluth der Ereignisse, die über ihn hereinbrach, vergaß.

Der Kunsthändler begrüßte ihn sehr ehrerbietig. »Ihre Zeichnung, mein Herr Baron, hat noch einen größeren Werth, als ich dachte,« sagte er. »Ich habe sie einigen Kennern gezeigt und sie sind alle davon entzückt. Darf ich sie verkaufen?«

»Ich verkaufe sie nur alle auf einmal. Hier sind noch einige.«

Der Kaufmann entrollte sie hastig nach einander und war über jede von Neuem entzückt. Er fand sie alle gleich vortrefflich. Plötzlich blieb sein Blick auf einem der Blätter haften. Er hatte darunter ein eigenthümlich geschnörkeltes Z. bemerkt, was der Graf selber übersehen, da er sie in der Geschwindigkeit und noch dazu am Abend für seinen Freund auserlesen hatte. Es war eins von jenen Blättern, welche er in früherer Zeit zum Andenken für einen Freund angefertigt hatte, der ihm aber zu schnell abgereist war, um das Zeichen der Erinnerung mitnehmen zu können. Der Kaufmann verhehlte jedoch seine Entdeckung. Er versprach die Stücke einzeln oder im Ganzen so vortheilhaft wie möglich zu verkaufen; der Baron dagegen verhiess bei Gelegenheit wiederzukommen und entfernte sich, im Innern über seine Erfindungsgabe, auf leichte Weise Geld zu verdienen, frohlockend.

VIERTES KAPITEL. DIE ERSTEN VERLUSTE.

Die kurze Freude über diese so schnelle Verwirklichung seiner brennendsten Wünsche, Geld und immer wieder Geld zu erhalten, um, indem er sein Vermögen dadurch vermehrte, zugleich seine Habsucht zu befriedigen und sich die Aussicht auf einen erhöhten Lebensgenuss zu verschaffen, war auch beinahe einer der letzten Triumphe, der dem Sohn des alten Barons auf Holzen-dorf in seinem gemeinschaftlichen Leben mit dem Grafen Zaretta zu Theil werden sollte. Vier Tage hatte er Zeit, sich über sein Geschick, auch einmal auf eigene Hand

kaufmännische Geschäfte zu betreiben, glücklich zu preisen, da brach das Unheil, leise und langsam mit seinem schwarzen Fittig rauschend, allmählig über seinem Kopfe zusammen. Vier Tage war Graf Zaretta mit seinem Kammerdiener auf Reisen gewesen, da traf er eines Abends unerwartet in seinem glänzenden Hause wieder ein. Der Baron, der ihn freudig und theilnehmend empfing, wunderte sich über sein düsteres Aussehen; er glaubte in der That, dem Grafen sei irgend ein Geschäft mißglückt, denn er kannte noch nicht die vielgeübte Verschmitztheit desselben, sein Gesicht stets eine nach seinen Bedürfnissen rasch gewandelte Maske sein zu lassen, um Andere nach Belieben zu seinem eigenen Vortheil um so leichter täuschen zu können. Mit mürrischer Miene und kalten Geberden, die seine, wenn er wollte, so feinen aristokratischen Manieren mit einer auffallend gemeineren Farbe übertünchte, trat er die Treppe herauf und begab sich sogleich in Alfred's Zimmer. Dieser glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als er einen gänzlich umgewandelten Menschen vor sich sah.

Aber nicht allein der Graf, auch der Kammerdiener gab sich das Ansehen eines Maulenden. Kaum begrüßte er den Baron, als dieser ihm in den Weg trat, und selbst dann that er es mit einer gewissen verächtlichen Miene, die Alfred schon oft an ihm bemerkt und die zu strafen er sich längst vorgenommen hatte, sobald sich die Gelegenheit dazu bieten würde. Von dem Diener daher für den Augenblick Abstand nehmend, wandte er sich an dessen Herrn.

»Was hast Du, Zaretta?« redete er ihn an. »Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?«

»Ja, ja!« war die mit barschem Tone gesprochene Antwort. »Frage mich nicht, Du wirst es noch zeitig genug erfahren.«

»Ist Deine Speculationsreise nicht günstig abgelaufen?«

»Das nicht, aber in meiner Abwesenheit haben sich genug unangenehme Dinge zugetragen.«

Alfred erblaßte. Sein Gewissen schlug ihm. Sollte der Graf seinen Handel mit den Federzeichnungen meinen? Er mußte Gewißheit darüber haben.

»Wie hast Du das so schnell erfahren können,« fragte er, »da Du eben erst angekommen bist?«

»Bah! Weißt Du nicht, daß ich mit dem Winde im Bunde stehe, der es mir flüsternd oder brausend zuträgt, was sich ereignet? Weißt Du nicht, daß ich Männer genug im Solde habe, die mir, wo sie mich sehen, durch ein Zeichen zu verstehen geben, was mir bevorsteht, Freude oder Sorge?«

»Da bist Du besser bedient als viele Andere.«

»O ja. Aber höre zunächst, was ich Dir sagen muß. Nimm es nicht übel, aber es läßt sich nicht ändern. Du mußt mir meine Federzeichnungen wiedergeben.«

Der Baron prallte zurück, als ob er eine Ohrfeige bekommen hätte. Also hatte sein Gewissen doch wahr gesprochen. »Wie?« sagte er, »fordert man Geschenke zurück, die man einem Freunde in guter Stunde gemacht hat.«

»Unter Umständen – ja! Ich habe mich anders besonnen. Sie können Dir nichts nützen, mir fehlen sie aber in meiner Sammlung. Gieb sie her.«

»Aber wenn ich sie nun nicht mehr hätte?«

Der Graf fixirte ihn scharf, als schien ihm sein theurer Freund mit dieser Frage aus den Wolken zu fallen. Aber sein Gesicht entfärbte sich dabei und seine Augen nahmen einen düsteren, beinahe rothglimmenden Schein an. »Solltest Du sie schon Deinem Vater gesandt und die Auszahlung der Erbschaft erhalten haben, die ich als einzige Bedingung für das Geschenk gestellt?«

»Nein, ich habe sie ihm noch nicht gesandt.«

»Wo sind sie denn?«

»Ich habe sie einem Freunde gegeben, der sie bewundert und vielleicht Gelegenheit findet, sie theuer zu verkaufen.«

Der Graf lächelte bitter. Er durchschaute augenblicklich den Zusammenhang der ihm absichtlich verborgenen Thatsache, was um so leichter war, da er die Triebfeder der Handlungsweise seines Freundes, die Habsucht, kannte, überdies genauer von dem Verbleib der Zeichnungen unterrichtet war, als Alfred annehmen konnte. »Wer ist dieser Freund?« fragte er kalt.

»Das laß mein Geheimniß bleiben,« entgegnete der Baron, die Augen niederschlagend, denn des Grafen düstere Blicke wurden ihm lästig.

»Geheimniß?« fragte er. »Also Du hast Geheimnisse vor mir? Das wußte ich nicht. Wenn ich nun welche vor Dir haben wollte, was würdest Du dann von mir sagen?«

Jetzt lächelte der Baron bitter; er glaubte ein Stück eines Sieges vor sich zu sehen und doch war es nur der Anfang zu seiner vollkommenen Niederlage.

»Was ich von Dir sagen würde?« fragte er dagegen. »Nichts würde ich sagen, denn ich bin es längst gewohnt, daß Du welche von mir hast. Ich brauche nur einen Blick auf diese Thür und das Zimmer dahinter zu richten, so habe ich der Geheimnisse genug, die Du vor mir verbirgst.«

Der Graf verstand den Wink des Wortes und der Hand, der auf sein geheimes Cabinet deutete, sehr wohl. Da er wußte, daß ihm aus jenem Zimmer nichts von Bedeutung entwandt oder erspäht sein konnte, weil er auch diesmal auf seiner kleinen Reise, wie er jedesmal that, alle seine wichtigsten Papiere und Besitzthümer in einem großen Koffer mitgenommen hatte, so konnte sein Zorn, der sich jetzt in seinem ganzen Wesen zeigte, nicht auf dem Verdachte, bestohlen zu sein, beruhen, vielmehr ärgerte er sich nur, weil er dadurch klar erfuhr, daß ihn der Baron noch immer beargwöhnte. »Es ist gut,« sagte er, »komm und folge mir in jenes Zimmer. Ich will Dir zeigen, wonach Du so lüstern bist.«

Bei diesen Worten zog er rasch den Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thür und leuchtete mit einer von den Kerzen, die auf dem Tische standen, hinein. Aber Alfred trat unwillig zurück, so daß er keinen Blick in das geöffnete Zimmer werfen konnte.

»Ich danke Dir für Dein mir auf diese Art bewiesenes Vertrauen,« sagte er mit edlem Anstande, »aber ich bin

durchaus nicht neugierig, Deine Geheimnisse kennen zu lernen.«

Der Graf schloß das Zimmer wieder und antwortete etwas rasch, denn das hingeworfene Wort schien ihm ein guter Ring zur längeren Kette: »Ich bin auch auf die Deinigen nicht neugierig, Alfred, aber ernstlich gesprochen, die Zeichnungen muß ich wieder haben. Hole sie also heute noch oder morgen in aller Frühe von Deinem Freunde ab und händige sie mir ein. Dann soll das Unangenehme zwischen uns vergessen sein und wir wollen uns wieder wie sonst unserm gewöhnlichen angenehmen Leben hingeben.«

Der Baron versprach es und sie speisten diesen Abend zusammen in einem der ersten Gasthöfe der Stadt, da die Köchin des Grafen nicht auf die schnelle Rückkehr ihres Herrn vorbereitet war. –

Baron Alfred von Brandau stand, wie wir wissen, jeden Morgen gegen elf Uhr auf, denn er hatte ja nichts zu thun, als den Tag auf die mindest langweilige Weise verstreichen zu lassen. Diesen Morgen aber war er schon um sieben Uhr angekleidet, und als er von seinem Diener vernommen, daß der Graf mit Starozza in seinem Arbeitscabinet sei, ging er leise die Treppe hinunter, schlüpfte aus dem Hause, lief die Straße hinab, trat bei einem Conditor ein, wo er hastig eine Tasse Kaffee trank, und begab sich dann rasch nach der Stadtgegend, in welcher der Kunsthändler wohnte, dem er die Zeichnungen übergeben, die er so voreilig für sein Eigenthum gehalten hatte.

Wenn er aber der Meinung war, diesen Morgenspaziergang unbemerkt unternommen zu haben, so war er in einer argen Täuschung befangen, denn sowohl dieser, wie jeder seiner früheren Ausgänge wurde von einem vom Kammerdiener des Grafen gedungenen Aufpasser auf jedem Schritte verfolgt. Dieser wartete, bis er die Conditorei verließ und blieb auch dann noch einige Augenblicke vor dem Kunstladen stehen, die schönen Stiche betrachtend, die an seinem Schaufenster hingen. Fünf Minuten aber, nachdem der Baron wieder nach Hause gekommen war, wußte auch Starozza, was er wissen wollte, und ein einziges Wort genügte, seinen Herrn von seiner neusten Erfahrung in Kenntniß zu setzen.

Alfred von Brandau trat also bei dem Kunsthändler ein. Der Herr befand sich selber noch nicht im Geschäft. Der Baron forderte daher den anwesenden Commis auf, ihm seine dem Herrn ... überlieferten Federzeichnungen auszuhändigen, da er beabsichtige, sie anderwärts zu verkaufen.

»Ach, die schönen Federzeichnungen!« sagte der Commis, noch gähnend, denn er war eben erst aus seiner Schlafkammer in den Laden getreten. »Ja – ich glaube, ich glaube – aber ich weiß es freilich nicht bestimmt, die sind gestern Abend spät verkauft.«

Alfred wußte nicht, ob er erfreut oder betrübt über diesen schnellen Verkauf sein sollte, daher machte er ein verwundertes Gesicht und schien die einfache Aeußerung des Commis nicht begreifen zu können.

»Soll ich vielleicht den Herrn selber benachrichtigen?«

»Ja, thun Sie das, aber rasch.«

Während der Commis einen Diener in das obere Stockwerk sandte, wo sein Herr wohnte, und dieser sich zum Erscheinen im Laden ankleidete, ging der Baron in letzterem unruhig auf und nieder. Endlich erschien der Erwartete. Sobald er des Barons ansichtig wurde, rief er freudig:

»Ah, mein Herr Baron, unser Geschäft wäre glücklich gemacht!«

»Wie, es ist gemacht? Ich wollte aber, es wäre nicht gemacht. Ich stand eben im Begriff, Sie zu bitten, mir meine Zeichnungen wiederzugeben.«

Der Kaufmann ließ ein sehr verblüfftes Gesicht sehen »Das bedauere ich sehr,« sagte er langsam und mit der Miene eines Delinquenten, »das ist nicht mehr möglich. Ihr Auftrag lautete zu bestimmt auf den Verkauf «

»Aber wer hat sie gekauft?« fragte der Baron unruhig.

»Auch damit kann ich nicht dienen. Gestern Morgen kam ein Herr hierher, den ich nicht kannte, auch noch nie gesehen habe, und suchte sich eins von den Blättern aus.«

»Nur Eins? Wo blieben die anderen?«

»Die holte noch gestern Abend spät ebenfalls ein Unbekannter, der geradezu fragte, ob mir nicht gute Federzeichnungen zum Verkaufe angeboten seien?«

Der Baron stand wie gelähmt vor dem Kaufmann, der dies Alles mit unglaublicher Ruhe vorbrachte. »Wie war

denn dies Letztere möglich?« dachte er. »Ach ja, so konnte es sein. Der erste Käufer vom Morgen hatte wahrscheinlich einem zweiten Liebhaber oder Kenner seinen Kauf und zugleich die Quelle, wo noch andere Zeichnungen zu finden, mitgetheilt. Der wollte sich dieselben nun nicht entgehen lassen, und so kaufte er sie noch schnell am Abend.« Dies bedenkend, vergaß der Baron sogar nach dem erhaltenen Preise zu fragen. Erst der Händler erinnerte ihn daran, indem er bescheiden fragte:

»Sie werden wahrscheinlich wissen wollen, wie theuer sie verkauft sind?«

»Ja – das möchte ich wohl wissen!« rief Alfred, aus seinen Träumen erwachend.«

»Der Herr gestern Morgen hat mit mir arg gehandelt,« sagte er, »ich habe nur zwanzig Louisd'or dafür erhalten.«

»Zwanzig Louisd'or!« rief beinahe erschrocken der Baron.

Der Kaufmann zuckte die Achseln. »Das scheint mir ein hoher Preis zu sein.«

»Ich bitte Sie, das eine war wenigstens zweihundert Pfund Sterling werth.«

»Ja, freilich, mein Herr, für den Liebhaber, den Sammler, vielleicht eine fürstliche Person oder einen englischen Lord – aber bei uns zahlt man so viel nicht.«

»Aber die anderen?« fragte der Baron, in seinen Erwartungen bedeutend herabgestimmt.

»Ja, das war merkwürdig. Der Herr am Abend schien es sehr eilig zu haben; er fürchtete offenbar, daß ihm

ein Anderer zuvorkäme. Er zahlte ohne Handel dreißig Louisd'or für das Stück.«

»Das macht also im Ganzen?« fragte Alfred, etwas aufgeheitert.

»Das macht hundertundvierzig Louisd'or. – Und hier sind sie.«

Der Kunsthändler trat an einen eisernen Geldschrank, öffnete ihn und zählte die klingenden Goldstücke auf einen Marmortisch. »Eine ganz hübsche Summe für fünf Blätter Papier!« dachte der habsüchtige Baron. »Schade, daß ich nicht die ganze Mappe des Grafen zu verkaufen habe.«

Der Händler war mit dem Aufzählen des Goldes fertig. Der Baron zählte vorsichtig nach, strich dann das Geld zusammen und steckte es in die Tasche.

Der Händler sah ihn groß an. Schon verbeugte sich der Baron, um sich schleunigst zu entfernen.

»Ja, aber – Sie entschuldigen, Herr Baron,« sagte jener, einen Schritt näher tretend – »Sie haben die ganze Summe eingesteckt –«

»Nun ja, freilich, warum denn nicht?«

»Ich habe ja noch nicht meine Gebühren für den Verkauf erhalten.«

»Gebühren? Ach so! Ich dachte, Sie hätten schon vorweg Ihren Gewinnst in Sicherheit gebracht,« sagte der Baron grob und nahm innerhalb der Tasche mit zwei Fingern wieder ein Goldstück auf. »Wie hoch belaufen sich Ihre Gebühren?«

»Zehn Louisd'or, Herr Baron!«

»Was! Sie scherzen! Das ist ja ein halbes Bild –«

»Eine halbe Federzeichnung wenigstens. Aber das ist meine Taxe.«

Baron Alfred von Brandau, der sich geschämt hätte, wenn ihn in diesem Augenblick sein alter braver Vater, der tadellose Edelmann, gesehen, schämte sich vor dem Kaufmann, den er für weiter Nichts als einen gemeinen Krämer hielt, nicht im Geringsten. Er nahm langsam zehn Goldstücke, warf sie auf den Tisch und eilte aus dem Laden, ohne ein Wort zu sagen, nur ein unverständliches Brummen von sich gebend. Der Händler aber lächelte auf eine gewisse feine Art hinter ihm her und strich seine Gebühren ein. Ohne Zweifel hatte er ein besseres Geschäft als der Herr Baron selber gemacht.

Als Alfred nach Hause kam, etwas langsamer zurückkehrend, als er fortgegangen war, denn er hatte wohl zu überlegen, wie er seinem Freunde gegenüber den Verlust der so eifrig zurückbegehrten Zeichnungen entschuldigen sollte – als er, sagen wir, nach Hause kam und über den gemeinschaftlichen Flur hinter der verschlossenen Treppenthür nach seinem Zimmer ging, begegnete ihm der Kammerdiener seines Freundes. Dieser hatte den hochmüthigen Baron, der ihn wie einen gemeinen Lakaien behandelte, niemals leiden können, seit einiger Zeit aber hatte er offenbar einen grimmigen und leise im Stillen fortwuchernden Haß auf ihn geworfen. Auch heute verkniff er seinen Groll nicht im Geringsten, sondern schleuderte ihm einen Seitenblick zu, der den Baron auf

etwas Ernstlicheres hätte aufmerksam machen müssen, wenn er ihn bemerkt oder richtig gewürdigt hätte.

»Ist der Herr Graf noch im Arbeitscabinet?« fragte der Baron den Diener mit dem steifen und kalten Tone, in welchem er seine Untergebenen gewöhnlich anzureden pflegte.

»Ja!« grollte der Kammerdiener und wollte an dem Baron vorbei in irgend ein Zimmer seines Herrn schlüpfen.

Der Baron befand sich in Aufregung, nicht über den Diener, sondern über etwas Anderes, jener gab ihm nur Gelegenheit, diese Aufregung von Neuem zu fühlen und auszulassen, und bei seinem heftigen Temperament steigerte sich sein Zorn immer durch sich selbst am höchsten. »Seit wann stehst Du nicht mehr still, wenn ich mit Dir zu reden habe?« fuhr er ihn grob und heftig an.

Der Kammerdiener blieb wie verblüfft auf seinem Wege stehen, schaute sich nach dem Baron verwundert um und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, auf eine so unverschämte und kecke Art, daß diese Bedientenmanier, die an und für sich eine Beleidigung war, selbst ohne Worte dem stolzen Edelmann tief in's Herz schneiden mußte. Aber eben, als er sich emporrichtete, um mit aller seiner Heftigkeit den Kammerdiener niederzudonnern, öffnete dieser seinen großen und in der That sehr gemeinen Mund und sagte mit schneidendem Hohne in jedem Zuge seines Gesichts:

»Seit wann belieben Sie mich denn zu dutzen? Glauben Sie, daß ich, weil Sie meinen Herrn so familiär behandeln, Ihnen dieselbe Vertraulichkeit gestatte? Ich verbitte mir das sogar von Ihnen für jetzt und künftig.«

Der Baron fuhr wie von einer Schlange gestochen zurück, blickte sich rings um, als suche er einen Stock oder irgend einen anderen Gegenstand, den er ergreifen und damit auf den Unverschämten losstürzen könnte. Aber er fand nichts in seiner Nähe und, wenn er es auch gefunden, der geschmeidige Dalmatier hätte ihm nicht die Zeit dazu gelassen, es zu gebrauchen, denn er verschwand wie ein Aal im Zimmer seines Herrn, um diesem ohne Zweifel die widerfahrene Beleidigung zuerst zu hinterbringen. Der Baron betrat wuthschnaubend sein Zimmer. Dergleichen mußte arg geahndet werden und durfte nicht wieder vorkommen. Er wollte seinem Freunde eine Rede halten, die dieser nicht unbenutzt der Vergessenheit übergeben wurde. Allein der Graf ließ ihm hinreichend Zeit, seinen Grimm zu verkochen, er kam noch lange nicht, und als er endlich kam, hatte er eine Miene angenommen, die den Baron schnell seinen Vorsatz vergessen ließ.

Der Graf sah mehr betrübt und niedergeschlagen als zornig aus. Sein Blick, seine Miene, seine ganze Haltung hatte etwas Geknicktes, als würde er von einem tiefen Seelenleiden geplagt. So hatte Alfred seinen Freund noch nie gesehen. »Wie, mein Freund,« empfing er den Grafen, der eben jetzt eine seiner Matadorenrollen spielte, auf seinem Zimmer hat Dich der Mensch so tief verwundet?«

»Welcher Mensch?« fragte der Graf, ohne die Augen aufzuschlagen.

»Dein Kammerdiener, der mich tödtlich beleidigt hat.«

»Ach, laß doch diese Zänkereien mit Bedienten und dergleichen, wir haben wichtigere Dinge vor uns, mein Freund. – Wo sind die Federzeichnungen?«

Letztere, schon mit nachdrücklicherer Stimme gesprochene Frage schnitt dem Gefragten wie ein Dolchstoß durchs Herz – so etwas Eisiges, Bestimmtes, Herrisches lag in den kurzen Worten.

»Hier ist eins,« sagte er langsam und nahm das für seinen Vater zurückbehaltene Blatt aus einem Fache. »Die anderen sind nicht mehr in meinem Besitz.«

»Kannst Du sie denn nicht wiedererlangen?«

»Nein, sie sind von dem Tölpel, dem ich sie zur Ansicht gegeben, in Folge eines Mißverständnisses an Unbekannte verkauft und hier ist das Geld dafür – es ist natürlich Dein!«

»Mensch!« wollte der Graf mit kaum unterdrückter Wuth ausrufen, aber er mäßigte sich mit Gewalt und sagte: »Brandau! Wie kannst Du mich so betrügen?«

»Betrügen?« fuhr der Baron auf und sein Gesicht wurde kirschroth.

Der Graf sah ein Ungewitter vorher, das abgeleitet werden mußte. Für so empfindlich hatte er den Baron nicht gehalten. Er nahm sich zusammen, wurde aber sehr blaß dabei. »Versteh' mich recht,« erläuterte er mit sanftem

Stimme, »es war Unrecht, mich nicht Theilnehmer Deines Geschäfte sein zu lassen, wie Du Theilnehmer des meinigen bist.«

»Theilnehmer bist Du nicht an diesem Geschäfte,« sagte Alfred noch immer etwas in Hitze, »ich habe es ganz allein für Dich gemacht – für mich verzichte ich darauf. Künftig aber verbitte ich mir Worte, die meinen Stand und meine Ehre beleidigen.«

»Das war nicht meine Absicht,« sagte der Graf, matt lächelnd und nahm plötzlich wieder die schmerz erfüllte Miene an, mit der er vorher bei seinem Freunde eingetreten war. »Aber wieviel Geld hast Du denn da?«

»Du hast mir sechs Zeichnungen gegeben. Eine davon liegt hier. Fünf sind also verkauft. Eine für zwanzig, vier für dreißig Louisd'or. Das macht hundertundvierzig, da sind sie, nach Abzug der zehn Louisd'or für den Verkäufer.«

»Wieviel hat Dir denn dieser Verkäufer für die vier letzten gegeben?« fragte langsam und die Miene des Barons wie ein Spürhund belauernd der Graf.

»Ich sagte es Dir ja – dreißig für das Stück.«

Ueber das schon hinreichend düstere Gesicht des Grafen fuhr ein noch dunklerer Schatten. Er war in Zweifel, wer hier eigentlich der Betrüger sei, der Baron oder der Kaufmann, denn er wußte bestimmt, wieviel Louisd'or der letztere dem Fremden, der am Abend die vier Zeichnungen erstanden, dafür abgenommen hatte. »Aber es

thut nichts,« dachte er plötzlich. »Das kommt Alles auf *ei-*ne Rechnung. Einer wird Alles bezahlen – vorwärts! Spielen wir das Stück zu Ende. Er hat mich nicht mit seinem Betrüge verschont, schonen wir ihn nun auch nicht mehr, wie Starozza ganz richtig bemerkt.«

»Es ist gut,« sagte er laut und setzte sich gedankenvoll auf einen mit Sammt überzogenen Sessel. »Ach, Alfred, ich habe Dir ebenfalls eine unangenehme Nachricht mitzutheilen.«

»Ebenfalls unangenehm? War Dir denn die meinige so unangenehm?«

»Sehr, mein Freund, der Verlust dieser fünf Zeichnungen ist mir überaus schmerzlich. Um so mehr, da er mich zwingt, Dir einen anderen Verlust mitzutheilen, den ich Dir bisher aus einem gewissen Zartgefühl verborgen habe. Ja, sieh mich nicht so erstaunt an, es ist wahr, wir haben einige kleine Verluste erlitten.«

»Verluste!« rief Alfred mit stierem Auge, in dem sich sein unersättlicher Gelddurst unverkennbar malte. »Was und wobei haben wir denn verloren?«

»Geld haben wir verloren, an 10,000 Thaler; Dich trifft ein Drittel davon, mich sogar zwei Drittel.«

»Aber wobei, wobei?« rief Alfred mit zitternder Stimme.

»Ein nichtswürdiger Mensch hat mir ein kleines Gut abgekauft und mich betrogen. Kaum hatte er es, so verkaufte er es an einen Dritten, steckte die Gelder ein und ging auf und davon, denn er ist ein Bettler.«

»Bah! Giebt es denn keine Gesetze für solchen Betrug?« fuhr Alfred aufbrausend los.

»Gesetze!« sagte der Graf achselzuckend. »Wollen wir uns bei den Gesetzmachern beschweren, daß wir so wenig schlau gewesen sind, uns von einem Habenichts betrügen zu lassen? Unsere Schuld, mein Lieber, unsere Schuld, warum erkundigten wir uns nicht genauer!«

»Erkundigten *wir* uns – was soll das heißen? Ich habe mich ja gar nicht erkundigt – das war Deine Sache, wie Du mir lange und oft genug sagtest.«

»Allerdings meine; aber die meinige ist auch die Deine; wir speculiren gemeinschaftlich, theilen Gewinn und Verlust, und unsere gegenseitige Uebereinkunft darin beruht auf Vertrauen, reinem persönlichen Vertrauen.«

Der Baron riß die Augen weit auf und glotzte den Grafen an. Eine Art Vision ging an seinem inneren Auge vorüber, aber leider zu rasch, um von Wirkung zu sein. »Wenn Du nun Dein Vertrauen zu blindlings auf diesen Dalmatier gesetzt?« hatte ihm diese Vision zugeraunt. Aber der Graf, der etwas dergleichen auf seinem Gesicht lesen mochte, denn sein Auge hatte die Schärfe eines Habichts angenommen, womit er jede Miene des Barons belauerte, lächelte sogleich wieder etwas heiterer.

»Das thut uns jedoch nichts,« sagte er, »das thut uns gar nichts. Solche kleine Verluste kommen nicht gar selten vor. Wir wollen künftig vorsichtiger zu Werke gehen. Wir wollen dafür einen tüchtigen Zug thun, einen wahren Speculantenzug und gerade jetzt ist die Gelegenheit dazu. Ich kann in drei Wochen an der Börse an 20,000

Thaler verdienen, wenn ich von einem mir bekannten Engroshändler Getreide kaufe. Die Preise steigen in der Voraussicht der schlechten Erndte. Die Sache ist unzweifelhaft. So bringen wir den Verlust bald wieder doppelt ein. Aber dazu brauche ich Geld, baares Geld. Und Du, Du, mein Freund, mußt mir welches verschaffen.«

»Ich?« rief Alfred innerlich frohlockend, denn er hatte schon wieder neue Hoffnung auf größeren Gewinn gefaßt.

»Ja, Du. Du mußt Deinen Vater um Vorausbezahlung Deines mütterlichen Erbes ernstlich angehen. Er hat ja das Geld vorrätig, sagst Du, und noch viel mehr. Oder hörte ich neulich falsch, als Du mir erzähltest, Dein verschollener ältester Bruder sei in der That im Meere umgekommen und Du werdest auch *sein* Erbe werden?«

Alfred war plötzlich in eine ganz neue Bahn geworfen. Der schlaue Dalmatier hatte den Tiger in ihm zu fesseln verstanden. Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er: »Das könnte allerdings gelingen. Wann brauchst Du das Geld?«

»In zwei, spätestens drei Tagen. Ich muß baar zahlen, denn Getreidekäufe werden nur in Angesicht des Geldes geschlossen?«

»Davon verstehe ich nichts. Aber ich will zu meinem Vater. Du hast Recht.«

»Du *mußt* zu Deinem Vater. Es ist dies der einzige Weg. Und so rasch wie möglich.«

Alfred glühte vor Eifer. Noch an demselben Tage Mittags reiste er ab. Wir wissen, wie und wann er so unerwartet zu seinem Vater nach Holzendorf kam, und auch, wie glücklich seine Absicht erreicht wurde, wenn er sich auch in der Eisennatur des alten Barons verrechnet hatte, der die Erbschaft der Mutter erst an dem Tage an seine Söhne auszahlen wollte, an welchem sie fällig war.

FÜNFTES KAPITEL. IN UND NACH DER OPER.

Wie man sich denken kann, erwartete Graf Zaretta mit großer Spannung die Rückkehr des Barons von seiner kurzen Reise, und daß Alfred sich beeilte, sein so brutal errungenes Gut in Sicherheit zu bringen und dem Wolf in den Rachen zu jagen, ist eben so klar. Während seiner Abwesenheit hatte sein Freund wichtige Unterhandlungen mit seinem vertrauten Kammerdiener gepflogen, der, wir ahnen es schon lange, in viel vertrauerten Verhältnissen mit ihm stand, als es sogar den Anschein hatte. Starozza, die Beweggründe seines Herrn würdigend und seinen genialen Eingebungen zu folgen entschlossen, hatte gelobt, seinen gegen den Baron innerlich kochenden Grimm, der ihn wie einen untergeordneten Lakaien behandelte, nicht so auffallend blicken zu lassen wie bisher und dem Freunde seines Herrn eine unterwürfigere Miene zu zeigen. Daß es ihm mit diesem Gelöbniß Ernst war, davon überzeugte sich Alfred bei seinem ersten Schritt im Hause seines Freundes. Starozza empfing den Zurückkehrenden mit süßlicher Miene, die beinahe einen Schein

bebaglicher Zufriedenheit annahm, als er das glückverheißende Aussehen des jungen Barons gewahrte. Jedenfalls hatte dieser, wenn nicht die erwarteten oder beabsichtigten, doch gute Erfolge bei seinem Vater erzielt. Er sah heiter und zufriedengestellt aus.

»Ist der Graf zu Hause?« war sein erstes Wort an den unterthänig sich verneigenden Kammerdiener.

»Er wird sich freuen, Sie wiederzusehen, Herr Baron!« lautete die schmunzelnde Antwort, und Starozza öffnete höflich die Thür, die in die Gemächer seines Herrn führte.

Der Graf lag auf einem Sopha und las einige Zeitungen aufmerksam und sogar mit großer Spannung durch. Es war dies in letzter Zeit eine seiner hauptsächlichsten Beschäftigungen gewesen. Er hatte auf alle möglichen Tagesblätter abonnirt und diese wurden tagtäglich von einem besonders damit beauftragten Diener von der Post geholt. Auch Starozza theilte, beiläufig gesagt, die Leidenschaft seines Herrn, wie er viele seiner Neigungen theilte, und während dieser einen Theil der Blätter durchflog, spähte er selbst einen anderen derselben durch.

Also der Graf lag auf dem Sopha, las eine französische Zeitung und rauchte eine feine Havannah. Da trat der Baron freudestrahlend ein und begrüßte seinen Freund ungewöhnlich laut. Dieser warf die Zeitung sogleich bei Seite und musterte mit Kennerblick Gesicht und Benehmen des Rückkehrenden. Auch er hatte, wie sein Diener, bald wahrgenommen, daß der Baron Ueberbringer einer frohen Botschaft sei. Sein großes Interesse daran jedoch

meisterhaft verbergend, that er einige unbedeutende Fragen und fing dann plötzlich von der neuen Oper an zu reden, die diesen Abend zum ersten Male gegeben werden sollte. Es sei gewiß, fügte er bei, daß die . . . singe, denn es stände heute in der Zeitung.

»Nun, auf meine Ehre!« rief der Baron verwundert aus, mit solchen Albernheiten und Kleinigkeiten beschäftigst Du Dich heute? Hast Du nichts Wichtigeres zu denken?«

»Ich dünke, der Propbet wäre für uns lebenslustige Leute Wichtiges genug. Ich werde die Oper besuchen und Du hoffentlich auch.«

»Meinetwegen, ja, wenn es sein muß. Aber, wie, Du fragst nicht nach dem Erfolge meiner Reise?« setzte er hinzu, beinahe betrübt über die Gleichgültigkeit seines Freundes.

»Nein,« erwiderte der Graf mit großer Würde und augenblicklich sich entwickelndem Ernst. »Ich frage nicht; denn ich bin ein so vollkommener Menschenkenner und Geschäftsmann, daß ich Dir schon den Erfolg Deiner Reise an der Stimme angehört habe, als Du noch aus der Treppe warst.«

»Also Du vermuthest –?«

»Ich weiß, daß Du ein glückliches Resultat erzielt hast.«

»Ja, aber die Erbschaft wird nicht vor dem August ausgezahlt.«

Die Miene des Grafen verfinsterte sich, wie die strahlende Sonne sogar durch ein kleines Wölkchen getrübt

werden kann. Er sagte freilich nichts, aber sein Auge fragte deutlich genug: »Narr, worüber frohlockst Du denn?«

»Ich habe jedoch eine hübsche Summe geschenksweise von meinem Vater erhalten,« fuhr Alfred fort. »Er hatte gerade gestern 22,000 Thaler von der Eisenbahngesellschaft für Abtretung eines Stück Landes ausgezahlt erhalten, was ich schon unterwegs in der Nähe des Gutes erfuhr.«

Des Grafen Auge nahm wieder einen wahren Sonnenblick an, die kleine Wolke war vorübergezogen. »Du hast einen vortrefflichen Vater,« sagte er mit einem Tone, wie nur ein Prediger auf der Kanzel ihn haben kann.

»Ja – und hier ist das Geld, sieh – sind die Scheine gut?«

Der Graf nahm die auf den Tisch geworfenen Scheine auf, überflog sie mit prüfendem Auge und lächelte befriedigt. »Gewiß,« sagte er, »das ist königliches Papier.«

»Das meine ich auch.«

»Wollen wir gleich das bewußte Geschäft abschließen?«

»Sogleich? Ich denke, das geschieht an der Börse?«

»Allerdings, da ist es wenigstens contrahirt. Der Händler aber, mit dem ich wegen der Lieferungen abgeschlossen, wartet jeden Augenblick auf die Zahlung – das Geschäft könnte sonst in andere Hände übergehen.«

»Dann laß uns eilen.«

»Wie hoch gehst Du mit?«

»Erst muß ich doch wissen, wie hoch Du Dich selber beteiligt –«

»Das ist richtig. Ich zahle beim ersten Termine 10,000 Thaler. Ich brauche noch 5000.«

»5000!« sagte der Baron nachdenklich. »Gut – da sind sie. Gieb mir eine Bescheinigung darüber.«

Der Graf klingelte. Der Kammerdiener trat ein. Anstatt aber sein Auge auf seinen Herrn und dessen Begehren zu richten, funkelte es sogleich die wahrgenommenen Papiere an, blickte befriedigt und wandte sich dann erst fragend auf seinen Herrn.

»Gieb mir Stempelpapier, Starozza, Tinte und Feder!«

Der Kammerdiener, wie eine Katze über den Teppich gleitend, schloß die Thür des Arbeitscabinets auf, ging in dasselbe hinein und kam bald darauf mit dem Verlangten heraus, worauf er sich sogleich wieder entfernte. Der Graf nahm die Feder, tauchte sie in das vorgesezte Tintenfaß und schien sich zu besinnen, was er schreiben solle. Aber er besann sich nicht auf das Was, sondern allein auf das Wie. Endlich schrieb er mit seiner immer schönen Handschrift einige Reihen, welche besagten, daß Graf Zaretta von dem Baron Alfred von Brandau 5000 Thaler behufs des und des Geschäfts empfangen habe. Als er seinen Namen darunter gesetzt, reichte er Alfred das noch nasse Papier hin.

»Gut,« sagte dieser, die glänzenden Zeilen überfliegend, »das wäre abgemacht!«

»Willst Du das Papier zu den übrigen in meinen eisernen Schrank legen?« fragte gleichgültig der Graf.

»Das hat Zeit, nachher!« warf der Baron hin, während er sich eine von den vor ihm liegenden Cigarren anzündete. »Doch ja,« sagte er plötzlich. »wir wollen es thun. Sicherer ist besser.«

»Du hast auch noch andere Werthpapiere in Deinem Zimmer,« bemerkte der Graf. »Du solltest sie mir lieber alle geben – dort drinnen sind sie gegen Feuer und Diebstahl gesichert.«

»Ich habe jetzt keine Lust, auf mein Zimmer zu gehen – ich kann es nachher thun.«

Der Graf stand auf, nahm den Schein und das auf dem Tische liegende Geld, steckte letzteres in eine Briefftafel, die er stets in einer ledernen Tasche im Innern seiner Weste trug, und begab sich dann an seinen Geldschrank, wo er den Schein in ein besonderes, mit der Aufschrift: ›Alfred von Brandau's Eigenthum‹ bezeichnetes Fach legte. Dann ließ er sich zum Ausgehen ankleiden, forderte seinen Freund zum Mitgehen auf, und begab sich in eine ziemlich abgelegene Straße, wo der erwähnte Getreidehändler wohnen sollte. Hier ward er auf seine Frage an einen Mann gewiesen, der ihn in ein Gartenzimmer führte, wo man einen ältlichen Herrn fand, der behaglich eine Pfeife tauchte. Als er den Grafen mit seinem Begleiter eintreten sah, verbeugte er sich tief, stellte die Pfeife in eine Ecke und fragte, ob der gnädige Herr noch entschlossen sei, das verabredete Geschäft abzuschließen? Der Graf bejahte; der Fremde stellte ihm einen Schein aus und Jener zahlte 15,000 Thaler in großen Geldscheinen auf den Tisch, die er aus seiner Briefftasche zog.

»Wann können wir auf den Verkauf rechnen?« fragte der Graf mit Bedeutung.

»In vierzehn Tagen bis drei Wochen.«

»Und Sie halten fest an der Ueberzeugung, daß die Preise steigen?«

»Unbezweifelt, Herr Graf.«

»So empfehle ich mich Ihnen!« –

Der Graf ergriff Alfred's Arm, kehrte auf die Straße zurück und sagte wie zu sich selbst lächelnd: »Nun erst ist das Geschäft gemacht. Zehn Prozent wären unser!«

»Das macht für mich 500 Thaler. Eine verteufelt kleine Summe!«

»Du wagst auch nicht viel dabei.«

»Teufel! Sind 5000 Thaler nicht viel?«

»Ein wahres Sparbüchsengeld eines Knaben. Ich habe einen ganz anderen Coup vor.«

Der Baron horchte mit Spannung. »Was ist das für einer?« fragte er mit beinahe zitternder Stimme, denn seine Leidenschaft flammte bei diesen Worten lichterloh auf.

»Heute sprechen wir noch nicht davon; erst müssen die Getreidevorräthe, die ich auf Lager habe, verkauft sein. – Wollen wir zur Abwechslung im Café Royal speisen?«

»Ich bin es zufrieden.« –

Und sie speisten im Café Royal und blieben beim Champagner sitzen, bis es Zeit war, sich zur Oper anzukleiden. Sie mußten in einem Miethcabriolet nach Hause fahren, denn der Baron hatte vor Freude über das

neue Geschäft etwas stark getrunken. Hier ließ er sich rasch umkleiden, trank eine Flasche Sodawasser und stieg dann in den bereitgehaltenen Wagen, um in die Oper zu fahren, der auch Herr Starozza beizuwohnen sich beim Grafen in Gegenwart des Barons die Erlaubniß ausgebeten hatte. –

Meyerbeer's Prophet ward zum ersten Male in der Residenz gegeben. Das große Opernhaus war von unten bis an die Decke mit Menschen gefüllt. Kopf an Kopf gedrückt saßen sie da, voller Spannung, das Werk des modernen Tondichters, das von Paris aus die Runde durch die Welt machte, mit Auge und Ohr zu genießen. Graf Zaretta und Baron Brandau saßen auf ihren gewöhnlichen Plätzen in der Fremdenloge. Man war an das Ende des zweiten Actes gelangt, als sich plötzlich ein kreischender Hülfesruf oder Nothschrei in dem dichtgedrängten Parterre hören ließ. Alles wandte entsetzt die Blicke dahin. Schon glaubte man, es sei ein Unglück geschehen, Feuer ausgebrochen oder ein Mensch erdrückt. Auch aus der Fremdenloge bückte sich ein theilnehmendes Antlitz weit vor und schaute wiederholt hernieder; es war der Graf Zaretta, der lebhaft erschrocken schien, um so mehr, da er, wie er sogleich seinem Nachbar erzählte, schon einmal in einem Theater zu Neapel gegenwärtig gewesen sei, als die eingestürzte Decke eine Menge Menschen unter ihren Trümmern begraben habe. – Als man sich aber vergewissert, daß dem nur einmal ausgestoßenen Schrei kein weiterer folgte, überhaupt kein besonderes

Ereigniß damit verknüpft war, beruhigte man sich wieder, zumal man in Erfahrung brachte, daß die mit der öffentlichen Sicherheit betraute Polizeimannschaft an Ort und Stelle merklich thätig war. Nur der Graf Zaretta, den die übermäßig starke und keineswegs feinkünstlerische Musik nervös aufgereggt haben mochte, blieb den Abend über in einer auffallenden Zerstreutheit, von der er sich erst erholte, als er beim Austritt aus dem Opernhause seinen Kammerdiener, der beiden Herren Mäntel über dem Arme, auf dem Corridor stehen sah. Starozza selbst sah außerordentlich bleich und abgespannt aus, als hätte er sich wie sein Herr über irgend Etwas entsetzt; sobald er aber des Grafen ansichtig wurde, lächelte er und warf ihm dabei einen Blick zu, den nur dieser allein richtig zu deuten verstand.

»Was war das für ein Schrei im Parterre?« fragte der Graf beim Einsteigen in den Wagen seinen schweigenden Diener.

»Ein Taschendieb hatte an verschiedenen Personen seine Kunstfertigkeit entwickelt,« erklärte dieser rasch, die Wagenthür in der Hand haltend.

»Hat man ihn erwischt?« fügte der Baron hinzu.

»Ja, ich glaube, man hat einen Verdächtigen gefaßt und fortgeführt,« erwiderte abermals lächelnd der Gefragte.

»Vorwärts!« rief der Dalmatier mit dem Ausdruck der Befriedigung, und alsbald rollte die Gesellschaftskutsche des Grafen nach seinem glänzenden Hause.

Als man die Treppe erstiegen hatte, ließen sich nicht, wie es hergebrachte Ordnung war, zwei oder drei Diener blicken, was allein dem Baron aufzufallen schien, dem in dieser Beziehung nicht Ehre genug erwiesen werden konnte. Erst als man sich oben auf dem Flure hinter der von Starozza geöffneten Glasthür befand, kamen sie, unter ihnen auch der Diener des Barons, ihren Herren nachgestürzt, denn die lieben Bedienten hatten die Abwesenheit derselben benutzt, um sich ein wenig Freiheit zu gönnen, waren aber, in der Hoffnung, daß die Oper länger dauern würde, etwas zu spät zurückgekehrt. Das hätte nun weiter nichts zu sagen gehabt, wenn damit nicht ein eigener Unfall verbunden gewesen wäre. Denn als der Graf und der Baron zugleich an ihre Thüren traten, um sie mit ihren Schlüsseln, die sie stets in der Tasche trugen, aufzuschließen, vermochten sie mit denselben kein Schloß zu öffnen. Die Diener traten helfend näher, aber auch das erzielte kein Resultat.

»Was ist das?« rief der Graf bestürzt.

»Es ist offenbar ein Dieb an der Thür gewesen!« ergänzte der Baron.

So verhielt es sich denn auch. Ein herbeigerufener Schlosser öffnete mit vieler Mühe die Thüren und da entdeckte man in den Zimmern, sowohl des Grafen wie des Barons, eine arge Verwüstung. Alle Schränke waren erbrochen, der Inhalt auf dem Boden umhergestreut und das etwa Werthvolle und Brauchbare entwendet. Am meisten gefaßt bei diesem Unheil zeigte sich noch der Graf, der Baron dagegen tobte bald, bald winselte er wie

ein Wahnsinniger auf und nieder, denn ihm war nicht allein sein baares, theils so sorgsam aufgespartes, theils vor wenigen Tagen erst vom Vater geschenktes Geld, sondern auch seine kostbaren Papiere gestohlen, die ihn als Theilnehmer an den glänzenden Geschäften des Grafen bezeichneten und die Summe berechnet enthielten, die er seit Monaten in diese Geschäfte gesteckt hatte. Wie ein Wüthender durchlief er das ganze Haus und rief nach der Polizei, die ihm seine Papiere und sein Geld wieder-schaffen müsse. Der Graf vergaß über den Schmerz des Freundes fast den eigenen und suchte ihn mit den herzlichsten Worten zu beruhigen. »Wie hoch beläuft sich im Ganzen die Summe, die Du verloren hast?« fragte er.

»Was weiß ich das jetzt!« brüllte der bestohlene Geizhals. »Wenn man sein ganzes Vermögen verliert, rechnet man nicht die einzelnen Pfennige zusammen – ich habe Alles verloren und das ist mehr als ich verschmerzen kann!«

»Du armer Schelm! Aber bis auf das Baare und meine Papiere ist es mir nicht besser ergangen. Mir haben sie alle meine Juwelen und Ringe gestohlen, die nicht im Eisenschranke lagen.«

»Ha, der Eisenschrank! – Ist der unversehrt?«

Man lief sogleich dahin und öffnete ihn. An ihn hatte sich natürlich kein Dieb gewagt, wohl wissend, daß diese Schränke einem gewöhnlichen Spitzbuben unzugänglich sind.

»O! hättest Du doch meinen Rath befolgt!« seufzte der Graf; der Baron schlug sich vor die Stirn, daß sie roth

ward. Er hatte keine Worte mehr. Der Aerger, die Wuth über die nie erlebte Frechheit der Diebe und der Kummer über den unerhörten Verlust erstickten ihn beinahe. Aber es war nicht zu ändern. Der Diebstahl war einmal geschehen. Ein herbeigeholter Polizeibeamter nahm Alles zu Protocoll und die Untersuchung ward eingeleitet. Wie man aber auch später forschte und suchte, es fand sich weder der Dieb, noch irgend eins der gestohlenen Papiere und Kleinodien wieder. Der Baron war in Verzweiflung. Er lag im Bette, fiebernd und phantasirend. Zwei berühmte Aerzte wurden herbeigeholt und erklärten ihn in Gefahr. Acht Tage dauerte seine geistige Erschütterung, da erst trat die Wendung zur Genesung ein. Mit seinen langsam zunehmenden Kräften war auch die Ruhe wieder in sein Gemüth zurückgekehrt. Der Graf wick weder Tag noch Nacht von seinem Bette. Er hielt mit liebevoller Innigkeit sein Auge stets auf den Kranken geheftet. Seine Sorgfalt kannte keine Gränzen. Er scheute keine Kosten, das Leben des Freundes zu erhalten und ihm für seinen Zustand heilsame Dinge anzuschaffen. Alle Besuchenden, die in dieserZeit sehr zahlreich kamen, um sich nach dem Befinden des Barons zu erkundigen, waren entzückt, als sie die Aufopferungen des lebenswürdigen Grafen bemerkten. Nur in den Augen des Kammerdieners brannte eine unheimliche Flamme, wenn er seinen Herrn am Bette des Barons wachen sah, und mehr als einmal machte er ihn auf seine eigene kostbare Gesundheit aufmerksam. Endlich, nach drei Wochen erst, war Alfred vollkommen genesen. Der Graf fuhr ihn selbst

alle Tage zweimal spazieren. Am dritten Tage rollte zufällig der Wagen an der Straße vorüber, in welcher der Graf und sein Freund vor einigen Wochen den Handelsmann ausgesucht, dem sie das Getreide abgekauft hatten. Als der Baron das Haus desselben sah, bat er seinen Freund, den Wagen halten zu lassen. Der Sinn für Geschäfte war mit neuer und stärkerer Gewalt in ihm erwacht, denn von nun an mußten große Gewinne gemacht werden, um die erlittenen Verluste wieder zu decken.

»Mein Freund,« sagte warm der Graf, während der Wagen schon hielt, »was fällt Dir ein, was beabsichtigst Du?«

»Komm, laß uns aussteigen und den Mann aufsuchen, dem wir unser Geld gegeben.«

»Halt ein,« sagte der Graf mit ergriffener Miene, »laß es heute sein, ich muß Dich erst vorbereiten auf den neuen Schlag, der uns betroffen und der mir schon während Deiner Krankheit zu Ohren gekommen ist. Jetzt bist Du noch zu schwach dazu.«

»Wie,« rief der Baron, bleich wie eine Leiche werdend, »ein neues Unglück? Was meinst Du damit? Ich bin stark genug, um Alles hören und ertragen zu können.«

»Es ist also Dein Wille,« sagte der Graf resignirt, – »Gott schütze Dich! Wohlan, so komm!«

Man stieg aus und eilte in das Haus, der Baron dem ihm langsamer folgenden Grafen immer um sechs Schritte voraus. Man trat in den Hof, wo der Hausbesitzer wohnte, der die Herren bei ihrem ersten Besuch zu dem Handelsmanne geführt hatte. Er war zu Hause. »Wo ist der Mann, der –« schrie ihm der Baron entgegen.

»Wie, meine Herren, Sie wissen noch nicht?« unterbrach ihn der Angeredete erschrocken, »ich war ja bei Ihnen, Herr Graf, vor etwa drei Wochen –«

»Ich weiß, ich weiß,« beschwichtigte dieser – »ich weiß allerdings Alles – aber dieser Herr weiß es noch nicht.«

»Ach Gott, Herr,« wandte sich jetzt der wirklich ehrliche Hausbesitzer an den Baron, »der Herr, der da hinten im Gartenhause wohnte, war ein Schwindler, ein Betrüger, ohne daß ich es wußte. Er ist mir selbst die Miethe schuldig geblieben und auf und davon gegangen, noch an demselben Abend, an, dem Sie ihm die Ehre Ihres Besuches erzeigt.«

Der Baron starrte regungslos bald den Grafen, bald den Vermiether des Gartenhäuschens an. Er hatte die Sprache verloren. Man begab sich langsam in den Garten, fand den Saal leer, und erst die nackten Wände belehrten den Baron, daß hier kein Mensch wohne, der ihm irgend eine Auskunft über den Vermißten geben könne.

»Du hast Dir diese übereilte Entdeckung selbst zuzuschreiben,« sagte der Graf salbungsvoll zu seinem Freunde. »Wisse also, auch jene 15,000 Thaler sind verloren, die wir hier ausgezahlt haben. Das, was er mir zeigte, gehörte einem Andern – es war ein reines Schwindelgeschäft.«

Dem Baron schwindelte es selbst vor den Augen. Man mußte ihn in den Wagen zurücktragen. Er verfiel von Neuem in seine eben erst überstandene Krankheit. Vierzehn Tage schwebte er am Rande des Grabes, dann erst

erwachte er wieder zum Bewußtsein seines unerhörten Mißgeschicks.

Acht Tage später aber war es den Bemühungen des Grafen gelungen, den Baron wieder aufzurichten. Da es Letzterem an Geld fehlte, so half ihm der Graf brüderlich mit dem seinigen aus, indem er ihn vertröstete, die bevorstehende Erbschaft werde Alles wieder in's Geleise bringen und die erlittenen Verluste müßten durch um so größere Gewinnste gedeckt werden.

Dies war aber auch der einzige Trost, die einzige Hoffnung, welche den moralisch wie physisch vernichteten Baron aufrecht erhielt. Keines anderen Beistandes sich bewußt, als von Seiten seines Freundes, des Grafen Zaretta, Niemanden liebend, Niemanden vertrauend, ja Alles, was außerhalb seines Standes lag, als etwas Gemeines, ihm nicht Ebenbürtiges verachtend, konnte es nicht anders sein, als daß der mit so wenigen Naturgaben bedachte Mann, um so hülfloser, weil er ohne alle gründliche Kenntniß irgend einer Sache war, blindlings in das Verderben rannte, dessen Thor und Thür sein treuer Freund ihm weit geöffnet hatte. Und wie denn nie ein Unglück allein kommt, wenn der von Gott verlassene und allein seinen Leidenschaften fröhnende Mensch allen höheren Halt verloren hat, so rüttelte sich Alfred von Brandau aus seiner stillen Verzweiflung durch den Entschluß auf, seine traurige Gemüthsstimmung seine physische Erschlaffung durch den Genuß geistiger Getränke verscheuchen zu wollen. Zu diesem letzten Entschlusse

wurde er namentlich durch seines Bruders Georg Beispiel angefeuert, dessen Schicksal, wie wir bald sehen werden, in dieser Zeit ziemlich parallel mit dem seinigen den Abhang des Verderbens hinunterlief. Plötzlich schien eine bacchantische Wuth in den körperlich und geistig Siechen gefahren zu sein; er trank, um sich zu zerstreuen, zu beleben, um die Zeit todt zu schlagen, die leider noch zwischen jetzt und dem köstlichen Tage der Hoffnung lag, der letzten Hoffnung durch eine gewisse, unantastbare Erbschaft sein eigener Herr zu werden und mit der Wiedererlangung der so sehr begehrten äußeren Mittel, alle übrigen Güter des Lebens sich von Neuem anzueignen. Denn so tief war der Unglückliche schon in den Abgrund seiner Leidenschaft gerathen, daß er die Ueberzeugung für unumstößlich hielt: der alleinige, ohne Arbeit und Mühe erlangte Besitz sei hinreichend auf dieser Welt, dem Menschen nicht allein die Gesundheit, die Lebensfülle, das geistige Wohlbefinden, sondern auch die verlorene Ehre, wiederzugeben, die ihm dadurch gekränkt erschien, daß er so dumm gewesen war, sich von einem Menschen, der vielleicht nur ein kluger Bauer oder ein gaunerischer Krämer war, haben überlisten zu lassen.

So wurden die Tage in schläfriger Ermattung, die Nächte in wahnsinniger Schwelgerei hingbracht, und zwischen beiden hindurch, als einzig übriggebliebener Trost in diesem Elend, zog sich wie ein goldener Faden die fieberhafte Erwartung des letzten Glückstages. Immer unruhiger wurde der elende Mensch, immer aufgeregter, immer bleicher und reizbarer; die letzten acht Nächte

schlief er gar nicht mehr, er trank nur und freute sich allein auf das Gefühl, das köstliche Gefühl, welches er empfinden würde, wenn er so glücklich wäre, die ihm von seiner verstorbenen Mutter seit so langer Zeit ausgesetzte Summe nun endlich in Händen halten und die seine nennen zu können.

Je ruhiger aber der Baron wurde, um so gleichgültiger, kälter zeigte sich der Graf. Je größer seine innere Thätigkeit war – und diese wurde zu dieser Zeit von verschiedenen wichtigen Dingen in Anspruch genommen, obgleich wir für jetzt des Zusammenhanges wegen nur die eine Richtung derselben verfolgen – um so ruhiger erschien er den Blicken des freilich zu Beobachtungen gegenwärtig noch weniger geschickten Barons. Mit einer Bedächtigkeit ohne Gleichen ging er an die Vollführung seiner lange vorher schlaue überlegten Pläne; in sein geheimes Cabinet kam nur sein Kammerdiener, mit dem er endlose und vertrauliche Gespräche über alle sein Leben in der Residenz betreffenden Verhältnisse führte, nur in gewissen Stunden trat er bei seinem Freunde Alfred ein, den er in der Regel bei der Flasche fand, zu welcher derselbe jetzt auch außer der gewöhnlichen Speisezeit seine Zuflucht nahm. Gesellschaften besuchte der Baron um diese Zeit gar nicht; er schämte sich, unter seine Standesgenossen und früheren Freunde zu treten, gegen die er einst so hochfahrend und mit dem Gelde klingelnd aufgetreten war und denen er jetzt die Ebbe verbergen wollte, in der er sich befand, denn sein Hochmuth war von jener besonderen und häufig beobachteten Art, daß er, je ärmer er

wirklich war, um so hartnäckiger für reich gehalten werden wollte. Nur an einzelnen Abenden in der Woche versammelte sich eine auserlesene Schaar unwiderruflich in die Netze des Grafen verstrickter Freunde bei Letzterem, zu denen endlich auch Georg von Brandau gehörte, wie wir nachher vernehmen werden, – eine Schaar, die lecker zu soupiren liebte und sich dann den Entzückungen des hohen Spieles überließ, woran der Graf schließlich ebenfalls Gefallen gefunden hatte. An diesem Spiel nahm aber Alfred von Brandau, seiner alten Abneigung getreu, keinen Antheil, er sah nur krampfhaft aufgereggt und leidenschaftlich erhitzt zu, wenn Andere Summen verloren und gewannen, die ihm der Schlüssel des Paradieses auf Erden zu sein schienen, indem er dabei nicht bedachte, daß er, wenn nicht größere, doch ebenso große Summen auf einem anderen und nicht weniger der höheren Weihe entbehrenden Altare zum Opfer gebracht hatte. Er erkannte die Thorheit, den Leichtsinn dieser wagehalsigen Spieler sehr wohl, er machte sich im Stillen Vorwürfe in ihrer Seele, aber er selbst wäre nicht abgeneigt gewesen, wenn er nur Tausende noch besessen, sie anderen Tages zur Börse zu tragen, in der Hoffnung, damit Zehntausende zu gewinnen, in Wahrheit aber sie spurlos in den Taschen eines durchtriebenen Gauners verschwinden zu sehen, denn daß der Herr Graf Zaretta zu der weitverbreiteten Klasse dieser edlen Herren gehörte, wird der Leser längst begriffen haben, ohne daß es ihm geradezu von uns bewiesen worden ist.

So kam endlich der von allen Seiten sehnlichst erwartete fünfundzwanzigste Geburtstag des Junkers Georg heran, und die Erben sowohl wie ihre Freunde wußten, daß am Tage darauf das vielbesprochene Geld ausgezahlt werden sollte. Alle dabei Betheiligten hatten lange gefürchtet, der alte Baron werde selbst zur Stadt kommen, die Summen übergeben und seinen Söhnen eine Moralpredigt halten, oder aber mit eigenen Augen sich von ihrer Lebensweise unterrichten, denn so selbstständig Beide auch zu leben gewohnt waren und so viel Spielraum ihnen der alte Vater darin gelassen hatte, sie hatten doch einen großen Respect vor ihm, denn sie kannten seine Energie und Willensstärke, wenn er sich einmal die Ausführung irgend eines Planes in den Kopf gesetzt hatte. Indessen legte sich die Besorgniß vor seinem Erscheinen wieder, als man durch Georg erfuhr, der es beim Bankier Scheitler erkundet, daß der Baron sein Gut nicht verlassen, vielmehr der Bankier selber zu ihm reisen werde, um sich die bewußten Gelder und Anweisungen zu holen.

Der Tag nach dem Geburtstage war angebrochen. Graf Zaretta war wie immer früh aufgestanden, hatte sich aber diesmal nicht seiner gewohnten Arbeit hingegeben, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit dem Baron Alfred zu, der heute ebenfalls mit Tagesanbruch sein Lager verlassen hatte, um sich zu dem bedeutungsvollen Gange rechtzeitig zu rüsten. Der Graf ließ ihn nicht aus dem Auge, sondern machte sich sogar während des Ankleidens in seiner Nähe etwas zu schaffen, um seine Beobachtung bis auf den letzten Moment fortzusetzen und seinen ihm

bekanntem Einfluß auf den umspinnenen Mann keinen Augenblick aufhören zu lassen. Wohl war ihm bewußt, wie leicht der habsüchtige Freund ihm entfremdet werden könne wenn ein Anderer einen größeren Einfluß auf ihn gewönne; ihn daher mit seiner unausgesetzten Gegenwart wie mit der Atmosphäre eines berauschenden Stoffes, der eine bewältigende Kraft auf Den ausübt, der sie athmet, zu umgeben, war für den Augenblick sein ganzes und alleiniges Bestreben.

Endlich war Alfred fertig. »Soll ich fahren?« fragte der üppig gewordene Mensch seinen Freund.

«Nein,« erwiderte dieser, »ich rathe nicht dazu. Zeige dem Bankier keinen überflüssigen Luxus in einem Momente, wo er Dir neue Mittel, denselben zu unterhalten, in die Hand giebt. Tritt sogar bescheiden auf, um so günstiger wird der Eindruck sein, den Du auf den Geldmenschen hervorbringst, der zugleich der Vertraute Deines Vaters ist.«

»Du bleibst doch zu Hause und erwartest mich hier?« fragte Alfred mit fieberhaft gerötheten Wangen, denn seine Ungeduld, sich des lange ersehnten Schatzes zu bemächtigen, kannte beinahe keine Grenzen mehr.

»Natürlich,« sagte der Graf mit gleichgültiger Miene, »wenn Du nicht etwa zu lange bleibst und erst irgend einen anderen Ort aufsuchst, um Dein Glück kund zu thun.«

»Ich werde mich hüten! Das Geld wird mir in den Händen brennen, bis ich es in Deiner Schranke sicher verwahrt sehe.«

Der Graf lächelte im Herzen; aber seine fahle Wange verrieth nicht die geringste Aufregung oder Freude; im Gegentheil hatte sein irrendes Auge etwas Schwärmerisches, Gefühlvolles angenommen. »Das war im Grunde doch ein sehr gescheidter Einfall Deiner verstorbenen Mutter,« sagte er, in Verlegenheit, was er augenblicklich sprechen solle, indem er sich eine Cigarre anbrannte, die vor ihm auf dem Tische lag.

»Sehr gescheidt! Ich weiß es ihr noch im Grabe Dank! Ich hätte lange warten können, bis – bis ich auf andere Weise zu irgend einer Erbschaft gekommen wäre. – Aber jetzt ist es Zeit zu gehen, glaube ich. Lebe wohl! Auf Wiedersehen!«

»Lauf, lauf, Du Glücklicher!« rief ihm der Graf freudig nach. »Aber vergiß Deinen kurzen Athem nicht!«

»Keine Sorge!« rief Alfred zurück und befand sich schon an der Treppe.

Kaum war er fort, so trat Starozza, sich vor Vergnügen die Hände reibend, lachend in das Zimmer. »Er ist fort,« sagte er, »und bald genug wird er wieder hier sein, der Narr!«

»Lache nicht zu früh,« entgegnete frostig sein Herr. »Man ist bei solchen alten Eisenfressern, wie der Herr von Holzendorf ist, niemals sicher in seinen Combinationen. Ich fürchte irgend eine Clausel, die das Vermögen fest vor Anker legen wird.«

»Ich durchaus nicht. Und wenn eine existirte, dagegen gäbe es auch noch Mittel. Sind die Abschriften und Documente fertig?«

»Ja, Alles ist bereit – und Deine Siegel?«

»Alles, Alles. Soll ich ein gutes Frühstück bestellen, für den Fall, daß er Appetit mit zurückbringt?«

»Gewiß – und guten alten Wein – *vaterländischen* – ha-ha! Diese Dummköpfe von Brüdern, haha!«

SECHSTES KAPITEL. DAS SCHICKSAL DES MÜTTERLICHEN ERBTHEILS.

Wenn der Graf ungeduldig war, den so hastig und hoffnungsvoll enteilt den Baron wieder zurückkehren zu sehen, so wurde seine Geduld heute auf eine harte Probe gestellt, denn er mußte beinahe drei Stunden harren, bis Alfred zurückkam. Der Bankier Scheitler war in Geldangelegenheiten, namentlich in so wichtigen, ein etwas umständlicher Mann und nahm sich volle Muße, den ihm ertheilten Auftrag unbeschadet aller Förmlichkeiten zu erfüllen. Er hatte sich mit vollwichtigen Zeugen versehen, unter denen der Advocat des alten Barons die Hauptrolle spielte.

Als die Brüder erschienen waren, von denen der jüngere in einem prächtigen, mit einem russischen Pferde bespannten Cabriolet vor das Haus gefahren kam, wunderte er sich nicht wenig über ihr seltsam aufgeregtes und dabei körperlich leidendes Aussehen; als er aber ihre fast an Gier gränzende Hast wahrnahm, sich so bald wie möglich in den Besitz des Geldes zu setzen, ahnte ihm noch viel weniger Gutes. Er konnte jedoch nicht anders, er mußte sich seiner Pflicht entledigen, und so

that er es wie ein Mann, der sich in das Unvermeidliche fügt, mit schwerem Herzen zwar, denn ihm war es nicht gleichgültig, wie sich das Schicksal der Familie seines alten Freundes, des Barons, gestaltete, aber mit voller Ueberzeugung, daß das Unheil nothwendig hier seinen Gang nehmen müsse, da es, von seiner Seite wenigstens, auf keine Weise aufgehalten werden konnte. Mit einem Worte, er zahlte die Summen, übergab den Brüdern die Schreiben ihres Vaters und fügte aus eigenem Herzen einige wohlmeinende Worte hinzu, die wenigstens Alfred zu hören schien. Die beiden Junker wollten sich darauf mit ihrem Eigenthum entfernen, allein der Bankier bat sie, die übergebenen Schreiben in seiner Gegenwart zu lesen, weil so der Befehl lautete, der ihm vom Baron auf Holzendorf zugekommen war. Die Brüder öffneten die Schreiben und lasen, ein jeder für sich, die ernsten, ermahnenden Worte des alten Vaters, mit denen er seine Kinder beschwor, ihrem Namen und Stande gemäß zu leben, das erhaltene Geld vernünftig zu verwenden und fortan auf keine Unterstützung von seiner Seite mehr zu rechnen, da er Alles, was er habe thun können, mit Ehren erfüllt habe.

Auf den jungen Offizier, zu dessen genauerer Schilderung wir sehr bald übergehen werden, machte das flüchtig gelesene Schreiben gar keinen Eindruck, er besaß nicht mehr die geistige Fähigkeit und Spannkraft, über seine Verhältnisse klar und richtig zu urtheilen – im Gegensatz zu ihm aber fühlte sich Alfred, was der Bankier

am wenigsten erwartet hatte, tief erschüttert. – Scheitler bemerkte diesen Eindruck und beschloß ihn zum Besten der jungen Edelleute zu benutzen. Er erbot sich, die Summen in Staatspapiere umzusetzen und sie den Brüdern aufzubewahren, um ihnen auf diese Weise mit den pünktlich ausgezahlten Zinsen einen sicheren Nutzen zu gewähren.

»Ich danke,« sagte Georg, »ich bin mein eigener Herr von heute an und werde also auch mein eigener Bankier sein. Verletzen Sie mich nicht mit Ihrem Mißtrauen, Herr Scheitler, was sich deutlich in Ihren von mir unvorhergesehenen Worten ausspricht. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.« – Und fort war er, ohne selbst auf seinen Bruder zu warten, der noch bei dem Bankier zurückblieb. »Wieviel Procent geben die Staatspapiere, die Sie mir da anrathen?« fragte er.

»Es sind die besten, die wir haben. Sie stehen gerade Pari. Fünf vom Hundert, Herr Baron!« sagte der Bankier freundlich. »So haben Sie jährlich tausend Thaler sicher, und außerdem können Sie sie jeden Augenblick bei mir umtauschen, wenn Sie später vielleicht einen größeren Gewinn erzielen wollen, denn ich verpflichte mich aus alter Freundschaft zu Ihrem Herrn Vater, sie jeden Tag, wann es auch sei, zu demselben Course anzunehmen, zu dem ich sie Ihnen heute übergebe.«

Alfred von Brandau blickte den Bankier, den Advocaten und den dritten Zeugen fragend an, und da er auf ihren ehrlichen Mienen eine vollkommene Uebereinstimmung fand, war er bei seinem lenkbaren Gemüthe sehr

bald entschlossen, dem Rathe des redlichen Kaufmannes wenigstens theilweise zu folgen.

»Von tausend Thalern aber,« sagte er plötzlich, »kann ich nicht leben, wie ich einmal lebe. Ich werde in kurzer Zeit darauf denken müssen, einen größeren Erwerb zu erzielen und mit meinem Freunde, dem Herrn Grafen Zaretta, Rücksprache darüber nehmen – bis dahin aber bin ich nicht abgeneigt, auf Ihren Vorschlag einzugehen, insoweit es die Umwechslung des Geldes betrifft, da ich für die Aufbewahrung desselben selber zu sorgen gedenke.«

Der Bankier stimmte erfreut bei und das Geschäft war sogleich abgemacht. Der Baron erhielt die betreffenden Staatspapiere und der Bankier schloß das dafür erhaltene Geld in seinen Kasten. Gleich darauf entfernte sich der Baron und schlug den Weg nach Hause ein, unterwegs über Alles nachdenkend, was er so eben vernommen hatte. Noch nie hatte er so viel Geld, wie er jetzt in seinen Händen hielt, sein eigen genannt, seine Freude ging daher mit seinem Stolz auf diesen Besitz Hand in Hand, und der Wunsch, nicht allein es zu vermehren, sondern vor allen Dingen es auch zu erhalten, regte sich mit selten entwickelter Kraft und Lebendigkeit in seiner Seele. Er hätte aber jetzt unter keinen Umständen dieses Vermögen, welches er in wenigen Papieren in seiner Tasche trug, irgend Jemanden, nicht einmal dem Bankier, wie dieser es, vorschlug, anvertraut, denn schon das Bewußtsein, es zu halten, es jeden Augenblick betrachten

zu können, war ein Hochgenuß für diesen eben so hab-süchtigen wie geizigen Menschen. Er faßte daher in seiner jetzigen Stimmung einen Entschluß, von dem er eben so wenig kurz vor dem Besitze des Geldes eine Ahnung gehabt, wie ihn der Graf erwartet hatte, er beschloß nämlich das Geld vorläufig nicht aus den Händen zu geben, sondern es zu behalten und abzuwarten, was sich damit Ersprießliches thun lasse.

Mit diesem Vorsatz trat er zu Hause ein und begab sich statt zum Grafen zu gehen, wie dieser ohne Zweifel erwartet hatte, zuerst in sein Zimmer, aus welchem Umstände Letzterer auch sogleich auf irgend eine Umwandlung aus unbekanntem Gründen schloß und sein Benehmen vorläufig ebenfalls einer solchen unterwarf. Als daher der Baron etwas später bei ihm eintrat, fand er ihn schon beim Frühstück, eifrig zuliegend, und über seine Rückkehr kaum ein Zeichen der Freude verrathend. Gleichgültig schaute sein in solchen bedeutungsvollen Momenten viel schärfer markirtes Gesicht vor sich nieder, nur bisweilen auf seinem den Baron lauend beobachtenden Kammerdiener einen Blick werfend, wenn derselbe irgend eine der Speisen dem Baron mit nie dagewesener und, sicher ironisch gemeinter Unterwürfigkeit darreichte.

»Nun,« sagte der Baron endlich, nachdem auch er eine Weile seinen Appetit gestillt, »Du fragst mich ja nicht, wie das Ding abgelaufen ist?«

»Welches Ding?« fragte der Graf mit eiskaltem Tone, indem er langsam ein Stück kalten Geflügels zerlegte.

»Die Erbschaftsvertheilung meine ich. Der Alte hat mir einen sehr herzlichen Brief geschrieben und mich zur Sparsamkeit ermahnt.«

»Das ist sehr vernünftig von ihm; er hätte es aber bei Dir weniger nöthig gehabt, als bei Deinem Bruder.«

»Der hat auch einen erhalten, sich aber in seiner sonderbaren Art wenig darum gekümmert. Ich bin überzeugt, in wenigen Wochen hat er keinen Groschen mehr davon.«

»Den hat er vielleicht schon jetzt nicht mehr, denn seine Schulden sollen ungeheuer sein.«

»Mag er's vertreten, wie er kann; ich will diesmal dem Alten folgen und habe deshalb auch gleich meine ganze Erbschaft in Staatspapiere umgesetzt.«

Dem Grafen fiel eine Gabel zur Erde; ohne Zweifel vor Ueberraschung, diesen Act der Vorsicht von seinem Zögling zu vernehmen, den er durchaus nicht vorausgesetzt hatte. Der Kammerdiener bückte sich danach und gab dabei seines Herrn Fuß einen kleinen Stoß, um ihn auf seine halb verlorene Fassung aufmerksam zu machen.

»Du hast sie doch auch dem Bankier zur Aufbewahrung überlassen?« fragte der Graf mit einer Art stieren Ausblicks.

»Was, die Papiere? Nein, nur das Geld. Er hat mir Papiere gegeben, die Pari stehen und fünf Procent eintragen; ich weiß nicht gleich, wie sie heißen.«

»Das ist brav. Wie viel Tausende ziehst Du davon alle Jahre?«

»Tausende? Du scherzest. Es ist nur ein Tausend.«

»Das ist auch schon genug für einen Mann, der eine Dachkammer bewohnen, sich selbst bedienen und Tag und Nacht zu Fuße laufen will.«

»Dazu habe ich nun eben keine Lust. Ich werde für's Erste ganz hübsch – mit Deiner Erlaubniß nämlich – hier wohnen bleiben, meinen Wagen und meine Diener halten und –«

»Und Schulden machen – nicht wahr?«

»Das fällt mir nicht mehr ein. Ich bin curirt, ein für alle Mal. Was ich Dir schuldig bin, werde ich Dir geben –«

Der Graf erhob lebhaft seinen Kopf. »Du bist mir Nichts schuldig,« sagte er ernst und mit traurigem Tone, »belei-dige meine Freundschaft nicht. Was ich für Dich gethan, habe ich aus wahrer Hingebung gethan und denke ich noch ferner jeden Tag zu thun. Daß Du Verluste mit mir gemeinschaftlich ertragen – ist traurig, ich leide selbst darunter.«

Er schwieg, legte Messer und Gabel weg und hörte auf zu essen. Bald ahmte ihm der Baron nach, drückte seine Hand, stand dann auf und begab sich in sein Zimmer. Drei Tage ging er fast gar nicht aus, schmiedete verschiedene Sparsamkeitspläne und kam mit seinem Freunde nur zur Essenszeit zusammen. Der Graf lebte während dieser Zeit ruhig fort; da er jetzt häufig des Abends allein ausging und Nachts spät wiederkam, lag er nur um so eifriger seinen Morgenarbeiten ob, die er bisweilen sogar Nachts fortsetzte, wenn er von irgend einem Gelage heimkehrte. Der Baron dagegen schwelgte in einem nie gehabtten Genusse, in dem, welcher allein dem Geizhals

zu Theil wird, wenn er stündlich in seinem Vermögen kramt, dasselbe beliebügelt und darauf hundert wagehalsige Pläne baut. Endlich trat aber eine unangenehme Störung ein. Es liefen von verschiedenen Händlern Rechnungen ein, die bezahlt werden mußten, denn das Gerücht von der gemachten Erbschaft hatte sich wie auf Windesflügeln verbreitet. Der Baron legte sie einstweilen bei Seite, jeden Groschen, den er außer den Papieren noch sein nannte, mit Argusaugen bewachend, damit er ihm nicht entschlüpe. Schon aber fing ihn das einsame Leben zu langweilen an, er sehnte sich wieder nach der ungebundenen Freiheit der früheren Tage, zumal er allmählig seine alte Kraft und Gesundheit zurückkehren fühlte. Allein er wagte nicht auszugehen, da er das Geld doch nicht ohne Aufsicht lassen mochte; es konnte ihm ja wieder gestohlen werden. Noch einen Tag hielt er es aus, dann sah er ein, daß er wie ein Kind handele. Er nahm sein Bündelchen Papiere zusammen und begab sich zu seinem Freunde, den er vor einem großen Actenstücke sitzend und eifrig lesend fand. »Guten Tag, Zaretta!« sagte er.

»Guten Morgen, Brandau. Willst Du ausgehen?«

»Nein, ich wollte Dich nur bitten, mir diese Papiere in Deinem Geldschrank aufzubewahren.«

»Ah! Hast Du Deine Augen genug daran geweidet?«

»Ja, es fängt mich schon an zu langweilen. Ich kann nicht aus dem Hause, so lange ich sie in meinem Zimmer habe. Daß der verfluchte Diebstahl mich so furchtsam gemacht hat!«

»Danke ihm doch, er kam zu rechter Zeit. Wenn Du jetzt bestohlen würdest, wäre es schlimmer.«

»Großer Gott, ja! Dann bliebe mir weiter nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Mein Vater würde unbarmherzig sein.«

»Er hätte vielleicht auch ein Recht dazu.«

»Freilich. Damit das aber nicht vorkomme, schließe sie mir ein – sogleich!«

»Gern!« – Und der Graf stand auf, ging in sein Cabinet und schloß sie vor Alfred's Augen in den Eisenschrank. Alfred stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Jetzt bin ich frei von dieser schrecklichen Angst!« dachte er. O ja, er war es, aber er war auch frei von dem Gelde, was er nicht dachte. –

Die Freunde kehrten in das andere Zimmer zurück und setzten sich, Beide im nachdenklichen Schweigen verharrend. Plötzlich wandten sich Alfred's Augen auf das Actenstück, welches auf dem Tische lag und auf dem geöffneten Bogen die Zeichnung und den Plan eines großen Hauses sehen ließ.

»Was studirst Du denn da?« fragte der Baron, auf das umfangreiche Packet deutend.

Der Graf bedeckte seine glimmernden Augen mit der Hand und rieb sich, wie in Verlegenheit, die Stirn. »Ach, das ist ein unfruchtbares Studium für mich. Ein alter Franzose, der noch aus den Zeiten der Fremdherrschaft hier wohnt, hat mir ein Haus zum Kauf angeboten, welches er in der . . . straße besitzt. Das sind die gerichtlichen Acten darüber und der Plan liegt auch bei.«

Alfred nahm den Plan auf, der sehr schön gezeichnet war, und betrachtete ihn neugierig. »Das scheint ein schönes Haus zu sein,« sagte er, »in der . . . straÙe liegt es?«

»Ja, No. 118. Es ist prächtig, etwas alt, aber vortrefflich eingerichtet. Parterre wohnen vier Kaufleute; ein Buchhändler, ein Juwelier, ein Cigarrenverkäufer und ein Leinwandhändler; jeder giebt 500 Thaler Miethe. In der Bel-Etage wohnen zwei Rentiers, die dreiviertel Jahre auf Reisen sind; jeder von ihnen giebt 1500 Thaler Miethe. Im zweiten Stockwerk wohnen zwei Maler mit ihren Ateliers, ein Arzt und – ich glaube ein Kassenbeamter, und jeder giebt 250 Thaler Miethe. Im dritten Stockwerk aber hausen kleine Leute, die zusammen 400 Thaler Miethe zahlen. In den Flügeln auf dem Hofe endlich und in dem schönen Garten hat ein Restaurateur sein Eldorado aufgeschlagen, der 1600 Thaler Miethe giebt, was im Ganzen also 8000 Thaler macht, von denen jedes Vierteljahr 2000 Thaler eingehen. Ein schönes Besitzthum, aus freier Hand und noch dazu ungeheuer billig zu verkaufen.«

»So kaufe es doch!«

»Ich glaube, Du bist nährisch. Habe ich denn 18–20,000 Thaler baares Draufgeld? Denn so viel und nicht weniger wird dafür gefordert.«

»20,000 Thaler!« rief der Baron, und alles Blut schoÙ ihm nach dem bleichen Gesicht. »Wieviel soll es denn im Ganzen kosten?«

»Ach, es ist ein Spottpreis, der Besitzer will sich von hier entfernen und es los sein – 100.000 Thaler. Und es

bringt sichere acht Procent. Wenn man fünf Procent Zinsen mit den Kosten rechnet, so bleiben jährlich drei Procent Reinertrag übrig und das macht 3000 Thaler; rechnet man, um sicher zu gehen, sechs Procent Zinsen und Kosten, so macht es 2000 Thaler.«

»3000 Thaler jährlich!« rief der Baron mit leuchtendem Auge. »Aber, mein Gott, warum sagst Du mir denn nichts davon? Das wäre ja gerade etwas für mein Capital. Die 80,000 Thaler bleiben doch darauf stehen, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Und welche Hypothek?«

»Die erste, Alfred, die erste. In den Acten hier steht es ja. Aber – ich verstehe Dich nicht recht. Warum ich Dir das nicht sagte? Es fällt mir gar nicht ein. Du hast ja beschlossen, Dein Geld mit tausend Thalern Zinsen in Staatspapieren zu behalten.«

»Nun ja, im Falle ich es nicht besser unterbringen kann. Aber hier ist ja Etwas, was wie für mich geschaffen ist.«

»Ach, ich mag mich nicht darum bekümmern. Ich rathe nicht zu, nicht ab. Du hast Verluste gehabt, ich auch, und daher bin ich vorsichtig geworden.«

»Aber, mein Gott, verhält sich denn die Sache wirklich so, wie Du sagst?«

»Da sind die Acten, – in der . . . straße steht das Haus. Da muß man sich erkundigen.«

»Hast Du denn das noch nicht gethan?«

»Ich habe keine Lust zu dem Handel, nicht die geringste. – Eben so wenig Geld. Ein Hausbesitzer zu sein, bringt viel Sorge mit sich.«

»Aber auch einen sicheren Gewinn.«

»Nimm die Acten mit auf Dein Zimmer und lies sie Buchstabe für Buchstabe durch. Ich habe es satt. Ueberdies fühle ich große Lust, meinen Aufenthalt hier abzukürzen, ich sehne mich nach dem Süden.«

»Im Gegentheil, mir behagt es hier sehr. Das wäre ein Coup. Donnerwetter!« – Und schon hatte er den Actenstoß ergriffen und sich damit an ein Fenster gesetzt. Der Graf verließ das Zimmer und kleidete sich an, um auszugehen. Als er wieder eintrat, fand er seinen Freund schon tief in die Acten vergraben. »Adieu, Alfred,« sagte er.

»Adieu, adieu! Ich bleibe zu Hause. Das Ding behagt mir immer mehr. Es ist ja Alles hier vorgesehen, berechnet, erklärt – und die Unterschriften sind von dem Magistrat beglaubigt.«

»Ja, das sind sie. Auf Wiedersehen, Alfred.« Darauf ging er hinaus, seinen Freund mit den Acten und dem bereits wirkenden Gifte in der Seele allein lassend.

Dieser machte sich mit einem Eifer über das Studium derselben her, wie er bisher in seinem Leben noch nie etwas betrieben hatte. Einen ganzen Tag brachte er damit hin, jedes Blatt mehrere Male durchzulesen und sogar die aufgestellten Zinsen, die laufenden Kosten und Abgaben nachzurechnen. Am nächsten Morgen hatte er sich von Allem unterrichtet und begab sich zu dem Grafen, um noch einmal mit ihm darüber zu reden.

»Da sind die Acten,« sagte er mit einer Spannung und Entschlossenheit im Tone, der dem beobachtenden Freunde verrieth, was kommen würde. »Ich kenne jetzt Alles und bin entschlossen zu handeln. Ich begreife nicht, wie Du das Geschäft ausschlagen kannst.«

»Ich habe es Dir ja schon gesagt, ich bin des Lebens in diesen kalten Ländern überdrüssig. Vielleicht reise ich noch in dieser Woche ab.«

»So. Das thut mir leid. – Aber warum hast Dir mir nicht früher etwas von diesem Hause gesagt?«

»Ich habe absichtlich geschwiegen – ich wollte Dir zu keinem Geschäft mehr rathen, ich bin unglücklich als Geschäftsunternehmer und Rathgeber mit und bei Dir gewesen.«

»Du bist bitter. Ich mache Dir ja keinen Vorwurf. Wer kann für Unglück? Wenn Dir, dem Geübten und Gewandten, dergleichen mißrath, so kann einem Neulinge wie mir leicht das Nämliche geschehen.«

»Eben darum. Du wirst mir nicht verdenken, daß ich in Deinem Sinne, zu Deinem Besten vorsichtig geworden bin.«

»Nein, ich danke Dir sogar dafür. Willst Du ausgehen?«

»Ja, ich will meine Pässe in Ordnung bringen lassen.«

»Also Du willst wirklich fort? Nun, ich bleibe hier, und will mir wenigstens das Haus besehen.«

»Das ist recht. Sieh Dich aber vor. Im Allgemeinen warne ich Dich, Du bist unbekannt mit der Verwaltung eines so großen Grundstücks.«

»O das ist sehr einfach. Im Nothfall wende ich mich, wenn Du fort bist, an den Bankier Scheitler, er wird mir rathend zur Seite stehen.«

»Das ist vernünftig. Der Scheitler ist ein verständiger und erfahrener Mann. Die Acten aber nimm wieder mit auf Dein Zimmer, damit Du sie zur Hand hast, wenn Du sie gebrauchst.«

Damit empfahl er sich seinem Freunde; auch Alfred von Brandau ging mit den Papieren in seine Wohnung, kleidete sich rasch an und schlug den Weg nach der ...straße ein. Die No. 118 hatte er sich wohl gemerkt. Sehr bald war das große, schöne Haus ausfindig gemacht. Der Baron betrachtete es sich erst gemächlich von Außen, zählte die Fenster, die Stockwerke, las die Schilder der Geschäftsleute – Alles stimmte auf ein Haar mit den Acten überein. »Es ist prächtig!« sagte er und fühlte sich schon im Stillen, mit einem Wonneschauer im Herzen, als den Eigenthümer des Grundstücke. Langsam und in Gedanken sich immer mehr in seinen neuen Besitz vertiefend, betrat er den breiten Eingang und Hausflur. Zur Rechten, in der Nähe der Hausthür, befand sich ein kleines Gemach unter der Erde, worin sich ein freundlicher Mann von sehr winziger Gestalt aufhielt. Er kam sogleich hervor, um auf die Fragen des Herrn Antwort zu geben.

»Sind Sie der Hauswart hier?«

»Ja, mein Herr. Wollen Sie nicht näher treten?«

Alfred begab sich in die unterirdische Wohnung und erkundigte sich nach Allem, was er wissen wollte. Es verhielt sich auch jedes Einzelne, wie er es auswendig wußte. Der Hauswart begleitete ihn in den Hof, wo die elegante Restauration mitten in einem wohlgepflegten Garten lag.

»Das ist prächtig,« sagte der Baron, der schon Erkundigungen genug eingezogen zu haben glaubte, um sicher sein zu können. »Sie wissen wohl nicht, ob es wahr ist, daß dies Haus zu verkaufen steht?«

»Gewiß weiß ich das. Es haben sich auch schon viele Käufer gemeldet; morgen sogar, glaube ich, wird der Zuschlag erwartet. Der Besitzer ist aber nicht anwesend und hat das Geschäft seinem Sachwalter übertragen.«

»Wie heißt dieser Sachwalter?«

»Es ist der Justizrath . . . «

»So. Gut.«

»Es ist aber auch eine baare Summe von 20,000 Thalern als Anzahlung gefordert – das ist zwar wenig im Verhältniß zum Werth des Ganzen, aber sie muß in baarem Gelde oder in inländischen Staatspapieren geschehen.«

»Ich weiß – leben Sie wohl. Doch halt – wo wohnt der Justizrath?«

»In der . . . straße No. 16.«

Alfred stand schon wieder auf der Straße. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte das Grundstück kaufen und sich sogleich zu dem Justizrath begeben. In der bezeichneten Straße angekommen, fragte er noch einmal einen

Polizeibeamten nach der Wohnung des Rathes. Dieser bezeichnete ihm das Haus. Es war wirklich No. 16. Alfred ging hinein und erkundigte sich nach dem Sachwalter. Er sei ausgegangen, sagte man ihm.

Brennend vor Verlangen, endlich einmal einen Haupttreffer zu ziehen, kehrte er schnell nach Hause zurück, um seinen Freund von seinem gefaßten Entschluß zu benachrichtigen. Aber da trat ihm der Kammerdiener Starozza entgegen und meldete, sein Herr sei so eben hier gewesen und habe die Nachricht für den Herrn Baron hinterlassen, er sei von einem Freunde zu Tisch geladen und werde erst spät Abends nach Hause kommen.

Alfred speiste also allein. Er wußte nicht, was er aß und trank, der Kopf schwindelte ihm vor Entzücken. Als er gegessen und reichlich getrunken, fühlte er sich außerordentlich ermüdet, und das war kein Wunder, denn nach der eben erst überstandenen Krankheit war er noch innerlich schwach, und geistige Aufregungen sowohl, wie leibliche Anstrengungen ermüdeten ihn sehr leicht. Er legte sich auf sein Sopha und schlief ein. Er schlief fest. Es dunkelte schon, als ihn sein Diener weckte und meldete, daß ein Herr ihn zu sprechen verlange. Sich die Augen reibend und auf das Vorliegende besinnend, erhob er sich. Ein Mann trat ein und fragte, ob er die Ehre habe, den Herrn Baron von Brandau vor sich zu sehen?« –

»Der bin ich, was wünschen Sie?«

»Ich bin der Gerichtsactuar und der Geschäftsträger des Herrn Justizraths. Wir haben gehört, Sie seien heute Morgen in der ...straße No. 118 gewesen, um sich das

Haus anzusehen, welches zum Verkaufe steht. Der Herr Justizrath, der es sich zur Ehre schätzt, mit Ihnen in Verbindung zu treten, schickt mich, Sie um Ihre Wünsche zu fragen. Der Kauf, wenn Sie darauf reflectiren, muß rasch abgeschlossen werden, da zu morgen zwei oder drei anderweitige Käufer angesagt sind.«

Der Baron rieb sich die Hände vor Freude. »Gedulden Sie sich einen Augenblick,« sagte er, »ich gehe gleich mit Ihnen.«

In wenigen Minuten befanden sie sich auf der Straße. Da fiel dem Baron plötzlich ein, daß er das Geld nicht habe und daß der Graf ausgegangen sei. Einigermaßen verlegen kehrte er in das Haus zurück, nachdem er den Fremden gebeten hatte, einige Augenblicke auf ihn zu warten. Unterdessen war die Dämmerung eingetreten, denn es war schon acht Uhr Abends vorüber. Oben an der Treppe angekommen, schellte der Baron heftig. Sogleich erschien der Kammerdiener des Grafen.

»Weißt Du nicht,« sagte er, »wo der Graf zu finden ist? Ich muß ihn sprechen.«

»Nein, ich weiß es nicht, gnädiger Herr. Aber mir fällt so eben ein, was ich vorher vergessen hatte, Ihnen zu sagen, daß mir, während Sie schliefen, der Herr Graf einen Brief geschickt hat, der an Sie adressirt ist, und zugleich befohlen hat, Ihnen sein Cabinet zu öffnen und zu thun, was in jenem Briefe steht.«

Alfred erbrach den Brief, fand einen Schlüssel darin und die Worte: »Für den Fall, daß Du Dein Geld gebrauchst, nimm es Dir aus dem Schranke. Starozza weiß,

wie er geöffnet wird. Ich werde erst sehr spät nach Hause kommen. Auf Wiedersehen! Dein Zaretta.«

Alfred las diese Zeilen laut vor und der Kammerdiener begriff sogleich. Ohne ein Wort zu sagen, schloß er das Cabinet auf und leuchtete hinein. Alfred, obgleich er schon lange neugierig war, das Innere dieses Zimmers zu erkunden, nahm sich jetzt nicht die Zeit, sich darin umzublicken. Seine Finger zitterten vor Verlangen, das Geld wieder zu halten; das war für jetzt der einzige Trieb, der seine Seele erfüllte. Der Kammerdiener öffnete den Schrank und Alfred sah die Papiere sogleich in seinem Fache liegen. Er ergriff sie, zählte die einzelnen Scheine rasch und fand sie in Ordnung. Sie zusammenfalten und in die Tasche stecken, war das Werk eines Augenblicks. Dann knöpfte er seinen Rock bis unter das Kinn zu und suchte den Herrn auf der Straße wieder auf, der ruhig auf- und abgehend wartete. Eiligen Schrittes begaben sich jetzt Beide nach dem Hause des Justizrathes. Alfred wollte an die Thür pochen, wo er am Morgen nach demselben gefragt hatte.

»Um Entschuldigung,« sagte der Gerichtsactuar – »hier wohnt die Gattin des Herrn Rathes. Er selbst wohnt eine Treppe höher.«

»Wohlan denn, so führen Sie mich.«

Der Actuar sprang die Treppe etwas eilfertig hinauf, Alfred folgte ihm auf dem Fuße. Bald standen sie vor einem Zimmer, in dem sie einen alten Herrn husten hörten. »Er ist zu Hause,« sagte der Actuar, nachdem er einen Augenblick an der Thür gehorcht hatte. Man klopfte. Auf

den Hereinruf traten sie in's Zimmer und der Baron fand sich in einem mit staubigen Acten erfüllten Gemache einem bejahrten Herrn gegenüber, der einen großen Augenschirm vorhatte und ämsig arbeitete. Alfred stellte sich eilig vor und sprach sofort den Grund seines Erscheinens aus. –

»Ich habe die Ehre, Sie schon zu kennen,« sagte sehr verbindlich der Justizrath. »Sie haben das Haus No. 118 in der . . . straße besichtigt?«

»Ja, und ich wünsche es zu kaufen.«

»Es sind schon viele Liebhaber hier gewesen, die eifrig danach trachten.«

»Ich glaube es wohl, allein ich hoffe der Glückliche zu sein, der es kauft.«

»Das sollte mir lieb sein. Auch steht dem Handel nichts im Wege, wenn Sie sich für genügend unterrichtet erklären.«

»Ich bin vollkommen davon unterrichtet.«

»Sehr wohl, Sie machen ein *gutes* Geschäft. Die Anzahlung ist gering, aber der Verkäufer ist reich und wünscht einen anständigen Nachfolger in seinem Besitze zu haben. Das sind Sie nun freilich.«

Der Baron brummte etwas vor sich hin, was wahrscheinlich seine Uebereinstimmung mit diesem Gedanken ausdrücken sollte.

»Sie haben die Acten darüber gelesen?«

»Ich kenne sie auswendig.«

»Sind Sie zur Anzahlung entschlossen?«

»Auf der Stelle – hier ist das Geld.«

»So setzen Sie sich einen Augenblick. Ich will Ihren Namen und Stand in den schon geschriebenen Kaufcontract eintragen. Die Eintragung in das Hypothekenbuch, welches auf dem Magistrats-Büreau liegt, geschieht morgen Nachmittag drei Uhr. Verfehlen Sie nicht, sich daselbst einzufinden.«

Der Justizrath nahm einen Stempelbogen, trug Namen und Stand des Barons und die Kaufsumme ein, schrieb seinen Namen darunter, drückte sein Amtssiegel nebenbei und bat den Baron, ein Gleiches zu thun. Dieser schrieb mit einer wahren Gier seinen Namen und siegelte dann sein Wappen, welches in einen Ring gravirt war, darunter. So schnell war ihm noch nie etwas aus der Feder geflossen. Der Gerichtsactuar ward nun aufgefordert, als Zeuge ebenfalls seinen Namen darunter zu setzen. Auch das war bald geschehen. Das Geld wanderte jetzt aus den Händen des Barons in die des Justizrathes. Dieser nahm die Scheine vor, zählte sie, besichtigte sie genau und sagte dann:

»Ah, Scheitler hat sie zuletzt gehabt! Das ist ein gutes Haus! –«

»Ja wohl.«

»Mein Herr Baron, Sie sind jetzt Besitzer des Hauses No. 118 in der . . . straße. Ich gratulire Ihnen.«

»Mein Herr Justizrath, ich danke Ihnen sehr und hoffe bald die Ehre zu haben, Sie in meinem neuen Hause zu bewirthen.«

»Sie sind sehr gütig; ich werde dieser ehrenvollen Einladung von ganzem Herzen gern Folge leisten.«

Der Herr Baron ließ sich herab, dem alten halbblinden Justizrathe die Hand zu reichen. Dieser ergriff sie nach Art formeller Menschen sehr zart. Alfred bemerkte deutlich, wie sie stark zitterte, wahrscheinlich aus Altersschwäche.

»Eine Actenruine!« dachte er bei sich, als er die Treppe hinunterging, wiederholt seinen Stempelbogen in der Brusttasche befühlend. »Gott sei Dank, daß ich kein Gelehrter geworden bin. Aber ach! wie herrlich ist das Gefühl, ein gemachter Mann und Grundstücksbesitzer zu sein. Die ganze Welt lacht mich an, der Himmel wölbt sich freundlicher über mir und da – da blickt ein neidischer Stern schon auf mich Glücklichen nieder. O, wie wird sich der Alte freuen, daß ich die Erbschaft so bald und so gut untergebracht habe, und was für Augen wird Georg machen!«

Frohlockend verfolgte der unglückliche Mann in unseliger Verblendung seinen Weg. Er wußte nicht, wohin und zu welchem Zwecke er vorwärts schritt. Wie ein Bewußtloser schlenderte er durch die belebten Straßen der Residenz. Plötzlich fühlte er einen peinlichen Durst. Er trat in ein Weinhaus und forderte eine Flasche Champagner. Hastig trank er sie aus und lief dann nach Hause. Dasselbst angekommen, fragte er lallend nach dem Grafen. Er war noch nicht zu Hause. Alfred begab sich daher sogleich in sein Zimmer, wo er sich zum Schlafen entkleiden ließ, denn er war zum Umfallen müde. Die verschiedenen Gemüthsbewegungen während des Tages, der rasch getrunkene Wein, das ungewohnte weite Gehen

hatten ihn erschöpft. Seinen Stempelbogen, der ihn als Hausbesitzer qualificirte, unter sein Kopfkissen legend, warf er sich auf das weiche Bett, in welches er die Acten mitgenommen hatte, die ihn zu dem Hause verholfen hatten. Während er noch darin blätterte, überfiel ihn der Schlaf. Die Lampe brannte ruhig fort, die Papiere glitten ihm aus den Händen und er schlief ein.



Als der in seinen Träumen so glückliche Hausbesitzer am nächsten Morgen erwachte, schien keine Sonne in sein Fenster. Es regnete in Strömen und ein für die Jahreszeit beinahe eisiger Wind fegte durch die Straßen. Auch der Baron fühlte sich unwohl, hatte Kopfschmerz und sein Puls jagte fieberisch. Durch seinen Diener ließ er den Grafen bitten, zu ihm zu kommen, vernahm aber von diesem, daß derselbe bereits ausgegangen sei, um seine Geschäfte zu ordnen. Bei dieser Nachricht fühlte sich Alfred, er wußte nicht warum, noch unbehaglicher. Gleichgültig trank er eine Tasse heißen Kaffee und ließ sich dabei ankleiden. Der Regen hatte unterdessen aufgehört, nur der Wind wehte noch heftig. Der Patient glaubte, die frische Luft werde ihm wohlthun und er beschloß, eine Spazierfahrt nach No. 118 in der . . . straße zu unternehmen, um sich an dem Anblick seines neuen Eigenthums zu erfrischen. Er beauftragte seinen Diener, den Wagen

des Grafen anspannen zu lassen, denn den seinigen hatte er bereits sammt den Pferden, nach seinen ersten harten Einbußen schleunigst verhandelt. Aber in außerordentliches Erstaunen ward er versetzt, als ihm der Diener meldete, daß der Herr Graf heute Morgen nach Tagesanbruch seine ganze Equipage verkauft habe, da er in den nächsten Tagen schon abzureisen gedenke.

»So hole mir einen Miethwagen!« befahl er in seinem alten groben Tone.

Zwei Minuten darauf stand der Wagen vor der Thür und der Baron, eilig hinabschreitend, rief dem Kutscher zu, ihn nach No. 118 in der ...straße zu fahren. Bald darauf hielt der Wagen. Alfred stieg langsam aus, ließ einen befriedigten Blick über die glänzende Fensterreihe des Hauses laufen und trat bei dem Thorwart ein. Aber nicht der kleine Mann von gestern, sondern ein anderer stand an dem niedrigen Fenster, ein großer hagerer Mann, offenbar ein alter gedienter Militair.

»Ist der Portier nicht zu Hause?« fragte der Baron.

»Ich bin es selber, mein Herr.«

Der Baron stand wie verblüfft auf dem Hausflur. »Gestern war ein anderer hier,« stotterte er.

»Ja, das ist wahr. Ich war zur Kindtaufe bei meiner Tochter, und ein Lohnbedienter hat unterdessen meinen Posten versehen.«

»So!« sagte der Baron, dem der Schweiß, er wußte nicht warum, von der Stirn rieselte. »Wissen Sie schon, das dies Haus verkauft ist?« fragte er, ganz unbewußt sich so weit herablassend.

»Ja, gestern, ich habe es gehört.«

Der Baron athmete auf. »Sie sehen seinen jetzigen Besitzer vor sich, sagte er freudig. Der alte Soldat riß die Augen weit auf und glaubte, der vornehm aussehende Herr sei ein aus einem Irrenhause entsprungener Kranker. »Sie?« stammelte er. »Ei! Sind Sie vielleicht der Sohn des Restaurateurs auf dem Hofe – denn er hat es gekauft, so viel ich weiß.«

Alfred war wie vom Schlage gerührt. Kaum konnte er sich auf den Füßen halten; er lehnte sich an die Wand, denn ihm ging, wie eine Art innerer Vision, eine schreckliche Ahnung auf. Der Portier kam aus seiner unterirdischen Kammer herauf und unterstützte den Kranken, für den er jetzt mehr denn je den Baron hielt. Dieser faßte sich plötzlich, riß sich von dem Manne los und sprang in seinen Wagen zurück, den er hatte warten lassen. Kaum besaß er so viel Kraft, dem Kutscher des Justizraths Wohnung zu nennen, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen. Keuchend fiel er in den Grund des Wagens zurück und zerdrückte seinen Hut, den er abgenommen hatte, in seinen sich krampfhaft auf und zu bewegendenden Händen. Zweimal mußte ihm der Kutscher zurufen, daß er vor dem bezeichneten Hause sei. Der Baron kletterte mit Mühe aus dem Wagen, der wiederum halten blieb, weil er nicht bezahlt worden war. Der Baron eilte die Stufen hinauf, keuchend, athemlos, seine Schläfe laut klopfen fühlend. Er klingelte an der Thür, wo das Schild des Justizrathes hing. Ein unbekannter, noch ziemlich junger

Mann öffnete die Thür, trat aber erstaunt zurück, als er den seltsamen Besuch sah.

»Wohnt hier der Justizrath . . . ?« lautete die kaum verständliche Frage dieses Besuches.

»Ich bin es selber, mein Herr!«

»Sie?« kreischte der Betrogene und fiel bewußtlos auf einen Stuhl.

Mit wenigen Worten war der unerhörte Betrug aufgeklärt, nachdem der junge Herr sich wieder so weit erholt hatte, um hören und verstehen zu können, was ihm gesagt wurde. – Man hatte den armen Baron zu einem erkaufte Bösewicht geführt, der, wie es sich jetzt erwies, seit dem vorigen Abend aus dem Hause verschwunden war. Der wirkliche Justizrath, die Sache sogleich zu der seinigen machend, versprach ohne Verzug sich zu dem Staatsanwalt zu begeben und den Behörden den Schelmenstreich anzuzeigen. Er wollte so eben den ihm fremden Baron nach seinem Namen und Wohnung fragen, als derselbe die Treppe hinunterstürzte, in seinen Wagen sprang und sich nach seinem Hause fahren ließ – eine neue durch seine Verzweiflung herbeigeführte Uebereilung, die dem Hauptverbrecher eine längere Frist gab, seinen Raub in Sicherheit zu bringen und sich mit aller Ruhe auf seine längst berechnete Flucht vorzubereiten. Erst drei Tage später gelang es den Behörden, dem eben so schlaue eingefädelten wie ausgeführten Betrage auf die

richtige Spur zu kommen. In diesen drei Tagen aber sollte sich noch viel ereignen, was wir dem Leser in ruhiger Abwicklung vortragen werden.

Alfred von Brandau kam an Leib und Seele zerschmettert nach Hause. Sein Diener mußte ihn in sein Bett tragen. Der Graf war noch nicht wieder zurückgekehrt und Niemand wußte, was dem Baron geschehen war. Doch holte man einen Arzt, der in sein Leben eingeweiht war und seinen nervösen Zustand aus Erfahrung kannte. Dieser Arzt war es auch, der einige Tage später, als er selbst hinter das Begebniß kam, die Behörden auf die richtige Spur leitete.

Alfred blieb den Tag über im Bette. Als er so ruhig dalag, tagte in ihm allmählig das Bewußtsein und klärte sich die Einsicht in seine Lage auf. Aber merkwürdig genug, er durchschaute nicht, wie wir, die Quelle und den Ursprung dieses letzten und größten Betruges, im Gegentheil, er klagte sich selber, seine leidenschaftliche Hast, seine Geldgier und Unwissenheit als den einzigen Urheber seines Leidens an, denn sein Freund, der Graf Zaretta, war es ja selbst gewesen, der ihn von dem Kaufe abgerathen, er war es ja am Ende allein, den man hatte betrügen wollen. Daß dies so war, glaubte er sogar noch mehrere Tage später, selbst nachdem man ihm erklärt hatte, daß die Verkaufsacten des Hauses sämmtlich gefälscht, die Siegelabdrücke des Magistrats ungemein künstlich nachgemacht und die Unterschriften der fingirten Zeugen von Leuten entnommen waren, die wohl in

der Residenz existirten, aber von der ganzen Angelegenheit keine Ahnung hatten.

Es war Abends zehn Uhr. Der von so unsäglichem Unheil Betroffene lag halb schlummernd in seinem Bette und sein Diener saß bei ihm, um die beruhigenden Pulver, die der Arzt verordnet, von Zeit zu Zeit seinem Herrn zu reichen, als plötzlich die Thür des Krankenzimmers aufgerissen wurde und der Graf mit Ungestüm, laut schreiend und wehklagend hereinstürzte. Er war so eben erst nach Hause gekommen, hatte von seinem Kammerdiener die Vorfälle des Tages vernommen, die der Baron Starozza in seinem Schmerze mitgetheilt, und war nun trostlos, seinen Freund, seinen innigst geliebten Freund, in so bedauernswerther Lage zu finden. Und in der That, er spielte seine Rolle vortrefflich, so daß man ihn auch in der Schauspielerkunst für einen Meister haten mußte, denn er warf sich weinend dem Baron in die Arme, kniete vor seinem Bette, küßte und herzte ihn, um endlich gegen sich selbst zu wüthen, indem er es sich nicht verzeihen könne, wie er sagte, an einem so wichtigen Tage von seiner Seite gegangen zu sein, ihm nicht noch dringender von dem Verkauf abgerathen und ihm überhaupt das niederträchtige falsche Actenstück nur gezeigt zu haben.

»Ich bitte Dich,« rief der Baron, der durch alle diese wohlberechneten Selbstanklagen beinahe gerührt wurde,

»betrübe Dich nicht so sehr, bester Freund, beruhige Dich vielmehr, wie ich es auch schon bin, denn was kann man gegen einen solchen Schlag des Schicksals thun, als ruhig und ergeben dulden!«

»O mein Gott, Du armer Getäuschter, wie gefaßt und muthig Du bist! Das ist ein neuer Beweis Deiner großen und edlen Seele. Mich packt nur immer wieder der unselige Gedanke; daß Du mich für den Urheber dieses Unglücks halten könntest; da Du aus meinen Händen die ohne Zweifel gefälschten Acten erhalten hast.«

»O nein, mein Freund, nie wird das meine Ansicht sein. Ich habe sie Dir ja abgefordert, denn Du hast sie mir nicht ausliefern wollen und mißriethest mir sogar das ganze Geschäft – ja, ja, so ist es, nein, ich, ich allein bin der Schuldige, der allzu rasch Entschlossene, warum erwartete ich nicht Deine Rückkehr, auf daß Du mit mir handeltest und mich mit Deinem Rathe unterstütztest?«

»Ich hätte nicht mit Dir gemeinschaftlich gehandelt, Gott bewahre! Ich hatte einen unüberwindlichen, fast instinctartigen Widerwillen gegen diesen Hauskauf, und der niederträchtige Mensch, der mich zuerst auf den Gedanken dazu gebracht, gefiel mir gleich nicht besonders. Daß Du die Sache aber von der Seite betrachtetest, gereicht mir zum größten Trost auf lange Zeit.«

»Ach ja,« sagte der Baron nach einer Pause, die er allein mit Seufzern ausgefüllt. »So ist es. Aber was fange ich nun an, wer hilft mir aus meiner jetzigen jammervollen Lage? Ich bin ein Bettler – habe Schulden, mehr, viel mehr als ich sollte, denn selbst die verkauften Pferde und

Wagen habe ich nicht bezahlt, sie waren auf Credit und um so theurer erkaufte – wer bezahlt die und wovon lebe ich?»

»Wovon Du lebst?« fragte der Graf mit zärtlicher Hingebung, die ersten Fragen wohlweislich überhörend. »So lange ich bei Dir bin – freilich lange ist das nicht mehr – so lange hast Du Alles, was Du bedarfst. Und wenn ich fort bin – ja dann –«

»Das ist es eben – wer hilft mir dann?«

Der Graf that, als ob er sich eine Weile ernstlich auf einen klugen Gedanken besinne. »Höre 'mal,« sagte er dann, »in so bedeutenden Lebensmomenten, wie die sind, in denen Du Dich jetzt befindest, muß man sich stets, wenn man Etwas erreichen will, was zum Leben unerläßlich ist, an die rechte Quelle wenden. Und das ist – gerade heraus gesagt – Dein Vater. Er *muß* helfen, denn er ist reich. Erzähle ihm, schreibe ihm mit einigen rührenden Worten Dein Unglück –«

»Nicht ein Wort!« unterbrach ihn auffahrend der Baron. »Du kennst meinen Vater nicht, wie ich ihn kenne. Er würde mich mit Füßen von sich stoßen, daß ich so dumm, so leichtgläubig, und vor allen Dingen, daß ich so habgierig war, nicht mit dem schönen Erbtheil zufrieden zu sein, was er mir gab. O Gott! und er hätte ein Recht dazu.«

»Nein, das hätte er nicht, wie ich die Sache ansehe. Er ist Dein Vater, Du bist sein Sohn; er ist als solcher sogar verpflichtet, Dir zu helfen. Wenn nun Dein Geld Dir

von einem Diebe gestohlen, wenn es in's Wasser gefallen, verbrannt wäre – würde er Dir dann nicht beispringen?«

»Nein, er würde mir den Rath geben, die Folgen meines Leichtsinns, Dergleichen verlieren, stehlen oder verbrennen lassen zu können, zu ertragen und mir nicht hundert Thaler schenken.«

»So! Das wäre mein Mann! Den sollte ich zum Vater haben! Das ist ja ein Tyrann! Den würde ich zwingen, mir zu helfen.«

»Bah! Womit kannst Du einen solchen Mann zwingen, mir zu helfen?«

»Ach, lieber Gott, nichts ist leichter als das. Stelle einen Wechsel auf ihn aus, und wenn die Summe für einmal zu hoch ist, zwei, drei Wechsel, in verschiedenen Fristen zahlbar. Die werden dem ersten besten Bankier präsentiert, der Deinen Vater kennt, der giebt sie dem Bankier Deines Vaters, und der berechnet das Geld nach Bequemlichkeit mit ihm zu seiner Zeit. Hülfe mußt Du haben, verhungern kannst Du doch nicht – und das ist die einzige Hülfe, die ich vor Augen sehe.«

»Wechsel?« lallte der Baron und schöpfte schon wieder neue Hoffnung. »Wird er sie denn zahlen, wenn sie fällig sind?«

»Das ist gar keine Frage. Er *muß*! Er wird doch die Schmach nicht auf sich nehmen, die Wechsel seines unglücklichen Sohnes – in der bittersten Krisis seines Lebens ausgestellt – zurückzuweisen! Ei, darin ist gar kein Zweifel möglich. So, um keinen Makel auf seinem Namen, seiner Familie haften zu lassen, wird er zahlen. Und

dann, überlege Dir's doch – der Wechsel kommt erst nach Monaten in seine Hände, zu seiner Kenntniß, so lange läuft er; Du kennst ja die Praxis, ich habe sie Dir wenigstens oft genug auseinander gesetzt. Bis dahin nun ist er von allen Vorfällen durch das Gerücht, durchn Dich selbst benachrichtigt, besänftigt und Du bist mit ihm längst versöhnt, wohnst bei ihm – dann greift er, wenn er nichts anderes Baares hat, das flüssige Vermögen Deines verschollenen Bruders an – denn das hat er ja noch aufbewahrt, – wie Du mir erzählt hast. Nicht wahr?«

»Ha! Du giebst mir das Leben wieder. Es ist ja wahr! O, welch ein Trost bist Du mir, theurer Zaretta! Mein einziger Freund! Ach, beklage, aber liebe mich, denn das ist jetzt das einzige Bedürfniß meines Herzens!«

»Ich habe es Dir schon oft bewiesen, daß ich Dich liebe, und werde es Dir noch ferner beweisen. Sieh, hier ist ein kostbarer Stein, den verkaufe, wenn ich abgereist bin. Er ist leicht seine 6–800 Thaler werth. Davon kannst Du eine Zeitlang leben. Sodann aber will ich Dir gleich ein paar Wechselformulare holen – wieviel willst Du, zwei oder drei?«

»Hole drei, man kann nicht wissen, wieviel man gebraucht.« –

Der Graf sprang behende aus dem Zimmer. In einigen Augenblicken war er wieder da, hatte eine Feder in die Tinte getaucht und reichte die Wechselformulare dem im Bette Liegenden auf einer Unterlage dar.

»Wie hoch soll ich jeden Wechsel ausstellen?«

»So hoch Du willst – das kommt ja allein auf Dein Bedürfniß an,« sagte der Graf, mit hochklopfendem Herzen lauschend.«

»So werde ich jeden auf 500 Thaler ausstellen?«

»Das ist freilich etwas wenig in Anbetracht Deiner Lage, allein für den Augenblick genügt es. Bis das Geld ausgegeben, bist Du ja mit ihm versöhnt –«

»Und welche Fristen soll ich bestimmen?«

»O – vier, acht und zwölf Wochen, es ist Zeit genug.«

Der Baron hatte die Wechsel geschrieben. Der Graf nahm sie, überlas jeden einzelnen genau und sagte dann: »Willst Du sie mir anvertrauen? Morgen Abend, spätestens übermorgen früh vor meiner Abreise hoffe ich sie für Dich umgesetzt zu haben.«

»Ja, ja, setze sie um, sobald wie möglich – Dir vertraue ich jetzt mein Leben an – Du hast mich vom Untergang gerettet.« –

Der Graf drückte ihm gerührt die Hand, sagte ihm gute Nacht und ging leise davon, die Wechsel des abermals geprellten Barons mit sich fortnehmend, wie er schon so Vieles von ihm fortgenommen hatte.

SIEBENTES KAPITEL. EIN MODERNER LEBEMANN.

Von dem älteren Sohne des Barons von Brandau müssen wir uns jetzt zu dem jüngeren wenden, um auch dessen Schicksal bis zu dem Punkte zu verfolgen, zu welchem wir am Ende des vorigen Kapitels gelangt sind;

denn die Zeit und Umstände genau berechnende Schlaueheit in dem teuflischen Plane des Grafen Zaretta, die Verhältnisse beider Edelleute zu untergraben sie zu Grunde zu richten und aus den Splittern ihres Vermögens sich ein eigenes zusammenzufügen, hatte Alles so geschickt eingefädelt und so glücklich zu Ende gebracht, daß der Ruin des Einen zugleich mit dem des Anderen zusammenfiel.

Georg von Brandau hatte, wie wir schon aus einem früheren Briefe an seinen Vater ersahen, nicht viel Umgang mit seinem Bruder; ihre Lebensansichten wichen wesentlich von einander ab, ihre Neigungen führten sie nur selten zusammen und ihre Vergnügungen mit anderen, ihnen gleichgesinnten Menschen suchten und fanden sie in ganz von einander gesonderten Kreisen. Nur zufällig trafen sie sich bisweilen hie und da, oder höchstens in wichtigen Momenten, wie wir bei jener Erbschaftsangelegenheit gesehen haben, wurden sie durch den Willen ihres Vaters vorübergehend zusammengeführt.

Wie im Aeußeren ganz und gar von einander verschiedenen, zeigten sie auch, wie gesagt, in ihrer Lebensweise, ihren Geistesrichtungen, ihrem inneren Bedürfniß keine Uebereinstimmung. Alfred war ein habsüchtiger, geiziger, allein nach zunehmendem Besitz strebender Mensch, der nur dann einem übermäßigen Lebensgenusse sich ergab, wenn er künstlich dazu angeregt wurde oder eines besondern Stachels, seiner innerlich gährenden Leidenschaft das Gegengewicht zu halten, bedurfte. Dabei war er düster, schwer, zum einsamen Grübeln geneigt, ein Feind alles leichten Verkehrs. Georg dagegen war ein

lebenslustiger, warmblütiger, leichtsinniger Mensch, dessen Ziel und Zweck allein seine Unterhaltung, der Genuß des Lebens nach allen Richtungen und in allen Graden war; und ein solcher Mensch lebt nicht gern für sich, er bedarf eines lebhaften geselligen Umgangs. Außerdem war er Offizier und aus diesem Grunde allein schon in einen abgesonderten, aber dadurch nicht solideren Kreis versetzt. Leichtsinnig war er von jeher schon gewesen, schon als Knabe, als Fähnrich, als Offizier bei der Infanterie. Auf einen bei Weitem höheren Grad aber stieg dieser Leichtsinn, als er, von seiner Eitelkeit und seinem Stolze getrieben, ein Husar wurde, denn nun gerieth er mit reicheren, sich vornehmer geberdenden und lebenslustigeren Kameraden in Verbindung. Sein Umgangskreis erweiterte sich, sein nach äußerem Prunk und Glanz dürstendes Herz bekam eine stoffreichere Nahrung, seine abenteuerlichen Pläne wurden durch die Sucht der Nacheiferung bis auf eine schwindelnde Höhe geschraubt. Wie er in diesem Verhältnisse bis zu dem Augenblick lebte, wo er seines Vaters Gut besuchte, sich Geld und ein Pferd holte, um seiner neuen Stellung Ehre zu machen, wissen wir im Allgemeinen; daß er schon damals Mitglied jenes neu geschaffenen Adelsbundes, des sogenannten Jagdclubs war, ist uns ebenfalls bekannt. Von diesem Zeitpunkt an aber müssen wir ihn näher in's Auge fassen, denn allmählig begann er jetzt der Katastrophe entgegenzuschreiten, deren Entwicklung uns gegenwärtig beschäftigen wird.

Der eitele, ahnenstolze junge Mann glaubte, mit dem Eintritt in jenen schon im Allgemeinen bezeichneten

Kreis junger abenteuerlicher, dem Nichtsthun und den Lebensfreuden sich ausschließlich ergebener Leute die glänzendste Stufe seines Lebens erstiegen, den Culminationspunct seines Erdendaseins erreicht zu haben. Von nun an gab er sich schrankenlos den Eingebungen seiner Leidenschaften, seines Stolzes und seiner Ehrsucht hin. Ob er genügend mit äußeren Mitteln und Kräften begabt war, diesen Glanzpunct ehrenvoll zu behaupten, – das zu überlegen war seine Sache nicht, denn Ueberlegung, Nachdenken, vernünftige Besonnenheit waren keine Gaben, welche die Natur dem verhätschelten Junker des Barons Brandau verliehen hatte. Wie weit diese Mittel reichten, wie lange das lustige Leben dauern könne, das bedachte der junge Cavalier nicht, das lag nicht in seiner Sorge; Sorge überhaupt kannte und machte er sich nicht, die überließ er seinem Vater und anderen Leuten, die Zeit und Neigung dazu hatten, über das menschliche Leben nachzudenken, was er eine spießbürgerliche, hypochondrische, philiströse Laune und Gesinnung nannte. Mit flüchtigster Eilfertigkeit seinen leichten und angenehmen Dienst zu verrichten, dann dem vollen Gebraus des Lebens sich hinzugeben, ohne weder den Wind zu beobachten, wohin er trieb, noch die Wellen, woher sie kamen, das war seine alleinige Aufgabe, das sein alltäglicher Lebenszweck. Ob dieser Wind nun bald sehr heftig blies, diese Wogen bald sehr hoch gingen – das verschlug ihm nichts, im Gegentheil, das unterhielt ihn, das

gewährte Abwechslung, das gebar nie dagewesene Szenen, und ein Mensch der täglichen, wo möglich stündlichen Abwechslung und Neuheit im Genießen war Georg von Brandau durch und durch.

In allen diesen Nichtigkeiten bestärkte ihn die himmel-schreiende Gewohnheit des Tages, die Sitte seiner Gefährten, das Lebensziel aller Derer, die mit ihm in gleichen Verhältnissen sich befanden. Diniren, soupiren, auf das Leckerste, trinken, bis man nicht mehr stehen konnte, reiten, bis die kostbarsten Pferde zu Schanden geritten waren, wetten, bis kein Mensch mehr einen Groschen Geld in der Tasche hatte, spielen, so lange irgend ein Credit vorhielt, und zuletzt auf Ehrenwort spielen und Wechsel ausstellen – so war das herrliche gentile Leben beschaffen, welches damals die jungen Leute führten, mit denen Georg ein Herz und eine Seele war. Verfolgen wir dies ungebundene und freche Leben nicht bis in's Einzelne. Dergleichen Szenen sind – sogar in öffentlichen Blättern – zu oft geschildert, um sie dem gesitteten Leser in ihren widerwärtigen Details noch einmal vor Augen führen zu dürfen. Die Pariser Sitten, durch schlüpfrige Lectüre, einzelne Reisende und das tausendzüngige Gerücht sich wie eine epidemische Krankheit verbreitend, waren auf deutschen Boden verpflanzt, aber dadurch eben keine Pariser Sitten mehr geblieben, sie waren in eine barbarische Vergeudung aller physischen und geistigen Kräfte

ausgeartet, denen die Zähigkeit des französischen Characters und Körpers, die elastische Fügbarkeit in alle äußeren Verhältnisse und endlich auch die überschwänglichen Mittel der dort so reich begüterten Familien fehlten. Das Resultat dieser Lebensart war allerdings dort wie hier dasselbe, nämlich der Ruin der jungen Leute, die aller ehrbaren Leitung entbehrten, nur dem eigenen leidenschaftlichen Triebe nach Belustigung, Lebensgenuß in allen Formen und Gestalten, und der Befriedigung ihrer zum Unnatürlichen gesteigerten Genußsucht fröhnten. In Paris mag Dergleichen geschehen, Paris ist eine Welt für sich, der Einzelne verschwindet im großen Ganzen, die Welle verschlingt ihn und unbeweint modern seine Gebeine auf dem Grunde des unermeßlichen und alle Tage sich neu gebärenden Lebensmeeres. Hier aber, in der gutmüthigen kleineren deutschen Stadt war das nicht so, war das etwas ganz Anderes. Ein im allgemeinen Ganzen theilnehmendes und mannigfach dabei betheiligt Publicum nahm sehr bald Act von dem übertriebenen Luxus der Abenteurer; man fand es ganz natürlich, zu fragen: wohin wird dieser Uebermuth führen, zu welchem Ende werden diese jungen Leute gelangen? Daher war ein Treiben, welches die allgemeine Sitte beleidigte, bald Stadtgespräch; die höchsten Personen wurden darauf aufmerksam, und da es ihnen nicht gleichgültig war, was man von den Söhnen ihres Adels sprach, so mußte dem blindlings fortstürzenden Unheil Einhalt geschehen, was auch plötzlich geschah, wie schon in jenem Briefe des Bankiers angedeutet worden ist.

Wie viele Familien sind durch das, nicht verbrecherische, wohl aber namenlos leichtsinnige Leben dieser jungen Thoren an Namen und Ehre, an Geld und Gut schon beschädigt worden, wie viele Thränen im Stillen geflossen, wie viele Seufzer ungehört ausgestoßen. Ohne alle regelmäßige, Körper und Geist gleichmäßig anstrengende Thätigkeit, ohne Rast von einem Vergnügen, einer Ausschweifung zur anderen taumelnd, ohne innere Befriedigung nur äußeren zufälligen und nach allen Richtungen schweifenden Anreizen folgend, vergessen sie alles Erhabene, Edle, Heilige auf der Welt und fallen allein den dämonisch verlockenden Leidenschaften des sündigen Menschen anheim. Kein Nachdenken, keine Arbeit, keine Anstrengung setzt ihre Seele in das verlorene Gleichgewicht zurück, nur Lust, Vergnügen, Genuß suchend, zerrütten sie vor der Zeit ihre moralischen Fähigkeiten mit ihren leiblichen Kräften, und allein die sinnlichen Triebe feiern ihren diabolischen Triumph, indem sie jubelnd und lachend dem dunkelen Ende zustürzen, wo nur das Elend mit grinsender Lippe in traurigster Gestalt sie erwartet.

Ist es denn wunderbar, wenn nach einem solchen, in ununterbrochenem Rausche fortschwelgenden Leben das plötzliche Erwachen, wenn es einmal erfolgt, ein schreckliches ist? Wenn die Reue, so viel an Kraft, Zeit und Mitteln verloren und nichts, gar nichts dafür gewonnen, Alles zerstört und nichts gerettet zu haben, das harmonische Gleichgewicht des Organismus, der aus Leib und Seele besteht, vor der Zeit zerstört? Aber dies Erwachen,

dies Bereuen findet bei Vielen gar nicht einmal statt. In kopflosem Taumel von Niederlage zu Niederlage sinkend, den eklen Rausch des übersättigten Genusses nur von einem Tage zum andern verschlafend, stürzen sie wie ein blindes, wüthend gewordenes Roß dahin, dem Schöpfer und ihren physischen Kräften es überlassend, wann und wo sie zusammenbrechen, erliegen und ruhmlos verenden werden.

Ein solches Leben ist mit der Wirkung einer Lawine zu vergleichen, die vom himmelhohen Felsen zur Erde herabrollt, immer größer anschwillt, immer verderbenvoller an Umfang und Gewalt wird und am Ende Alles zertrümmert und zerbricht, was ihr in den Weg tritt. Wie es Lawinen in der äußeren Welt, in den Regionen der felsigen Bergriesen giebt, so giebt es auch in den Windungen und Schluchten des Menschenlebens und Herzens vom Himmel zur Erde herabrollende Lawinen. Granweise beginnt der abstürzende Verfall der erlahmten Seele, aber mehr und mehr schwillt er an, bis er, centnerschwer und riesengroß geworden, das Herz erdrückt und das darin wohnende Gefühl erstickt, den Geist aber, der über Allem waltet, schwächt und zerstört, bis er anfangs in theilweiser, endlich aber in allgemeiner Lähmung dahinsinkt.

Im Kleinen wie im Großen sehen wir Dergleichen in der heutigen socialen Welt vorgehen. Glücklich noch Derjenige, der, vom inneren Wurme durchfressen, nur an seinem Leibe Schaden leidet und langsam verdorrt, dessen physische Kräfte eher erbleichen als seine geistigen Fähigkeiten durch ihre stufenweise Abnahme ihn noch

bei lebendigem Leibe dem moralischen Tode überliefern. Wehe dem aber, dessen Geist nicht so dehnbar und dauerhaft ist, den Rückwirkungen jener dämonischen Kräfte, die irgend einmal gewiß fühlbar werden, zu widerstehen. Auf ihn fällt haufenweis die Sünde der Welt, seines Stammes, seines Zeitalters – er ist das Opfer des heutigen Strudelgeistes – er, der Gold, Lust und Freude sucht und nur die Sorge, das Elend und den Untergang in der Jugend findet, während ihm ein glückliches Alter wie allen seinen Brüdern aufbewahrt war. Wenn der Spiegel, den wir hiermit der jungen Welt vorhalten, kein blitzender ist, in dem sich ihr trunkenes Auge mit Wohlbehagen beschaut – wir tragen nicht die Schuld davon, denn wir können nichts dafür, daß dieses Glas trübe ist und ein frühzeitig verblichenes Zerrbild widerstrahlt, welches nichts Göttliches, kaum noch etwas Menschliches an sich hat. Dieses Glas, diesen Spiegel hat sich die junge Welt selbst geschliffen, und mag sie ihn noch so überladen mit glänzenden und goldfunkelnden Rahmen schmücken, das sich darin beschauende Bild wird nie ein anderes, reineres, schöneres werden.

Wohl mag der Genuß der Wollust und die Wollust des Genusses – eben eine Wollust sein. Sich auf sammtenen Sesseln zu strecken, von silbernen Tellern Auserlesenes zu speisen, aus crystallinen Pocalen herrliche Weine zu schlürfen, auf edlen Rossen zu reiten, sich von betrefsten Dienern bedienen zu lassen, überhaupt einen von Allen

und in Allem angestaunten, glänzenden, jungen, schönen Cavalier zu spielen, mag immerhin etwas Angenehmes und vielfach Begehrtes sein – seine Weihe aber erhält dieser Luxus, wenn der Luxus überhaupt eine Weihe erhalten kann – erst dadurch und *allein* dadurch, wenn er durch redliche Arbeit erworben, mit Mühe und Anstrengung errungen, also auf wahres Verdienst gegründet ist, wenn er, mit einem Wort gesagt, den Gipfel des Lebens, nicht aber den Zweck desselben bildet.

Der Leser verzeihe die weite Ausführung eines Gedankens, der uns schon seit vielen Jahren vorgeschwebt hat, allein er ist es vor allen werth, gründlich bedacht und beherzigt zu werden. Das menschliche Leben ist zu kurz, um bloß genossen, zu ernst, um bloß vergeudet, und zu fest mit unserem künftigen Dasein verschmolzen, um bloß geringgeschätzt zu werden, es bedarf der Beleuchtung aller seiner moralischen Tiefen und Untiefen, die in nächtiger Dunkelheit begraben liegen und für einen großen Theil der Menschen Klippen genug bieten, um ihr prachtvoll gerüstetes Lebensschiff, das darin nach Perlen und Edelsteinen sucht, zum Scheitern zu bringen. Ach, diese Perlen, diese Edelsteine, liegen nicht in den Tiefen des Lebens, wie auf dem Grunde der See oder in den Schachten der Erde – nur der wahnsinnigen Täuschung Verblendeter erscheinen sie dort aufgehäuft – nein, sie liegen allein, in dem weisen Gebrauch der Gaben, die uns die fürsorgende Natur verliehen, in dem würdigen Genuß nach vollbrachter Arbeit, in dem Trachten nach

Höherem, Edlerem und Geistigerem, als wohin allein der Kitzel unserer vergänglichen Sinne strebt.

Kurze Zeit nach der ersten Bekanntschaft Alfred's von Brandau mit dem Grafen Zaretta fügte es der Zufall, daß Georg seinen Bruder besuchte und von diesem außerordentlich viel Vortreffliches von seinem neuen Freunde vernahm. Georg, dessen Sinn auf ganz andere Dinge gerichtet, dessen Umgangskreis groß genug war, hörte kaum auf das, was der Bruder sagte, wie er denn überhaupt selten anderer Leute Meinung hörte oder deren Gedanken verfolgte, vielmehr nur seinen eigenen Grübeleien und Träumen sich hingab. Nach einiger Zeit, nachdem der Freundschaftsbund mit dem Grafen ein festerer geworden war, suchte Alfred die Aufmerksamkeit desselben auf seinen Bruder zu lenken, nicht etwa, um denselben an seiner neuen Glückseligkeit Theil nehmen zu lassen, denn so groß war die Zärtlichkeit der beiden Brüder für einander nicht, sondern nur um sein besonders günstiges Geschick von Georg bewundern und beneiden zu lassen. Der Graf schien nicht sehr geneigt, auf diesen Wunsch einzugehen, denn seine Pläne waren nur auf den einen Bruder beschränkt, und er sträubte sich, seine Kreise, mehr als nothwendig war, auszudehnen. Er

liebte es, ein einmal begonnenes Geschäft allein zu betreiben und ganz zu seinem Vortheil auszubeuten, weshalb er sich ja auch zuletzt fast allein auf Alfred's und einiger Wenigen Umgang beschränkt hatte. Allmählig aber, als seine Macht über Alfred gesichert war und er denselben ganz unter seiner Botmäßigkeit sah, erweiterten sich seine Hoffnungen und er fing an, seine Pläne über mehrere ihm zu Opfern tauglich erscheinende Persönlichkeiten auszudehnen. Denn das Gelingen des einen Unternehmens steigerte die Begierde des schlaunen Verführers in's Unendliche. Aber auch jetzt noch schienen ihm andere fremde junge Leute lieber und seinen Zwecken entsprechender zu sein, als gerade der Bruder seines Freundes. Einmal war derselbe Offizier, und wir kennen ja seine Antipathie gegen dieselben. Diese nie ganz zu ergründenden Herren mit ihrem ungeheuren Anhang, gleich einer unzertrennbaren Kette durch Herkommen und Sitte zusammengeschmolzen, für deren einzelnes Glied stets eine ganze wohl bewaffnete Reihe mit Gut und Blut einzustehen bereit war, wenn irgend ein Conflict stattfand, waren nicht ganz nach seinem Geschmack. Auch Georg von Braudau, der glänzende, eitle Husarenoffizier, konnte irgendwo jenen viel gefürchteten Faden hängen haben, den zu berühren so überaus große Gefahr drohte. Außerdem aber hatte der Graf, als leidlicher Menschenkenner, wenigstens der Menschen, die für ihn von irgend einer Bedeutung waren, sehr bald erkannt, daß der jüngere Baron ein namenlos leichtsinniger und verschwenderischer Mensch und dabei allen Ausschweifungen zu

sehr ergeben war, die schon an und für sich ein ansehnliches Capital verschlangen, um noch einen Gewinnabfall hoffen zu lassen, der erklecklich genug wäre, um jener weislich gemiedenen Gefährlichkeit die Wange zu halten. Endlich aber, und das gab den Ausschlag in seiner persönlichen Abneigung gegen den jüngeren Bruder, lag Etwas im dem Wesen desselben, vor dem der Graf instinctartig zurückbebte, etwas Zerrissenes, Wildes, Ungebändigtes, was ihm in der vorliegenden Gestalt und Größe noch niemals in seiner Praxis vor Augen gekommen war. Es däuchte ihm oft, wenn er den jungen Offizier aufmerksam beobachtete, als ob ein unbezwungener und ihm unbekannter Dämon unter der Oberfläche dieses leichtsinnigen Wesens schlummere, und als ob es bedenklich, ja geradezu gefährlich sei, diesen Dämon zu stacheln und gegen sich wach zu rufen. Es war dies dieselbe geheimnißvolle, fast gespenstische Macht, die auch die sanfte Marie stutzig gemacht, vor der sie furchtsam in die Einsamkeit geflohen war, und wegen der sie sich den traurigsten Gedanken über das Schicksal des Sohnes ihres Oheims hingegeben hatte. Oft blitzte es dem Grafen, wenn er Georg von Brandau im Stillen betrachtete, wie eine heimliche Ahnung auf, als ob in dessen Innern eine mit Pulver gefüllte Mine verborgen läge, die, durch irgend einen zufällig herbeigetragenen Funken in Brand gesetzt, explodiren und Alles, was ihn umgebe, mit Vernichtung bedrohen müsse. Vor einer solchen Vernichtung aber, auch wenn sie nur in der Zukunft schlummere, bebte der moralisch und physisch feige Fremdling zurück,

es war ihm gar nicht so undenkbar, daß jener verborgene Faden, von dem wir schon zweimal gesprochen, mit dieser Mine in Verbindung stände, und wehe ihm dann, wenn er so unglücklich wäre, diese Explosion selbst zu veranlassen, indem er diesen Faden aus Unvorsichtigkeit oder Zufall in Bewegung setzte

Diese eigenthümliche Furcht des Grafen, – wir müssen das hier gleich vorweg erwähnen – zeigte sich in der Folge unbegründet, und ihm war es von der Vorsehung nicht beschieden, jenen Faden zu berühren und die Mine explodiren zu lassen, so sehr er seinerseits auch dazu beitragen sollte, das Pulver dieser wirklich, wenigstens moralisch vorhandenen Mine anzuhäufen und die Gefahr der Explosion für Den, der sie in sich trug, größer zu machen.

Lange Zeit hielt sich daher der vorsichtige Dalmatier, wie er nach und nach allgemein genannt wurde, von Georg fern, erst allmählig, Schritt vor Schritt näherte er sich ihm, als er seine Pläne in Betreff Alfred's bereits gereift und der Vollendung nahe sah. Die in Folge des gehaltenen Verlustes eines Theiles seines Vermögens herbeigeführte Krankheit Alfred's knüpfte das lange in der Luft schwebende Verhältniß zwischen Beiden noch fester zusammen, Georg wurde der Gast seines Bruders, wie dieser der Gast seines Freundes war, und so war die engere Verbindung leicht hergestellt. Der Graf bemühte sich mit allen seinen reichen Mitteln, des Geldes und der Verführung, den jungen Baron zu ködern, der ihm wie ein

vom Winde des Zufalls in die Schlinge getriebener Vogel erschien. Georg, leicht zu gewinnen und durch Kleinigkeiten zu fesseln, denn er war in manchen Dingen noch nicht dem Knabenalter entwachsen, wurde geblendet von den glänzenden Verhältnissen des Grafen, er kam einige Tage rasch nach einander, und die geschickt ausgeworfene Schlinge des Vogelfängers zog sich immer enger um seinen Hals zusammen.

Was die äußere Erscheinung Georg's damals anbelangt, so war die, still in seinem Innern vor sich gehende Entwicklung zu einem allmähig sich vorbereitenden krankhaften Zustande sichtbar vorgeschritten. Er war, in so jugendlichem Alter, wo der Mann noch lange nicht die höchste und blühendste Stufe seiner Vollendung erreicht hat, schon im Rückschreiten seines Gedeihens begriffen, selbst in leiblicher Verfassung. Sein Gesicht hatte etwas Gedunsenes, Schlaffes, Weibisches angenommen, in seinen Augen loderte eine unheimliche Flamme; unstät, wie er in allen seinen Bewegungen war, konnten sie nie lange auf einem Punkte haften und schienen in unbestimmter Ferne wie in einem leeren Raume umherzuschweifen. Seine Zunge folgte nicht mehr ganz seinen Gedanken, oder vielmehr die Gedanken beherrschten nicht mehr seine Zunge, er stieß oft beim Sprechen an, als wäre ein materielles Hinderniß in seinem Munde vorhanden, das ihn zum Lallen zwänge. Sein Gang hatte etwas Schlep-pendes, Schwerfälliges angenommen, seine Bewegungen entbehrten der ihm früher natürlichen Anmuth, die in

seiner Familie erblich war, namentlich aber trug er seine Schultern – ein häufiges und unverkennbares Merkmal eines sich überhebenden Menschen – auffallend in die Höhe gerückt. Aus dem Zustande der Erschlaffung ging er nicht mehr so häufig in den der Aufregung über; war letztere aber vorhanden, so nahm sie nicht selten einen Anstrich von thierischer Wildheit, von bacchantischer Lust an, die dann alle Gränzen des Anstandes und der Sitte übersprang und Jedermann in Schrecken versetzte, der seine Ueberspanntheit nicht kannte und daher nicht wußte, daß dieser augenblicklichen Aufregung allzubald eine um so tiefere Niedergeschlagenheit und Abspannung folgte. Seine Kameraden waren alle an diese wie Ebbe und Fluth wechselnde Strömung in seinem Leben gewöhnt, Niemand achtete mehr recht darauf, Keiner aber fürchtete sie, nur suchte man ihn mehr und mehr abzuhalten, in fremde Kreise zu gerathen, wo sein Benehmen leicht ein auffälliges werden und bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte. Daher war es Vielen nicht recht, daß der junge Baron an dem Grafen eine neue Eroberung gemacht, indessen, in Erwägung, daß sein Bruder stets bei dem Grafen und also auch in seiner Gesellschaft sei, beruhigten sich die Befürchtungen derselben, und bald hatten auch Mehrere von ihnen die Ueberzeugung erlangt, daß der Graf ein so durchaus feiner, lebenswürdiger, sanfter und nachgiebiger Cavalier sei, dem es ganz allein um das Vergnügen seiner Freunde zu thun wäre, daß man von jeder Besorgniß Abstand nahm, da nicht

vorauszusetzen war, daß der Graf Georg's wilde Natur reizen und zu beiderseitigem Schaden ausbeuten werde.

Die nähere Befreundung Georg's mit dem Grafen aber wurde eines Abends im Hause des Letzteren geschlossen, als er mit einigen vertrauten Freunden desselben bei ihm eingeladen war und der beliebte ›Tempel‹, gehörig mit Champagner befeuchtet, die Herzen erbaut hatte, wenigstens die Herzen Derer, die gewonnen hatten, und zu diesen gehörte diesmal Georg. Zunächst nun wurde er das Opfer des Grafen durch seine maaßlose Eitelkeit, seinen Ahnenstolz und sein unnatürliches Bestreben, ein größerer Edelmann zu werden, als zu welchem ihn die Natur auf dieser Erde bestimmt hatte. Daß der leichtsinnige Offizier bei diesen Schwachheiten am leichtesten zu fassen war, hatte Zaretta sehr bald erkannt. Er begann daher damit, seinem Geschmack, seiner Eleganz, seiner gewählten Toilette und ähnlichen äußerlichen Kleinigkeiten sein lautstimmiges Loblied zu singen. Das allein reichte schon hin, das Ohr, wenn auch nicht das Herz des jungen eitlen Mannes zu gewinnen. Allmählig schritt der Graf mit seinen Schmeicheleien weiter vor, bis Georg endlich auf den traurigen Gedanken gerieth, Graf Zaretta sei der einzige Mensch, den er kenne, der im Stande sei, seine Vollkommenheiten zu ergründen, seinen Geist zu erfassen und Beides weiter auszubilden. Denn nach dieser phantastisch ihm vorschwebenden Ausbildung strebte er mit einer maaßlosen Gier, in Allem wollte er Meister, unerreichbar, unübertrefflich sein. Außerdem aber hatte der Graf einmal in früherer Zeit ein Wort fallen lassen,

welches lange in dem Ohre des Offiziers nachgesummt und zuletzt seine ganze Seele entzündet hatte; er hatte ihn nämlich gefragt, ob seine Familie mit der der ungarischen Fürsten Brandovar verwandt sei, wenigstens habe er einmal gehört, daß eine Seitenlinie dieser Fürstenfamilie sich in die deutsche Freiherrnfamilie der Brandaus fortgesetzt habe.

Als der Graf diese verhängnißvollen Worte gesprochen, war schon ein Theil der in Georg vermutheten Pulvermine explodirt. Er hatte keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht, er strebte mit vollen Segeln dahin, seine Verwandtschaft mit jener Fürstenfamilie aufzuklären, wo möglich aufzufrischen, und er lag den gefälligen Grafen mit unablässigen Bitten an, ihm aus dem reichen Schatze seiner Wappen- und Familienkenntniß die dazu nöthigen Materialien zu liefern. Dieser entschloß sich natürlich dazu, ihm zu willfahren; er schrieb rasch einige Briefe an gekrönte Häupter, die er dem Baron zu lesen gab, und versprach, sie mittelst seiner hohen Bekanntschaften in Wien und Pesth selbst überreichen zu lassen. Georg tautelte beinahe vor Entzücken. Er umarmte stürmisch den Grafen, nannte ihn seinen Wohlthäter und gelobte ihm ewige Freundschaft, indem er ihm seine Brüderschaft anbot. Wohl drei- bis viermal kam er zu allen Tageszeiten in die Wohnung des Grafen gelaufen, um sich nach den Erfolgen seiner Bemühungen zu erkundigen, und in der That erhielt er eines Tages die sichtbarsten Zeichen des erfüllten Versprechens Seitens des Grafen. Denn dieser zeigte ihm einen angeblich von Wien gekommenen

Brief vor, worin die Bestätigung der Familienverbindung der Brandaus mit den Brandovars enthalten war, indessen sei der Zusammenhang mit einigen Zwischengliedern noch nicht hinreichend aufgeklärt, müsse also späteren Erkundigungen vorbehalten bleiben. Einstweilen war ein schön gemalter Stammbaum beigefügt, der augenscheinlich die Verwandtschaft beider Familien ergab, indem sogar schon der drei Söhne des alten Barons auf Holzen-dorf darin Erwähnung gethan war. Beiläufig gesagt, eine Malerei, die dem Grafen durch den vertrauten Umgang mit Alfred sehr leicht geworden war, der zwar über die hochtrabenden Pläne seines Bruders lächelte, indessen den Grafen gewähren ließ, die Ehre und den Glanz seiner Familie mit so wenigen Kosten und Opfern zu erhöhen.

Seitdem dieser Stammbaum vom Himmel auf die Erde gefallen war, schwebte Georg in höheren Regionen. Er ließ sich ein neues Wappen stechen, nahm neue Familienfarben an und unterzeichnete seine Briefe an vertraute Freunde mit beiden Namen, vor aller Welt sich auf den Stammbaum berufend, den Viele so leichtgläubig waren, für ein wirklich aus Wien geschicktes Zeugniß der Wahrheit der Verwandtschaft zu halten. Oeffentlich trat der junge Baron natürlich noch nicht mit seiner neuen Entdeckung an's Tageslicht, nur insgeheim machte er seine höhere Stellung geltend, was sich sehr bald in seinem Benehmen gegen seine Diener und sonstigen Untergebenen kundgab.

Mit dieser so plötzlich aufgetauchten Hoffnung auf einstige höhere Stellung – auf einen Fürstenhut, mit den

gebührenden Ehren und Auszeichnungen verbunden – ging bald eine andere Ueberzeugung Hand in Hand, die der Baron ebenfalls dem Grafen verdankte und auf seine maaßlose Eitelkeit gegründet war.

Als nämlich der Graf eines Tages seinen Freund besuchte, traf er ihn allein und singend an. »Was hast Du für eine köstliche Stimme!« rief der Dalmatier entzückt.

»Wie, meinst Du? Auf Ehre?«

Der Graf legte die Hand auf's Herz und betheuerte, daß ihm selten ein Mensch mit so vielen und nach den verschiedensten Richtungen verbreiteten Talenten vorgekommen wäre, wie er.

Georg loderte vor Freude beinahe in Flammen auf. »Zaretta,« sagte er sprühend, »Du bist ein einziger Mann! Ich kann es meinem Bruder nicht mehr verdenken, daß er in Dein Haus gezogen ist. Du besitzt einen Talisman, der Dir alle Geheimnisse des menschlichen Herzens offenbart. Weißt Du, daß ich schon längst mit dem Gedanken umgehe, meine Stimme von einem bedeutenden Künstler ausbilden zu lassen denn, auf Ehre! sie ist über alle Begriffe schön. Ich allein kenne ihre Kraft und ihren Umfang. Höre mal!« – Und er riß Mund und Augen weit auf und sang mit ganz gewöhnlicher Stimme ein paar Cadenzen, die dem durchaus unmusikalischen Grafen gelend in die Ohren schallten, so daß er sogar wider Willen lachen mußte. »Warum lachst Du?« fragte der Baron plötzlich mit beleidigter Miene.

»Ich – lachen? Du irrst Dich wohl, mein liebster Freund. Ich bewundere Deine Stimme, Dein musikalisches Talent, Dein Gehör, denn Du sangst ja da gerade die schönste Arie aus den Hugenotten.«

»Also wirklich, Du hast sie erkannt? Ja, das ist wahr, ich habe Talent, großes Talent, und Du allein hast es entdeckt, Niemand sonst will es mir zugestehen. Aber das macht der Neid, der sie überhaupt gegen meine Leistungen aufreizt. Jetzt aber werde ich mich vervollkommen, trotz ihnen! Gieb Acht, es kommt. Heute noch will ich zu dem berühmten Sänger . . . gehen, er muß mir Unterricht geben. Meinst -Du nicht?«

»Das versteht sich von selber. Der Mensch hat die Verpflichtung, die Talente auszubilden, die die verschwenderische Natur ihm für sein Erdendasein verliehen hat.«

»O Du Herrlicher! Wie sprichst Du stets aus meiner Seele. Komm an mein Herz!« – Und er umarmte stürmisch den bewegt scheinenden Grafen. In der That, als dieser am nächsten Tage seinen Freund besuchte, fand er einen kostbaren Flügel vor und auch der berühmte Sänger war schon einmal bei seinem neuen Schüler gewesen. Da ihm die Stunden nach Begehren bezahlt wurden, so hielt er sich für verpflichtet, der kleinen Laune des offenbar sehr wunderlichen Barons zu genügen. –

Von jetzt an bildete Dieser zu jeder Stunde, die er übrig hatte, sein Talent aus. Namentlich des Nachts, wenn er lange nach Mitternacht nach Hause kam und doch nicht schlafen konnte, schrie er die ganze Nachbarschaft

wach. Man wußte gar nicht, was denn eigentlich geschehen sei, daß diese schrecklichem kreischenden Töne sich in so methodischer Reihenfolge Nacht um Nacht hören ließen. Gar bald auch glaubte der eifrige Sänger die Stufe der Meisterschaft erreicht zu haben, denn bei ihm ging Alles im Fluge, wie wenn die Furien der Hölle mit geflügelter Eile ihn vorwärts und dem Abgrunde, der vor ihm gähnte, entgegenpeitschten. Sobald seine Kameraden sich bei ihm blicken ließen, sang er ihnen seine neueste Arie vor, bis diese endlich die Köpfe schüttelten und den tollen Baron, wie sie ihn nannten, nicht mehr besuchten, aus Angst, eine ganze Stunde bei ihm sitzen und seine Schreiereien mit anhören zu müssen.

Aber diese Ausbildung eines so lange in ihm verborgen gelegenen Talentes sollte nicht gar lange dauern. Dem Grafen war es selbst bald zuwider geworden, den jungen Mann in diese Richtung getrieben zu haben, denn er mußte am meisten von seinen künstlerischen Leistungen ausstehen. Daher war er schlau genug, eiligst eine gründliche Abhülfe zu ersinnen. Eines Tages brachte er ihm eine Zeichenschule mit und erzählte, daß dies die neueste Erfindung sei, einen Menschen, der Talent dazu besitze, in vier Wochen zum Maler zu bilden.

»Maler?« rief der Baron. »Glaubst, Du, daß ich vier Wochen dazu gebrauche? Ich will es Dir beweisen. Ich habe schon als Knabe vortrefflich getuscht. Meine Lehrer bewunderten unaufhörlich mein Talent.«

»Aber warum hast Du es denn nicht ausgebildet?«

»Mein Gott, warum? Weil ich keine Zeit dazu hatte. Wie viel Zeit würde der Mensch gebrauchen, der alle seine Talente entwickeln wollte, namentlich wenn er so reich damit gesegnet ist, wie ich! – Aber da sehe ich wieder, was ich an Dir habe, Du hast mich zu meinem eigenen Besten auch darauf aufmerksam gemacht.«

So begannen denn von jetzt an die Studien, um ein großer Maler zu werden. Die Zeichnungen waren ihm bald zuwider geworden, mit dem todten Bleistift über das Papier zu fahren, war langweiliges und überdies kindisches Zeug. Es mußte sogleich gemalt werden – in Oel. Flugs wurden nun alle Geräthschaften dazu angeschafft, die theuersten Farben gekauft, Leinwand auf wenigstens ein Dutzend Blendrahmen verschiedenster Größe gespannt, denn der Baron wollte sein neues Talent gleich in bedeutendem Maaßstabe zeigen. Mit einer seltenen Dreistigkeit und Keckheit warf er seine schrecklichen Skizzen gleich in Oelfarbe auf die Leinwand, bis er plötzlich ein neues Geheimniß der Farbenmischung gefunden zu haben glaubte, sich chemische Bücher kommen ließ, darin studirte und nun auf die Alchemie gerieth, die ihn zum Erstaunen seiner Freunde wieder eine Zeitlang beschäftigte. Aber diese Freunde waren des Erstaunens über ihren Kameraden schon gewohnt geworden. Sie dachten nicht weiter über seine eigenthümlichen Liebhabereien nach. Er singt, er malt, er studirt jetzt, sagten sie sich gegenseitig, und damit war das Gespräch über ihn zu Ende gebracht.

Auf diese Weise machte der Baron alle möglichen Liebhabereien durch; mit den verschiedenartigsten Dingen, die der Graf eigens für ihn erfand und in denen er in dem leichtgläubigen Thoren ein ungeheures Talent zu entdecken vorgab, beschäftigte er sich der Reihe nach, bis endlich das Letzte zum Vorschein kam und die Zeit bis zu seiner Volljährigkeit ganz in Anspruch nahm.

Eines Tages nämlich – es war gerade in der Zeit, als Alfred zum ersten Male krank darnieder lag – kam der Baron zum Grafen und hörte ihn mit Entzücken vom Reisen, von der Völker- und Länderkunde der alten und neuen Welt, von den Abwechslungen, die eine solche Reise gewährt und von tausend anderen darauf bezüglichen Dingen sprechen. Augenblicklich erwachte eine nie so stark empfundene Reiselust in ihm und er fragte den Grafen, welches Land er für das sehenswerteste halte und welche Reise überhaupt die Lohnendste sei.

Der Graf merkte sehr bald die neue Leidenschaft des Unglücklichen und beutete sie nach seinem Gelüsten aus. Er sprach mit Begeisterung von Egypten, den Quellen des Nils, von China und dem goldreichen Australien. Der Baron fing Feuer, er wollte baldmöglichst die Reise nach allen diesen Ländern antreten.

»Dazu gehören aber Sprachkenntnisse!« sagte der Graf mit Bedeutung.

»Weiter nichts? O mein Freund, das ist eine Kleinigkeit. Ich lerne nichts so leicht, wie Sprachen. Ich spreche

Deutsch, einige französische und englische Worte verstehe ich auch schon, also das wird sich vervollkommen lassen.«

»Vor allen Dingen würde ich Ungarisch lernen und meine erste Richtung auf Pesth nehmen, um daselbst den Fürsten Brandovar und seine Familie zu besuchen.«

Das war gering gesagt, um den Baron in eine fast an Wuth gränzende Sprachleidenschaft zu versetzen. Der Graf mußte ihm sogleich alle dazu nöthigen Bücher besorgen, ganze Schätze von englischen, französischen, ungarischen Werken wurden vor dem Unersättlichen aufgehäuft, und er saß jede freie Stunde davor, machte sich Auszüge, lernte und arbeitete dabei Pläne zu seiner nächsten, die halbe Welt umfassenden Reise aus.

Auf diese Weise beschäftigte der Graf den in manchen Dingen unbequemen Bruder seines Freundes und lenkte dadurch dessen Aufmerksamkeit von seinen eigenen Plänen ab, die er rücksichtslos auf das Wohl oder Weh seiner Opfer mit der kaltblütigsten Umsicht und der durchdachtesten Raffinerie ausführte.

Alle jene neuen Leidenschaften, Uebungen und Studien des Barons kosteten aber neben seinen fortlaufenden Ausgaben für Schwelgereien und Wetten, für das Spiel und was sonst noch seine Zeit und Kräfte verschlang, ungeheure Summen. Da sie nicht baar vorhanden waren und der übermüthige Mensch sich keinen Zügel anzulegen verstand, so mußten sie irgend woher beschafft werden. Der Credit bei den früheren Leihern war erschöpft,

er war noch überall mit der Bezahlung nicht unbedeutender Summen im Rückstande, daher übernahm es Graf Zaretta, anfangs mit scheinbarem Widerwillen und Sträuben, endlich aber der innigen Freundschaft zu dem Baron nachgebend, die nöthigen Gelder zu beschaffen, indem er sich mit Georg darüber einigte, daß die bald zu erhebende Erbschaft alle Schulden bezahlen sollte. Durch seine Vermittelung fanden sich Leute ein, die dem Herrn Baron Capitalien zu bedeutenden Zinsen verschafften, bis endlich dessen Stolz sich auch darin offenbarte, daß er mit keinem Zwischenhändler mehr zu thun haben wollte, die er alle für gemeines, wucherisches Gesindel erklärte, worin er allerdings nicht Unrecht haben mochte, denn der Herr Graf Zaretta hatte schon für blindlings ihm gehorchende Schelme gesorgt, die überall, wo es Etwas zu gewinnen gilt, für gute Bezahlung zu haben sind, und daran ließ es der selber schelmische Dalmatier nicht fehlen. Ihm stand eine Auswahl solcher brodloser Subjecte zu Gebote, wovon er uns ja schon bei der allmäligen Plünderung des älteren Bruders die sattsamsten Proben abgelegt hat. Da nun der junge Offizier ernstlich auf seinem Widerwillen gegen dergleichen Zwischenpersonen beharrte, so mußte sich natürlich die Freundschaft des Grafen so weit erstrecken, aus eigenen Mitteln die nach und nach immer höher anwachsenden Summen vorzuschießen, wofür er sich denn die gültigsten Scheine geben ließ, die er sofort an seine Unterhändler mit einigem Verluste verwerthete, ihnen vorspiegelnd, daß der Bankier Scheitler zwei Tage nach gezahlter Erbschaft,

sämmtliche Schulden des jungen Verschwenders tilgen werde. Er selbst ließ sich indessen die bündigsten schriftlichen und mündlichen Erklärungen geben, daß er, nach Auszahlung des mütterlichen Vermögens, der Erste sein würde, der seine Bezahlung empfinde, womit der hoffnungsvolle Erbe von ganzem Herzen einverstanden war. Denn mit der Zeit war derselbe so gleichgültig gegen seine Geldangelegenheiten geworden, hatte in Erwartung einer viel größeren Auszahlung von Seiten der vorgespiegelten Fürstenfamilie in Ungarn so ganz und gar die Beurtheilung seiner Verhältnisse verloren, daß dem kühnen Abenteurer, dem er alle diese Hoffnungen verdankte, sein Werk täglich leichter wurde.

In jenem allmählig zur Ueberzeugung angewachsenen Glauben an die bedeutenden, bei der fürstlichen Familie Brandovar für die freiherrliche Seitenlinie Brandau zurückgelegten Summen bestärkte den Unglücklichen der Graf immer mehr. Er besuchte ihn täglich, wenn er nicht Abends mit ihm in Gesellschaft war, und sprach mit leiser Stimme und wichtiger Miene von den glücklich sich lösenden Schwierigkeiten, die der öffentlichen Anerkennung von Seiten des Kaisers im Wege standen, brachte auch heimlich Briefe, die stets aus der Quelle in Wien geflossen waren und endlich mit Gewißheit die Hoffnung aussprachen, die großen Summen, welche die Familie Brandau beanspruchen könnte, würden gleich nach der kaiserlichen Anerkennung in klingenden Ducaten ausgezahlt werden.

Die Leichtgläubigkeit Georg's – eine immer oder wenigstens sehr häufig vorgefundene Eigenschaft aller geistesschwachen Menschen – war schon zur fixen Idee von der Wahrheit aller Aussagen des Grafen gediehen. Er glaubte nicht mehr an seinen baldigen Reichthum, sondern er hatte ihn schon beinahe sichtbar und fühlbar in Händen. Er schwamm in einem Meere von Wonne, lebte fast in immerwährendem geistigen Rausche und zweifelte in keinerlei Hinsicht, daß er bald ein großer, reicher und vornehmer Herr sein werde. Ja, das Herz floß ihm sogar oft über von seinen überaus glücklichen Verhältnissen, er prahlte, erst gegen Einzelne, dann beinahe gegen Jedermann, mit verborgenen Schätzen, die bald an's Tageslicht kommen und Allen die Augen verblenden würden. Sie könnten dann alle auf ihn rechnen, seine Casse sei ihre Casse, denn auf etwas mehr oder weniger käme es bei einer so ungeheuren Erbschaft nicht an. Da diese Prahlerien mit dem denselben entsprechenden schwegerischen Leben verbunden waren, der Baron auch stets auf eine Jedermann unbekannte Weise in den Besitz neuer Summen gerieth, so glaubten wenigstens Einige an gewisse vorhandene Quellen, zumal der junge Offizier in letzterer Zeit einen ungewöhnlichen Luxus mit Pferden, Hunden, Waffen und dergleichen trieb, was ihm alles der gefällige Graf unter der Hand anzuschaffen bemüht war.

So brach denn endlich auch ihm der Tag der Erbschaftsvertheilung an. Der Graf ließ in den letzten Tagen weder den einen noch den andern Bruder aus den Augen. So oft er sich von dem Aelteren und seinen eigenen, in

dieser Zeit höchst wichtigen Beschäftigungen losmachen konnte, begab er sich zu dem Jüngeren, jenen der Obhut und Beobachtung seines vortrefflichen Kammerdieners überlassend. Um wenigstens über die Abende frei verfügen zu können und der vielen gedungenen, Schritt und Tritt des Offiziers auskundschaftenden Spione nicht zu bedürfen, lud er denselben mit einigen Glücksrittern und ausschweifenden Kameraden in sein Haus, wo sie, bei der Flasche und an der grünen Tafel beschäftigt, die kurzen Stunden verstreichen ließen, die für den entschlossenen Gauner so wichtig waren.

Wir wissen, daß die beiden Brüder zugleich bei dem Bankier Scheitler eintrafen, um sich ihr Geld zu holen; ebenso daß der Graf den Baron Alfred mit klopfendem Herzen zurückerwartete. Denn um diesen war er mehr als um jenen besorgt, dessen Geld er durch sichere Verschreibungen so gut wie gewiß in Händen hielt. Daß Georg sogleich nach Hause gefahren sei, nachdem er den Bankier verlassen, erfuhr er durch einen eigens dazu aufgestellten Spion. Während er nun Alfred, der sich, wie wir wissen, einige Tage gar nicht von seinem Mammon trennen konnte, unter Beobachtung Starozza's ließ, begab er sich zu dem Offizier und gratulirte demselben, nicht etwa, weil er ein Vermögen in seine Hände bekommen, sondern weil er nun im Stande sei, endlich die lästigen Gläubiger zu bezahlen, die, wie er ihm jetzt eröffnen könne, ohne ihm Sorge zu bereiten, schon seit einigen Tagen Miene gemacht hätten, ihn bei seinem Obersten zu verklagen.

Der so sonderbar Beglückwünschte lachte in sich hinein und rieb sich die Hände. »Die werde ich bald los sein,« sagte er, »denn nun wollen wir reine Bahn machen, mein lieber Zaretta. Mich soll hier Nichts fesseln, wenn ich nach Oesterreich gehe, kein Handwerker soll um einen Gulden zu kurz kommen, sie sollen sehen, daß ein Edelmann, aus einem Blute wie ich, seine Schulden zu bezahlen bersteht. – Wie hoch beläuft sich denn die ganze Summe – hast Du die Scheine zusammengerechnet, wie ich Dich bat?«

»Ja,« sagte der Graf mit beinahe weinerlicher Stimme. »Das, was ich übersehen kann und wovon ich Kenntniß besitze, beläuft sich – sieh her, hier ist die Rechnung, auf 18,993 Thaler.«

Der Graf erhob seinen Blick gegen den im Zimmer auf- und ablaufenden Offizier und fürchtete schon, mit der Nennung dieser Stimme auf einen gewissen unsichtbaren Faden getreten zu haben. Allein er irrte sich. Georg von Brandau war nicht mehr in der Verfassung, sich über verschwendetes Geld zu grämen – Dergleichen lag schon weit hinter ihm. Vielmehr lachte er laut, sah den betroffenen Grafen mit spöttischem Auge an und erwiderte:

»Kleinigkeit, Zaretta, erbärmliche Kleinigkeit, darum betrübe Dich gar nicht! Das sollen meine Bauern in Ungarn, ich meine die auf den Gütern, welche ich erben werde, bald wieder eingebracht haben. Wieviel behalte ich von dem ganzen Lumpengelde? Rechne Du, mir wird das Umgehen mit Zahlen alle Tage schwerer.« – Bei diesen Worten klingelte er seinem Diener und ließ sich eine

Flasche Jamaica-Rum bringen, der jetzt sein Lieblingsgetränk im Hause war, wenn er sich müde und abgespannt fühlte.

Der Graf erholte sich sichtbar bei diesen rücksichtslosen Worten von seiner vorherigen Besorgniß. Er setzte sich an einen Tisch und that, als ob er eine schwere Rechnung zu ordnen habe. »Es bleiben Dir 1007 Thaler übrig,« sagte er endlich, »nachdem Du alle Deine Schulden bezahlt hast, das heißt die, von denen ich weiß.«

»Versteht sich, versteht sich – nur von diesen kannst Du sprechen. Nun, da bin ich noch sehr zufrieden. Die anderen Gläubiger können warten und sich künftig melden. Ich werde jetzt bald mein Urlaubsgesuch einreichen. Wann denkst Du, daß der Ausspruch des Kaisers eintreffen kann?«

»Spätestens in fünf bis sechs Tagen,« meinte der Graf, nachdem er sich ein wenig auf seine Aussage besonnen hatte.

»Wohl! Da kann man ja noch bis dahin leben von tausend Thalern. Waren es nicht so viel?«

»Tausend und sieben!«

»Tausend und sieben! Noch mehr! Haha!«

»Und wer weiß, ob Du nicht Glück hast, heute und in den nächsten Tagen, denn Du erinnerst Dich doch, daß wir Beide unsern lieben Freunden versprochen haben, drei Abende hintereinander ein kleines Spiel zu machen?«

»Versteht sich. – Trinkst Du gar keinen Jamaica?«

»O ja, bisweilen; auf der Reise und wenn es kalt ist – aber jetzt haben wir ja August!«

»Weiß der Teufel!« sagte der Baron und goß sich ein neues Glas Rum ein, »ich friere bald, bald schwitze ich. Dergleichen Unbehaglichkeiten habe ich früher nicht gekannt. Wenn ich nur nicht einmal krank werde, das käme mir jetzt sehr ungelegen. – Apropos, hast Du Alfred schon gesehen? Was hat der mit seinem Gelde angefangen? Haha, der Geizhals! Er hat es gewiß sogleich in einen feuerfesten Kasten gesteckt!«

»Beinahe,« erwiderte mit dem Kopfe schüttelnd der Graf. »Er sitzt davor und zählt seine Scheine. Diese Nacht wird er sie wohl unter seinem Kopfkissen bewahren.«

»Höre 'mal,« sagte Georg und lehnte sich vertraulich an den Grafen, »mein Bruder kommt mir bisweilen vor wie ein Narr. Wenn der mit seinem Geiz und seinem Hochmuth nicht noch einmal in ein Irrenhaus spaziert, will ich nicht das Leben haben. Meinst Du nicht auch?«

Der Graf schauderte unwillkürlich zusammen. Er wagte nicht, seinen gewöhnlich so frechen Blick zudem so vertraulich Sprechenden und ihn Fragenden zu erheben.

»Das glaube ich kaum,« sagte er dann kalt, aber mit bebender Stimme, »vielmehr glaube ich, daß er sich noch einmal eine Kugel durch den Kopf schießen wird, wenn er sein Geld verlieren sollte.«

»Bewahre, das glaube ich nicht. Dazu hat er keinen Muth, er ist nicht Cavalier genug dazu. Ehe der so ein Ding, wie eine Pistole in die Hand nimmt und gegen seinen Kopf richtet, habe ich mich zehnmal auf Tod und

Leben geschlagen. Denn ich bin ein Cavalier, wie er im Buche steht. Nicht wahr, Zaretta?«

»Ja, Du bist vortrefflich in allen Dingen –«

»Nein, nicht in allen Dingen, aber – sage mir, Bruder Zaretta, ein Cavalier bin ich, nicht wahr, und ein vollkommener?«

»Das bist Du!« sagte der Graf mit der ehrlichsten Miene, deren er Herr werden konnte.

»Nun ja, das wollt' ich blos hören. Da – da sind die erbärmlichen 20.000 Thaler von meiner Mutter – zähle Dir davon ab, was Du bekommst, gieb mir die Scheine und lege das, was noch übrig bleibt, in jenen Schrank. Oder halt, – die Scheine kannst Du auch vernichten – es braucht kein Mensch zu erfahren, was und von Wem ich meine Gelder bezogen habe – verbrenne sie also in jenem Ofen.«

Sobald er dies gesagt hatte, setzte er sich auf sein Sofa, streckte sich ganz darauf aus und schlief sofort ein, wie seine abgespannte Natur es verlangte, indem er in diesem Augenblick thatsächlich den Beweis lieferte, daß er ein ächter Cavalier sei, da er den Gauner Zaretta mit seinem ganzen Vermögen allein ließ.

Der Graf war durch die letzte Rede des edelmüthigen Offiziers, wie er seit langer Zeit keine von ihm in solchem Zusammenhange und auf so ernstem Hintergrunde gehört, sichtbar erschüttert worden. Er beobachtete eine Weile den schlummernden Baron und erst, als er ihn fest eingeschlafen wußte, schlich er auf den Zehen nach der

Thür, schloß sie ab und fing an, die auf den Tisch geworfenen Geldpapiere zu zählen. Als er damit zu Stande gekommen, öffnete er seine Weste, unter der er auf bloßem Leibe einen kostbaren ledernen Geldgürtel trug. Auch diesen öffnete er mittelst einer nur ihm bekannten Vorrichtung, steckte 19,000 Thaler Papiergeld hinein und verschloß sie wieder. Dann brachte er seine Kleider in Ordnung und nahm aus seiner Börse sieben Thaler, die er auf den Tausendthalerschein legte, der dem beraubten Edelmann von seinem mütterlichen Erbtheil übrig geblieben war. Sodann aber nahm er die einzelnen Schuldscheine zur Hand, die alle von ihm selbst, obwohl mit verschiedenen Schriftzügen und Tinten geschrieben waren, las sie sorgsam noch einmal durch und verbrannte sie endlich im Ofen, wie der sorglose Baron geheißen, der keine Ahnung davon hatte, in wessen Hände er das Vermächtniß seiner liebenden Mutter gelegt habe.

Wohl eine Stunde blieb der Graf so vor dem Schlafenden sitzen, betrachtete ihn mit gemischten Gefühlen und Gedanken und brütete dann im Stillen seine weiteren Pläne aus. Endlich schien ihm der Schlaf des Barons lange genug gedauert zu haben. Er ließ einen harten Gegenstand auf den Boden fallen, wovon der Schläfer sogleich erwachte.

»Bist Du munter?« fragte der Graf theilnehmend, indem er seine Hand auf die brennende Stirn seines Opfers legte.

»Ja, was ist die Uhr?«

»Es wird Zeit, daß Du zum Essen gehst.« Der Offizier erhob sich, schnallte seinen Säbel um, nahm Mütze und Handschuhe und blickte sich rings im Zimmer um.

»Dein Geld habe ich in den Schrank gelegt. Da, sieh!« sagte der Graf. »Und die Scheine habe ich im Ofen verbrannt, wie Du gewollt – da liegt die Asche – bemerkst Du sie?«

»Es ist gut, laß uns gehen.«

Beide begaben sich auf die Straße und trennten sich erst vor dem Hause, in welchem Georg zu speisen pflegte, nachdem Letzterer noch einmal das Versprechen gegeben, sich heute Abend um die bestimmte Zeit in einem bekannten Locale einzufinden, um das beabsichtigte Spiel abzuhalten. Der Graf aber begab sich nach Hause, um zu hören und zu sehen, wie Alfred seinen neuen Reichthum anzulegen beschlossen habe.



Während nun in den nächsten Tagen die Comödie mit diesem seinen uns schon bekannten Verlauf nahm, wie es zwischen dem Grafen und seinem Kammerdiener genau verabredet war, brachte Ersterer seine Zeit fast ganz in der Gesellschaft einiger auserwählter Edelleute zu, die mit zu dem Jagdclub gehörten, also sämmtlich reiche junge Männer waren und dem Grafen bedeutend genug erschienen, um ihnen die Ehre zu erweisen, kurz vor

seiner längst vorbereiteten Reise seine Taschen von ihrem Ueberfluß zu füllen. Diese von Leidenschaft erhitzten jungen Leute hatten sich, wie man zu sagen pflegt, in das Spiel verbissen, sie konnten kaum die Zeit erwarten, wo das Tageslicht schwand und die Kerzen angezündet wurden, die ihrem übermüthigen Thun leuchten sollten. Sie hatten in der letzten Zeit zu große Summen an den immer glücklichen Dalmatier verloren, um nicht zu wünschen, endlich einmal die Lichtseite des Glückes zu sehen. Sie wußten so ziemlich alle, daß derselbe bald abreisen werde, daher mußten sie eilen, wenn sie Genugthuung haben wollten. Mit einem wahren Fieberschauer verzweifelnder Ungeduld eilten sie ihrem Urtheil entgegen. Drei Abende waren ihnen nur noch gestattet, um die Laune des Glückes zu ködern, und es – schien ihnen wirklich gelungen, endlich einmal den Grafen bluten zu sehen, wie sie sich ausdrückten. Denn war es seine Zerstretheit oder hatte sich sein altes Glück ganz von ihm gewandt – an den ersten beiden Abenden verlor er ganz erkleckliche Summen und die Taschen der so lange ausgeplünderten Herren füllten sich wieder mit schwerwiegenden Goldstücken.

Am letzten Abend aber, an welchem der Graf dem Spiele zu huldigen versprochen hatte, – es war dies derselbe Tag, an welchem Alfred von Brandau sein Vermögen verloren hatte – kehrte das Glück in fast überschwenglichem Maaße an seine Seite zurück. Seine Gegner verloren Alles an seiner Bank, was sie hatten, und da sich ihr Eifer verdoppelte, je größer ihr Verlust war,

so fingen sie an, auf Ehrenwort zu spielen, wobei sie indessen in gleichem Verluste blieben. Ueber das düstere Gesicht des glücklichen Bankhalters hatte sich ein Schein fast wilden inneren Frohlockeus gelagert; mit sicherer Gewalt und unerschütterlicher Ruhe behielt er seine Opfer im Auge und verlor keinen Augenblick seine äußere Gleichgültigkeit, so stürmisch auch sein Herz vor Freude pochen mochte, da er alle seine teuflischen Entwürfe gelingen sah.

Plötzlich wurde die Stille in dem kleinen verschlossenen Raume, in welchem die Hölle ihr Wesen trieb, unterbrochen. Eine leichte Hand pochte draußen an und eine bescheidene Stimme bat, die Thür zu öffnen. Die Spieler zuckten zusammen und Graf Zaretta, an dergleichen Ueberfälle vielleicht gewöhnt, ergriff sogleich die Karten und was sonst an das Spiel erinnern konnte, um es nöthigen Falles irgendwo verschwinden zu lassen.

Niemand von der Gesellschaft, da Alle ihre Augen voll Spannung auf die Thür gerichtet hatten und mit betrosenen Gesichtern der unvermutheten Ueberraschung entgegen sahen, bemerkte, wo der vorsorgliche Graf blieb. Wie ein Aal, der den Händen des ihn ergreifenden Fischers entschlüpft, schlich er durch die halb geöffnete Nebenthür in ein Seitengemach, von hier aus für's Erste den kommenden Ereignissen aus gesicherter Ferne entgegenzusehen.

Bald aber wurde stärker geklopft und eine ernste, militairisch accentuirende Stimme ließ draußen die Worte

vernehmen: »Im Namen des Königs, meine Herren, bitte ich die Thür zu öffnen!«

Diese Worte verfehlten nicht, auf die Gemüther der Anwesenden einen zauberhaften Eindruck hervorzubringen. Während Einige von ihnen nach ihren Säbeln sprangen, die ruhig in der Ecke lehnten, öffnete irgend eine Hand die verschlossene Thür. Ein höherer Polizeibeamter, mit Offiziersrang bekleidet, trat, artig seine Kopfbedeckung abnehmend, in's Zimmer, schloß die Thür wieder hinter sich, vor welcher draußen noch zwei seiner Unterbeamten sichtbar wurden, und verbeugte sich dann höflich vor den Anwesenden, sie sämmtlich der Reihe nach betrachtend und wie nach einer bestimmt hier erwarteten Physiognomie suchend. Diese Physiognomie aber war schon lange nicht mehr anwesend. Graf Zaretta, als er den Ernst der Lage erkannt, hatte sich im Nebenzimmer, rasch die mitgenommenen verrätherischen Spielgegenstände in irgend einen Winkel werfend, einem Fenster genähert, dasselbe leise geöffnet und war darauf in den Hof des Hauses gesprungen, der keine sechs Fuß tief unter dem Fenster lag. Von hier aus war es ihm leicht gewesen, über einen zweiten Hof ein anderes Haus zu gewinnen, durch dessen zufällig offenen Thorweg, aus welchem eben ein Wagen fuhr, er auf die Straße entschlüpfte. Da man von Seiten der Polizei, die noch nicht von dem verbrecherischen Treiben des Grafen benachrichtigt war, keine Verhaftung, nur eine Bestätigung der Thatsache beabsichtigte, so hatte man es außer Acht gelassen, die zu dem bewußten Hotel führenden Ein- und

Ausgänge zu besetzen; das Erscheinen des Beamten war eine Demonstration, nichts weiter, am wenigsten aber, wie Bankier Scheitler irrthümlicher Weise dem Baron auf Holzendorf geschrieben, auf Befehl des Königs erfolgt; sie geschah einzig und allein im Auftrage der Polizei, die den Ort des Spiels und die Spieler kennen lernen wollte, da sie zufällig Kunde erhalten, daß eine aus Personen des vornehmeren Standes zusammengesetzte Gesellschaft in jenem Hause ein allzuhohes Spiel triebe und die Söhne reicher Familien an den Bettelstab zu bringen versuche. Erst das Gerücht am nächsten Morgen, wo das Schreiben des Bankiers abgeschickt wurde, verbreitete jene Unwahrheit, die um so glaubhafter erschien, da ein Theil der ausgesuchten Spieler zum Militairstande gehörte.

»Meine Herren,« begann der Polizeibeamte seine herbe Pflichterfüllung »verzeihen Sie mir, daß ich Sie störe. Aber ich bin beauftragt mich zu erkundigen, ob hier von dem Gesetz verbotene Spiele gespielt werden. In diesem Augenblick sehe ich allerdings nichts davon. Sie gestatten mir daher die ergebenste Frage, zu welchem Zweck Sie hier stehend um diesen Tisch versammelt sind, und was Sie bis zu meinem Eintritt getrieben haben.«

Die langen Gesichter der jungen Herren beruhigten sich etwas bei dieser höflichen Anrede. »Wie Sie sehen, trinken wir Champagner,« sagte Einer der Anwesenden.

»Und wir haben sogar gespielt,« rief Georg von Brandau trotzig, der durch das Spiel schon erregt genug war und durch diesen Auftritt noch mehr in Flammen versetzt wurde.

»Aber Sie haben doch nur erlaubte Spiele gespielt?« fuhr der Beamte zu fragen fort.

»Das geht Sie nichts an.«

»Doch, Herr Baron, das geht mich wohl an, denn deswegen bin ich eben hier.«

»Ich sehe Sie wohl, Sie machen sich breit genug!« erwiderte der aufgeregte junge Degen.

»Ich mache mich nicht breiter, als mich Gott geschaffen hat; da Sie mir aber nicht Rede stehen, so werden Sie mir erlauben, das Zimmer zu durchsuchen, und mir dann Ihre Namen sagen.«

»Mein Herr, wir sind Edelleute, Offiziere Sr. Majestät des Königs, wie Sie sehen!« sagte stolz Einer der Anwesenden, zugleich den aufbrausen wollenden Baron zurückhaltend.

»Ja, das sehe ich. – Hier in diesem Zimmer ist, wie ich bemerke nichts von verbotenen Spiele zu sehen. Ich bin befriedigt. Aber wie ist mir denn – Sie sind jetzt nur zu Sechsen – vorher waren Sie Sieben, das weiß ich bestimmt. Sie kenne ich Alle, meine Herren, und Sie brauchen mir daher Ihre Namen nicht zu sagen. Aber wer war der Siebente, der sich wahrscheinlich durch dieses Zimmer da entfernt hat?«

Kein einziger Mund öffnete sich, um den Namen des Abwesenden zu nennen. Starr und steif standen sie da und betrachteten den Beamten, der in das Nebenzimmer getreten war und sogleich das offene Fenster bemerkt hatte. »Aha!« sagte er zurückkehrend, »er ist durch das Fenster geschlüpft. Ich schließe daraus, daß es keiner

Ihrer Herren Kameraden und wahrscheinlich der Bankhalter war. Irre ich mich, meine Herren, oder habe ich Recht?«

»Sie irren sich!« polterte der junge Brandau heraus.

»So habe ich die Ehre, mich zu empfehlen, meine Herren. Entschuldigen Sie die unwillkommene Störung, allein mich sandte das Gesetz. Gute Nacht!«

Der Beamte verbeugte und entfernte sich, von Keinem der Anwesenden mit einer Erwiderung seines Grußes beehrt. Als er fort war, sahen sich die Unterbrochenen eine Weile stumm an, dann brachen einige in ein zweideutiges Gelächter aus, während Andere ihren Unmuth durch laute Ausrufe kundgaben und Junker Georg sich sogar bei Sr. Majestät beklagen wollte.

»Das wirst Du hübsch bleiben lassen,« sagte Einer der Anwesenden zu dem aufgeregten Brandau. »Ich rathe, daß wir uns in aller Stille auf und davon machen. Die Partie ist doch einmal gestört. Wohlan denn, gehen wir an den für solche Ereignisse vorherbestimmten Ort. Wir müssen den Grafen bezahlen oder ihm Wechsel ausstellen, da er sehr bald abreist.«

Dieser Vorschlag ward einstimmig gut geheißen und in wenigen Minuten stand das Zimmer leer. Die sechs anwesenden Herren verloren sich auf verschiedenen Straßen und Wegen aus den Augen. Nach etwa einer Stunde aber trafen sie sich sämmtlich in der Wohnung des Einen von ihnen wieder, wo sie nicht lange auf den Grafen Zaretta

zu warten brauchten, denn auch ihm war der Ort der Versammlung im Falle einer Unterbrechung, sogar auf seinen Rath, im Voraus bestimmt worden. Niemand machte ihm einen Vorwurf, daß er sich so heimlich und rasch aus ihrer Mitte zurückgezogen, aber auch Niemand bezeigte für heute die geringste Lust, das unterbrochene Spiel von Neuem zu beginnen. Dagegen unterzeichneten Alle verschiedene Schuldscheine mit ihren Namen, gaben dem Grafen die Orte an, wo er sein Geld darauf erhalten würde, und ve

ACHTES KAPITEL. HERR HÜBNER.

Wenn der Graf Zaretta dem seltsamen Gefühle der Beklemmung gefolgt wäre, welches ihn nach diesem letzten Gesellschaftsabend in der Residenz erfaßte, so wie den Eingebungen seiner sonst so umsichtigen Klugheit, er wäre so bald wie möglich abgereist, hätte alles zu Besorgende zurückgelassen und sich mit seinem, ohnehin großen Gewinnst für diesmal begnügt. Aber seiner Meinung nach war seine Reise, obgleich für die nächste Zeit festgesetzt, nicht so unmittelbar an diesem Abend ausführbar. Daß ihm keine Gefahr von Seiten der Behörden in Folge der Aufhebung der Spielergesellschaft drohte, glaubte er mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen zu dürfen, denn ihn hatte Niemand in und aus dem bewußten Hause gehen sehen, und daß die königlichen Offiziere

seinen Namen, wenn danach gefragt werden sollte, verschweigen würden, unterlag keinem Zweifel. Die Begierde daher, seine Pläne bis auf den äußersten Punct ausgeführt zu sehen, das begonnene Werk der Plünderung bis auf den letzten Groschen fortzusetzen, und erst dann zu weichen, wenn alle Möglichkeiten einer weiteren Erbeutung erschöpft seien, hielt ihn länger, als nothwendig, fest und schmiedete gegen ihn eine Waffe, deren Schärfe und Schwere ihm gegenwärtig oder zukünftig gefährlich werden mußte.

Der nächste Tag nun nach dem erwähnten Abend wurde mit gänzlicher Abschließung aller eingegangenen Geschäfte hingbracht, von denen mehrere einige seiner Vertrauten besorgten, die sich namentlich mit der Einkassirung der bei verschiedenen Bankiers niedergelegten und gewonnenen Summen zu beschäftigen hatten. Sodann wurden einige nothwendige Reiseeffecten beschafft und die Händler empfangen, die Alles, was der Graf zurückließ, Möbel, Hausgeräth, schwer bewegliche Luxusgegenstände und dergleichen mehr, gegen baare Zahlung abkauften und die Sachen erst nach der Abreise des Grafen abzuholen versprachen. Auch die fremden, in der Residenz selbst angenommenen Diener, mit Ausnahme der Köchin, wurden schon an diesem Tage entlassen, und außer dem Grafen Zaretta und seinem treuen Kammerdiener, sowie dem Baron von Brandau, der krank im Bette lag, und dessen Diener, der nicht von seiner Seite wich, blieb Niemand zurück, ohne daß jedoch die Letzteren

von der allmäligen Leerung und Verödung ihres Hauses eine Ahnung hatten.

Bei allen diesen Obliegenheiten, die fast den ganzen Tag in Anspruch nahmen, fühlte sich Starozza am lebhaftesten von einer fieberhaften Unruhe gequält; gegen seine Gewohnheit trieb er von Stunde zu Stunde mehr zur größten Eile, und doch wußte er so gut wie der Graf selber, daß außer den Geldgeschäften außerhalb des Hauses noch mancherlei Verrichtungen innerhalb desselben am Schreibtische zu vollführen waren, die, nach der Zeit zu urtheilen, die man auf sie verwandte, wichtig genug sein mußten.

Endlich, am Abend dieses Tages, kurz vor zehn Uhr, lief durch einen Unterhändler die letzte erwartete Geldsumme ein, und nun war Alles außer dem Hause abgemacht und der Abreise stand nichts mehr im Wege. Das wichtigste und letzte Geschäft im Hause selbst, das Einpacken der im geheimen Cabinet verwahrten Gegenstände war nun allein noch zu besorgen. Der Graf hatte den Baron Alfred mehrere Male im Laufe des Tages flüchtig besucht, ihm gesagt, daß er erst am nächsten Abend abreisen und daß bis dahin seine Köchin seine Verpflegung nach gewohnter Weise fortsetzen würde. Als er endlich dem beständig um seinen Verlust jammernden Kranken eine gute Nacht wünschte, ahnte dieser nicht, daß er seinen innigstgeliebten Freund zum letzten Male gesehen habe, und doch war der Graf entschlossen, seinen Fuß

nicht mehr über die Schwelle des so schmäzlich Betrogenen und nun auch elend Verlassenen zu setzen. Er konnte ihm nichts mehr nützen, er konnte nichts mehr von ihm gewinnen, denn er besaß nichts mehr, was der Rede werth war.

Die folgende Nacht hindurch brachte der Graf und sein Diener in dem geheimen Cabinet zu, worin wir sie am nächsten Morgen selber besuchen werden, um zu erforschen, was so Wichtiges denn im letzten Momente sollte eingepackt werden. Während der Kammerdiener allein noch ämsig und unermüdet fortarbeitete, verließ der Graf vor Tagesanbruch den Schreibtisch, um wenigstens noch einige Stunden dem Schlafe zu weihen. Schon um sieben Uhr Morgens aber trat Starozza vor das Bett des Grafen, und sah trotzdem, daß er die ganze Nacht thätig gewesen, wenig ermüdet, wengleich etwas erbittert und verdrossen aus. In seiner Hand hielt er einige Papiere, deren Ausfertigung ohne Zweifel sehr schwierig gewesen war, da sie die Geschicklichkeit eines so gewandten Menschen ungewöhnlich lange in Anspruch genommen hatte.

Der Graf, der einen ungemein leisen Schlaf hatte, wie jedes auf Angriff oder Widerstand angewiesene Raubthier, erwachte sogleich und begriff den Grund des Erscheinens seines Dieners. »Bist Du fertig?« fragte er gähmend.

»Mit Allem. Es bleibt uns jetzt nur noch das Einpacken der verschiedenen Geräthschaften übrig, was leicht von acht bis zehn Uhr geschehen kann, zu welcher Zeit der

Spediteur bestellt ist, um die Kisten abzuholen. Diese Eine Stunde von jetzt bis Acht muß ich schlafen, ich bin müde wie ein Hund. Wohin werden wir aber zunächst reisen? Hast Du es Dir noch einmal überlegt?«

»Am liebsten ginge ich sogleich nach England; da sind wir am sichersten und können uns auch jeden Augenblick nach Amerika einschiffen, wohin wir lange wollten.«

»Damit bin ich einverstanden – aber welchen Weg willst Du wählen?«

»Ja, das ist die Frage! Ich kann nicht direct nach London gehen. Ich muß erst einen kleinen Abstecher im Inlande machen.«

»Wie? Du willst Dich noch länger hier aufhalten? Hast Du an Deinem ungeheuren Gewinn noch nicht genug?«

»Nein, ich habe noch nicht und nicht eher genug, als bis ich dieses vortreffliche mütterliche Vermögen, von dem ich erst zwei Drittel besitze, ganz in Händen habe.«

»Also Du bist fest entschlossen, Deinen früheren Plan auszuführen?«

»Fest und unwiderruflich. Ich will mich nicht vergebens bemüht und Alles so genau wie möglich ausgekundschaftet haben.«

Der Kammerdiener runzelte die Stirn und sein so schon düsteres Gesicht nahm Form und Ausdruck eines Unzufriedenen an. »Ich bin mit diesem Plane nicht einverstanden,« sagte er trotzig, »wir haben vor allen Dingen Eile nöthig und in zwei Tagen können wir schon auf dem Meere sein. Denke an die Telegraphen!«

»Als ob ich nicht an Alles dächte! Thor, der Du bist! Werden wir die Straßen wählen, an deren Seiten zu unsern überflüssigen Begleitern die Telegraphendräthe laufen? Will ich überhaupt auf der Eisenbahn reisen? Das wäre heutzutage eine Narrheit. Sieh' da, wie gut jener Abstecher zu Lande zu unserm Unternehmen paßt. Man wird uns schon außerhalb des Landes suchen, während wir ganz gemächlich in einem sicheren Dorfe sitzen.«

Starozza schüttelte sich vor Unwillen. »Das ist nicht nach meinem Geschmack,« maulte er. »Ich sage Dir zum letzten Mal: mach', daß wir fortkommen – ich wittere Unheil. Mir liegt es wie Blei in den Gliedern und wir haben schon viel zu viel Zeit verloren.«

»Das kommt von der Nachtwache her. Nein, gehorche mir nur. Diesmal will ich meinen Willen haben. Noch bin ich der Herr und Du der Diener. Erst wenn wir auf englischem Boden sind, wechseln wir die Röcke mit den Rollen und dann hast Du die erste Stimme.«

Der Kammerdiener, der, wie wir jetzt sehen, nur ein künstlicher Kammerdiener, vielmehr der innigst Verbündete und schlaueste Helfershelfer des Grafen, gleichsam sein zweites Ich und die Ergänzung zu einer einzigen verbrecherischen Größe war, murmelte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen und entfernte sich, um sich eine Stunde auf's Ohr zu legen, denn mehr bedurfte diese abgehärtete Natur nicht, um sich zu neuen Unthaten hinreichend gestärkt zu fühlen. Auch der Graf legte sich auf die andere Seite in seinem üppigen Lager und Beide

schliefen so ruhig ein, als hätten sie das lohnendste Tagewerk vollbracht und als wiege sie das reinste Gewissen in den unschuldigen Schlaf.

Punct acht Uhr aber ertönte der gestellte Wecker über dem Haupte Starozza's und er fuhr schnell empor. Sein erster Blick richtete sich auf seine Uhr, der zweite auf eine Flasche starken Weines, die auf seinem Nachttische stand. Er goß sich ein großes Glas davon ein und aß hastig dazu ein Stück Brod, welches daneben lag. Das war sein Frühstück, und ein ähnliches nahm in diesem Augenblick auch schon der Graf ein, um sich zu dem neuen und letzten Tagewerke in der deutschen Residenz zu stärken. Bald darauf fanden sich Herr und Diener in dem geheimen Gemache ein. Sie begrüßten sich nicht, sondern gingen schweigend, ein jeder für sich, an ihre Arbeit. Zunächst wurde der eiserne Geldschrank, der auch schon verkauft war, geöffnet und einige Bündel Papiere in den Grund eines stark mit Eisen beschlagenen Koffers gelegt. Sodann wurde das große in der Mitte des Zimmers stehende Schreibpult geöffnet und die darin enthaltenen tausenderlei Gegenstände vorsichtig eingewickelt und ebenfalls in den riesigen Koffer gepackt. Es waren dies Papiere, Schreib- und Zeichenpapier von allen möglichen Sorten, Farben und Altern; sodann kam ein Vorrath von Fläschchen an die Reihe, in denen Tinten von allerlei Farben enthalten waren, je nachdem man eine alte oder neue Schrift herstellen wollte. Darauf verschiedene Sorten Zeichenmaterials, Stempel und Petschafte, sehr zierlich in Holz oder Metall geschnitten, ein Kunstzweig, in

welchem Starozza eine hohe Meisterschaft erreicht hatte. Nachdem auch diese geheimen Dinge wohl verpackt waren, folgte das sehr kostbare und feingearbeitete Werkzeug, womit alle diese Dinge hergestellt wurden, eine kleine Drehbank, in einzelne Theile zu zerlegen, optische, physikalische und solche Instrumente, welche die beiden Abenteurer zur Verfertigung ihrer falschen Documente gebrauchten. Endlich kam eine kleine Kiste, mit Pretiosen angefüllt, Uhren, Geschmeide und Ringen, die Gott weiß woher ihren Ursprung ableiteten und in der Fremde nach und nach, wie das Bedürfniß es forderte oder die Gelegenheit es gestattete, verhandelt werden sollten. Alle diese und noch verschiedene andere seltene Gegenstände füllten den Koffer noch lange nicht aus. Oben auf wurde ein fest verschließbarer Einsatz eingefügt und darin feine Wäsche und Kleider gelegt, deren man augenblicklich bedurfte, wenn man Gelegenheit fand, das in der einen Stadt verlassene trügerische Spiel von Neuem in der anderen zu beginnen. Als dann endlich der Koffer vollgepackt war, wurde er mit drei sehr schönen Schlössern verschlossen, von denen doppelte Schlüssel vorhanden waren, deren je drei die beiden Männer zu sich steckten. Nachdem diese Schlösser vorgelegt, wurden an gewissen Stellen des Koffers geheime Federn in Bewegung gesetzt, welche die beiden Abenteurer in Zukunft sollten erkennen lassen, ob etwa ein Unberufener Hand an die inneren Geheimnisse desselben gelegt hätte. Als auch das geschehen, wurde eine Messingplatte auf dem Deckel eingeschraubt, die einen unbekanntem und

sehr gewöhnlichen Namen enthielt, unter welchem der Koffer nach England an ein ebenfalls auf dieser Platte bezeichnetes Kaufmannshaus gesandt werden sollte.

Als die beiden Abenteurer endlich mit diesem Werke zu Stande gekommen waren, ruhten sie eine Weile aus, denn sie hatten sich, um den Spediteur nicht warten zu lassen, sehr beeilt und fühlten sich etwas ermüdet. Jener kam Punct zehn Uhr, nahm die Bezahlung und einen Frachtbrief in Empfang und ließ von seinen Leuten den außerordentlich schweren Koffer auf einen vor der Thür haltenden Wagen schaffen.

Beide Männer standen am Fenster und sahen dem Ausladen des Koffers zu. Als der Wagen damit abfuhr, lächelten sie sich schelmisch an und wuschen sich dann die Hände rein, die von Staub und Farben beschmutzt waren. Als sie damit fertig, warf der Graf seine Hauskleidung in einen kleinen Handkoffer und begann sich zur bevorstehenden Reise in Stand zu setzen. Er hatte die Kleidung eines gewöhnlichen Reisenden gewählt, anständig, aber nicht übertrieben elegant, von guten Stoffen, aber keine auffallenden Farben oder hervorstechende Kennzeichen zur Schau tragend. Auch Starozza packte seine glänzende Kammerdienerlivrée ein und zog den bescheideneren Rock eines auf der Reise begriffenen Dieners an, dessen Abzeichen am Hute aber jeden Augenblick abgenommen werden konnte, wenn es etwa nothwendig werden sollte, die Rolle eines Dieners mit der eines auf eigene Hand reisenden Fremden zu vertauschen. Als sie auch damit zu Stande gekommen waren, schloß der Graf

ein Fach des Eisenschranke auf und nahm einige Rollen Gold und Papiergeld heraus, die er redlich mit Starozza theilte. Eine mit verschiedenen Pässen und größeren Geldscheinen versehene Briefftasche ward in den festgenähten Falten der Weste versenkt, und eine zweite mit den vor der Hand nöthigen Pässen versehen, die auf den Namen Baron Breisach lauteten, der zu seinem Vergnügen mit einem Diener, Namens Heinrich Winter, auf einer Reise nach England begriffen ist.

»Was meinst Du,« fragte der Graf seinen Diener, »ob es nicht rathsam wäre, hier meinen Bart zu scheeren und die Haare anders zu ordnen, da es unterwegs vielleicht zu auffallend erscheint, wenn ich diese Umgestaltung vornehme?«

»Nein,« erwiderte trotzig der Gefragte, der seine scheinbar untergeordnete Stellung schon satt zu haben schien und sich nach einer herrlicheren sehnte, »der Meinung bin ich nicht. Das wird sich in jedem Gasthofs oder, wenn es nöthig werden sollte, in jedem abgelegenen Gebüsch an der Landstraße eben so gut verrichten lassen. Hier könnte uns irgend ein Bekannter aus dem Hause gehen sehen oder auf der Straße begegnen, und dann würde Deine Veränderung wenn sie bemerkt würde, nur unnützes Aufsehen erregen.«

»Du hast Recht. Also wir bleiben, bis es dunkel wird, hier im Hause, dann gehen wir nach der ...straße, wo unser guter Freund, der Fuhrmann wohnt und dann schlagen wir langsam bei Nacht den Weg nach ... ein. Du bist also damit zufrieden?«

»Nicht ganz. Am liebsten ginge ich gleich jetzt. Wer weiß, wer zu dem dummen Baron kommt und wen er uns auf den Hals schickt.«

»Da fällt mir ein guter Gedanke ein. Schreiben wir auf einen Zettel: Graf Zaretta und Baron Brandau sind auf zwei Tage verreist. Sonnabend Mittag werden sie für ihre Freunde wieder zu sprechen sein. – Meinst Du nicht, daß das klug ausgedacht ist?«

Der vermeintliche Kammerdiener antwortete nicht mit Worten, aber um so rascher durch die That. Er nahm sogleich ein weißes Blatt Papier und schrieb mit überaus deutlicher und schöner Handschrift die von Zaretta angegebenen Worte auf. Dann ging er auf den Flur, nahm einige Oblaten und klebte den Zettel an die äußere Seite der Treppenthür. Er war sogar noch schlauer als sein Herr. Er hob auch die Klingelschnur aus ihrem Haken und brachte sie mit in's Zimmer, damit nicht etwa durch einen zufälligen Besucher des Barons Diener herbeigerufen und nach der Wahrheit der an dem Zettel stehenden Anzeige gefragt würde.

Gleich nachdem er in's Zimmer zurückgekehrt war, sollten die beiden Gauner die Freude erleben, die vorausgesehene Wirkung ihres letzten Streiches zu erproben. Der Wagen des Arztes fuhr vor das Haus und der dicke Doctor keuchte etwas schwerfällig die Treppe herauf, um den kranken Baron zu besuchen. Kaum aber war er auf der obersten Stufe angelangt, so las er das eben befestigte Blatt. Sich verwundernd, warum und wohin sein Patient so urplötzlich gereist, aber schon gewöhnt an die

sonderbaren Gewohnheiten dieses Herrn, stieg er brummend wieder die Treppe hinunter und kletterte in seinen Wagen. Die beiden Erfinder dieses gelungenen Scherzes aber, die, hinter einer Gardine verborgen, ihn einsteigen sahen, lachten laut auf und gingen nun daran, ihr Frühstück zu verzehren, das Starozza in einem hinteren Zimmer auftrug, und welches das letzte war, das die vor treffliche Köchin des Grafen ihrem Herrn bereitet hatte.

Da sie bei verschlossenen Thüren speisten, konnte der Kammerdiener sich schon erlauben, neben seinem bisherigen Herrn Platz zu nehmen. Beide aßen und tranken wacker, ohne fast ein einziges Wort zu sprechen oder sich anzublicken. Was sollten diese Menschen auch noch sprechen, da sie genug gehandelt und Alles wohl zu Ende geführt hatten, was sie zu vollbringen beabsichtigt hatten? Als das Frühstück beendet war, ließ Starozza alle benützten Geräthschaften bunt durch einander auf dem Tische stehen. Es war ihm gleichgültig, in welchem Zustande der Käufer des ganzen Haushalts das Einzelne vorfände. Er begnügte sich damit, seinen Appetit befriedigt und sich hinreichend gestärkt zu haben, um zunächst einer mehrtägigen langweiligen Reise zu Wagen und auf den unbefahrensten Wegen entgegen zu gehen, eine Anordnung, die ihm so wenig behagte, wie der ganze schon angedeutete Plan Zaretta's, worüber er aber kein einziges Wort zu verlieren sich die Mühe gab, da er aus Erfahrung wußte, daß sein Gefährte, so lange er noch Graf Zaretta war, nicht so leicht von einem einmal gefaßten

Entschlusse abzubringen sei, wenn die Ausführung desselben ihm einen Haufen Gold vorspiegelte. Als er daher so viel gegessen und getrunken hatte, daß er genug zu haben glaubte, um es bis zum anderen Tage aushalten zu können, begab er sich, müde wie er war, in sein Zimmer, um bis zum Anbruch der Dunkelheit zu schlafen. Dasselbe beabsichtigte auch der Graf zu thun; bevor er aber einschlief, wollte er sich dem Hochgenuß einer dampfenden Havannah hingeben. Er brannte daher eine feine Cigarre an und setzte sich auf seinen weichsten Divan, so den Schlaf herausfordernd, ob er nicht kommen und ihn erquicken wolle.

Aber diesmal wenigstens war die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn die beschlossene patriarchalische Ruhe sollte durch eine Störung unterbrochen werden, die weder der Herr noch der Diener erwartet hatte. Jedoch betrachten wir, bevor wir diese Störung näher erörtern, noch einmal den Grafen Zaretta, wie er jetzt auf seinem Divan sitzt, die Cigarre nicht zierlich zwischen den Fingern haltend, wie ein feiner Cavalier, sondern sie zwischen den Zähnen im Munde hin und her wälzend, wie etwa ein Fuhrmann, der auf seinem Bocke sitzt, beide Hände mit Zügel und Peitsche beschäftigt hat und sich doch nicht den Genuß seines Tabacksstengels versagen will – betrachten wir ihn etwas genauer, ob wir jetzt

nicht auch in anderen Dingen eine bedeutende Abweichung von seiner früheren feinen Erscheinung wahrnehmen, die wir bei seiner ersten Schilderung dem aufmerksamen Leser schon durch diesen und jenen charakteristischen Zug angedeutet zu haben vermeinen.

Der Herr Graf sitzt also mit der Cigarre zwischen den Zähnen in der Ecke des Dibans, stützt den düsteren Kopf auf seine Rechte und spielt mit der Linken unbewußt an seiner schwergoldenen Uhrkette. Seine Augen sind nach dem Fenster gewandt und scheinen den Zug der Wolken zu verfolgen, die, von einem Westwinde getrieben, in mäßiger Eile am mattblauen Himmel vorüber ziehen. Aber er sieht diese Wolken und diesen Himmel so wenig, wie er überhaupt etwas sieht, denn er ist in tiefe Gedanken versunken und läßt seine in den letzten fünf Monaten verübten Thaten vor seiner Seele die Revue passiren. Des süßen, eben genossenen Weines voll, ergeht er sich mit einem gewissen Wohlbehagen in den verflossenen Tagen und rechnet die Süssmühen zusammen, die er seinem Talente in der Verstellungskunst, seiner betrügerischen Geschmeidigkeit und seiner rücksichtslosen Tollkühnheit verdankt. Vergebens würde es sein, wollten wir in diesem Augenblick noch den feinen Cavalier, den ungarischen Grafen in ihm erkennen, als welcher er so oft vor unsere Augen getreten ist. Er hat das aristokratische Wesen und Gebahren, welchem er wider Willen so lange gehuldigt, wie ein überflüssig gewordenes Gewand von sich abgestreift, er bedarf nicht mehr des glänzenden Ueberwurfs,

den er sich so geschickt anzulegen gewußt, – im Gegenteil, es liegt ein ganz anderer Ausdruck auf seinem abgefeimten, düsteren, schelmisch zufriedenen Gesicht, etwas unverkennbar Gaunerhaftes ist in seiner Miene und in der Haltung seines Körpers ausgeprägt, was ihm ungleich natürlicher steht, als jene erst angenommene und oft genug erzwungene Form. Seine funkelnden Augen versuchen nicht mehr, den rührenden Schein einer bescheidenen Seele auszustrahlen, sie dürsten jetzt allein nach Befriedigung eines habsüchtigen Herzens, nach Aufhäufung der noch nicht in seinem Besitz befindlichen Reichthümer eines in der Ferne ihm vorschwebenden Opfers. Um seine breiten und sinnlichen Lippen, die jetzt klaffend von einander stehen, während er die Cigarre käuend von einem Mundwinkel in den andern wälzt, schwebt ein gemeines, satyrisches Lächeln, womit er der beiden Hauptpersonen gedenkt, die er, den Vorwürfen ihres Gewissens zum Raube, bald hinter sich gelassen haben wird, um sie in diesem Leben nicht wiederzusehen, ja er lächelt nicht allein, er lacht mit frecher Miene über die ganze adlige Welt, die sich seiner Meinung nach über der andern Welt zu stehen brüstet, wie etwa eine lichte Wolke herrisch über der dunklen Erde schwebt, – welche die wunderbare Einbildung nährt, Alles und Jedes auf dieser Welt sei für sie allein geschaffen und zu ihrem Nutzen und Vergnügen bestimmt, – die endlich die unerhört prahlerische Anmaßung zur Schau trägt, sie dürfe alles Beliebige Anderen thun, sei aber Nichts von ihnen zu dulden verpflichtet und gesonnen. Er hat dieser verhaßten seinen

aristokratischen Welt so eben einen Fußtritt versetzt und er freut sich dieses seines plebejischen Fußtritts; er hat die vornehmen jungen Herren in ihrer Nüchternheit und Geistesarmuth gesehen und er hat sich seine eigene geriebene Lebenserfahrung zu Nutze gemacht, indem er sie öffentlich beraubt und geplündert hat und sie außerdem noch jetzt im Stillen verhöhnt und verspottet. O, welche kochende Wuth hat sich in seinem Herzen gegen diese vornehme Welt angehäuft, wie möchte er sie noch ganz anders unter seine Füße treten, wenn er die Macht, die Mittel und vor allen Dingen den Muth dazu hätte. Aber – und das ist seine höchste Rache gegen das ganze Geschmeiß, wie er sie nennt, – was werden sie künftig für Augen machen, wenn ihnen die Gewißheit kommt, daß sie ausgebeutelt sind, ausgebeutelt so ganz und gar, und zwar von Einem, der an Klugheit, Schlauheit, Erfahrung so weit über ihnen Allen steht, wie an Stand, Rang und Herkommen tief unter dem Geringsten von ihnen. Ach, wenn es ihm nicht selbst am meisten schadete, wie so sehr gern würde er einen Schmähbrief an sie alle richten und ihnen selbst sagen, wer der hohe Graf Zaretta gewesen, dem sie so ganz und so lange gehuldigt, was er für niedere Kunstgriffe angewendet, um ihren Stolz zu beugen, ihren Hochmuth zu demüthigen, und in wessen gemeinen ziegenledernen Geldbeutel sie Alle zusammen ihr hochadeliges Geld ausgeschüttet, wen sie Bruder, Freund und Gefährten genannt haben. Haha! Wenn

das möglich wäre, wenn er dabei ihre Mienen belauschen, ihre Demüthigung betrachten könnte, was müßte das für ein nie erlebter Triumph des alten Meisters in allen betrügerischen Künsten, des ungarischen Grafen Zaretta sein, der sich das Ansehen zu geben wußte, als ob er das Schooßkind des launenhaften Glücks, der Liebling gekrönter Häupter, der Sprößling eines fürstlichen Geschlechts sei. Solches bedenkend, in solchen Träumen sich wiegend und mit seiner Unverletzbarkeit sich brüstend, saß der Graf eine Weile da, während eine Minute nach der andern verflog und allmähig die Stunde näher rückte, wo er der stolzen Königsstadt den Rücken kehren wollte, voll der triumphirenden Empfindung, auch in ihren Mauern, wie in denen vieler anderen, sein Siegesdenkmal aufgerichtet und darunter die Seufzer armseeliger Betrogenen, die sich selbst kleine Könige dünkten, verscharrt zu haben.

Da wurde er plötzlich aus seinem tiefen Sinnen, seinen wollüstigen Gedanken durch etwas aufgeschreckt, was er in diesem Augenblick zu vernehmen am wenigsten besorgt gewesen war. Er hörte nämlich vor seinem Zimmer eine fremde und kräftige Stimme sprechen und mit Starozza einige rasche Worte wechseln.

Wie kam dieser Fremde in seinen Vorsaal, dessen Thür doch, wie alle Thüren seiner Zimmer, vorsichtig geschlossen war? Sicher nur durch einen jener wunderbaren Zufälle, die außerhalb der Berechnung auch des Schlauesten liegen, durch ein unvorhergesehenes Mißgeschick, welches eben so unverhofft wie störend in die Gegenwart

tritt, in der man sich schon der Vergangenheit überhoben dünkt und bereits den goldenen Träumen der Zukunft überläßt.

Der Graf ließ die Cigarre vor Erstaunen, wenn nicht vor Schreck seinen Lippen entgleiten; sie fiel auf die Erde und verstreute die glühende Asche auf den schönen Teppich, der seine gestickten Blumen verschwenderisch unter seinen Füßen ausbreitete. Gleich darauf aber trat Starozza mit eben so erstauntem Gesicht eilig in's Zimmer, warf einen verständlichen Blick, in dem sich eine gewisse Verwunderung mit einem übel verhehlten Vorwurf zum Sprechen deutlich mischte, auf den Grafen und sagte mit fast athemloser Hast, wobei er sich der fremden Sprache bediente, welche die beiden Gauner gewöhnlich zu reden pflegten, wenn sie allein waren:

»Da haben wir's! Siehst Du, warum haben wir uns nicht früher aus dem Staube gemacht. Die verfluchte Köchin ist so eben davon gelaufen und statt sich der Treppe des Hinterhauses zu bedienen, ist sie vorne hinuntergegangen und hat wahrscheinlich die Thür zum Vorflur offen gelassen.«

»Nun, was giebt's denn?« rief der Graf auffahrend, indem er sich bemühte, seine gewöhnliche Kaltblütigkeit anzunehmen.

»Was soll es geben! Ein Fremder ist gekommen, der Dich sprechen will; er hat den Zettel an der Thür zwar gelesen, ist aber nicht so leichtgläubig gewesen, wie der dumme Doctor, denn er hat die Thür offen gefunden und ist in den Flur getreten. Jetzt steht er draußen und fragt

nach Dir, indem er vorgiebt, er wisse, daß Du noch hier seiest, und er müsse Dich nothwendig in wichtigen Angelegenheiten sprechen.«

»Das ist ja merkwürdig. Was ist es für ein Mann?«

»Ein großer, stattlicher, schöner Mann –«

»Nun, was sonst noch? Du machst ja ein bedenkliches Gesicht – kennst Du ihn?«

»Ich kenne ihn nicht und doch – ist mir, als ob ich ihn schon irgend wo unter anderen Verhältnissen gesehen hätte.«

»Das klingt nicht erbaulich. Was mag er denn wollen?«

»Das will er Dir selbst sagen; gegen mich war er eben nicht verschwenderisch mit Worten.«

»Wie heißt er?«

»Danach habe ich ihn nicht gefragt, weil ich voraussetzte, Du würdest ihn auf keinen Fall annehmen.«

»So hole das nach und forsche ihn aus – mit Worten und Blicken – zuletzt sage ihm, ich sei nicht zu sprechen.«

»Das habe ich ihm schon gesagt, aber erscheint nicht sehr darauf zu achten.«

Letzteres in seiner trotzigen Weise sprechend, kehrte Starozza in den Vorsaal zurück, um mit Worten und Blicken, wie ihm der Auftrag geworden, den Fremden auszuforschen. Nach einer Weile kam er wieder herein. Seine Miene hatte etwas Erregtes und Besorgnißvolles angenommen, – das sah Zaretta augenblicklich, denn er kannte seinen Verbündeten, wie man seinen Hut kennt, den man täglich zur Hand nimmt. »Er heißt Hübner,« sagte er kurz, »und will durchaus mit Dir selber sprechen.«

»Hübner! Hübner! – Den Namen kenne ich nicht. Ich spreche mit keinem Unbekannten.«

»Das habe ich ihm schon zehnmal gesagt, aber der Kerl scheint keine Ohren zu haben. Seine Augen sind dafür desto redseliger. Ich habe ihn *scharf* angesehen und bin gewiß, daß es Dir ergehen wird, wie mir, denn sein Gesicht taucht immer deutlicher aus dem Nebel einer unbestimmten Erinnerung vor mir auf. Jedenfalls – das ist gewiß – bringt er nichts Gutes.«

»Scheint er Dir gefährlich?«

»Er ist ein gewaltiger Mann, mit einer Brust wie Aeolus, und Armen, gegen die die unsrigen Spinnewebe sind.«

»Teufel! Was will er nur!«

Die rathlosen und mit flüsternder Stimme rasch Worte wechselnden Verbündeten, obgleich gewiß Niemand zugegen oder in der Nähe war, der ihre Sprache verstand, blickten sich gegenseitig an, wie zwei Spürhunde, die eine Wildspur verloren haben oder nicht finden können, und wußten in der That nicht, was augenblicklich zu thun sei. Schon glaubte der Graf, es sei unter diesen Umständen am gerathensten, sich in das Arbeitscabinet zurückzuziehen, von da durch eine verborgene Thür nach der hinteren Treppe zu gelangen und so den Hof und die Straße zu erreichen, als sich plötzlich die Thür des Vorsaales aufthat und der schöne und ansdrucksvolle Kopf des Herrn Hübner in der Spalte sichtbar wurde. Als er den anwesenden Herrn bemerkte, der nicht zu sprechen war, oder der ihn nicht empfangen wollte, trat er

unaufgefordert ganz in's Zimmer, welches der Kammerdiener augenblicklich verließ, – wir wissen nicht, ob aus dem Grunde, wenigstens seine eigene Person sicher zu stellen, oder von einem geheimen Orte aus die folgende Unterredung zu belauschen und eine möglicher Weise nothwendig werdende Flucht klüglich vorzubereiten.

Also Herr Hübner trat in das Zimmer, blickte sich ruhig darin um, und da er sich mit dem Grafen allein sah, den er nach der Beschreibung, die man von ihm gemacht, augenblicklich erkannte, so trat er demselben näher, verbeugte sich und lächelte mit einer so ruhigen Höflichkeit, daß sich der Graf augenscheinlich von seiner lebhaften Besorgniß befreit fühlte. Allein dies beruhigende Gefühl berührte ihn nur im ersten Augenblick, denn sehr bald wechselte der Gesichtsausdruck des Fremden und nahm einen ganz anderen Character an.

Es war im ersten Moment offenbar nichts Feindseliges, was sich aus den Mienen des Herrn Hübner gegen den Grafen aussprach, bewahre! Dazu war Herr Hübner ein viel zu besonnener und vorsichtiger Mann; im Gegentheil, er behielt sogar eine Weile eine gewisse Höflichkeit bei, aber dieselbe wurde von Minute zu Minute kälter, sein Gesicht strenger, sein Auge funkelnder, und in jeder seiner Bewegungen fing eine selbstbewußte geistige und physische Kraft sich zu entfalten an, die jedem Unbefangenen hätte imponiren müssen, wie viel mehr nicht dem Schuldbewußten, der seine eigene Keckheit, der wachsenden Kühnheit des Fremden gegenüber, von Secunde zu Secunde mehr schwinden fühlte.

Nachdem Herr Hübner seine Verbeugung einfach wiederholt und der Graf sie nur durch Aufstehen von seinem Divan erwidert hatte, erhob sich die mächtige Gestalt des Kupferhammerbewohners zu ihrer ganzen Höhe und mit solchem Nachdruck, daß der Graf glaubte, sie werde jeden Augenblick riesenhafter und dehne sich in eine Länge, Breite und Mächtigkeit, wie er sie noch nie an einem Menschen wahrgenommen zu haben sich erinnerte.

»Ich habe also die Ehre, den Herren Grafen Zaretta vor mir zu sehen?« begann der Fremde das unerbaulichste Gespräch, welches der Graf noch in dieser Stadt geführt hatte.

»Ja, ich bin der Graf Zaretta!« entgegnete dieser mit gesuchtem Hochmuth und reckte seine kleine Gestalt in ihre möglichst aristokratische Form zurecht. »Was wünschen Sie und warum zeigen Sie so viel Beharrlichkeit, einen Mann zu sprechen, dessen Zeit kostbar und von wichtigen Dingen übermäßig in Anspruch genommen ist?«

»Herr Graf,« erwiderte Herr Hübner ruhig, aber mit stark in's Ohr fallendem Nachdruck, »Sie mögen mir diese, wie, ich sehe, seltsam erscheinende Beharrlichkeit verzeihen, aber die wichtigen Dinge, die Ihre kostbare Zeit, in Anspruch nehmen, werden durch meinen Besuch noch um ein paar sehr wichtige vermehrt werden, und da ich voraussetzte, daß Sie, ehe Sie diesen Ort verließen, gern das Allerwichtigste erfüllen würden, so nahm ich mir die Freiheit, einige Augenblicke von Ihrer kostbaren Zeit für mich in Anspruch zu nehmen.«

»Zur Sache!« sagte ruhig der Dalmatier, der sich allmählig zu fassen schien, denn mit der sichtbar wachsenden Bedeutung des gegenwärtigen Auftrittes war auch seine Kaltblütigkeit wieder in ihn zurückgekehrt. Er wollte zeigen, daß er ein Mann sei, selbst dem handfestesten Manne gegenüber, und deshalb raffte er alle seine Schlaueheit, alle seine Keckheit und Lebenserfahrung zusammen. Dabei aber bemühte er sich, den Fremden immer schärfer zu durchdringen, denn bekannt kam er ihm allerdings auch vor, obwohl er eben so wenig wie Starozza wußte, wo und in welchen Verhältnissen er diesem Herrn Hübner gegenüber gestanden hatte. Dieser dagegen, dessen Erkennungsvermögen wir sogleich vollständig würdigen wollen, hatte ohne Zweifel ein besseres Gedächtniß, denn er wußte nicht allein, wo er den Herrn Grafen schon einmal im Leben gesehen, sondern er wußte sogar viel mehr von ihm, als dem Grafen lieb sein konnte.

»Zur Sache, mein Herr!« wiederholte der Graf. »Da Sie sich anmaßen, willkürlich über meine Zeit zu verfügen, so verfügen Sie nach Belieben darüber – was ist der Zweck Ihres Besuchs?«

»Ich habe zwei Zwecke vor Augen,« sagte Herr Hübner und setzte sich ohne alle Ceremonie dem Grafen gegenüber auf einen Sessel, zwischen Divan und Thür, auf welchen ersteren der Graf jetzt sich selber mit Grandezza niederließ. »Zwei Zwecke, die ich beide nach einander ihnen mitzuthellen mir erlauben werde. Der erste ist ein Kunstzweck. Ja, ein Kunstzweck!« und er lächelte heiter, als er den Grafen ebenfalls lächeln sah.

»Ein Kunstzweck?« wiederholte dieser. »So? Welche Kunst betrifft dieser Zweck?«

»Die Kunst, mit der Feder meisterhaft umzugehen und vortreffliche Zeichnungen anzufertigen.«

Der Graf riß die Augen weit auf, sogar sein Mund öffnete sich unwillkürlich und er sah beinahe aus wie ein unversehens überraschter und ertappter Dieb. Der Fremde schien dieses unwillkürliche Mienenspiel nicht zu beachten, obgleich er es sehr wohl bemerkte, sondern fuhr mit Bedeutung fort:

»Die Kunst, mit der Feder schöne und kostbare Zeichnungen hervorzubringen, ist eine leider sehr selten geübte und verstandene Kunst. Ich habe sie auf meinen Reisen in Italien kennen gelernt und bin ein Liebhaber und Sammler von dergleichen geworden.«

Der Graf fing an zu hüsteln; ohne Zweifel sah er den unerwarteten Ausgang dieses Gesprächs gleichsam wie ein trübes Irrlicht schon von Weitem vor seinen Augen flimmern.

Er blickte bisweilen verstohlen nach der Thür, die seitwärts von ihm lag, als schiene er bei Zeiten auf Mittel zu sinnen, wie er sich derselben nothwendigen Falles nähern könne, ohne damit seine Absicht, sich derselben zur Flucht bedienen zu wollen, errathen zu lassen. Einstweilen indessen beschloß er, nur Zeit zu gewinnen. Mit etwas vorgeneigtem Kopfe, als höre er nicht ganz gut, fing er plötzlich an zu lächeln und sagte dann verbindlich: »O, mein Herr, wenn Sie in Italien gewesen sind, so sprechen Sie auch gewiß die italienische Sprache. Sie hören, ich

radebreche die deutsche nur und verstehe außerdem Ihren Dialect nicht gut. Es entgeht mir viel von Dem, was Sie mir vorzutragen die Güte haben.«

»O!« sagte der Fremde sogleich mit lauterer Stimme, indem er langsamer aber immer noch Deutsch sprach. »Warum sagten sie mir das nicht früher? Ich spreche die italienische Sprache vollkommen, so auch die französische und englische, wie überhaupt alle gangbaren Sprachen Europas. Nur das *Hebräische* verstehe und spreche ich nicht.«

Dieser letzte, deutlich und lauernd gesprochene Satz brachte eine schlagende Wirkung auf den Grafen hervor, worauf es vielleicht auch abgesehen war. Denn er zuckte zusammen, als ob ihn der Stich eines unsichtbaren Dolches verletzt hätte. Aber nur einen Augenblick dauerte die Ueberraschung, er faßte sich sogleich wieder und, mit unglaublicher Keckheit sich wappnend, sagte er mit brüskem Tone: »Hebräisch verstehe ich auch nicht. Hoffentlich halten Sie mich für keinen Juden.«

Herr Hübner lächelte. Jetzt war er seiner Ansicht über das wahre Wesen und die Person des angeblichen Grafen vollkommen sicher, bisher hatte er noch ein klein wenig geschwankt. Alle Umschweife der Höflichkeit daher von der Hand weisend, fuhr er mit kühner Sicherheit fort: »Also – wie soll ich reden? In welcher Zunge?«

»Italienisch, wenn es Ihnen beliebt.«

»Ich bin es zufrieden. Sehen Sie – ich rede so gut Italienisch wie Deutsch. Jetzt aber wollen wir das begonnene Gespräch ohne Zögerung zu Ende führen, und ich will

sogleich zur Hauptsache übergehen. Sehen Sie hier, ich habe da vor einigen Wochen, als ich mich Geschäfte halber in dieser Stadt aufhielt, zufällig einen vortrefflichen Fund gemacht. Bei einem Kunsthändler erstand ich diese schöne Zeichnung. Sie ist vollendet in ihrer Art. Dergleichen kann nur ein großer Künstler hervorbringen, und solche Künstler liebe ich.«

Mit diesen Worten reichte er dem von Neuem und diesmal schauerlich betroffenen Grafen dieselbe Federzeichnung hin, welche er Alfred von Brandau geschenkt, der sie wider Wissen des Grafen dem Kunsthändler zum Verkauf angeboten hatte, von dem sie endlich an einen Fremden, eben Herrn Hübner, verkauft worden war. Beiläufig gesagt, war es dieselbe Zeichnung, die Zaretta einst für einen Freund angefertigt hatte und welche unten in der rechten Ecke des weißen Randes den so wunderbar geschnörkelten Buchstaben Z. trug.

Der Graf warf nur einen Blick darauf und er hatte begriffen, um was es sich handele. Aber das Z. war ihm auch jetzt noch entgangen, so gut wie er nicht daran gedacht und es bemerkt hatte, als er die Zeichnung dem habsüchtigen Alfred eingehändigt. Bleich und in der That seine Keckheit von Augenblick zu Augenblick mehr verlierend, stammelte er beinahe:

»Nun? Und diese Zeichnung – warum bringen Sie sie denn zu mir?«

»Wie?« rief Herr Hübner erstaunt – »warum, fragen Sie? Sind Sie denn nicht der Künstler, der diese in mehr

als einer Beziehung interessante Zeichnung angefertigt hat?«

»Wie kommen Sie auf diese seltsame Idee?«

»Diese Idee ist so seltsam nicht. Denn einmal hat mich der Kaufmann, bei dem ich diese Zeichnung gefunden, ziemlich deutlich vermuthen lassen, daß wahrscheinlich Sie und kein Anderer dieser große Künstler sind, und dann hat mich der so seltsam verschlungene Buchstabe Z. hier unten in der Ecke – sehen Sie da – auf die unzweifelhaft richtige Spur gebracht.«

»Ah!« rief der Graf, wider Willen erbleichend. »Beides ist ein Irrthum! Denn einmal kenne ich keinen solchen Kaufmann, der von mir mit Bestimmtheit sagen könnte, daß ich diese Zeichnung angefertigt habe, sodann aber pflege ich nie ein so schnörkelhaftes Z. zu machen, selbst wenn dieser Buchstabe meinen Namen andeuten sollte.«

»Wäre es möglich!« rief Herr Hübner mit offenbar ironischer Verwunderung. »Sollte ich mich wirklich getäuscht haben?«

»Sie haben sich ohne Zweifel getäuscht, verlassen Sie sich darauf!«

»Das ist merkwürdig! Wie man sich irren kann! Denn ich glaubte diesmal ganz sicher gegangen zu sein. Ich habe heute nämlich zufällig einen Wechsel in Besitz erhalten – sehen Sie hier – den Sie, wahrscheinlich zu Gunsten seines Sohnes, auf den Baron Brandau auf Holzen-dorf ausgestellt haben. Sie haben den Wechsel mit Ihrem vollen Namen unterzeichnet – bitte – besorgen Sie

nichts, er ist ganz in Ordnung, wenn nämlich der alte Baron ihn in Ordnung findet – aber sehen Sie – und das ist die Merkwürdigkeit, dies Z. in dem Namen Zaretta, Ihrem Namen, ist ganz dasselbe schnörkelhafte Z., was unter jener Zeichnung steht. Es ist das ein großer Zufall, meine ich, denn wie können zwei so verschiedener Menschen – jener Zeichner und dieser Wechselaussteller – wohl einen solchen von Uebung und Gewandtheit strotzenden schnörkelhaften Zug hervorbringen? Hahaha!«

Der Graf nahm, weil er nichts Anderes zu sagen oder zu thun wußte, dem Herrn Hübner die Zeichnung und den Wechsel aus der Hand, die dieser ihm über den Tisch, der zwischen Beiden stand, hinhielt, aber – er sah nichts, weder den einen noch den andern Buchstaben; vor seinen Augen schwindelte es; wie ein wüstes Nebelmeer wogte die Luft in seiner Stube vor ihm auf und ab. Alle seine Nerven bebten von der gewaltsam unterdrückten Aufregung und dennoch konnte er sie nicht so weit bemeistern, daß seine Hände nicht vor unheimlicher Besorgniß sichtbar gezittert hätten, als sie die Papiere seinen Augen nahe brachten. Aber auch diese vorübergehende Anwandlung von Schwäche dauerte nur kurze Zeit, dann rief er seine beispiellose Frechheit zu Hülfe, und als er sich ihres Beistandes versichert hatte, sagte er mit glatter Zuversicht in Miene und Stimme:

»Ja der That, Sie irren dennoch. Die zwei ähnlichen Z. hat wirklich ein Zufall hervorgebracht. Diesen Namen unter dem Wechsel habe ich natürlich geschrieben, aber

dieses Z. unter der Zeichnung rührt nicht von meiner Hand her.«

»So! Wenn Sie das mit so sicherem Tone sagen, Herr Graf, dann muß es wohl wahr sein. Ja, ja, möglich ist es. Auch traue ich dem Worte eines Edelmannes mehr, als dem trügerischen Anschein eines unaufgeklärten Zufalls. Ja, ja, wie man sich irren kann!« Und er betrachtete, indem er sich dem Grafen so nahe wie möglich stellte, bald die beiden Buchstaben, bald das Gesicht des anscheinend Lesenden mit großer Festigkeit, als wollte er bald in dem einen bald auf dem anderen die Wahrheit oder die Lüge lesen. – »Sehen Sie,« fuhr er zurücktretend fort, »ich hatte mich schon auf Ihre Bekanntschaft gefreut, denn, wie gesagt, ich liebe die Künstler. Ich dachte schon daran, Ihnen, dem so bedeutenden Meister, Aufträge zu geben, denn ich bin reich, Sammler und Liebhaber von dergleichen Gegenständen. Hm! Ich kann mich von dem Gedanken gar nicht losmachen, in diesem Punkte so fehl gegangen zu sein. Sie sind also wirklich nicht der Verfertiger dieser Zeichnung?«

»Nein, ich bin es nicht, ich wiederhole es Ihnen jetzt zum letzten Male.«

»So ist es gut und die erste Angelegenheit zwischen uns ist abgemacht. Ich habe mich überzeugt, daß Sie Der nicht sind, für den Andere Sie hielten und für den ich selbst Sie zu halten beinahe voreilig genug gewesen wäre.«

Der Graf, immer mehr in Staunen gesetzt, hielt es fürs Gescheidteste, auf diesen zweideutigen Ausspruch nichts

zu erwidern; nur durchbohrte er fast mit seinen Glühaugen den Fremden, und hätte er ein zuverlässiges Messer zur Hand gehabt und wäre ihm sein Spießgeselle dabei zu Hülfe gekommen, er würde keinen Augenblick gezögert haben, Herrn Hübner, diesen drohend stolzen, in seiner großen physischen Kraft so selbstbewußten Mann zu einer Leiche zu machen. Da dies indessen so leicht nicht ging, so war er auf andere Aushülfen hingewiesen und schon dämmerte in ihm die Hoffnung auf, vielleicht eine Gelegenheit zu erspähen, sich in sein Cabinet zurückzuziehen, dessen Thür dann mittelst einer nur ihm bekannten Vorrichtung von innen fest verschlossen werden konnte.

»So kommen wir denn also zur zweiten Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt,« sagte Herr Hübner, die Zeichnung vorsichtig zusammen rollend und ruhig in die Tasche steckend. – »In Wahrheit, ein schönes Bild! Schade, ich hätte gern mehrere davon in meiner Sammlung gehabt. – Doch, Sie sagten, Sie hätten jenen Wechsel auf den Baron Brandau auf Holzendorf gezogen und natürlich auch selbst unterschrieben. Kennen Sie denn den Baron und wissen Sie, ob er Ihren Wechsel acceptiren wird?«

»Nein, ich kenne ihn nicht, hoffe aber mit Zuversicht, daß er ihn acceptiren wird, denn ich habe denselben auf Verlangen seines ältesten Sohnes ausgestellt, der damals krank war, nicht selbst schreiben konnte und doch Geld gebrauchte, weshalb mir auch der Bankier, dem ich dies mittheilte, den Betrag discountirt hat.«

»So! Wer weiß, was das für ein Bankier gewesen ist, denn des Barons Bankier Scheitler hätte einen von *Ihnen* auf den *Baron* gezogenen Wechsel nie discountirt. Doch das geht mich hier nichts an; Sie sagten aber, Sie hätten auf Verlangen seines ältesten Sohnes diesen Wechsel ausgestellt?«

»Ja, des Herrn Barons Alfred von Brandau.«

»O, das ist abermals ein Irrthum. Baron Alfred ist nicht der älteste Sohn seines Vaters. Er ist nur der ältere. Der Baron hat noch einen älteren als Alfred.«

»Den kenne ich nicht und der geht mich nichts an.«

»Das glaube ich wohl. Um so besser aber kennen Sie den Baron Alfred, nicht wahr?«

»Ganz gewiß, mein Herr, hierin kann ich Ihnen endlich einmal beistimmen, und ich thue es mit Freuden. Baron Alfred von Brandau ist mein bester und theuerster Freund.«

»So sagen wenigstens Sie. Die Welt sagt etwas ganz Anderes.«

»Und was sagt darüber die Welt?« rief der Graf mit flammender Stirn und bohrenden Augen.

»Die Welt sagt,« erwiderte der Gefragte mit eisiger Stimme, »daß Sie ihn so lieb hätten, daß Sie ihn ganz in Ihren Händen hielten, ihn nicht ent schlüpfen ließen, ihn –«

»Wie, in meinen Händen? Wie meinen Sie das?«

»Werden Sie doch nicht so heftig, Herr Graf. Sie sehen ja, wie ruhig ich dabei bleibe. Ich meine das so, wie die

Welt es meint; daß Sie ihn mit Ihren Plänen umstricken, wie die Spinne eine Fliege mit ihrem Netze umstrickt.«

»Wie? mein Herr,« rief der Graf aufspringend und sich dabei weislich um einen Schritt der Cabinetsthür nähernd, »Sie häufen eine Beleidigung auf die andere. Ich bin Edelmann, Graf – bedenken Sie das – ich habe südliches Blut in meinen Adern – diese Ihre letzte Beleidigung fordert Genugthuung und ich bestehe darauf, daß Sie mir dieselbe sehr bald gewähren.«

»Halt!« sagte Herr Hübner sehr kalt. »Ereifern Sie sich nicht. Bedenken auch Sie – ich habe nördliches Blut in meinen Adern und bin kein Graf, nur ein einfacher Bürgerlicher, mit dem ein so vornehmer Herr, wie Sie, sich nicht so leicht schlägt. Ueberdies – diese ganze Scene, die Sie da ausführen, ist nichts als eitle Prahlerei! Sie schlagen sich nie mit mir, denn Sie wissen vorher, daß das Ihr Verderben wäre!«

»Wie meinen Sie das? Glauben Sie, daß ich meinen Degen oder die Pistole nicht zu führen weiß?«

»Die Pistole; o ja, oder noch besser vielleicht den Dolch! Aber den Degen, nein, Herr Graf, den führen Sie gegen mich nicht. Sehen Sie hier meinen Arm – ich strecke ihn aus und meine natürliche mir von Gott gegebene Waffe schlägt alle Ihre Ihnen vom Teufel verliehenen Finten und Paraden sammt Ihrem Schädel durch. Denn ich bin ein Herkules gegen Sie und Sie sind eine Maus gegen mich. Wenn ich wollte, so streckte ich meinen Arm aus, ergriffe Sie, erhöbe Sie und würfe Sie wie einen Ball gegen die Decke dieses Zimmers, obgleich es

etwas hoch ist, wie Sie sehen. Ueberdieß ist nach meiner Meinung das Duell nur für Leute auf der Welt, die wohl ein bischen polternden physischen Muth, aber nicht den größeren moralischen haben, ein Unrecht zu vergeben, ein Leiden zu ertragen und die Irrthümer der Welt mit Ergebung zu bekämpfen. Was mich betrifft, so besitze ich beide Arten von Muth, und das habe ich mein ganzes Leben hindurch bewiesen; Sie aber, obgleich Sie ein Graf und Edelmann sind oder vielmehr sein wollen, besitzen keine davon, denn ich sehe Sie schon jetzt, während wir nur davon sprechen, bleicher und bleicher werden und auf eine Hinterthür denken, denn daß Sie mir zu entwischen versuchen, lese ich in jedem Zuge Ihres abgefeynten Bravogesichts.«

»Mein Herr!« polterte der Graf ohnmächtig auf, denn der Fremde fing an, eine dämonische Obergewalt über ihn zu gewinnen, weiter aber konnte er nichts hervorbringen.

»Mein Herr! sage auch ich,« rief Herr Hübner, mit leiser, aber sich tief in das Herz des Betrügers bohrender Stimme, »die Zeit, die ich an die Ueberzeugung setzen wollte, zu sehen, wer Sie und ob Sie mir vielleicht bekannt wären, ist verstrichen. Ich habe meine Absicht vollständig erreicht. Ich weiß, wer Sie sind. Nun blicken Sie mich einmal auch genau an, ob Sie mich vielleicht ebenfalls erkennen.«

»Ich habe Sie noch nirgends und niemals gesehen!« sagte, wie eine Leiche erbleichend, der entkappte Graf.

»Wie? Nirgends und niemals? Sie haben ein schlechtes Gedächtniß. Ihr Gewissen scheint etwas besser zu sein, denn es spricht sich wider Ihren Willen auf Ihrem todtenblassen Gesichte aus. Doch ich will auch jenem zu Hülfe kommen. Wohlan denn, denken Sie einmal an England und schauen Sie zehn Jahre in die Vergangenheit zurück. Wir waren damals Beide noch ziemlich junge Leute. Und nun versetzen Sie sich nach London – in die italienische Oper – he? Dämmert Ihnen noch immer kein Licht auf? – Damals erlaubte sich ein Gauner, in meine Rocktasche – in diese hier – zu greifen, worin ich unvorsichtiger Weise meine Börse trug. Wie, erinnern Sie sich nicht? – Ich ergriff den Gauner mit stählerner Faust, während er seine Hand noch in meiner Tasche hatte – mit dieser Faust hier – sehen Sie sich ihre Kraft an – und hatte dabei das Unglück, dem Gauner, der seine Hand drehte und wendete wie ein Aal, diese Hand zu verrenken. Immer noch in meiner Tasche. Und ich glaube, es war diese Hand da.« Dabei zeigte er lächelnd auf die rechte Hand des Grafen, die dieser, sie gleichsam ihrem Henker entziehend, eilig in den Rock gesteckt hatte. – »Wissen Sie noch nicht, wo wir uns kennen lernten? Nicht – also weiter! Ich übergab den Gauner einem Constabler – er ward eingesperrt, aber auf seine demüthige Bitte, ihm seinen ersten jugendlichen Fehltritt zu vergeben – und in Betracht, daß ich ihm die Hand sehr gefährlich verrenkt und er viele Schmerzen dadurch auszustehen hatte, machte ich ihn aus unzeitiger Großmuth wieder frei. Damals nannte sich dieser junge Gauner Zara und war ein slavonischer Jude, der

sehr gut Hebräisch sprach – ich besitze noch seinen Brief aus Newgate, worin er mich um Befreiung bat, und dieser Brief trägt seine Unterschrift, die mit einem eben so schönen Z. beginnt wie die Unterschrift jenes Wechsels und der Buchstabe unter diesem Blatte zeigt. Seitdem mag dieser Gauner, der mich freilich nicht unter meinem jetzigen Namen kennen lernte, – denn verständige Menschen haben bisweilen auch Gründe, ihre ehrlichen Namen zu wechseln, – schon viele andere Namen geführt haben. Heute, nun nennt er sich Zaretta, er ist also an Namen kleiner geworden, obwohl größer an Schlaueit, niederträchtiger Hinterlist und tückischer Gaunerei. Er ist Fälscher, Betrüger, falscher Spieler, Verführer der Jugend, und Gott weiß was noch geworden. Sie trugen damals noch keinen so großen Bart, und ich auch nicht, und darum haben Sie mich wahrscheinlich nicht wieder erkannt. Aber ich Sie. Denn jedes Gesicht, welches ich einmal in meinem Leben gesehen und welches mir angenehme oder unangenehme Eindrücke hinterlassen hat, kenne ich immer und überall wieder. Nun, kennen Sie mich jetzt, Herr Graf Zaretta?«

Der angebliche Graf, unter diesen furchtbaren Anklagen nur innerlich zusammenbrechend und vor dem entsetzlichen Fremden wie vor seinem unentrinnbaren Schicksal sich beugend, richtete sich äußerlich bei jedem neuen Absatz des Redenden, bei jedem neuen Kennzeichen seiner eigenen Person, die allmählig in ihrer wahren Gestalt an's Tageslicht kam, höher, frecher, verrätherischer auf, und sein blitzendes Auge suchte vergebens

in allen Ecken und auf allen Tischen eine meuchlerische Waffe, die er ohne Zweifel jetzt ohne jede Hülfe gegen den Fremden angewandt haben würde, aber er fand nirgends, was er suchte.

»Nein, mein Herr,« sagte er, als endlich Herr Hübner mit seiner Rede zu Ende war, »ich läugne Alles, was Sie da sagen, denn ich kenne Sie nicht und habe Sie niemals gesehen. Ich war gar nicht vor zehn Jahren in England. Für Ihre unerhörten Beleidigungen aber und Ihre ehrenschänderischen Beschimpfungen werde ich Ihnen anderwärts Rede stehen – weiter mit Ihnen jetzt zu reden, halte ich unter meiner Würde.«

Und er wandte sich wie eine getretene und einen Ausweg suchende Schlange etwas seitwärts, wobei er wiederum einen halben Schritt nach der Thür des Cabinets gewann.

»Anderwärts?« fragte Herr Hübner, eisig lächelnd. »Ja, o warum nicht? Vielleicht treffen wir noch einmal zusammen, dann können Sie auch einen Degen mitbringen; ich aber werde nur einen Stock nehmen,« oder eine Peitsche, denn das ist die beste Waffe *gegen* und das wirksamste Mittel *für* Sie.«

»Mein Herr!« brauste Zaretta mit geballten Fäusten und schäumendem Munde auf.

»Still, schreien Sie nicht so! Die Polizeimannschaft, die ich unten vor die Thür gestellt habe, wird schnell genug hier sein. Einstweilen leben Sie wohl – auf Wiedersehen!«

Und rückwärts zur Thür nach dem Vorzimmer schreitend, trat er ruhig in dasselbe hinaus, den Schlüssel im

Schlosse umdrehend und langsam abziehend, so daß es der Eingeschlossene hören konnte.

Kaum aber war der schreckliche Fremde auf diese Weise verschwunden, so änderte sich das ganze künstlich zusammengehaltene Aussehen des überlisteten Gauners. All' sein heuchlerischer Muth, seine vornehme Maske verschwand aus seinem Gesicht, seiner Haltung, er brach zusammen wie ein Haus oder ein Baum, die eine Lawine zertrümmern. Mit emporgestäubten Haaren und krampfhaft verzerrten Gesichtszügen blieb er stehen, athmete keuchend und wußte in Todesangst nicht, was er nun beginnen sollte.

Da kam ihm ein rettender Dämon zu Hülfe. Denn von dem Cabinet aus, fast eben so aufgereggt wie Zaretta, stürzte Starozza in's Zimmer. »Fort, fort,« rief er, »es ist die höchste Zeit! O, warum bist Du mir nicht früher gefolgt! Dieser Mensch ist ein Riese, ein Coloß gegen uns, er hat uns ganz in seiner Gewalt. Aber noch nicht! Er holt jetzt seine Wache herauf, die er auf der Straße aufgestellt hat. Der Narr! – Komm! Hinten in der Küche ist Niemand, die Treppe ist frei nach dem Hofe und ich habe den Schlüssel zur Gartenpforte des Nachbars in Händen. Hier ist er. Laß Alles liegen und folge mir. Ich habe schon einen Wagen in der nächsten Straße stehen.«

Hier galt kein Besinnen, Ales im Stiche lassend, – den Koffer mit Kleidern und verschiedenen Kleinigkeiten, die sie, noch in die Tasche stecken wollten, – warfen sie rasch

einen Ueberrock um die Schultern, sprangen in das Cabinet, riegelten dessen Thür mit allen vorhandenen Schlössern und Riegeln hinter sich zu, öffneten eine in der Ecke desselben befindliche kleine Tapentheur, die nach der Hintertreppe des Hauses führte, und glitten dieselbe so leise hinab, daß kein Mensch, wenn er auch in der Nähe gewesen wäre, ihre Flucht vernommen hätte. Auf dem Hofe angelangt, dessen Thür zum Hausflur glücklicherweise für sie geschlossen war, und während Herr Hübner mit einigen Beamten schon wieder die Vordertreppe hinauf stieg, hatten sie bald den Garten erreicht, seine Thür mit dem gemausten Schlüssel geöffnet, und durch diesen schreitend, waren sie in eine ganz andere Straße gelangt, wo ein Fiaker sie erwartete, den Starozza dahin bestellt hatte. Mit der kaltblütigsten Miene nannte Letzterer dem Kutscher einen entfernten Platz. Hier angekommen stiegen sie aus, bogen um eine Ecke und setzten sich in einen neuen Fiaker. Dieser mußte sie abermals in eine andere Stadtgegend fahren, wo sie den Wagen wieder verließen und endlich in ein sicheres Haus gelangten, wo sie bis zum Abend oder noch länger geborgen blieben, denn daß sie sich hierher geflüchtet, wo einer ihrer Spießgesellen wohnte, konnte kein Mensch, nicht einmal der furchtbare Herr Hübner, errathen. Abschiedeten sich dann von ihm, ohne zu ahnen, daß diese Trennung auf Nimmerwiedersehen stattfinde. Jetzt erst zerstreuten sie sich in ihre verschiedenen Wohnungen. Graf Zaretta aber begab sich schmunzelnd und lächelnd, daß ihm auch dieser letzte Schlag geglückt, in sein Haus,

um hier die schon früher berichtete Comödie mit dem trostlosen Alfred auszuführen, der an diesem Tage sein mütterliches Erbtheil verloren hatte.

VIERTER BAND.

ERSTES KAPITEL. EIN WIRKLICHER EDELMANN.

Die zuletzt erzählten Begebenheiten fielen genau vierzig Stunden nach Herrn Hübner's Abschied von Marie von Steinach vor, denn er hatte acht Stunden zur Reise und fast einen vollen Tag gebraucht, um genügende Erkundigungen über Diejenigen einzuziehen, derenwegen er diesmal nach der Residenz gekommen war.

Wir finden uns also auf Holzendorf erst am dritten Tage wieder ein, nachdem der Baron den ihn so schmerzlich berührenden Brief seines Bankiers erhalten und dieser ihn darauf vorbereitet hatte, daß das Vermögen seiner Kinder, wenn nicht ganz verloren, doch außerordentlich gefährdet sei, indem es theils in die Hände nichtswürdiger Menschen gefallen, theils durch die Leidenschaft des Spiels und verschwenderisches Leben auf eine Weise zersplittert sei, wie man heutiges Tages leider viele schöne Vermögen zu Grunde gehen sieht.

Die beiden nächsten Tage nach Ankunft dieses Briefes waren in jeder Beziehung einsylbig und traurig auf dem Gute verflossen, nicht einmal der schöne September mit seiner goldenen Sonne und der linden Luft vermochte die Gemüther der von so mannigfachem Unheil Betroffenen aufzuheitern. Es herrschte in allen Zimmern, selbst in denen der Dienstboten, eine unheimliche Stille, denn man hatte wieder sehr bald in Erfahrung gebracht, daß der gnädige Herr traurige Briefe aus der Residenz erhalten habe, daß sein Vermögen beschädigt sei und Gott

weiß welche Schicksalsschläge noch in nächster Zeit zu erwarten ständen. Als man erst diese Einsicht gewonnen, hatte man geglaubt, den Schmerz des Barons durch stille Theilnahme ehren, jegliche Arbeit geräuschlos verrichten und jeden Lärm und jedes laute Wort so viel wie möglich vermeiden zu müssen. Dadurch entstand denn in allen Räumen eine wahre Todtenstille; die Menschen flüster-ten sich ihre Mittheilungen nur mit gedämpfter Stimme zu, und wenn ein Fremder zu dieser Zeit den Hof besucht hätte, so würde er in ein Sterbehaus zu treten geglaubt und jenen unwillkürlichen Schauer empfunden haben, der uns überfällt, wenn wir zu Lebenden und das Leben Genießenden zu kommen wännen und einen Kranken, einen Weinenden oder von Schmerzen aller Art Gebeug-ten finden. –

Der alte Baron war früher ein großer Jagdliebhaber gewesen und hatte stets mit gespannter Erwartung der Eröffnung derselben entgegengesehen; seit Jahren indes-sen hatte er die Lust daran verloren und es war ihm im-mer schwerer geworden, das Wild zu erlegen, das ihm so oft auf seinen Spaziergängen im Walde friedlich begegnet war. Am ersten dieser beiden Tage aber wandelte ihn ei-ne an Unbarmherzigkeit gränzende Vertilgungssucht al-ler Hasen, Rehe und Schnepfen an, er lief mit dem För-ster schon früh in den Wald und schoß alles Lebendige, was ihm in den Weg kam, nieder. In diesem etwas wilden Vergnügen hatte er in der That schon nach Verlauf des ersten Tages einigen Trost gefunden, er kam körperlich

ermüdet nach Hause und sehnte sich nach seinem Bette, schon ein großer Fortschritt in der Besserung, – denn wenn ein geistig bedrückter Mensch nach einem leiblichen Dinge große Sehnsucht empfindet, so kann man jederzeit annehmen, daß jene geistige Bedrücktheit ein Gegengewicht, also eine Erleichterung gefunden hat. – Am zweiten Tage begab er sich wiederum, aber diesmal allein, in den Wald. Die Mordlust auf jene unschuldigen Thiere jedoch hatte sich gelegt, er wandelte nur langsam unter den Bäumen hin, sah sich Ober- und Unterholz an und fühlte nicht einmal die Neigung, seine Flinte zu laden und auf ein dicht an ihm vorübereilendes Thier anzulegen. Abends kam er auch früher nach Hause als am Tage vorher, glaubte sich unwohl zu fühlen und schickte zu Doctor Millinger, der auch sogleich erschien, mit ihm eine Flasche Wein trank, aber weder über irgend ein Krankheitssymptom, noch sonst etwas Anderes zu Rathe gezogen wurde, denn der Baron fühlte sich schon in seiner Nähe wohler, weil er der einzige Mann war, der seine Verhältnisse kannte, mit dem er darüber reden und dessen Herzen er die väterlichen Sorgen aufbürden konnte, die sein Gemüth wie ein quälender Alp niederdrückten.

Doctor Millinger spielte an diesem Abend und auch in den nächsten Tagen eine sonderbare Figur, und wäre der Baron nicht von seinen eigenen Gedanken so sehr in Anspruch genommen gewesen, er hätte bald merken müssen, daß die seines alten Freundes nicht bei der vorliegenden Sache waren, vielmehr weit in der Irre umherschweiften und daß der gute Doctor fast noch mehr auf

die Entwicklung seiner verworrenen Familienverhältnisse gespannt war, als er selber. Denn in Millinger's Kopfe gährte und stürmte es. Er hatte der unerwarteten Entdeckung jenes Abends, als er die Baroneß und Herrn Hübner belauscht, weiter nachgedacht, in Folge dessen sich in seinen muthmaßlichen Enthüllungen gewissermaßen festgesetzt und auf alle Fälle sich selbst vorgeredet, daß nun noch etwas Weiteres geschehen müsse und werde, was für die ganze Familie von unabsehbarer Wirkung und Folge sei. Was seine eigene Person dabei betraf, so hatte er sich vorgenommen, – komme, was da wolle – ein treuer Hort der Familie zu bleiben, dem alten Baron mit Leib und Seele zur Seite zu stehen und, so viel an ihm liege, mit zu helfen und zu wirken, daß Alles in das alte gute Geleise zurückkehre und endlich einmal Ruhe in dies Haus einziehe, wo so lange Trübsal und Weh in allen möglichen Gestalten obgewaltet hatte. Ach ja, diese Ruhe sollte in dies Haus endlich einziehen, aber zuvor sollten noch Stürme darüber wehen und Gewitter brausen, von denen weder der gute Doctor noch irgend ein Hausbewohner die geringste Ahnung hatte.

Doch kehren wir jetzt zu Marie zurück, deren innere Welt seit einigen Tagen eine Umgestaltung erfahren hatte, wie sie, in ähnlicher Art wenigstens, schon vielen weiblichen Wesen zu Theil geworden ist, die aber hier auf

ein so eigenthümlich besaitetes Gemüth eine größere Erschütterung hervorbringen mußte, als es unter gewöhnlichen Umständen zu geschehen pflegt. Mit welchen Gefühlen sehen wir sie jetzt wohl, nicht allein zu der bestimmten Abendstunde, sondern oft am frühen Morgen schon nach ihrem grünen Plätzchen auf dem Grabe der Tante eilen! Wie pochte ihr Herz, als sie zum ersten Male wieder den Hügel erstieg, wo sie am Tage vorher einen Theil ihrer Seele zurückgelassen hatte! Wie schaute sie angstvoll und doch voller Hoffnung in die weite neblige Ferne, die den einen Menschen verschlungen hatte, an dem ihr Herz wie mit unsichtbaren Eisenklammern genietet hing! Ach, noch konnte er nicht die süße Rede fortsetzen, die er am Abend vorher unter dem Schatten der Bäume begonnen hatte, noch konnte sie nicht sein dunkles Auge schauen, in dem die Gefühle, die ihn durchbebten, sich alle so wunderbar klar widerspiegelten und die Seele zu wohnen schien, die er theilweise in die Mariens gegossen hatte. Wohl rauschte in den Blättern der frische Morgenwind, wohl segelten die kleinen Wölkchen am klaren Himmel vorüber, wohl dröhnten die dumpfen Ambosschläge vom Kupferhammer bis zu ihrem einsamen Sitze herauf, aber dieser Wind, diese Wolken brachten ihn nicht, diese lebensvolle Thätigkeit in jenem Eisenwerke leitete sein kräftiger Geist und Wille nicht mehr. Fern war er, in verwickelte Arbeit versenkt, mit schweren Aufgaben beschäftigt, wie er selbst gesagt, und Marie hatte nicht einmal die geringste Ahnung davon,

welcher Art diese Geschäfte waren, noch weniger wußte sie, daß dieselben mit ihr und ihrer Familie in so naher Verbindung standen. Doch es ist gut, daß der Mensch von den Dingen keine Ahnung hat, die in Beziehung auf ihn und sein näheres oder ferneres Schicksal sich vorbereiten, er würde vor Angst vergehen, vor Erwartung des Ausfalls der kommenden Dinge keine ruhige Stunde haben; er würde den Gebilden seiner schöpferischen Phantasie, die immer mehr zum Schlimmen als zum Guten neigt, zum beklagenswerthen Opfer fallen.

So saß Marie hoffnungsvoll und Nichts von den Vorfällen in der Residenz ahnend, auf ihrem Hügel, und jeden Abend, wenn die Sonne sich neigte, löste sie sich aus den sie umschlingenden Verhältnissen los, um das Versprechen zu erfüllen, welches sie dem Geschiedenen gegeben hatte. Hier allein, auf diesem Hügel sitzend, fühlte sie sich glücklich und zufrieden, nur hier athmete und lebte sie, während sie in den übrigen Stunden des Tages einer leblosen Maschine glich, die ihr Werk auf Geheiß ihres Meisters und in Folge ihrer inneren Einrichtung vollführt, aber selbst nichts davon weiß, was sie vollbringt. Nur wenn ihr der Doctor zufällig einmal in den Weg trat, empfand sie eine glücklichere selbstbewußte Regung, denn sein wohlwollendes Auge versicherte sie seiner Theilnahme, seines Mitgeföhls, es schien ihr Hoffnung zu versprechen, sie auf den kommenden Tag zu vertrösten, aber immer schüttelte sie schweigend den schönen Kopf mit den wehmuthsvollen Augen, als wollte sie ihm sagen: »Noch

nicht! Noch ist er fort, noch ist er nicht wiedergekommen. Aber vielleicht morgen!«

Aber dieses ›Morgen‹ ward in weitere Ferne hinausgerückt, denn schon waren volle acht Tage verflossen und noch hatte sie keine Nachricht empfangen, daß ihr Freund zurückgekehrt sei. –

Diese acht Tage aber waren noch nicht ganz verstrichen, als schon wieder ein neues und diesmal noch viel schwereres Gewitter über dem Gutshof und seinen Bewohnern sich entladen sollte, und zwar war es wieder der alte Baron, der am heftigsten davon betroffen wurde.

Eines Tages hatte er gegen den Doctor Millinger, als er ihm zufällig begegnete, den Wunsch ausgesprochen, er möge ihn jetzt recht oft und namentlich Abends besuchen. Er fühle sich im Ganzen unbehaglich, sagte er, wenn er allein sei, dagegen ungleich behaglicher, wenn eine Gesellschaft und besonders die des Arztes habe. »Wenn Sie keine Familie hätten,« fuhr er lächelnd fort, »so würde ich sogar den Wunsch aussprechen, daß Sie eine Zeitlang zu mir zögen, denn mir ist immer zu Muth, wenn Sie in meiner Nähe sind, als wäre ich vor einem drohenden Blitzstrahl geschützt. Das ist freilich ein schlechtes Zeichen für meinen Geistes- und Gemüthszustand, um so mehr Licht aber wirft es auf Ihre dienstwillige Ergebenheit und Freundlichkeit. Das arme Kind, die Marie, taugt jetzt auch nichts für mich; das stille Gehöft und der geringe Verkehr mit Menschen, dem sie hier preisgegeben ist, hat übel auf ihr ganzes Wesen gewirkt.

Sie ist still und einsylbig geworden, sehnt sich wahrscheinlich nach ihren armen Wahnsinnigen, und das ist Nichts für mich. Ich brauche jetzt lebensfrohe und thatkräftige Menschen um mich her, wie man sich nach einem handfesten Stabe umsieht, wenn das Alter kommt und der Gang unsicher wird. Nicht wahr, Doctor, Sie opfern mir etwas Ihre freie Zeit, denn ich befinde mich in bedrängter Lage und bedarf des Beistandes einer mitfühlenden und theilnehmenden Seele.«

Gern stimmte der freundliche Arzt bei und versprach, wo möglich jeden Abend zu kommen, was er auch treulich hielt, wie ein wackerer Freund. Jeden Abend aber trat er mit wachsender Besorgniß in das öde Haus, daß die Angst des Barons in Betreff des einschlagenden Blitzstrahls sich als eine gerechtfertigte erweisen werde, denn er theilte die Furcht des Vaters, daß bald eine abermalige Nachricht aus der Residenz eintreffen werde, die nicht allein das bekannte Unheil der Söhne bestätigen, sondern auch noch neues Unglück dem alten hinzufügen werde. Beide Männer hatten schon lange einen Brief von dem gefälligen Bankier erwartet, ohne sich darüber ausdrücklich auszusprechen, aber es kam immer noch keiner, und so waren endlich beinahe acht Tage seit jener letzten Benachrichtigung verstrichen und mit jeder ablaufenden Stunde mehrte sich die bange Erwartung auf ein neues unvorhergesehenes Ereigniß.

»Er wird Nichts zu berichten haben,« sagte eines Abends der Arzt, als das Gespräch endlich auf diesen

Gegenstand kam, »wir werden schließlich ohne Noth besorgt gewesen sein.«

»Ach was, Sie trösten mich immer mit unzulänglichen Vermuthungen, Doctor; das ist zwar hübsch von Ihnen, aber es hilft mir nichts. Ich sage Ihnen, mir ist sonderbar zu Muthe und ich fange an, mich dem Glauben hinzugeben, daß die Leute Recht haben, wenn sie sagen, das Alter mache abergläubisch.«

»Freilich,« entgegnete der Arzt, »Grund genug, sich verstimmt zu fühlen, ist vorhanden, aber man muß nicht gleich das Schlimmste fürchten, es kann sich auch Alles besser gestatet haben, als wir denken.«

»Schon wieder einmal ein Trost! Besser, als wir denken, sagen Sie.« Sie denken sich also auch etwas Schlimmes – wie?«

Der Arzt schwieg, weil er nicht wußte, was er sagen sollte, und nicht sagen wollte, was er befürchtete. Er nippte also von dem vollen Glase, welches noch unberührt vor ihm stand, während der Baron schon einige Gläser geleert hatte.

Die Stille, die sich während des Schweigens der beiden alten Herren im Zimmer verbreitet hatte, wurde durch Friedrich unterbrochen, der leise eintrat und die frisch angekommenen Zeitungen auf den kleinen Tisch legte, der etwas entfernt von dem Tische stand, an welchem Jene saßen. Der Diener hatte noch nicht wieder die Thür errücht, als der Baron schon den Kopf wandte und nach

den Zeitungen forschend hinüberblickte. Der Arzt verstand diesen Blick, der einem etwa mitgekommenen Briefe galt, und auch er richtete sogleich sein Auge darauf.

»Geben Sie 'mal her, Doctor, Sie sitzen ja nahe dabei,« sagte der Baron. »Was? Ist ein Brief dabei?« – Und schon war er aufgesprungen und hatte seine Hand der des Arztes entgegengestreckt.

»Ja, es ist einer dabei!« sagte dieser langsam, indem er die Adresse besah.

Der Baron beugte sich ebenfalls darauf und hatte sogleich die Handschrift erkannt. »Es ist richtig,« rief er, etwas bleich werdend, – »da haben wir die Geschichte.«

»Ruhig!« ermahnte der Arzt. »Was es auch sein möge, – Herr Baron, seien wir Männer!«

»Ja, seien wir das, Doctor; nur her damit! Auch diese Batterie wollen wir stürmen und Gott unsere Seele befehlen.«

Er hatte das Couvert aufgerissen und im Stehen, mit zu der Lampe niedergebeugtem Kopf leise zu lesen begonnen. Plötzlich raffte er sich auf. »Da, Doctor,« rief er, »lesen Sie laut den Brief vor; ich kann nicht. Es flimmert mir vor den Augen und mein altes Herz klopft, daß ich es bis in die Ohren summen höre.«

Doctor Millinger holte seine Brille hervor, setzte sie mit zitternden Händen zurecht und ließ sich, sichtbar betroffen, auf einen Stuhl nieder. Auch der Baron setzte sich, rückte aber so nahe an den Lesenden heran, daß er mit seinen Knien die Kniee desselben berührte.

»Herr Baron!« las der Arzt. »Ich habe lange gezögert, ehe ich Ihnen den Verlauf der traurigen Geschichte meldete, welche ich in meinem letzten Schreiben begonnen und eigentlich nur in allgemeinen Umrissen und Vermuthungen, die aus Gerüchten beruhten, angedeutet hatte. –

»Da haben wir's!« sagte der Baron. »Er hat sie nur angedeutet – jetzt kommt erst die ganze Wahrheit. O Gott, o Gott, was werden wir hören – lesen Sie!«

»Auch war sie nur ganz im Allgemeinen bekannt und wollte ich erst die Bestätigung und weitere Aufklärung der so überaus verwickelten Ereignisse abwarten. Jetzt endlich ist das ganze Räthsel gelöst und ich kann Ihnen eine volle Erläuterung geben, aber ich bitte um Verzeihung, daß ich verurtheilt bin, Ihnen sehr traurige Meldungen abzustatten.

»Das wissen wir ja schon,« sagte der Arzt beschwichtigend, der sich unterdeß gefaßt hatte. –«

»Ja, das wissen wir schon. Weiter, weiter!«

»Lassen Sie mich zuerst von Ihrem ältesten Herrn Sohne sprechen, Herr Baron; über sein Schicksal ist man am weitesten aufgeklärt. Leider haben sich meine Befürchtungen, daß sein Busenfreund, der bekannte Graf Zaretta, ein Schurke war, als vollkommen gerechtfertigt erwiesen. Nachdem derselbe das Vermögen Ihres Herrn Sohnes in seine Hände gebracht – die Art und Weise, wie das geschah, werden Sie in der heutigen Zeitung lesen, die ich, da sie

Ihnen nicht zur Hand ist, unter Kreuzcouvert mitsende – ist er auf und davon gegangen. Er hat sich eilfertig geflüchtet und eine Menge Effecten, namentlich Kleider, zurückgelassen, deren genaue Durchsichtigung aber keineswegs das über ihn herrschende Dunkel gelichtet hat. Glücklicher Weise ist jedoch der Abenteurer, kurz bevor er seine Flucht auszuführen Gelegenheit gefunden, als berüchtigter Gauner von einem Manne erkannt worden, der ihm schon seit einiger Zeit in Folge verdächtiger Wechselunterschriften auf der Spur war, leider aber zu spät kam, um den Verbrecher in seinen Umtrieben zu stören oder verhaften zu lassen. Dieser Mann ist jetzt hier in aller Welt Munde, denn er hat eine außerordentliche Thätigkeit und Geschicklichkeit bewiesen, dem Gauner die Maske abzureißen. Es ist ein gewisser Herr Hübner –

Hier sank dem Arzte das Blatt aus der Hand und er starrte mit weit aufgerissenen Augen den Baron an, dessen Lippen bebten und dessen Blicke unbeweglich an seinem Munde hingen. Er vermochte kein Wort weiter zu sprechen, sondern fragte nur mit den Augen den Baron, ob er den Namen, den er eben gelesen, gehört habe.

»Hübner!« sagte der Baron leise – »Hübner! Ha! Was sehen Sie mich so an?«

»Mein Gott,« schluchzte der Doctor beinahe, »Herr Hübner, ja, es ist deutlich geschrieben; das Wort, der Name – wenn das einmal der Hübner wäre, der hier auf dem

Kupferhammer die Stelle des zweiten Directors bekleidet
–«

Der Baron öffnete Mund und Augen, so weit er konnte. Aber er erstaunte eigentlich weit mehr über die Veränderung in den Zügen des Arztes, als über den Namen Hübner, der ihm ziemlich gleichgültig war, den er jedoch vor Kurzem gehört zu haben sich allerdings erinnerte. »Und wenn er das wäre – was weiter?«

»Gottes Fügung, Gottes Fügung!« murmelte der Arzt und versuchte sich zu sammeln und wieder den Blick auf den Brief zu richten.

»mir zwar unbekannt,« las er weiter, »aber doch ein mehrseitig geachteter Geschäftsmann und Techniker, der sogar in Ihrer Nähe, wie man mir sagt, auf dem sogenannten Kupferhammer, Betriebsdirector eines großen Eisenwerkes ist.

»Da haben wir's!« rief der Baron. »Es ist derselbe, von dem wir neulich sprachen. Aber wie kommt denn Der dazu, dem Gauner, der meine Söhne betrogen, die Maske abzureißen?«

»Wir werden es lesen, in der Zeitung – nachher!« stotterte der Doctor.

»In die Hände dieses Mannes waren, wie gesagt, Wechsel und Zeichnungen gelangt, die ihm verdächtig erschienen. Er kam hierher und erkundigte sich bei verschiedenen Personen nach dem Treiben des Grafen Zaretta. Auch bei mir ist er gewesen, schon

ehe er bei dem Grafen war, und nachdem dieser ent-
schlüpft, ist er alle Tage zu mir gekommen, um mit
mir Berathungen zu pflegen, die Sie selbst, Herr Ba-
ron, näher angehen, denn er zeigt eine ganz unge-
meine Theilnahme an dem traurigen Geschick, wel-
ches Sie in der Person Ihrer Söhne betroffen hat, –

»Nun, er wird sie doch nicht ermordet haben!« schrie
der Baron auf, die Theilnahme des Fremden über das
schon zweimal erwähnte traurige Geschick seiner Söhne
vergessend.

»Geduld, Geduld!« rief der Doctor, der immer gespan-
ter auf den Ausgang des Briefes wurde und schon die
Zeitung mit den Augen verschlang, die auf dem Tische
neben ihm lag. Hören wir weiter!«

»– zumal er so unglücklich war, den Spitzbuben nicht
in seine Hände zu bekommen, was er beabsichtigt
hatte. Genug, der Graf Zaretta entsprang, die Be-
hörden aber haben Alles aufgeboten, seiner habhaft
zu werden, da man vermuthet, daß er die von Ih-
ren und anderen reichen Patricier-Söhnen erbeute-
ten großen Geldsummen noch bei sich hat. Bis jetzt
ist dies jedoch nicht gelungen, aber man forschet
in allen Richtungen hinter ihm her. Das Signale-
ment, welches in der Zeitung steht, hat Herr Hübner
angegeben, der ihn wenige Augenblicke vor seiner
Flucht gesehen und gesprochen hat. Als dieser mit
den aufgebotenen Polizeibeamten in die Wohnung

des angeblichen Grafen trat, hatte er sich mit seinem Zwillingbruder, der die Rolle seines Kammerdieners spielte und abwechselnd mit ihm bald Herr, bald Diener war, geflüchtet. Er ist ein slawonischer Jude, dessen eigentlichen Namen man verschieden angiebt, und der schon Jahre lang in allen möglichen Gestalten in der Welt herumreist, um die größten Gaunerstreiche zu verüben, wobei er durch die wunderbarsten Naturgaben unterstützt wird. Doch ich fange an zu plaudern und vergesse, daß dies Alles in der Zeitung steht. Ich habe nämlich noch Schlimmeres zu berichten und gehe jetzt auf Ihre Herren Söhne selbst über.

»Noch Schlimmeres?« stöhnte der Baron und stützte sein graues Haupt, den Ellbogen gegen den Tisch stemmend, in die rechte Hand.

»In der Wohnung des angeblichen Grafen,« – las der Doctor weiter, – »fand man in einem Zimmer, welches dieser selbst verschlossen, um Niemanden Zutritt zu gestatten, Ihren Sohn Alfred mit seinem Diener. Er war bettlägerig krank, weil er sich von dem Verluste seines Vermögens nicht erholen konnte.

»Der arme Junge!« seufzte der Baron.

»Leider glaubte man, da er im Hause des angeblichen Grafen gewohnt, auch bei ihm Haussuchung halten zu müssen, und da fand man denn verschiedene Dinge, die den Grafen, aber auch zugleich Ihren Herrn Sohn compromittiren.«

»Was?« kreischte der Baron. »Compromittiren? Meinen Sohn?«

»Unter anderen Dingen einen Brillantring, der erst vor wenigen Tagen einer vornehmen Person gestohlen worden war und den der geflüchtete Graf seinem Freunde zum Andenken zurückgelassen hatte.

»Zum Andenken? Das ist ein sauberes Geschenk! Und mein Sohn? – Lesen Sie rasch!«

»In Anbetracht Dieses wollte man anfänglich Ihren Herrn Sohn verhaften, aber Herr Hübner leistete Bürgschaft für ihn, und so ist er in seiner Wohnung geblieben.

»Das vergelte ihm Gott – ich kann es nicht!« seufzte der Baron, während dem Arzte die hellen Thränen über die Wangen liefen und er Mühe hatte, seine Rührung zu verbergen. Endlich las er weiter:

»Die Untersuchung geht ruhig ihren Gang und es zeigt sich schon jetzt, daß Ihr Herr Sohn nichts als der Betrogene jenes Schurken ist, der sich seines unbegrenzten Vertrauens bedient hat, um ihn zu Grunde zu richten, was Herr Hübner von Anfang an zu beweisen suchte, der übrigens, wie ich noch zu erwähnen mir erlaube, hier bleiben will, bis die Schuldlosigkeit des Belrogenen vollständig erwiesen ist.

»Ein braver Kerl! Bei meiner Ehre!« rief der Baron, während des Doctors Augen freudig durch seine Brille funkelten. Aber er las sogleich weiter:

»Ich komme aber jetzt zu einem Theile meines langen Berichts, der mich selbst und mein Verhältniß zu Ihnen berührt, Herr Baron. Ich meine, zum eigentlichen Geldgeschäft. Seit der Flucht des Herrn Zaretta und der Bekanntwerdung seiner fälschlich angenommenen aristokratischen Stellung in der großen Gesellschaft, so wie des Vermögensverlustes Ihrer Herren Söhne, hört der Credit, den sie bisher bei vielen Kaufleuten genossen, auf, ein ihnen freudig dargebrachtes Opfer zu sein.

»Was will er damit sagen?« fragte der Baron etwas verletzt.

»Nun, wahrscheinlich meldet er auf seine Art ein Heer unbekannter Gläubiger an – richtig, es kommt schon.« Und er las weiter:

»Am ersten Tage noch nicht, aber schon am zweiten, dritten, und so bis heute fort, tauchten eine Menge Menschen mit Forderungen und Rechnungen auf, deren Betrag schon jetzt eine Summe ausmacht, die jeden Begriff übersteigt. Ein Gleiches geschieht in Bezug auf den Herrn Lieutenant, dessen Deficit eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Ich sammle Alles, um erst eine Uebersicht zu gewinnen und sodann Ihnen Rechnung zu legen. Vielleicht ergibt es sich, daß die geforderten Summen zu hoch angesetzt sind und die Gläubiger sich mit einem anständigen Procentsatz begnügen. Indessen ist Alles auf den Namen Ihrer Herrn Söhne, Nichts auf den Namen Zaretta

ausgeschrieben, und so, glaube ich, werden Sie, wie ich Sie kenne, sich verpflichtet fühlen, die Summen zu zahlen, wie hoch sie sich auch belaufen mögen.

»Das versteht sich,« rief der alte Baron, »bei Heller und Pfennig! Man soll nicht von mir sagen können, daß ich meine Kinder im Unglück verlassen habe, und daß auf meinem Namen und meiner Familie ein Flecken haftet, den ich mit ein paar lumpigen tausend Thalern hätte abwaschen können.«

»Die Schulden des Herrn Lieutenants,« las der Arzt »weiter, sind theils Spiel-, theils Luxusschulden. Wenn ich die Rechnungen nicht vor mir sähe, die er zu bezahlen hat, so würde ich es nicht glauben, daß ein Mann von seinen Jahren in so kurzer Zeit – denn die meisten Ausgaben bewegen sich innerhalb dreier bis vier Monate – so viel Geld auszugeben, oder so viele Dinge zu genießen oder überhaupt so viel zu verlieren im Stande ist. Ich nahm mir die Freiheit, ihm das selbst zu sagen, als er in diesen Tagen bei mir war, aber – meine directen und sehr begreiflichen Anspielungen haben nicht den geringsten Eindruck auf ihn hervorgebracht. Ueberhaupt konnte ich in manchen Dingen nicht recht klug aus ihm werden, die Sie vielleicht richtiger würdigen dürften, wenn sie ihn sehen und hören sollten. Trotz der erlittenen Unfälle war er heiter und guter Laune, fast

lustig, und sprach von einer Erbschaft, nicht von einer eingebüßten, sondern einer bevorstehenden, die größer wäre, als Mancher vermüthe.

»Oho!« meinte der Baron. »Gewiß denkt er an die Theilung des Vermögens seines verstorbenen Bruders Richard – oder er wird doch nicht auf meinen Tod damit anspielen?« fügte er mit geheimem Entsetzen hinzu.

»Bewahre, Herr Baron,« ergänzte der Arzt. »Aber hören Sie nur weiter:

»Leider hat es den Anschein, als ob er noch immer an die Vorspiegelungen des vermeintlichen Grafen Zaretta glaube und als sei dessen Flucht nur ein Scherz, den er sich zu seinem Vergnügen gemacht und der sich über kurz oder lang zu seinen Gunsten aufklären werde. Denn daß der Graf Zaretta einer hohen, sehr hohen Familie angehöre, wisse er bestimmt, eben so wie daß Ihre Familie in baldiger Zeit einen höheren Rang zu beanspruchen in der Lage sein werde. Die Wahrheit dieser Meinung zu erforschen, steht mir nicht zu.

»Na, da irrt sich der gute Scheitler,« rief der Baron lächelnd »Es ist Etwas daran, was Georg sagt, wieviel aber, das ist mir unbekannt. Lesen Sie nur weiter.«

»Uebrigens bat er mich um etwas Geld, da er in seiner Noth ohne jeden Pfennig sei. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, ihm in Ihrem Namen etwas zu geben, damit er nicht auf den Gedanken käme, neue Wechsel auf Sie auszustellen, was er so schon

im reichlichsten Maaße auf Anrathen des sauberen Herrn Zaretta gethan hat. – Der sogenannte Jagdclub übrigens hat sich seit jener Ueberraschung beim Spiel schnell aufgelöst. Die Theilnehmenden haben, in so weit sie eine dienstliche oder amtliche Stellung bekleideten, von ihren Vorgesetzten eine Verwarnung erhalten; als ihre Strafe wird der ungeheure Verlust betrachtet, den sie sich durch ihren Leichtsinns selbst zugezogen haben. Einige von ihnen sind beurlaubt, um in aller Stille bei ihren Verwandten ihre zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen. So weit mein gehorsamster Bericht an Sie, Herr Baron. Alles Uebrige berichtet die Zeitung. Ich bitte mir von Ihnen Verhaltensbefehle aus, wie weit meine neuen Vorschüsse an Ihre Herren Söhne gehen sollen, erwähne aber noch einmal, daß die Summen, die sie schulden oder auf bereits präsentirte Wechsel ausgestellt haben – die noch nicht einmal gerechnet, die noch eingehen können – sehr groß sind und leicht alle Ihre Erwartungen übersteigen dürften. In der Hoffnung, Sie vielleicht bald persönlich hier zu sehen, um rasch alles Vorliegende zu ordnen, habe ich wie immer die Ehre u. s. w.«

»Was? Er will mich bei sich sehen?« rief der Baron mit entsetztem Gesicht. »Jetzt – ich – in der Residenz? – Warum nicht gar! Etwa damit die Straßensjungen hinter mir herliefen, mit Fingern auf mich wiesen und riefen: Das ist der Vater von Denen, die geprellt sind? – Gott soll

mich bewahren! Das war ein bestialischer Gedanke! O Gott, o Gott, was kann einem Menschen auf Erden nicht Alles begegnen! –«

Und er setzte sich wieder auf seinen Sessel nieder, von dem er sich erhoben, und sann tief und schmerzlich bewegt über Alles nach, was er so eben gehört hatte. Auch der Arzt blieb stumm, und um dem Baron nicht in's Gesicht zu blicken, that er, als lese er einige Stellen des Briefes noch einmal für sich und griff dann nach der vor ihm liegenden Zeitung, die er ebenfalls rasch durchflog.

Plötzlich und gegen die Erwartung des schweigenden Arztes, der schon besorgte, daß der alte Mann vernichtet vor Schmerz zusammenbrechen oder einer, unter solchen Umständen leicht erklärlichen, Abspannung erliegen würde, erhob er sein Haupt mit energischer Fassung, richtete klar und fragend seinen Blick auf das bleiche Gesicht des Arztes und sagte mit wunderbarer Ruhe und beispielloser Würde:

»Doctor, hören Sie mich einmal an und sagen Sie mir aufrichtig, was Sie von meinem Entschluß denken, den mir in meiner Noth, wie ich glaube, Gott eingegeben hat. Nicht wahr, wenn Sie schwere Krankheiten vor sich haben, so wenden Sie oft, wo nicht gefährliche, doch heroische Mittel an. So sagt man mir wenigstens. Es hat auch etwas für sich, was sogar ich, der ich kein Arzt bin, begreifen kann. Ich fühle es in meiner tiefsten Seele, daß ich niedergeschmettert und von meinen hohen Zukunfts träumen herabgedrückt bin, daß viele, wenn nicht alle meine Hoffnungen gescheitert, insbesondere aber mein

väterliches Vertrauen auf den verständigen Sinn meiner Söhne gebrochen ist. O, ich habe viel Unglück mit meinen Söhnen, und die alte Tradition meines Familienschicksals scheint im Ganzen doch keine Fabel, sondern eine Wahrheit zu sein. – Aber, Doctor, noch bin ich, noch lebe und denke ich, also meine ich auch handeln zu können. Gerade bei wichtigen Veranlassungen muß der Mann zeigen, daß er ein Mann ist, das heißt, seine ihm von Gott verliehene Stärke beweisen. Und das will ich, Doctor, mit Gottes Hülfe! Das Schicksal schlägt auf mich los mit Keulen, und so will ich mir einen eisernen Heim aufsetzen, um meinen Kopf wenigstens zu schützen. Ja, man soll mich als Mann kennen lernen, wie ich immer einer gewesen bin, und ich will zugleich mit Ehren das Haupt der Familie vorstellen, die selbst niemals der Ehre baar gewesen ist. O, Doctor, seht, wie ich mich gefaßt und zusammengenommen habe. Ich klage nicht, ich murre nicht, ich nehme die ganze Last ergebungsvoll auf mich, die mir das Schicksal aufgebürdet hat. Zahlen will ich zuerst Alles, was meine Söhne schuldig sind, denn kein Mensch soll von mir sagen können, ich oder einer der Meinigen habe ihn beraubt oder übervortheilt. Zahlen will ich bei Heller und Pfennig, ohne einen Groschen abhandeln zu wollen, selbst wenn ich dies schöne Erbgut verkaufen und in einer Dorfhütte, wie ein gemeiner Bauer wohnen müßte. Aber so viel wird es nicht sein, was meine Söhne mir kosten, denke ich. Ha! Da fliegt mir ein guter Gedanke zu! Seht, wie sich die Vorsicht lohnt, daß ich das Vermögen meines verstorbenen Richard nicht zu

der Erbschaft der anderen schlug. Das hab' ich nun in vollwichtigen Staatspapieren noch vorräthig, da drinnen im Schranke liegt es. Es sind 20,000 Thaler. So hoch werden sich doch die Schulden meiner Söhne nicht belaufen? Meint Ihr nicht auch? Und selbst wenn es wäre, so lege ich noch von dem Meinigen hinzu, baares Geld habe ich nicht viel, aber Papiere und Scheine, Wälder und Aecker, und das läßt sich zu Gelde machen. Das will ich gleich morgen dem Scheitler schreiben und er kann sich das Geld holen oder schicken lassen, wie er will, an die Auszahlung aber soll er ohne Säumen gehen. Ich liebe es nicht, mich zu schämen, daß irgend ein Krämer noch etwas von mir zu verlangen hat, was ich ihm geben muß. Seid Ihr mit mir einverstanden, Doctor, oder habt Ihr an meiner Meinung etwas auszusetzen?«

Der Arzt hatte schon lange mit großer Spannung zugehört und dann und wann mit dem Kopfe beistimmend genickt. Jetzt aber erhob er sich von seinem Sitze und erwiderte mit geröthetem Antlitz und ehrlicher Miene:

»Nein, Herr Baron, ich habe nichts an Ihrer Meinung auszusetzen, im Gegentheile, ich finde sie würdig und edel, ganz wie ich gewohnt bin, Sie handeln zu sehen, wenn schwierige Verhältnisse Sie bedrücken. Aber ich habe etwas Anderes zu sagen und bitte, mich nicht mißzuverstehen. Ich möchte Ihnen auch gern meine Bereitwilligkeit zeigen, zu Ihrem und Ihrer Familie Besten thätig zu sein. Ich bin ja ein alter Freund, der schon lange Jahre dieses Dach über seinem Haupte sieht und mit Ihnen oft genug darunter an einem Tisch gesessen hat.«

Der Baron nickte ihm freundlich zu und reichte ihm seine Rechte hin.

»Da habe ich nun einen Plan und den möchte ich beifällig von Ihnen aufgenommen sehen. Ich habe zwar einige Patienten hier herum, aber keinen, der mich nothwendig gebrauchte, auch will ich mich beeilen, um bald wieder hier zu sein. Vielleicht kann ich Gutes stiften und mit meinen einfachen Augen die Sachlage besser beurtheilen, als Scheitler und Andere.«

»Ha! Was wollt Ihr thun, Doctor?«

»Ich will selbst der Ueberbringer Ihrer Botschaft sein. Schreiben Sie mir ein paar Worte an Scheitler auf, daß Sie mich mit der Schlichtung dieser Angelegenheit beauftragt haben.«

»Sie wollten auch gleich das Geld mitnehmen?«

Der Arzt rieb sich die Hände und besann sich eine Weile, aber sogleich fuhr er wieder fort: »Ja, das will ich, obgleich ich nicht gern so viel Geld bei mir trage.«

»Doctor! Das ist ein großes Freundschaftsstück, Gott belohne Sie dafür. Ich trenne mich zwar jetzt ungern von Ihnen, aber zu der Reise gebe ich aus vollem Herzen meine Zustimmung. Gehen Sie mit Gott, ja, gehen Sie. Sagen Sie meinen Söhnen, daß ich Kummer und Herzeleid um sie habe, aber daß sie ein Beispiel an dem alten Manne nehmen sollen, der ein Herz für die Seinigen und eine hohe Meinung von seiner und ihrer Ehre hat. Ich bin ein Brandau – ja, das bin ich! Das sagen Sie ihnen und – sie sollen sich ihrer Abstammung würdig beweisen. – Noch Eins fällt mir ein. Den Alfred bringen Sie mit; sagen Sie

ihm, das sei mein Wunsch, mein Befehl. Ich will ihn hier haben, unter meinen Augen, er soll ein Landwirth werden, er soll es – ich will es!«

»Das sagen Sie ihm lieber selbst, wenn er erst hier ist.«

»Ja, das will ich. Und wegen Georg's werde ich an seinen Oberst schreiben. Der soll ihm die Flügel beschneiden. Der soll ihn kurz halten, oder das Donnerwetter soll dreinschlagen!«

Doctor Millinger lächelte. Der alte Baron gerieth schon wieder in Zorn – ein gutes Zeichen seiner ungebrochenen Kraft.

»Und haben Sie sonst nichts an irgend Jemanden zu bestellen?« fragte der Arzt mit weicher Stimme.

»An wen noch? Wen meint Ihr?«

»Herrn Hübner.«

»Ach ja, Doctor, das ist wahr. Den grüßen Sie von mir und schütteln Sie ihm in meinem Namen die Hand – tüchtig! Sagen Sie ihm, es hätte die längste Zeit gedauert, daß er mir so nahe wohnte und wir uns noch nicht gesehen hätten. Ich werde ihm meinen ersten Besuch machen, sobald er zurück ist. Gut, daß Ihr mich daran erinnert, das ist ein Ehrenmann; schade! daß er ein – ein – nun, was ist er denn eigentlich, Doctor?«

»Er ist ein Techniker, ein fleißiger Arbeiter, ein Regent im Reiche der menschlichen Thätigkeit und Geschicklichkeit, mit einem Wort, Herr Baron, ein Mann, wie ihn unsere kranke Zeit gebraucht.«

»Ach, gehen Sie mir mit Ihrer kranken Zeit – seien Sie nicht zu viel Doctor! Die Zeit ist heute so gesund wie vor tausend Jahren.«

Der Arzt lächelte und behielt seine Meinung für sich, denn er wußte schon aus Erfahrung, daß der Baron über dergleichen Dinge nicht mit sich sprechen ließ. Bald darauf nahm er Abschied, mit dem Versprechen, mit Tagesanbruch wiederzukommen, das Geld in Empfang zu nehmen und in des Gutsherrn Wagen nach der nächsten Eisenbahnstation zu fahren. Als er fort war, blieb der Baron noch eine Weile allein im Zimmer. Er sprach nicht, aber er dachte desto mehr – an vergangene Zeiten. Endlich blieb er mitten im Zimmer stehen und gab dem einzigen Gedanken Worte, der ihn, so lange er schon allein war, ganz und gar, beschäftigt hatte. »O Richard, Richard!« rief er laut aus, »wie wahr hast Du mir die Zukunft vorhergesagt! Ja, Deine Brüder haben sich schwerer an mir versündigt, als Du, und sie haben Dich an meinem eigenen Herzen gerächt. O, könnte ich achtzehn Jahre meines Lebens rückwärts schreiten, ich würde ein anderer Vater, ein anderer Mensch, ein Glücklicher, ein sehr Glücklicher sein. Ach, wer liebt mich jetzt, wo ich allein stehe! Kein Sohn ist da, der mir seine Hand leiht, daß ich mich auf sie stütze –«

»Aber eine Tochter!« sagte da plötzlich eine sanfte Stimme hinter ihm.«

Der Baron drehte sich rasch herum und erblickte Marien, die ein ungesehener Zeuge der langen Unterredung mit dem Doctor und des letzten Selbstgesprächs gewesen

war, das ihm der Schmerz ausgepreßt hatte. Wie schon früher so oft, war sie auch jetzt langsam und unbemerkt durch die kleine Tapetenthür in's Zimmer getreten, nachdem Freund Millinger den alten Herrn verlassen hatte.

»Marie!« rief der Baron, vor Freuden in Thränen ausbrechend, die ihm der Schmerz nicht ausgepreßt, und sie fest in seine Arme schließend. »O, komm' her, mein Kind, und küsse mich. Ach, wärest Du meine Tochter –« und er legte seine Rechte auf ihren schönen Kopf – »wärest Du die Gattin einer meiner Söhne, was könnten wir dann für ein glückliches Leben führen! Aber ach, ich habe keinen, dem ich Dich überliefern möchte, denn meine Söhne, mein Kind, höre es und beklage mich – meine Söhne taugen nichts!«

ZWEITES KAPITEL. DIE WILDE JAGD.

Am nächsten Morgen, als kaum die Stunde geschlagen hatte, welche die allgemeine Thätigkeit auf dem Gutshofe laut werden ließ, erschien Doctor Millinger, zur Reise gerüstet, und trat sofort bei dem Baron ein. Nach kurzer Begrüßung gingen sie sogleich an ihr Geschäft; der Baron zahlte das Geld aus und schrieb eine kurze Anweisung an den Bankier Scheitler, die kaum nöthig war, da derselbe die nahen Verhältnisse des Arztes zum Herrn auf Holzen-dorf kannte, aber der Doctor hatte darauf bestanden, und so gab jener nach. Nachdem sie noch einige Verabredungen getroffen und der Baron die Ermahnungen für seine Söhne dem Boten noch einmal eingeschärft hatte, stieg dieser in den bereit gehaltenen Wagen und fuhr davon,

vergaß aber vorher nicht, durch Frau Hanne, die schon munter war, dem gnädigen Fräulein seinen freundlichsten Gruß sagen zu lassen. Als er fort war, nahm der Baron noch einmal die Zeitung zur Hand und las die schon am vorigen Abend gelesene Erzählung der Gaunerei des Grafen Zaretta, die wir, da sie uns bereits bekannt und in allen Einzelheiten leicht erklärlich ist, hier nicht zu wiederholen brauchen. Der alte Edelmann war erstaunt über diese Nichtswürdigkeit, die Vollendung in der Verstellung und namentlich über den Anstrich von vornehmem Wesen, den sich der Slavonier gegeben hatte; was ihn aber am meisten ärgerte, war, daß seine Söhne sich hatten von einem Menschen blenden und verführen lassen, der seiner Meinung nach Nichts vom inneren Wesen des Adels besaß, vielmehr nur dessen äußeren Schein angenommen und damit so unheilvoll gewirkt hatte. Von Herrn Hübner, der in der Zeitung mehrmals genannt war, bekam er dagegen eine immer höhere Meinung und bewunderte im Stillen das richtige Gefühl und die untadelhafte Denkweise, die derselbe an den Tag gelegt hatte, wobei er sich erinnerte, daß seine Nichte schon längst diesen seltenen Mann mit ihrem natürlichen Scharfblick so richtig beurtheilt hatte.

Als er mit dieser Betrachtung zu Ende gekommen, schickte er zum Förster Tellkamp und ließ ihn zu sich entbieten. Dieser, der eine neue Aufforderung zur Jagd in dieser Berufung sah, piff seinen Hunden, nahm seine Doppelflinte von der Wand und schritt flugs dem Herrenhause zu.

»Seid Ihr bereit, mit mir einen tüchtigen Gang durch den Forst zu machen, Tellkamp?« fragte ihn der Baron.

»Jederzeit, gnädiger Herr; aber nehmen Sie keine Flinte mit?«

»Nein, Alter, ich will heute nicht jagen, ich habe eine andere Beschäftigung vor Augen.«

Neugierig was das für eine Beschäftigung sei, folgte der alte Jäger seinem Herrn und Beide schritten die Kastanienallee hinab und wandten sich dann den tieferen Gehölzen zu, die das Dorf Holzendorf im Westen umgaben und im Süden sich bis zu den Hügeln erstreckten, auf welchen der Friedhof lag. Der Baron zeigte auf diesem Gange eine sehr leutselige Stimmung, wie er sie gewöhnlich hatte, wenn er mit dem Förster seinen Rundgang hielt; heute aber war diese Stimmung von so besonders herausfordernder Art, daß Tellkamp schon wagen konnte, seinem Herrn wieder einmal eins von seinen kleinen Erlebnissen anzutischen, wie sie ihm nicht alle Tage begegneten, weshalb er auch stets sehr erfreut war, eine Gelegenheit zu ihrer Mittheilung zu finden. Nachdem die beiden Wanderer daher eine Viertelstunde zurückgelegt und über Dies und Jenes geplaudert hatten, blieb der Förster plötzlich stehen, zeigte in dem stark belaubten Gehölz auf einen Kreuzweg und sagte:

»Hier ist der Fleck, Ew. Gnaden, wo ich vorgestern wieder das verdächtige Subject sah, von dem ich Ihnen schon im Monat Juni erzählt habe. Ab und zu läßt er sich bald

hier bald da sehen, aber immer hat er den Anschein eines ruhig Reisenden und ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, meine Flinte an ihm zu probiren oder ihm mit meiner Hundepfeife eine Lection zu geben, wie Sie mir befohlen haben. – Ihnen hat er wohl noch nicht den versprochenen Besuch gemacht?«

»Bei mir ist Niemand gewesen. Also der Kerl streift immer noch hier herum?«

»Immer noch,« Ew. Gnaden. Und meine Hunde da zeigen noch immer denselben Instinct und Widerwillen gegen ihn. Ich traue ihm nichts Gutes zu und es sollte mich nicht wundern, wenn wir nächstens irgend wo etwas Böses von ihm erlebten.«

»Ach, bewahre uns Gott davor, Tellkamp, wir haben schon Böses genug erlebt.«

»Also es ist wahr, gnädiger Herr, was man spricht, daß Sie einen so großen Verlust an Gütern erlitten haben?«

»Wer hat Euch das gesagt?« fragte der Baron und blieb stehen, den ehrlichen Menschen, der ihm nun schon so lange diente wie Friedrich und die alte Hanne, mit einem ernstern Blick anschauend.

»Nun, meiner Treu, gnädiger Herr, das ist ja ganz natürlich, daß die Dienerschaft von den Dingen spricht, die im Herrenhause spuken. Es sollte mich sogar wundern, wenn es anders wäre. Nein, nein, was Ihnen weh thut, Herr Baron, thut auch uns weh, denn wir sind, wenn nicht ein Leib, doch eine Seele mit Ihnen.«

Der Baron lächelte über diese Vorstellung einer und derselben Seele.

»Es ist wahr, was man sich erzählt,« sagte er weiter vorschreitend. »Ich habe große Verluste gehabt und größere noch könnten mir leicht in nächster Zukunft drohen. Das ist auch der Grund, warum ich Euch aufgefordert habe, mich in den Wald zu begleiten. Wir gehen in den Hochwald, Tellkamp, wo das schöne Holz wächst. Ich brauche Geld und da will ich ein paar Hundert alte Bäume fällen lassen.«

»Im Hochwalde, gnädiger Herr?« rief der Förster erschrocken und blieb mit offenem Munde stehen. »Ei da sei Gott für! Ich denke nicht, daß Sie so abgebrannt sind, um zu diesem letzten Mittel greifen zu müssen.«

»Nein, Tellkamp, so sehr abgebrannt bin ich allerdings noch nicht, um zum *letzten* Mittel zu greifen, aber ich brauche Geld, und so müssen die Bäume fallen.«

»Ei Du lieber Gott, gnädiger Herr, da weiß ich ein besseres Mittel. Darf ich es sagen?«

»Heraus damit – ich bin sehr neugierig darauf.«

»Ich habe mir einige Hundert Thaler erspart,« sagte der Förster leise und sich nach allen Seiten umblickend, ob ihn auch Niemand höre, »theils von meinem kleinen Einkommen, theils von der Erbschaft meines Schwiegervaters her. Kinder habe ich nicht, und so möchte ich Ew. Gnaden meine Ersparnisse anbieten, wenn Sie das nicht für ungut nähmen.«

»Guter Tellkamp,« sagte der Baron, seine Rechte schwer auf die Schulter des Försters stützend, »ich danke Euch herzlich. Aber mit ein paar Hundert Thalern ist mir

nicht geholfen. Ach nein! Selbst ein paar Tausend dürften nicht ausreichen. Spart Euch also in Gottes Namen den kleinen Schatz für Eure alten Tage auf, die ich noch verbessern will, sobald der Sturm an mir vorüber ist.«

»O, wie gnädig sind Sie, Herr Baron!« rief der alte Förster und, die gute Gelegenheit wahrnehmend, holte er seine Pfeife aus der Jagdtasche und fragte, ob der Herr Baron ihm erlaube, sein Morgenpfeifchen zu rauchen.

»Raucht in Gottes Namen! Da, ich will mir meine auch anbrennen. So. Nun macht aber die Augen auf, hier sind wir an dem rechten Fleck. Diese Riesen müssen ihr Haupt beugen.«

»Alle?«

»Nicht alle, Tellkamp, aber gelichtet müssen ihre Reihen werden. Ich brauche 20,000 Thaler und die Hälfte davon muß der Wald liefern.«

»Gott bewahre mich, das wird ein erschreckliches Blutbad geben, wie ich noch keins hier erlebt. Ist es denn so eilig?«

»Nicht ganz und gar. Aber wir müssen uns vorbereiten. Also bezeichnet Eure Bäume und vertheilt die Verurtheilten auf Euer ganzes Revier. Verstanden?«

»Leider ja,« sagte der Förster und schritt an der Seite seines Herrn die Anhöhe hinauf, auf welcher der Friedhof lag. Bis hierher und nicht weiter pflegte der Baron stets nur mit Tellkamp zu gehen. Den obersten Bergrücken vermied er, wie wir wissen, denn er schaute nicht gern in die Ebene hinab, wo der Kupferhammer lag. Diesmal aber ließ der Baron die Gräber zur Linken liegen, und schritt,

ohne anzuhalten, die Anhöhe ganz hinan. Schweigend folgte der Förster, der nicht wußte, was dieser seltene Spaziergang zu bedeuten habe. Als sie endlich oben waren, blieb der Baron stehen, wandte sein Gesicht gegen Süden und betrachtete mit voller Muße die rauchenden Schlotte des Hüttenwerkes, was dem Förster ganz wunderbar vorkam.

Lange schaute er hin, auf jedem einzelnen neuen Gebäude ruhte sein Blick, und nicht wie sonst war seine Stirn dabei bewölkt und sein Auge düster und unfreundlich.

»Seid Ihr schon einmal auf dem Kupferhammer gewesen?« fragte er endlich den neben ihm stehenden Diener.

»O ja, oft genug, Herr Baron.«

»So. Ihr gehet wohl gern dahin?«

»Sehr gern. Es giebt eine schmucke Arbeit da unten. Wenn Sie es sähen, würde Ihr Herz sich freuen. Es ist zum Erstaunen, was die Menschheit Alles entdeckt und erfindet!«

»So. Ich glaube es beinahe. Auch Andere sagen mir das. Ich habe wohl Lust, auch einmal den Kupferhammer zu besuchen, Tellkamp.«

Mit steigender Verwunderung hörte der Förster diesen nie vernommenen und nie für möglich gehaltenen Ausspruch. »Wollen wir gleich einmal hinunter gehen?« fragte er fröhlich.

»Gleich? Jetzt? – Nein! Aber ein andermal und bald. Sagt 'mal, habt Ihr den Director da unten schon gesehen?«

»Ja freilich; Herr Baumann heißt er.«

»Den meine ich nicht. Es ist noch ein Anderer da.«

»Herr Hübner. O ja, den kenne ich auch.«

»Was ist das für ein Mann?«

»Für ein Mann? Nun, bei Gott, ein Mann, wie ich wenigstens noch keinen zweiten gesehen habe.«

»Wie so?«

»Hm! Er ist 'ne Zierde von einem Menschen. Schön und groß und stark wie eine Eiche; und klug wie ein Fuchs, sagt man.«

»So. Aber doch nicht so hinterlistig wie ein Fuchs?«

»Gott soll mich bewahren, Ew. Gnaden! Er hat nur die guten Eigenschaften eines Fuchses – sonst ist er ein Lamm gegen die Leute und sie tragen ihn Alle auf den Händen.« –

»Ist er verheirathet?«

»Nein, und das wundert mich eben.«

»Warum?«

»Weil ich mir denke, daß alle Frauenzimmer, die einen solchen Mann sähen, vernarrt in ihn sein müßten.«

»Oho! Also so hübsch ist er?«

»Na hübsch! Schön ist er wie Einer!«

»Ich muß ihn doch kennen lernen, nächstens!« dachte der Baron, indem er langsam den Weg nach dem Friedhofe einschlug. Als er die ersten unter den Bäumen zerstreuten Gräber erreicht hatte, blieb der Förster plötzlich stehen und hielt auch den Baron auf, indem er seine Hand auf den Arm desselben legte.

»Was giebts?« fragte der Baron.

»Sie ist da!«

»Wer ist da?«

»Das gnädige Fräulein sitzt auf ihrem Grabe.«

»Auf *ihrem* Grabe?«

»Nun, auf dem der gnädigen Frau, auf welchem sie alle Tage sitzt.«

»So. Dann thut mir den Gefallen und geht allein den Hügel hinunter, ich will mich hier ein Weilchen aufhalten.«

Der Förster nahm seinen Hut ab und empfahl sich. Der Baron aber schritt nachdenklich weiter hinab und sah endlich die edle Gestalt des geliebten Mädchens auf dem grünen Hügel sitzen. Sie hatte die Ellbogen auf die Kniee gestützt und den Kopf in ihre Hände gelegt; so schaute sie mehr in sich, als in die Gegend hinein, die im schimmernden Morgenlicht geöffnet vor ihr lag.

So fest der Schritt des Barons auch war und so geräuschvoll er durch einige Gebüsche sich Bahn machte, Marie hörte ihn dennoch nicht. Sie lauschte den Tönen einer inneren Stimme, und man weiß, daß diese Stimme stärker als Posaunen- und Trompetenschall tönt. Plötzlich legte sich eine Hand auf ihre Schulter und sie erschrak sichtbar darüber, aber ihr Schreck war kein schmerzlicher, im Gegentheil, sie glaubte, eine geliebte Hand berühre sie unversehens, und so freute sie sich derselben, was sich auch zum Sprechen deutlich auf ihren sanften Mienen abspiegelte. Da bemerkte sie aber den alten Oheim, wie er so weich und wehmüthig auf sie niederblickte, und, keineswegs verwundert, ihn an diesem von

ihm so selten besuchten Orte zu sehen, fragte sie einfach, indem sie sich sogleich erhob:

»Ach, Du bist es, mein lieber Oheim?«

»Ja, ich bin es, Marie; ich sah Dich hier sitzen und so kam ich hierher, um mit Dir zu plaudern. Ich habe Dich doch nicht erschreckt?«

»Ach nein, obwohl ich dachte, es wäre ein Anderer, der meine Schulter berührte.«

»Aber wer konnte hier Deine Schulter berühren? Wer durfte das, mein Kind, wenn ich es nicht war?«

Marie ließ ihre Taubenaugen mit einer Milde auf dem Gesichte des Verwandten ruhen, daß dieser ein Gefühl in seinem Busen sich regen fühlte, dessen Anwesenheit darin ihm bisher selbst verborgen gewesen war. »Wer konnte es anders sein, als ein Freund!« sagte sie so sanft, wie ihr Auge leuchtete, und lächelte dabei den Oheim auf eine himmlische Weise an.

»Ein Freund!« sagte dieser verwundert. »Hast Du hier solche Freunde?«

»O ja, mein Oheim, ich habe zwei.«

»Und wer sind diese?«

»Der Doctor Millinger und –«

»Aber der ist ja verreist, wie Du weißt –«

»Eben darum konnte es nur der Andere sein.«

»Und wer ist dieser Andere?«

Marie lehnte sich an die Brust des Oheims, umschlang mit der Linken seinen Hals und deutete mit der Rechten über die Schulter nach dem Kupferhammer hinüber.

Der alte Baron glaubte ein Fieber durch seine Gebeine fahren zu fühlen. Sein Gesicht verlängerte sich ungemein und seine Augen bohrten sich tiefer in die der Nichte hinein. »Wen meinst Du?« fragte er, nicht gerade streng, aber auch nicht freundlich.

»Ich meine Herrn Hübner.«

»Der ist also wirklich Dein Freund?«

»Wirklich und in Wahrheit!«

»Aber ein so genauer Freund, daß er es wagen könnte, Deine Schulter zu berühren?«

»Warum denn nicht? Berührt er doch meine Hand, und diese ist doch nur die Verlängerung meiner Schulter.

»Sehr richtig bemerkt!« dachte der Baron, »aber wunderbar aufrichtig gesprochen! – So,« sagte er laut, »hat er denn schon Deine Hand berührt?«

»Ja,« erwiderte stolz das schöne Mädchen, den Kopf frei zu dem Gesichte des Barons erhebend – »ja, er hat mir schon zweimal die Hand gereicht.«

»Hier oben?«

»Nein, dort unten vor unserm Park, wenn er mich in der Abenddämmerung nach Hause geleitete.«

Der Baron schauerte zusammen vor Verwunderung. Das war ihm Alles so neu, kam ihm so unerwartet und wurde ihm doch auf eine so unglaublich unschuldige Weise als eine sich von selbst verstehende Sache mitgeteilt, daß er unmöglich darüber aufgebracht sein konnte. Er wußte, nicht, wie er das Gespräch in der begonnenen Weise fortsetzen sollte, und so nahm er seine Zuflucht zu einer Aenderung desselben, obgleich er den Gegenstand

festhielt. »Höre,« sagte er langsam, »laß uns einmal Beide hier auf diesem grünen Hügel sitzen und von diesem Hübnereine Weile sprechen. Ich habe Verlangen, mehr von ihm zu erfahren, denn mich interessirt dieser Mann von Tage zu Tage mehr.«

»Das verdenke ich Dir gar nicht,« erwiderte Marie, »es geht mir gerade ebenso.« Und sie ließen sich nieder auf den grünen Hügel, der schon nicht mehr die Spuren verbergen konnte, daß oft ein menschliches Wesen auf seinem Rasen ruhte.

»Es sitzt sich hier weich und schön,« begann der Oheim wieder. »Ich habe mir nicht gedacht, daß man auf einem Grabe so gut sitzen kann. Ach, und es ist noch dazu das meiner Frau. Wenn sie nun hören könnte, was wir hier oben sprechen, was würde sie denken?«

»Du würdest gewiß nur solche Worte sprechen, die ihr angenehm sein könnten – sie würde sich also freuen über unser Gespräch.«

»Hm!« machte der Baron und schaute mit umflortem Auge in die weite blaue Ferne vor sich, deren weitesten Horizont schon ein leichter Nebel verschleierte, wie man ihn in bergigen Gegenden am Ende des Sommers oder am Anfang des Herbstes so oft sieht. »Sieh,« sagte er, »Du verstehst es wohl, Dir die schönsten Plätze auf meinem Gute auszusuchen. Wie reizend die Berge da drüben, die Häuserchen da unten und die stillen Wälder rings herumliegen!«

»Bist Du denn noch nicht öfter hier gewesen und hast Dich an diesem Anblick gelabt?«

»Selten, mein Kind. Ich liebe die Ruhestätte der Todten nicht, obgleich ich mir wohl denken muß, daß sie kühl und friedlich hier unten schlummern. Auch habe ich selten die Stimmung gehabt, die ich jetzt habe, und die einen Mann in meinen Jahren dazu aufgelegt macht, die Natur zu bewundern und seine Besetzung sich aus der Ferne zu besehen, die er täglich aus der Nähe beherrscht.«

»Also jetzt bist Du in einer guten, friedlichen Stimmung, mein Oheim?«

»Ja, mein Kind, denn das Unglück ist über mein Haupt hereingebrochen und hat mein starres Herz in vielen Dingen gesänftigt. Alles, was vor und hinter mir liegt, sieht anders aus als sonst.«

»Das ist mir lieb. So wollen wir denn von Herrn Hübner sprechen – oder wolltest Du nicht.«

»Ja freilich will ich. Aber was wollt' ich doch sagen! Ja, der alte Tellkamp begleitete mich vorher auf die Höhe hier hinter uns und wir sahen uns lange den Kupferhammer an, den ich nun endlich auch besuchen will, um den Herrn Hübner kennen zu lernen, der sich so viel um meine armen Söhne bemüht hat. Der alte Mann sagte mir – ob es wahr ist, will ich von Dir hören – daß dieser Hübner ein so schöner Mann sei, daß alle Frauen, die ihn sähen, vernarrt in ihn werden müßten. He?«

»Vernarrt? Daß ich nicht wüßte!«

»Also Du findest ihn nicht so schön?«

»O, mein Oheim, das ist ein andere Frage.« Und sie erröthete bei diesen Worten wie die jungfräuliche Erde,

wenn die Sonne sie mit ihrem ersten Morgenstrahle küßt. –«In der That, er ist sehr schön; ich habe sogar nie einen schöneren Mann gesehen.»

»Was ist denn das für eine Art von Schönheit?«

»Er ist nicht blühend an Farbe und Weiße, mein Oheim, aber er ist blühend an Kraft und Stärke. Auf seinem ausdrucksvollen Gesicht liegt ein unendliches Wohlwollen ausgebreitet, mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als hätte er in seinem Leben viel Hartes erfahren und manchen Kummer empfunden. In seinem dunklen Auge aber spiegelt sich eine so geistige Kraft und Seelenfülle ab, daß ich es Dir nicht beschreiben kann, und dabei spricht er mit seiner kräftigen Stimme so sanft, so milde, so freundlich, daß man nicht den Donner ahnt, der in seiner Brust schläft.»

»Hast Du denn diesen Donner schon gehört?«

»Ja, in der Fabrik. Als alle Hämmer polterten, alle Blasebälge brausten und Millionen Funken zischend sprühten, so daß man nur ein namenloses ohrbetäubendes Gessumme vernahm, da tönte seine Stimme durch all' den Lärm, wie eine Orgel durch eine Kirche tönt, und ich verstand jede Sylbe, die aus seinem Munde kam.»

»Ist er groß und voll bei seiner Kraft?«

»Er hat beinahe Deine Figur, nur ist er noch breiter in der Brust; überhaupt sieht er Dir in der Bildung des Kopfes ähnlich, aber sein Gesicht ist dunkler, ausgeprägter, willenskräftiger –«

»Ha! Du hast ihn Dir sehr genau betrachtet.»

»Ach, dergleichen lernt man in Krankenzimmern, und Du weißt, ich bin viel in denselben gewesen.«

»Du hast aber doch gewiß nicht an Deine Kranken gedacht, wenn Du Herrn Hübner sahst oder mit ihm sprachst?«

»Gewiß nicht. Im Gegentheil, er hat mich alle meine Kranken vergessen gemacht.«

»So. Du hast also gar keine Sehnsucht mehr nach ihnen?«

»Bisweilen, o ja! Aber sie ist nicht mehr so schmerzlich wie früher.«

»Du empfindest wohl auch bisweilen eine andere schmerzlichere Sehnsucht – wie?«

»O, noch nicht. Er ist ja noch nicht lange weg und kommt auch bald wieder.«

Der Baron hatte genug gehört. Er wandte den Kopf ab und dachte: »Hier ist nicht mehr viel zu thun übrig. Mein Gott, was mir jetzt Alles begegnet! – Und ich hatte keine Ahnung davon. Wenn dieser Mensch nun nicht so wäre, wie alle Leute sagen und dieses Mädchen denkt! Wenn er sie nun unglücklich machte, wie alle die Meinigen durch das Verhängniß unglücklich geworden sind – o! Das würde mich selbst unglücklich machen, denn dies Kind ist ein Engel, wie noch nie meine Familie einen solchen besessen hat. Man muß es lieben, wenn man es sieht, man muß es bewundern, wenn man es reden hört.« –

Plötzlich wandte er sein Gesicht zu dem ihrigen herum, blickte ihr innig in die flammenden Augen und schloß sie an sein Herz. »Also er kommt bald wieder?«

fragte er herzlich. »Auch ich will ihn dann sehen. Er hat sich um die Meinigen bemüht, so kann ich ihm schon vergeben, daß er einen Einfall in mein Haus gemacht hat, ohne sich von mir die Erlaubniß dazu ausgebeten zu haben. – Komm aber jetzt hinunter, Marie. Ich bin lange im Walde herum gelaufen und hungrig geworden. Es wird bald Mittag sein.«

Bei diesen Worten ihren Arm ergreifend und in den seinigen legend, ging er mit ihr denselben Weg hinab, den sie schon einige Male mit Herrn Hübner gewandelt war.



Lange hatte der Baron nicht so gemüthlich mit seiner Nichte gespeist, wie an diesem Tage. Denn in der letzten Zeit hatte ihn außer den traurigen Familienerfahrungen auch noch die bange Erwartung möglicher neuer Unfälle gepeinigt; jetzt aber war das Härteste überstanden, die gegen das Unglück vorhandenen Heilmittel waren angewandt und man konnte sich allmählig wieder der Hoffnung auf ruhigere Zeiten und glücklichere Verhältnisse überliefern.

So saßen sie denn heute längere Zeit bei'm Nachtsche, den der Baron gegen seine Neigung in den letzten Tagen vernachlässigt hatte, und setzten mit Gemächlichkeit das Gespräch fort, welches sie auf dem Berge begonnen hatten. Der Baron war neugierig, immer mehr von dem unbekanntem Manne zu hören, der so ohne allen Grund,

wie es den Anschein hatte, aus reinem persönlichen Mitgefühl – wenn es nicht aus Neigung zu seiner Nichte geschehen war – seinen Söhnen Gutes erwiesen hatte, und Marie war glücklich, von ihm sprechen zu können, zumal gegen den Oheim, der für sie niemals ein gebieterischer, strenger, zorniger Mann, vielmehr stets ein gütiger und vom Unglück heimgesuchter väterlicher Freund gewesen war.

Diese für beide Theile so wohlthuende Unterhaltung wurde plötzlich und unerwartet durch den Klang, nicht von einem, sondern zugleich von mehreren Posthörnern unterbrochen, die vom Hofe hereintönten, und fast zu derselben Zeit stürzte Friedrich auf eine bei ihm ganz ungewöhnliche stürmische Weise in die Thür und rief mit höchst bestürzter Miene: »Herr Baron, Herr Baron!«

»Wa giebt's?« rief dieser mit seiner kräftigen Stimme, die aber diesmal nicht frei von den Zeichen des Schreckens und Staunens war.

»Es kommen drei Wagen mit fremden jungen Herren, gnädiger Herr, und alle haben sie Flinten bei sich und rothe Röcke an, und der Junker Georg sitzt auf dem Bock des vordersten Wagens.«

Bei dieser für den Vater, wie für Marie so bedeutungsvollen Nachricht war es, als ob der blaue Himmel, der so eben noch über Beiden gethront hatte, plötzlich zusammengebrochen oder von gewitterdrohenden Wolken verdüstert worden wäre. Der Baron sprang von seinem Sessel auf, als hätte ihn eine Stahlfeder emporgeschnell,

und Marie, ohne ein einziges Wort zu sprechen, flüchtete mit bleichem Gesicht in ihr Zimmer, denn es tauchte abermals jenes unheilverkündende Zerrbild in ihrer Seele auf, welches so lange darin genistet, bis es von Hübner's wohlthuender Erscheinung daraus vertrieben war, jenes Zerrbild des jungen Verwandten, das, ihre Gegenwart verdüsternd, ihre Zukunft verwirrend, sie mehr als irgend etwas Anderes an ihre Vergangenheit und deren traurige Erscheinungen erinnert hatte.

Während nun der Baron, der allen Ueberraschungen abgeneigt war, vor dieser unerwartetsten von allen wie vor dem Anblick eines Gespenstes erschrak, und, voll banger, aber auch trotziger Erwartung, was dieser Besuch denn eigentlich zu Tage fördern werde, sich in die Tiefe seines Zimmers zurückzog, wollen wir uns vor die Thür begeben und mit den Hausbewohnern, die sich unterdeß alle versammelt hatten, die seltenen Gäste betrachten, die in diesem übel gewählten Augenblick seinem alten Vater zuzuführen, der jüngste Sohn des Hauses sich nicht entblödete.

In der That, drei Wagen, mit Extrapostpferden bespannt, rollten so eben in den Hof. In jedem saßen vier junge Herren in rothen Jagdröcken, dem gesprengten Jagdclub angehörig, dessen noch vorhandene Reste Baron Georg von Brandau in vermessenstem Dünkel eingeladen hatte, auf dem Gebiete seines Vaters eine große Jagd abzuhalten.

Sie waren der Einladung gefolgt, wie junge Leute ihres Standes so gern einer Einladung folgen, die ihrem Vergnügen und ihrer Unterhaltung Stoff verspricht, und obgleich sie den alten Baron nicht kannten und seine häusliche Einrichtung für so viele Gäste sogar bezweifelten, so glaubten sie doch den überschwänglichen Versicherungen seines Sohnes, daß der alte Vater, vor Freuden verjüngt über ihren Besuch, seiner bei aller Welt berühmten Gastfreiheit mit ihrer Bewirthung die Krone aufsetzen würde. Allein die Gastfreiheit des Barons, dessen Einsamkeit und Abgeschlossenheit von aller Welt wir am besten kennen, war in der That nicht von der erwarteten Art; auch hatte er Grund genug, seinem Sohn nicht allein wegen des begangenen Vergehens, sondern auch wegen seines jetzigen rücksichtslosen Betragens, seine Ansicht der Dinge durch sein Verhalten zu erkennen zu geben.

Man kann sich das Staunen und die Verwunderung, wenn nicht den Schreck sämtlicher Hausbewohner vorstellen, als sie diese zwölf feinen, verwöhnten Herren, noch dazu gerade zur Mittagszeit aus den Wagen steigen und sich sogleich gegen Jedermann geberden sahen, als seien sie hier sämtlich zu Hause und als erwarteten sie, mit einer Art Jubelgeschrei über ihren prächtigen Einfall empfangen zu werden. Frau Hanne aber faßte sich zuerst, und ohne irgend einen Befehl erhalten zu haben, vielmehr die volle Genehmigung ihres Herrn zu ihrem Thun voraussetzend, ließ sie schnell den Theil des Hauses aufschließen, welcher zur Unterbringung zahlreicher Gäste zu dienen pflegte. In diese Zimmerreihe, deren

Fensterläden man rasch geöffnet hatte, ergoß sich nun der lebhafteste Strom der jungen Edelleute; hier machten sie es sich auf Sophas und Sesseln bequem und harrten mit Ungeduld des Augenblicks, wo der Herr vom Hause erscheinen und ihnen seine Freude über die ihm widerfahrene Ehre auf die unzweideutigste Weise aussprechen werde. Denn sein Vater freute sich außerordentlich, hatte ihnen Georg wohl zehnmal gesagt, den berühmten Jagdclub in seinem prachtvollen Schlosse zu bewirthen; der Champagner werde in Strömen fließen, die Wälder und Felder ihre reichste Beute ihnen entgegenführen und überhaupt würde jede Tagesstunde ihr besonderes Fest haben.

Allein dies Alles schien gleich von Anfang an nicht ganz und unbedingt der Fall zu sein, die Herren mußten sogar sehr lange warten, ehe sie den alten Baron zu sehen bekamen, und selbst da war sein Gesicht nicht von so aufgeklärter und sonniger Art, wie Junker Georg es ihnen so prahlerisch vorherverkündigt hatte.

Dieser selbst war, stürmisch und gar nicht des Herzeleids gedenkend, welches er vor Kurzem über seinen Vater ausgeschüttet, an den Dienern vorbei in das Zimmer desselben geeilt, um ihn von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen und ihm die mitgebrachten Gäste zu empfehlen, voll Hoffnung, der gute Vater würde ihn, seinen Lieblingssohn, auch diesmal liebevoll wie immer empfangen und sogar zum längeren Verweilen mit seinen Kameraden auffordern. Allein er irrte sich hierin. Der Baron empfing ihn zwar nicht mit Vorwürfen und Anklagen, denn es

widerstrebte seinem Gefühl, den leichtsinnigen Sohn bei seinem ersten Eintritt in's heimatliche Haus, trotzdem er ihn so tief verwundet, zu kränken, zumal jetzt, wo Fremde zugegen waren, denen man das traurige Schauspiel einer durch Zwiespalt zerrissenen Familie möglichst entziehen mußte. Aber geschenkt waren die väterlichen Ermahnungen dem Junker doch nicht, er sparte sie nur zu einer späteren einsamen Stunde auf. Allein, wenn der Baron auch die Absicht gehabt hätte, den jungen Wüstling mit Vorwürfen zu begrüßen, er hätte für den ersten Augenblick gar keine Gelegenheit dazu gefunden, denn Georg zeigte sich, als er des alten Vaters ansichtig wurde, so zerknirscht vor Reue, so betrübt über die Verlegenheiten, welche er ihm bereitet, daß der Vater keine Worte fand, sie den seinigen entgegenzusetzen, die stromweise über seine Lippen kamen. Georg nahm dieses Schweigen als ein sehr günstiges Zeichen auf, er sah darin die vollständige Verzeihung des Vaters, und als er sich in diesem Glauben genügend gestärkt hatte, spielte er eine althergebrachte Scene auf, warf sich dem Vater an den Hals und überhäufte ihn mit so zahllosen Liebkosungen und Danksagungen für seine gränzenlose Güte, daß der Baron eigentlich nicht wußte, wie er sich diesem kindlichen Paroxysmus gegenüber verhalten solle. Aber ein Vater, der eine liebevolle Schwachheit für einen wenn auch unge-rathenen Sohn besitzt, ist leicht befriedigt, wenn er Reue, und in ihrem unmittelbaren Gefolge die erwünschte Besserung zu sehen glaubt.

Als jedoch der erste Ausbruch dieser lebhaften Begrüßung vorüber war, und der characterlose Sohn in dem Vertrauen des Vaters und seiner Verzeihung sich bereits fest gesetzt zu haben wähnte, erstaunte der Letztere von Augenblick zu Augenblick mehr über das seltsame Aussehen seines Junkers. Denn das war der alte lebensfrohe, heitere Georg nicht mehr, sein Leichtsinn war in eine andere Gestalt, seine Characterlosigkeit in ein trüberes Wesen, sein sprudelnder Uebermuth in einen traurigeren Zustand übergetreten. Die Züge seines Gesichts waren erschlafft, die Muskeln desselben entbehrten aller Beweglichkeit, die durch die Einwirkung des Geistes mittelst der leitenden Nerven hervorgebracht wird; in seinem Auge blitzte der kühne, jugendliche Funke nicht mehr, es war erloschen, planlos irrte es von einem Gegenstande zum andern, gleich wie sein Gedankengang von einer Reihenfolge von Vorstellungen zur andern ohne Zusammenhang übersprang. Dem erstaunten Vater schien der nie sehr kräftige Sohn wohlbeleibter, ohne damit eine größere Kraft und Festigkeit erlangt zu haben; in seiner Sprache, seinen Geberden, seinen Bewegungen lag etwas Hastiges, Unwillkürliches, nicht vom regierenden Geiste Beherrschtes, was der arme Vater nicht verstand, was er sich nicht erklären konnte, so sehr es ihm auffiel, weshalb er auch mit Bedauern daran dachte, daß sein Freund, der alte Hausarzt, nicht sogleich anwesend war. Aber was half dem rathlosen Vater diese ihn mit immer schmerzlicherem Staunen erfüllende Anschauung – er konnte seinen Zustand nicht ändern, er konnte nur

besänftigend auf ihn einwirken, ihn bitten, daß er sich und seine Gesundheit schone, denn daß Georg mit seiner mütterlichen Erbschaft im Gewoge des wechselvollen Lebens auch diese Gesundheit verloren habe, das konnte dem in Beobachtung der Menschen so einfachen, doch immer mit gesunden Sinnen begabten Vater nicht lange verborgen bleiben.

Nachdem er also mit dem Sohne einige ihm geeignet scheinende Worte gewechselt hatte, gab er dessen Bitten nach und begab sich zu den ihn im Besuchzimmer erwartenden jungen Herren. Diese hatten es sich unterdeß bequem gemacht, betrachteten lächelnd die einfache Einrichtung des dem alten Baron so glänzend erscheinenden Hausraths und machten sich über die herrliche Aussicht auf den von Scheunen eingeschlossenen Viehhof lustig, der an der einen Seite des Besuchzimmers, der Saal genannt, dicht vor ihren Augen lag.

»Meine Herren,« sagte der alte Baron, nachdem er sich vor den Anwesenden verbeugt hatte und ihm die Namen derselben von Georg genannt waren, »ich heiße Sie willkommen, so überraschend mir Ihr unerwarteter Besuch ist. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich vorher eine Anzeige erhalten hätte, daß Sie mir die Ehre Ihrer Gegenwart schenken wollten, denn dann würde ich vielleicht Gelegenheit gefunden haben, Ihnen eine angenehme Unterhaltung zu gewähren. So, wie ich nun einmal unvorbereitet bin, müssen Sie vorlieb nehmen mit Dem, was Sie in meinem ländlichen Haushalte finden. Was ich habe, gebe ich gern, aber ich sage Ihnen im Voraus, daß

Sie geringere Ansprüche an einen von der Residenz so entfernt wohnenden Landedelmann erheben müssen, als Sie, inmitten dieser Residenz lebend, wahrscheinlich zu erheben gewohnt sind. Machen Sie es sich also immerhin bequem, das ist ein Hauptgenuß in meinem Hause; ich werde Befehle geben, daß Ihren Bedürfnissen in jeder möglichen Weise genügt werde. Wenn ich aber nicht persönlich an Ihren Vergnügungen Theil nehme, so verzeihen Sie mir das, ich habe wichtige Geschäfte und fühle mich außerdem in diesem Augenblick nicht gänzlich wohl. Mein Sohn hier wird daher statt meiner das ehrenvolle Amt eines Wirthes übernehmen.«

Mehr oder weniger konnte der alte Herr nicht sagen; die Unbequemlichkeit, die ihm in jetziger Zeit die Anwesenheit dieser tollen Gäste schon in Gedanken verursachte, drückte zu schwer auf sein hinreichend belastetes Gemüth. Er verbeugte und entfernte sich, unbekümmert, was die Herren, die er hinter sich ließ, von seiner Gastfreundschaft denken mochten. Und in der That, sie dachten nicht allein, sie sprachen auch unter einander Das aus, was sie dachten. Es kam ihnen diese ganze Art und Weise ihres Empfanges, als der wirkliche Anfang einer langen Kette gehoffter Vergnügungen, etwas seltsam vor. Ihr Kamerad hatte ihnen die glänzendste Aufnahme, die abwechselndsten Zerstreuungen versprochen, und was sie hier sahen und bald darauf genossen, entsprach diesen Versprechungen durchaus nicht. Statt des herrlichen Dinners von zwölf Gängen, wie der Kamerad gefabelt,

wurde ihnen eine einfache, obwohl schmackhafte Hausmannskost vorgesetzt; statt des wie ein Wasserfall ergiebig schäumenden Champagners kam nur ein trinkbarer leichter Rheinwein auf den Tisch. Statt des endlosen Desserts, wie man es in den feinsten Restaurationen der Residenz seit Jahren gewohnt war, gab es allein Butter, die freilich sehr frisch, und Käse, der von Frau Hanne und Jungfer Mike selbst bereitet war. Indessen da das Alles in Hülle und Fülle vorhanden war und Georg sich herbeiliess, auf eigene Verantwortung nach Tische eine Bowle zu brauen, an der die ganze einheimische Hausbewohnerschaft drei Wochen zu trinken gehabt hätte, so ließen sie sich den einfachen Anfang in der Voraussetzung gefallen, daß die folgenden Vergnügungen und Genüsse um so angenehmer und überraschender sein würden, zumal man sich für die nächsten Tage besser auf ihre Bewirthung vorbereiten könne. Denn gleich auf mehrere Tage hatte die Einladung des phantastischen Junkers gelautet.

So hatte die ruhige Freude, die lautlose Windstille nach tagelangem Sturm für den Baron nicht lange gedauert. Er saß mit Marie in deren Zimmer, wo man, trotzdem es am weitesten vom Fremdenflügel abgelegen war, dennoch das Getümmel, die überlaute Lust und das mehr als kraftvolle Gelächter hörte, welches aus dem Speisesaale der frohen Zecher herüberschallte. Eine Weile hörte der Baron dieses Toben ruhig mit an; dann wandte er sich zu seiner Nichte und wollte mit ihr ein Gespräch beginnen, um seine Gedanken von dem Trübsinn abzulenken, der sein Herz und seinen Geist immer dichter umschleierte.

Aber Marie hatte ihre Mittheilsamkeit verloren, sie war still geworden und schien ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Von Zeit zu Zeit blickte sie durch das Fenster und faßte die Sonne in's Auge, die allmählig tiefer sank, vielleicht im Stillen berechnend, wann sie den Punct am Himmel erreicht haben werde, wo sie das Haus zu verlassen und das stille Plätzchen aufzusuchen pflegte, welches ihr jetzt doppelt heilig geworden war. An diesen gewohnten und heimlichen Spaziergang mochte sie heute um so mehr denken, als ihn auszuführen ihr keine Gelegenheit zu Theil werden sollte. Die Herren aus der Residenz waren um Mittagszeit eingetroffen, die Besorgung ihrer Tafel hatte einige Zeit in Anspruch genommen, die Bowle hatte sie auch ziemlich lange beschäftigt, und so war es gerade die Dämmerstunde, in welcher Marie ihren täglichen Spaziergang unternahm, als die jungen Jäger ihr Zimmer verließen, in lustiger Stimmung sich hier und da auf dem Gute zerstreuten, den Park nach allen Richtungen durchschwärmten und in jugendlichem Uebermuth tausend tolle Streiche verübten.

Der Baron sah alle diese Vorgänge vom Fenster aus mit an, ohne anfänglich ein Wort darüber zu äußern, so wenig seine jetzige Stimmung auch mit der der jungen Leute übereinstimmte. Endlich aber sagte er zu Marie, deren Unbehaglichkeit er nicht auf ihrem engelsgleichen, immer freundlichen Gesichte, wohl aber an ihrem unruhigen Hin- und Herblicken und Auf- und Abgehen bemerkte:

»Du wirst heute Deinen Spaziergang nicht unternehmen können, mein Kind, ich sehe das ein, denn die jungen Herren würden Dich bald umschwärmen und begleiten wollen. Ich selbst wäre bei ihrer jetzigen Stimmung nicht im Stande, Dich vor ihren Thorheiten zu schützen, denn ich weiß, wie dem jungen Volke zu Muthe ist, wenn der Wein seine Köpfe erhitzt. Ich mag auch nicht zu ihnen hinausgehen, und so sind wir alle Beide Gefangene in unserem eigenen Haus.«

»Wie lange mag aber diese Gefangenschaft währen?« fragte Marie mit so wehmüthigem Tone, daß sich die ganze Empfindung ihrer Seele darin aussprach.

»Das weiß allein Gott, mein Kind. Nach dem Gepäck zu schließen, welches sie mitgebracht, scheinen sie es auf mehrere Tage abgesehen zu haben.«

Marie erwiderte nichts Hörbares, aber der Blick, den sie mit dem Oheim tauschte, sprach lauter und verständlicher, als Worte hätten sprechen können. Sie würde noch unbehaglicher gestimmt worden sein, wenn sie gewußt hätte, daß die jungen Herren sich die größte Mühe gaben, ihren Aufenthaltsort zu entdecken, und daß sie nur ihretwegen, wie Schmetterlinge, die eine honigreiche Blume suchen, im Garten und Park herumflatterten. Denn auch von ihr hatte der phantastische Husar wunderbare Dinge gefabelt, ihre Schönheit gepriesen und sein Verhältniß mit ihr zu einem viel zärtlicheren gestempelt, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Gegen Abend indessen ward ihr wider Erwarten Gelegenheit vergönnt, mit ihrem Oheim auf einem kurzen

Spaziergänge sich der frischen Luft zu erfreuen und zugleich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Herr Hübner noch nicht wieder von seiner Reise zurückgekehrt sei. Denn sie wußte den Oheim durch Plaudern so gut zu unterhalten, daß er, ohne zu wissen was er that, mit ihr den Hügel hinauf stieg, wo sich bald zeigte, daß das bewußte, die Rückkehr des Abwesenden bezeichnende Stäbchen noch nicht auf dem verabredeten Flecke vorhanden war.

Während dieses Spazierganges saßen die Mitglieder des Jagdclubs wieder hinter der Bowle. Als der Baron mit Marie in's Haus zurückkehrte, schallte ihnen schon von Weitem das maaßlose Gelächter derselben entgegen. Denn so eben ließ sich zu allgemeiner Belustigung Georg als Concertsänger hören. Er hatte die Stimme und das Wesen seines Lehrers, eines bekannten großen Künstlers, angenommen und fühlte sich selbst so sicher und vollendet in Vortrag und Stimme, daß er dieselbe Meinung auch bei seinen Kameraden voraussetzte, welcher Ansicht diese indessen nicht zu sein schienen, da sie jede seiner Arien mit wieherndem Gelächter und ironisch gemeinten Beifall begleiteten, was der arme Sänger jedoch für baare Münze annahm.

Der Baron, als er diesen widerlichen Gesang seines Sohnes und dieses schmetternde Beifallsgeschrei seiner Gäste darüber vernahm, wurde immer stiller und unzufriedener; Marie aber, das Ohr dem fernen Gesange zugekehrt, lauschte oft mit angehaltenem Athem diesen sonderbaren ihr in's Herz schneidenden Tönen. Sie blieb den ganzen Abend beim Baron sitzen und hielt meist seine

Hand mit der ihrigen umschlossen auf ihrem Schooße. Sie fühlte ihr Herz von dem, was sie an Georg gesehen und von ihm gehört, so beklommen, daß die kurze Heiterkeit, die sie so eben noch empfunden, spurlos aus ihrer Seele verschwunden war. Oft wollte sie sich Luft machen und dem Baron über irgend einen Vorgang in ihrem Innern Aufschluß geben, aber wenn sie zu sprechen anfangen wollte, schlossen sich ihre Lippen wieder und sie wußte nicht mehr, was sie sagen gewollt, oder sie scheute sich, den Gedanken laut werden zu lassen, der ihr ganzes Hirn erfüllte.

Dieser Zustand dauerte bis spät in die Nacht hinein, denn erst um zwei Uhr brachen die Sänger und Zecher von ihrem Gelage auf und suchten ihre Ruhestätten, die ihnen unterdessen von den Händen der Mägde, unter Anleitung der maaßlos unwilligen Frau Hanne, in verschiedenen Gemächern hergestellt waren.

Aber nicht lange sollte die Ruhe im Innern des Guts Hofes dauern. Um sechs Uhr war schon wieder Alles in Bewegung, theils den Gästen das um diese Zeit bestellte Frühstück zu bereiten, theils ihren übrigen Bedürfnissen zu entsprechen, denn um sieben Uhr sollte die große Jagd beginnen, welche der Hauptgrund ihres Erscheinens auf dem stillen Landsitze gewesen war. Da einige der Herren zu müde waren, um der weitabführenden Jagd zu Fuße beizuwohnen, so wurden die vorhandenen und zum Reiten geeigneten Pferde gesattelt und zum Leidwesen der Stallbedienung von den Herren in rothen Röcken bestiegen. Es war vorherzusehen, daß diese

Pferde, wenn sie eben so in Anspruch genommen wurden, wie alle übrigen dem Baron gehörigen Besitzthümer, einen schweren Tag durchzumachen haben würden, was sich denn auch leider bestätigte, denn alle kamen Nachmittags kochgahr geritten und auf das Aergste mitgenommen in den Stall zurück.

Um sieben Uhr Morgens also ging es zum Schrecken des langsam hinterherschreitenden Försters, der gegenwärtig bleiben wollte, um wenigstens mit eigenen Augen zu schauen, was er Wald- und Jagdfrevel nannte, in den thauigen Forst. Eine solche wilde Jagd hatte seiner Meinung nach noch nie in den Revieren seines guten gnädigen Herrn gehaust. Alles Wild, was er so lange geschont, ward an diesem Tage erlegt, die jungen Männer nahmen keine Rücksicht auf Alter und Geschlecht, sie gingen allein ihrem Vergnügen nach, und das gebot ihnen, so viel des Lebendigen todtzuschießen, als sie habhaft werden konnten. Und doch waren sie mit ihren Erfolgen nicht zufrieden, als sie in's Schloß zurückkehrten, und machten ihrem Freunde Georg die spöttischsten Vorwürfe, sie zu einer *großen* Jagd eingeladen zu haben. Denn anstatt der Hirsche, Säue und Rehe, die er ihnen versprochen, waren nur Hasen, Füchse und Kaninchen, statt der verheißenen Auerhähne, Fasanen und Wildhühner, nur höchstens Schnepfen und Krähen angetroffen worden. Sie erklärten laut ihren Wirth für den fabelhaftesten Aufschneider, dem man in nichts mehr trauen könne, und verspotteten ihn so lange mit ihrem beißenden Witze, bis er böse

wurde und seinen Gästen die unerhörtesten Grobheiten sagte.

Bei dem nachfolgenden Diner aber, welches diesmal reichlicher und ausgesuchter als das vorige war, beruhigten sich die aufgeregten Gemüther wieder, und da auch der alte Baron diesmal daran Theil nahm, so artete die Lust nicht in so bacchantische Schwelgerei aus, wie am verflossenen Tage.

Marie saß unterdessen in ihrem Zimmer und lauschte mit Herzklopfen auf das Feld hinaus. Wie gern wäre sie in's Freie geschlüpft, um ihren Hügel zu besuchen und die Ferne zu durchspähen, wo der Freund weilte, nach dem sie je länger je mehr sich sehnte, denn ihm, ihm allein, wollte, konnte sie sagen, was ihr Herz bedrückte, ihn verwundete sie ja nicht so tief damit, wie den Vater des Armen, von dem sie sprechen wollte. Aber sie wagte sich nicht hinaus, die wilden Jäger konnten sie leicht bemerken, und da sie sich vorgenommen, sich vor ihnen allen verborgen zu halten, indem sie an ihrem Gebahren nicht das geringste Vergnügen fand, so hielt sie es für das Gerathenste noch einen Tag im Zimmer zu bleiben, da ja doch die Anwesenheit der Gäste nicht lange mehr dauern konnte. Allein hierin hatte sie sich geirrt. Die jungen Herren hatten nicht die weite Reise unternommen, um nur einen Tag dem Vergnügen der Jagd obzuliegen, wenigstens zwei Tage wollten sie bestimmt jagen, und erst am dritten Morgen hatte man nach der Residenz zurückzukehren beschlossen. Obgleich sie sich nun in fast allen ihren Erwartungen getäuscht gefunden, denn keine

einzige der Versprechen des phantasiereichen Husarenoffiziers hatte sich erfüllt, so fingen sie doch schon an, sich zu vergnügen, indem sie sich in das Vorhandene und Gebotene schickten, und es hätte nur eines einzigen Wortes des Wirths bedurft, um sie zum längeren Bleiben zu veranlassen. Allein, dieser hütete sich sehr, dieses Wort auszusprechen, ja er ließ sogar einige Anspielungen fallen, daß er nicht an so große Gesellschaften gewöhnt sei, daß er die Ruhe liebe und sogar bedürfe, daß er viele Geschäfte habe, und was dergleichen mehr war. Aber das half nichts weiter, als daß die Zeit, die für den Besuch auf dem Gute festgesetzt war, unabänderlich eingehalten wurde.

Am Abend des ersten Jagdtages jedoch zeigte sich in dem Wesen Georg's eine auffallende Veränderung. Bis dahin war er heiter, lustig und, wenn auch laut und lärmend, doch immer in den Gränzen des Verhaltens eines Sohnes geblieben, der auf Besuch bei seinem Vater ist und sich mit dessen Anordnungen und Gewohnheiten in Uebereinstimmung befindet. Allein die Vorwürfe und Sticheleien seiner Gefährten, daß er ihnen zu große Hoffnungen, namentlich auf eine großartige Jagd erregt, hatten ihn sichtbar unzufrieden und mürrisch gemacht. Er begriff nicht, wie man so blind sein könne, nicht Alles zu finden, wie er es vorausgesagt; für ihn wenigstens war Alles das vorhanden, was er zu finden erwartet hatte. Nie hatte ihm der Wein seines Vaters so köstlich, nie dessen appetitliches Wild so vortrefflich geschmeckt. Das Zimmer, welches ihm zum Uebernachten angewiesen war

und welches er mit Zweien seiner Freunde theilte, schien ihm ein prächtiger Salon, dessen Tapezierung und Möblirung nichts zu wünschen übrig ließ. Die Jagd selbst war ihm großartig vorgekommen, er hatte zwar stets vorbeigeschossen, aber alles erlegte Wild dünkte ihm dennoch von seiner Hand gefallen zu sein. Als er aber nun, körperlich ermüdet, nach Hause kam und so manche Kritteleien und Anspielungen hören mußte, als sei das Erlebte weit hinter dem Verheißenen zurückgeblieben, fand er sich beleidigt; anstatt jedoch sein verletztes Ehrgefühl gegen seine Freunde auszulassen, wandte er seinen ganzen Zorn gegen Diejenigen, die am wenigsten dazu Gelegenheit gegeben hatten. Von einer leidenschaftlichen Aufwallung übermannt, muthete er den Dienern seines Vaters mehr zu, als sie zu leisten vermochten, er schalt sie so lange, bis sie verblüfft vor ihm stehen blieben und endlich in seine Nähe zu kommen fürchteten, so daß er oft mehrere Male rufen oder schellen mußte, wenn er Einem oder dem Andern einen Auftrag geben wollte. Die Dienstleute, durch solch' ungewohntes Gebahren eingeschüchtert, flüchteten zu Frau Hanne und Friedrich in die Küche, welcher Letztere, allein zum Dienst des Hausherrn bestimmt, mit der Bedienung der Gäste nichts zu thun hatte und jetzt voller Staunen die Berichte der Kameraden anhörte, die sich über den tyrannischen Junker Georg beklagten, der ein Wesen annähme, als gehöre das Gut seines Vaters schon ihm und als wären alle darauf Wohnenden seine Leibeigenen.

Als die jungen Herren wieder bei Tische saßen und der Baron selbst noch unter ihnen weilte, wagte sich Marie in die Vorrathskammern hinaus, um nachzusehen, ob auch Alles seinen geregelten Gang gehe. Bei dieser Gelegenheit hörte sie die Klagen der Diener über ihren jungen Herrn aussprechen und sie wunderte sich gar nicht darüber. In ihrem Innern war sie längst auf's Reine gekommen; ihre Ansicht über ihn war fest auf ihre Erfahrungen gegründet und sie suchte nur Geduld zu gewinnen, um über den gegenwärtigen und folgenden Tag hinwegzukommen, denn in der Nähe dieses unseligen Menschen fühlte sie sich von einer Last bedrückt, die sie keinem Menschen anvertrauen konnte und die sie daher in allen ihren Bewegungen und Aeüßerungen schwer, beinahe träg erscheinen ließ, wie man sie nie vorher gesehen zu haben sich erinnerte. Sie hätte Alles in der Welt in diesem Augenblick darum gegeben, wenn sie ihrem Oheim das in Worten hätte mittheilen können, was auf ihrer Seele lag, aber da sie nur ein unbestimmtes Gefühl von der Wahrheit ihrer Erkenntniß hatte, so ging ihr die Fähigkeit ab, diese Erkenntniß in deutlich verständliche, das Räthsel lösende Worte zu übersetzen. So schleppte sie sich von Stunde zu Stunde hin; ausgehen wollte und konnte sie nicht in dieser geistigen Befangenheit; außerdem fürchtete sie, von Georg irgendwo überrascht zu werden, dem sie bisher immer glücklich ausgewichen war, denn eine unbestimmte Ahnung sagte ihr, daß das Zusammen treffen mit ihm eine Aufklärung herbeiführen würde, die

sie, so sicher sie ihrer Erkenntniß war, von sich fern zu halten suchte, so lange es irgend in der Möglichkeit lag.

Endlich kam der Baron vom Tische seiner Gäste zurück. Er war auf's Aeufferste verstimmt; die Unterhaltung der jungen Leute hatte ihn nicht im Mindesten befriedigt, er hatte kaum ihre sonderbar geschraubte und über seine Erfahrungen weit hinaus liegende Redeweise verstanden. Noch weniger war er mit seinem Sohne zufrieden, der sich durch seine Gegenwart nicht hatte abhalten lassen, der Flasche auf eine Weise zuzusprechen, die dem alten Vater, der doch auch den Weingenuß liebte, ganz unnatürlich erschien. Die Folgen davon hatten sich denn auch gezeigt, denn es war endlich nöthig geworden, den tobenden Junker in sein Bett zu tragen. Da lag er denn jetzt und störte Niemanden mehr. Einige der Herren leisteten ihm Gesellschaft in der Niederlage, Andere tranken fort, und nur Wenige traten in den Garten, um sich von der frischen Luft zu neuen Thaten im Trinkzimmer kräftigen zu lassen.

Diese Zeit benutzten der Baron und Marie. Sie schritten auf einem Umwege hinaus auf's Feld, um sich von den Ereignissen auch dieses Tages, die immer schwerer auf ihnen zu lasten begannen, zu erholen. Aber sie sprachen nur wenig mit einander, jedes war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und obgleich diese sich fast um dieselbe Sache drehten, so wagte doch Keines gerade herauszureden und auf diese Weise den Bann zu lösen, der auf ihren Herzen lag.

»Noch einen Tag,« sagte der Baron endlich, laut aufseufzend, »noch einen Tag, mein Kind, dann ist dieser Kelch an uns vorüber!«

»Gott gebe es!« erwiderte Marie.

»Ich komme mir sonderbar vor,« fuhr der Baron fort. »Bin ich noch hier oder bin ich wo anders – ich weiß es nicht recht. Alles scheint mir aus seinem richtigen Geleise gerückt, und die Welt sieht mir ganz anders aus wie sonst. Macht das der Kummer der letzten Wochen, der meinen Geist niedergedrückt und abgespannt hat, oder bringt es die ungewohnte Störung hervor, die Alles über den Haufen geworfen, was mir seit einem Menschenalter lieb und werth war – ich weiß es nicht. O, welche Menschen, welche Thorheit, welche Albernheit! Und das nennen sie Jugendlust, Frohsinn und Lebensgenuß! Das nenne ich – mit einem Worte – Wahnsinn!«

Wie der Blitz fuhren Mariens leuchtende Augen nach des Oheims Gesicht, als er dies letzte Wort sprach, und wenn er Augen dafür gehabt, würde er erkannt haben, daß sie einer und derselben Meinung mit ihm sei. Sie schmiegte sich fester an seinen Arm, drückte seine Hand und scharrte dann wieder vor sich nieder, wie sie vorher gethan.

»Wenn nur der Doctor erst wieder da wäre!« fuhr der Baron wieder fort. »Vielleicht bringt er mir über Alfred günstigere Nachrichten, die mich erheben und erquicken. Ach, was ist das für ein Leben, wie ich es seit Wochen führe! Kind, Kind, ich bin desselben müde und sehne mich nach Ruhe, und wäre es auch unter jenen grünen Hügeln

dort oben, wohin Du mich wieder langsam und allmählig führst!«

»Mein theurer Oheim,« lispelte Marie leise, leise wie der Abendwind, der in ihren seidenen Haaren spielte, »habe Geduld! Es geht das Alles vorüber. Wir befinden uns jetzt in einer kritischen Lage, aber sie wird sich entscheiden in nicht gar langer Zeit.«

»Ja, sie wird sich entscheiden, aber wie?«

»Wie Gott will!« erwiderte Marie und umschlang des alten Mannes Hals mit ihrem Arm.

»Du hast Recht,« sagte er, »ja, küsse mich nur. Ach, meine eigenen Kinder küssen mich nicht. Wenn Du wüßtest, welche Felsen ich auf diesen Georg gebaut, wie viele Opfer ich seinem Vortheil und seinem Vergnügen gebracht – o, es, ist schrecklich, sich sagen zu müssen, daß dies Alles, Alles vergeblich war. Was ist nun aus ihm geworden? O, warum soll ich nicht sagen, was ich denke – ein Verlorener! Denn verloren ist er – auf diese oder jene Weise – das sehe ich ein, wenn ich auch nicht weiß, wie er zu Grunde gehen wird. Hu! Marie, es ist ein fürchterlicher Gedanke, sich in einer Lage zu wissen, wo man sich sagen, es glauben muß, daß über uns denkenden und fühlenden Menschen ein blindes, kaltes und unbeugsames Schicksal walte, das, uns wider unsern Willen dahin reißt, wohin wir nicht gehen wollen. Ich habe diesen Gedanken, diesen Glauben stets weit von mir abgehalten und ihn selbst ohne Unwillen nicht von Anderen können aussprechen hören, ich habe ihn störrisch und widersetzlich, weil er mir nicht gefiel, nicht in meine Ansicht der

Dinge paßte, Aberglauben genannt, aber jetzt, ach! gieb Acht, erfüllt es sich, was über meinem Haupte hängt – Georg ist ein jüngerer Sohn, und noch niemals hat ein solcher in meiner Familie das dreißigste Lebensjahr erreicht, ohne auf eine seltsame und in der Familie nie dagewesene Weise das Leben zu verlieren. Es ist traurig, aber es scheint wahr zu sein. Meinst Du nicht auch?»

Marie schwieg; es wäre ihr augenblicklich unmöglich gewesen, diese Frage des alten Mannes bejahend zu beantworten, und doch konnte sie nicht Nein sagen, denn eine innere Stimme sagte ihr, der Baron habe in Bezug auf Georg die Wahrheit gesprochen – so, wie er angedeutet, werde es kommen.

»Nun,« fuhr der Baron fort, »so sage mir doch, was Du darüber denkst.«

»Ach, mein guter Oheim, ich kann Dir nur Eins sagen, mehr verlange jetzt nicht von mir zu hören. Wenn Gott Dich mit dem Schicksal prüfen will, von welchem Du sprichst, so hat er Dich auch gesegnet, indem er Dir Kraft gab, als Mann das Unvermeidliche zu ertragen. Wohl Dem, der weiß, was ihm bevorsteht! Und wenn Du es weißt, so rüste und stähle Dich dagegen.«

»Das thue ich, Kind, das thue ich schon lange. Siehst Du es nicht? O, wenn Du wüßtest, was mir in den letzten Wochen Alles durch die Seele gegangen ist, was ich gelitten und wie ich gekämpft – Du würdest mit meinem Widerstande zufrieden sein. Doch da sind wir bei den Todten. Sie grüßen uns. Laß uns die Lebendigen vergessen und lieber der Dahingeschiedenen gedenken, denn

jene kränken und verletzen uns, und diese leben mit uns in Frieden. O, ich habe auch eines solchen zu gedenken, der in Frieden ist, und mit Dem unterhandle ich schon lange im Stillen.«

»Wer ist das?« fragte Marie sanft, nachdem sie sich neben ihrem Oheim auf dem gewöhnlichen Platze niedergelassen hatte.

»Wer das ist? Höre es, meine Tochter, Dir will ich es sagen. Ach, es ist lange her, seit ich seinen Namen gesprochen habe, denn ich vermied es von ihm zu reden, da mein Herz darunter litt. Jetzt aber, wo so viel unerwarteter Kummer dies Herz belastet, schwindet der, den er mir verursachte, in Nichts zusammen, und es ist mir sogar ein wahrer Trost, der vergangenen Zeiten zu gedenken, weil ich mich, wenn ich sie mit den heutigen vergleiche, wundern muß, wie mich damals so Kleines aufbringen konnte, da es doch Nichts ist gegen Das, was jetzt um mich her geschieht. Sage, hast Du nie Etwas von meinem verschollenen ältesten Sohn, meinem Richard gehört?«

»Doch, mein Oheim, ich habe von vielen Seiten darüber reden gehört.«

»Das dachte ich mir wohl. Ach, Marie, ich habe sehr unrecht gegen den Knaben gehandelt und ich bereue schon lange schwer meine Tyrannei. Er, der damals noch ein Knabe war, – und was für ein Knabe! – er hat es mir wohl vorausgesagt, daß diese Reue mich einst erfassen würde. Und dieser Ausspruch, so wunderbar Dir das erscheinen mag, ist mir wieder ein Trost bei meinem jetzigen Schmerze, denn ich fühle, daß ich büßen muß

für vergangene Fehler, und daß mich jetzt die Strafe für meine damalige Härte und meine Vorurtheile trifft. Denn ach! ich glaube wirklich, daß ich in vielen Dingen falsch gesehen, geurtheilt und gehandelt habe. Ich habe es freilich noch Niemanden gesagt, denn ich schämte mich vor Jedermann, meinen früheren Irrthum einzugestehen, Dir aber sage ich es, denn vor Dir schäme ich mich nicht, da ich, fühle, daß Dein Herz so weich und nachsichtig ist, daß es mir nicht zürnen kann. Nicht wahr, mein Kind?«

Marie versicherte es ihm mit dankbaren Blicken und indem sie sich fester und inniger an ihn schmiegte.

»Siehst Du, ich wußte es wohl. Ja, ich bin ein recht kalter, harter und gefühlloser Mann gewesen. Warum ich es war, wie ich es sein konnte, das begreife ich freilich nicht. Aber ich begreife heute Vieles nicht, was mir damals ganz leicht zu begreifen schien, weil es mir in einem ganz anderen Lichte vor Augen trat. Mag es daher kommen, daß die ganze Welt um mich her so merkwürdig verändert ist seit jenen Tagen, oder giebt es einen anderen Grund – genug, es ist einmal so, und es bleibt uns nichts übrig, als uns mit dieser Welt selbst zu verändern und besseren Einsichten unser Herz zu öffnen, wie sie tausend neuen Erfindungen und Verbesserungen ihre Thore geöffnet hat. Und weißt Du, was mich wunderbar ergriffen und aufgerichtet hat, ja, was mit einem Schlage sehr viele Vorurtheile, die ich über meinen Stand und Rang in der menschlichen Gesellschaft hegte, erschütterte, untergrub und endlich schwinden ließ? Es war die Erfahrung, die mich jener Hübner gelehrt hat.«

»Hübner!« rief Marie, plötzlich wie electricirt in die Höhe fahrend. »Was hat er Dich gelehrt?«

»Sieh, ein so einfacher bürgerlicher Mann springt rein aus edlem Herzen meinem Sohne bei, während mein Sohn, in seinem adligen Dünkel die ganze Welt mit Füßen tritt, mich, sich und uns Alle zu Grunde richten würde, wenn man ihn gewähren ließe. Von Georg will ich nun gar nicht reden, der ist für mich und die Zukunft ganz verloren. Seine Gesundheit hat tief gelitten, o, ich sehe es ja wohl und Du siehst es auch. Wie lange kann das noch dauern? Irgend ein Zufall wirft ihn auf's Krankenbett, und hin ist er. Seine Jugendkraft ist längst und auf immer zerstört. O, wie diese jungen Leute mit Gottes Gaben umspringen! Es ist eine Sünde, die sich an ihnen selbst und an allen den Ihrigen bestraft. – Weißt Du, ich bin recht neugierig, den Hübner zu sehen.«

»Warum sprichst Du nur jetzt so oft von dem Hübner, mein Oheim?« fragte Marie hoch erröthend. »Hat Dir denn seine Handlungsweise gegen Alfred so sehr gefallen?«

»Ja, mehr, als ich sagen kann. Ich erwartete nie etwas Gutes für meine Familie von einem solchen Menschen; nun haben sich aber die Mitglieder meiner Familie schlecht bewährt und der Rückstoß bleibt nicht aus, ich muß diesen Menschen bewundern im Gegensatze zu jenen. – Wie alt ist er wohl?«

»Ich weiß es wirklich nicht, mein Oheim, denn ich habe noch nie an sein Alter gedacht, als jetzt, da Du danach fragst.«

»Und er ist wirklich ein schöner Mann?«

Marie nickte, den Kopf an des Oheims Schulter legend.

»Und wenn – doch nein, das steht mir nicht zu fragen zu – verzeihe mir, daß ich Dich mit Fragen überschütte, die diesen Mann betreffen. Aber ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich so neugierig auf ihn bin. Wenn er doch bald zurückkäme!«

»Ich hoffe es, daß er bald kommt.«

»Ich auch. Aber sieh, es ist schon ganz dunkel geworden. Wir wollen nach Hause gehen. O, es graut mir jetzt vor meinem eigenen Hause!«

Und er schüttelte sich vor innerem Frost, indem er aufstand, das Mädchen an seiner Seite fest an sich preßte und mit liebevoller Hingebung, wie nur ein Vater sie hegen kann, Seite an Seite mit ihr den Hügel hinabschritt.

DRITTES KAPITEL. DIE FÜRSTENBRAUT UND EIN HANDARBEITER.

Am nächsten Morgen brach die jugendliche Schaar der der zeitigen Bewohner von Holzendorf wieder sehr früh auf, um noch einmal dem Vergnügen der Jagd obzuliegen. Als man aber nach den Pferden verlangte, die man am Tage vorher geritten, wurde mit Erstaunen vernommen, daß dieselben theils irgend wohin zur Arbeit, theils zur Schmiede im Dorfe gesandt seien, um beschlagen zu werden.

»Wer hat das befohlen?« fragte Junker Georg den Diener, der ihm diese unerwartete Nachricht überbrachte.

»Der Verwalter, Herr Baron.«

»Sage dem Verwalter, daß er ein Dummkopf ist und daß ich ihm das beweisen werde. Platz da!«

Mit diesen Worten ging der sich ungemein stolz gebardende Junker an dem schnell zur Seite springenden Diener vorbei und begab sich zu seinen Gefährten, ohne sich weder nach seinem Vater noch nach sonst Wem zu erkundigen, kochend vor Grimm, daß man den Wünschen entgegen handle, die der gestrenge Herr zu hegen für gut befand.

Als die Herren sämtlich das Haus verlassen hatten, herrschte eine lange nicht empfundene wohlthätige Ruhe darin. Jeder freute sich, frische Luft schöpfen und gehen und thun zu können, wie er zugehen und zu thun gewohnt war. Niemals hatte man den gnädigen Herrn so gütig und freundlich gesehen, wie an diesem Tage; er ging von einem Gebäude zum anderen und sprach mit jedem seiner Leute einige Worte, als wollte er sie durch diese ungewöhnliche Herablassung für die Unbilden schadlos halten, die Junker Georg sie hatte empfinden lassen. Aber diese Ruhe und Zufriedenheit sollte nur von kurzer Dauer sein. Die jagenden Herren kamen diesmal sehr früh zurück, denn sie hatten sich auf der Jagd gelangweilt, da sie kein Wild angetroffen und überdieß das einförmige Leben, dem sie wider Erwarten auf dem Gute preisgegeben waren, mit der Zeit unausstehlich zu finden angingen. Da die Tafel nicht so frühzeitig bereitet war, so gab es neuen Lärm von Seiten des Junkers Gorg, der bei übler Laune war und dieselbe an Allem und Jedem, was ihm in den Weg trat, ausließ, bis endlich kein Diener

mehr in sein Zimmer wollte, so viel er auch klingelte und rief. Endlich beruhigten ihn seine Freunde selbst, die einsahen, daß man anfangs, lästig zu werden, und die den Vorschlag machten, noch an diesem Tage nach der Residenz aufzubrechen. Diesem Vorschlag aber widersetzte sich der Husarenoffizier mit Macht, indem er sagte, er habe noch nicht erreicht, was er zu erreichen beabsichtigt, und er werde nicht eher das Gut des Vaters verlassen, bis die Stunde geschlagen, die von Anfang an zu seiner Abreise bestimmt sei.

So kam denn die Zeit des Essens allmählig heran und man begab sich zur Tafel, ohne auf den Hausherrn zu warten, der seiner Pflicht durch sein einmaliges Erscheinen genügt zu haben glaubte und mit Marie allein auf seinem Zimmer blieb. Bald erhob sich wie am vorhergehenden Tage der Lärm des bacchantischen Mahles, die Bowle ward mehrere Male hinter einander gefüllt und brachte dieselbe Wirkung hervor. Außerhalb des Speisesaales herrschte eine tiefe Stille, jedes horchte von seinem Versteck aus auf das, was dorten vorging, jedes sehnte die Stunde herbei, wo wiederum Müdigkeit und Erschlaffung sich der berauschten Gäste bemächtigen würde, um dann wenigstens eine vorübergehende Ruhe genießen zu können.

Die Stunde der Dämmerung war nahe. Der Baron schlummerte auf seinem Sessel. Marie saß in ihrem Zimmer mit einer kleinen Handarbeit beschäftigt. Endlich erhob sie sich, trat an's Fenster und öffnete es. Die Luft war so lieblich, so milde, daß ihr Herz vor Sehnsucht nach

einem Spaziergange schwoll. O, wie gern wäre sie nach ihrem Berge geeilt und hätte nachgesehen, ob das Zeichen noch nicht vorhanden wäre, welches die Rückkehr des sehnlichst Erwarteten verkündete. Immer drängender wurde das Verlangen, auf ihrem stillen Hügel zu sitzen. Endlich konnte sie dem Zuge ihres Herzens nicht mehr widerstehen. Sie fragte einen der Diener, ob die Herren noch alle bei Tafel wären. Auf die bejahende Antwort beschloß sie, nicht länger zu zögern und schnell den kurzen Weg, der sie zum Ziele führte, zurückzulegen. Es wäre doch möglich, dachte sie, daß Herr Hübner zurück sei, und dieser Gedanke beflügelte ihren Entschluß, machte ihn zur That. Rasch war sie in ein Tuch gehüllt. Ihren Strohhut ergreifend, befand sie sich bald auf dem Felde und lief nun, so hurtig sie ihre Füße tragen konnten, den Hügel hinan, denn es war ihr, als verkünde ihr das klopfende Herz die Rückkehr des Erwarteten.

Aber sie irrte sich, wie sich schon manches Herz geirrt, dem sein Wunsch, seine Phantasie ein geliebtes Bild in nächste Nähe gezaubert. Der grüne Hügel lag einsam wie immer vor ihr, keine befreundete Hand hatte das verabredete Zeichen aufgestellt, nach dem sie begierig und eilig spähte. Beinahe traurig über die unerfüllt gebliebene Hoffnung, ließ sie sich auf den schon etwas feuchten Rasen nieder und schaute grübelnd und sinnend in die Ferne hinunter, die sich schon langsam in ihr abendliches Nebelgewand zu hüllen begann. –

Begeben wir uns jetzt in das Zimmer der speisenden Herren, die hier und da in Gruppen auf den Sophas lagen und die Wirkung des genossenen Weines in ihren erhitzten Reden spüren ließen. Georg hatte eine Weile unter ihnen zugebracht, als ihm plötzlich irgend Etwas einzufallen schien und er hastig den Speisesaal verließ. Er begab sich in das Wohngemach seines Vaters und fand dasselbe leer. Auf Befragen des auf dem Flure beschäftigten Friedrich hörte er, der Herr Baron sei spazieren gegangen.

»Warum ist mein Vater nicht bei Tisch gewesen?« herrschte er den schon von seinem Anblick betroffenen Diener an, denn sein Gesicht war glühend, sein Auge entzündet und seine Hände zitterten in fieberhafter Aufregung.

»Ich weiß es nicht, Herr Baron!«

»Was starrst Du mich so entsetzt an?«

Der alte Diener stand sprachlos vor ihm und wußte nicht, was er sagen sollte.

»Antwort!« kreischte der junge Herr.

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll!« erwiderte der immer mehr erschreckende Alte.

»Dummes Thier! Man steht nicht mit so verkniffener Miene vor mir. – Man verbeuge sich! – Nun, wird's bald?«

Der Diener verbeugte sich, einen seltsamen Schauer durch seine Gebeine laufen fühlend.

»Tiefer!«

Der Diener verbeugte sich abermals und etwas tiefer als vorher.

»So will ich's haben. Versteht Er mich? Ein ander Mal hoffe ich, es nicht rügen zu müssen. Er ist in einer schlechten Schule gewesen, Kerl, Er muß noch einmal von vorne zu lernen anfangen. Ich werde Ihn unter mein Messer nehmen.«

»Unter Ihr Messer?« stammelte der Alte.

»Still geschwiegen, wenn ein Mann von Auszeichnung mit Ihm spricht. – Wo ist meine Cousine?«

»Ach, Herr Baron, ich weiß es nicht.«

»So geh' hinaus und bring' mir Bescheid, wo sie ist.«

Der Alte ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war froh, daß er dem Messer des Junkers Georg entschlüpfen konnte, das er in der Einbildung schon scharf an seiner Kehle sitzen fühlte. Er sprang, so schnell seine alten Füße ihn trugen, in die Küche und stattete der alten Hanne und einigen Dienern Bericht ab, was ihm so eben begegnet war. Man blickte sich gegenseitig verdutzt an und wußte nicht, was man sagen sollte. Dabei hatte Friedrich vergessen, dem jungen Herrn den erwarteten Bescheid zurückzubringen. Plötzlich erschien Dieser mit einem Stock bewaffnet in der Küche.

»Schurken!« rief er, auf den Ersten Besten losstürzend, »warum bringt Ihr mir keinen Bescheid?«

Da ihn aber Alle anstarrten, als ob ein Gespenst unter ihnen erschienen wäre, so fing er an, auf die davon Stäubenden loszuschlagen. Alles floh, der Eine dahin, der Andere dorthin, nur die alte Hanne, in ein Bild von Stein verwandelt, blieb zitternd vor dem Wütherich stehen, denn ihre Füße versagten ihr den Dienst.

»Alte!« sagte der junge Mann, plötzlich seine Wuth fahren lassend. »Warum betragen sich diese Menschen so dumm gegen mich? Kennen Sie mich nicht?«

»O, gewiß kennen sie Sie, Junker Georg!« lallte die Alte mit kurzem Athem. »Aber sie sind nicht gewöhnt, mit dem Stock geprügelt zu werden.«

Junker Georg lachte auf eine ganz eigenthümliche Weise. »Faßt Euch,« sagte er, »es war nicht so böse gemeint. – Wo ist Marie?«

»Auf dem Friedhof wird sie sein!« entfuhr der Alten in ihrer Angst.

»Auf dem Friedhof? Da oben?« Und er zeigte mit dem Stock in die Richtung, wo der genannte Ort lag.

»Ja, Herr Baron, dahin geht sie gewöhnlich, wenn die Dämmerstunde anbricht.«

»Es ist gut.« – Und augenblicklich das Haus verlassend und Niemanden sein Vorhaben verrathend, schlug er den Weg nach dem Bergrücken ein, aber er wählte nicht den Fußsteig, den Marie zu gehen pflegte, über die Felder hin, sondern er verfolgte eiligen Schrittes den Fahrweg, den wir schon früher einmal beschrieben haben. –

Marie saß ruhig auf ihrem alten Platze. Sie hatte die Hände gefaltet und beobachtete das Spiel der ziehenden Wolken, lauschte dem fernen Rauschen des Abendwindes in den Bäumen, und mochte dabei in Gedanken bei etwas ganz Anderem sein, als was ihr jetzt drohte. Plötzlich fuhr sie zusammen, sie hatte einen raschen Schritt hinter sich gehört. Aufspringen und sich umdrehen war das Werk eines Augenblicks, denn wer konnte ihr hier

entgegengetreten, als der Einzige, um den sich allein ihre Gedanken drehten? Aber wie erschrak sie, wie bebte sie zurück, als ihr unerwartet die bunte Gestalt und das verödete Gesicht ihres Veters entgegentrat. »Georg!« rief sie und wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Ja, ich bin es,« sagte Dieser mit weicher und einschmeichelnder Stimme. »Ich bin es, Marie, Dein Vetter. Ich habe Dich schon gestern und heute den ganzen Tag vergeblich gesucht. O, warum ließest Du Dich von mir nicht finden?«

Marie, diese so wehmüthig klingende Anrede nicht erwartend, faßte sich schnell. Mit der linken Hand ihre Stirn berührend, als wolle sie einen darin klopfenden Schmerz zurückdrücken, reichte sie ihre Rechte dem jungen Mann entgegen und sagte mit einem eigenthümlichen Tone, den wir bisher noch nie bei ihr gehört haben: »Komm, Vetter, laß uns dort niedersetzen. Da magst Du mir sagen, was Du mir zu sagen hast.«

In dieser Stimme lag ein unbeschreiblich, rührender Ausdruck. Es war, als ob eine Mutter zu ihrem Kinde, oder ein wohl geschulter Wärter zu seinem Kranken spräche. Auch verfehlte dieser rührende Ausdruck seine Wirkung nicht. Georg folgte willig ihrer führenden Hand und bald darauf saß er neben ihr. Aber er sprach anfangs nichts und bewegte sich auch nicht; selbst seine Augen hielt er starr auf das leichenblasse Gesicht des Mädchens gerichtet, dessen Augen voll und ganz aufgeschlagen waren und, mit unwiderstehlicher, gleichsam magnetischer

Kraft begabt, auf den seinigen hafteten, als wollten sie in ihrem Ausdruck das Buch seiner Seele lesen.

»Du siehst mich so merkwürdig an, Marie,« begann Georg das Gespräch, »sehr merkwürdig, aber es thut wohl. So hat mich lange kein Mensch angesehen. Wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich bin. Ach, mir liegt Viel auf dem Herzen!«

»So wälze es ab davon, Georg, sprich es aus; ich höre Dich ruhig an. Vielleicht kann ich Dich trösten.«

»Wie Du das sagst! Wie milde, und freundlich! Ach, wenn die Menschen alle und immer so sprechen wollten! Sieh', ich bin in der That recht unglücklich. Das Schicksal verfolgt mich. Es reißt an meinem gequälten Herzen, daß ich keine Ruhe finde, nirgends, weder hier noch dort. Es treibt mich unstät von Ort zu Ort, von Stelle zu Stelle. Eine Last liegt mir auf der Seele, daß ich immer seufzen möchte. Sieh', so tief! Was habe ich denn gethan, daß man mich so verfolgt?«

»Wer verfolgt Dich denn?«

»O – Viele – die Meisten! Alle lügen mir Dinge vor,« die nicht vorhanden sind, Alle verlangen von mir, was ich nicht leisten kann. Ich fühle mich schwach.«

»Armer Georg! Doch das wird sich bessern. Habe Geduld!«

»Geduld! Ach ja, das habe ich auch schon gedacht. Aber bald geht sie mir aus. Ich warte schon lange auf Zaretta, der mir eine Botschaft schuldig ist. – Du kennst doch Zaretta?«

»Ich kenne ihn!« sagte Marie, auf alle seine Gedanken eingehend, ihm niemals widersprechend.

»Also Du kennst ihn? Das dachte ich mir. O, das ist ein vortrefflicher Mensch. Er hat mich sehr glücklich gemacht. Seitdem er fort ist, fehlt mir der rechte Halt meines Lebens.«

»Er wird wiederkommen!«

»Meinst Du? Ach, nimm meinen Dank für dieses Wort. Ich hoffe es auch. Und weißt Du, was er mir bringt?«

»Ich ahne es.«

»Richtig, Du hast Recht, o Du verstehst mich. Er bringt mir die Anerkennung des österreichischen Kaisers. O, Marie, Dir kann ich es sagen. Wie wird mein alter Vater sich freuen! Wie wird er frohlocken, seine Familie so hoch erhoben zu sehen! Ein Graf, ein Fürst zu sein, das ist nichts Kleines für einen Menschen, mein Kind. Schon es zu begreifen, ist schwer. Man muß sich erst so recht hinein denken, wie ich mich hinein gedacht habe. Unter uns gesagt, Marie, mein Vater war immer etwas stolz. Aber er hatte seine Gründe dazu – er wußte, daß wir Fürstenblut in unsern Adern haben. Nicht wahr?«

»Ich glaube auch.«

»Ja wohl. Und hier, hier an diesem Flecke wird bald der Orden prangen. Ein Stern wird diese fürstliche Brust zieren. Und die Reichthümer, die uns dann zu Gebote stehen, o, es sind Millionen! Was meinst Du, was wir dann anfangen?«

»Wir verwenden sie ächt fürstlich, thun viel Gutes –«

»Gutes! Du Engel! Wie Du das sagst! Siehst Du, ich wußte wohl, daß Du mich verstehen würdest, darum suchte ich Dich so eifrig auf. Aber wohin ziehen wir mit unserem Gelde? Denn hier ist es doch zu öde und zu traurig – was meinst Du, wohin?«

»Wo es schön ist!«

»Richtig, wo es schön ist. O, wie glücklich wollen wir dann sein! Siehst Du, ich werde dann Fürst sein, den Stern auf der Brust tragen, und Du wirst die Rose sein, die an meiner Seite blüht.«

»Es wird ein herrliches Leben sein!«

»Ein herrliches Leben! Du köstliches Kleinod! Darf ich Deine Hand küssen?«

»Küsse sie!«

Der Arme beugte sich über die schöne Hand und küßte sie leidenschaftlich. Plötzlich fing er an zu weinen, ohne die Hand los zu lassen. – »Wenn ich Dich doch einmal umarmen könnte, Dich küssen dürfte – mir würde so wohl, so unendlich wohl sein!« seufzte er.

»Küsse mich,« sagte Marie mit einer Fassung und Ruhe, die ihr gestähltes Herz, ihren unerschütterlichen Entschluß verrieth, auf alle Gedanken des Unglücklichen einzugehen. Georg öffnete seine Arme und drückte das Mädchen hinein, das wehrlos an seiner Brust ruhte. Sie ließ es geschehen, nicht wie ein Opfer, das sich in sein Schicksal ergeben hat, sondern wie eine Priesterin, die, ihrem Berufe getreu, mit bewußter Selbsthingabe einzig und allein den Willen Gottes erfüllt.

»Deine Lippen sind kalt,« fuhr Georg fort, »wie kommt das?«

»Mich friert. Die Abendluft thut mir nicht wohl.«

»O! Wollen wir nach Hause gehen?«

»Wenn ich Dich darum bitten dürfte –«

Georg stand auf, es schien ihm etwas schwer zu werden. Seine Füße waren wie an den Boden gefesselt. Marie blickte auf ihn hin und erkannte seine Ermattung. »Soll ich Dich führen?« fragte sie leise, gleichsam bittend.

»Ja!« hauchte Georg hervor, denn seine Aufregung war gänzlich vorüber und seine Erschöpfung nahm sichtbar jeden Augenblick zu. Er legte seinen Arm in den Mariens und stützte sich schwer darauf, beinahe schwerer, als das zarte Geschöpf es ertragen konnte. Dabei senkte er den Kopf auf die Brust, seufzte zuweilen laut und holte beschwerlich Athem.

»Bist Du müde?« fragte Marie theilnehmend.

»Sehr!«

»So stütze Dich fest auf mich – ich bin stark.«

Eine Weile schritten sie schweigend dahin, aber sehr langsam, denn Georg konnte sich kaum auf den Füßen halten, Marie unterstützte ihn mit allen ihren Kräften, bald aber fing ihr das Gehen auf diese Weise an beschwerlich zu werden. Sie hob die Augen empor und maaß die Strecke, die sie noch zurückzulegen hatte. Es lag noch ein bedeutender Raum zwischen ihr und dem Schlosse. Die Dämmerung war unterdeß herabgesunken und hüllte die Gegend in ihr düsteres Abendkleid ein.

Man konnte entferntere Gegenstände nur noch in ihren allgemeinen Umrissen unterscheiden.

Da stand der unglückliche Mann mit einem Male still. Die Kräfte schienen ihn gänzlich zu verlassen. Er lehnte sich schwer gegen Marie, die hilfeschend rings umherblickte.

»Kannst Du nicht weiter?« fragte sie sanft.

»Geduld! – Warte ein wenig. Mir ist schwindelig.«

Marie strich mit ihrer Rechten über sein bleiches Gesicht. Es war mit kaltem Schweiß bedeckt. Als sie so rathlos stand, däuchte es ihr plötzlich, als ob sie Jemand ihren Namen rufen höre. Sie blickte in die Richtung, woher der Schall kam. Es war in der That ein Mann, der, ihren Namen noch einmal rufend, vom Parke eilig daherlief.

»Nimm Dich zusammen!« ermuthigte Marie den Zusammengesunkenen – »es kommt ein Stärkerer als ich bin.«

Der Laufende kam rasch näher. Schon traten seine Umrisse deutlicher aus dem Abendnebel hervor.

»Millinger!« rief plötzlich Marie, den Schatten erkennend und vor Freude aufjauchzend, und einen Augenblick später stand er an ihrer Seite, auf Georg und sie einen seltsamen Blick werfend, als wolle er aus dem Zusammensein dieser Beiden auf den Grund schließen, der sie zusammengeführt.

Der Arzt war schon am Mittag dieses Tages bei seiner Familie in Holzendorf eingetroffen und wollte sich sogleich zum Baron nach dem Gute begeben, um von dem Erfolge seiner Reise Bericht abzustatten. Da hörte

er aber von der Anwesenheit Georg's und seiner Freunde. Das machte ihn in seinem Entschluß wankend. Endlich gegen Abend konnte er nicht länger von dem alten Herrn fern bleiben, er beschloß, ihn von seiner Rückkehr benachrichtigen zu lassen, um dann zu handeln, wie der Baron es für gut halten würde. Als er aber auf dem Guts-hofe anlangte und denselben still, stiller sogar als sonst fand, trat er in's Haus. In demselben Augenblick kam der Baron vom Garten herein und hörte von der athemlosen Hanne, was vorgefallen war. Den Arzt schnell mit sich hinausziehend und ihn vom Park aus nach der Anhöhe sendend, während er selbst den Weg einschlug, den Georg genommen, trennte er sich wieder von ihm alles Weitere der Unterhaltung am Abend überlassend, denn es graute ihn, zu denken, daß Marie, sein Augapfel, mit dem für trunken gehaltenen Sohne allein auf dem Felde sei. So traf der Arzt die Gesuchte, freilich in einer ande-ren Verfassung als er erwartet hatte. Schnell raunte sie dem Freunde einige Worte zu und deutete mit dem Auge auf den Kranken an ihrer Seite, so daß Millinger, wie von einer inneren Eingebung erleuchtet, wenn auch nicht Alles, doch die Hauptsache begriff. Er nahm ihr die Last des jungen Mannes ab und führte ihn, der nichts mehr sprach, in den Garten und das Haus zurück, wo sehr bald einige Diener herbeigerufen wurden, die den Ermatteten entkleideten und in's Bett brachten.

Während dieser Zeit war auch der Baron wieder zu-rückgekehrt, der im Fluge, so rasch er es vermocht, den

ganzen Weg durchlaufen hatte, aber sogleich beruhigt wurde, als er den Arzt bei Marien fand.

Im Hause war Alles wunderbar still. Einige der trinkenden Herren saßen noch im Speisezimmer, sich geräuschlos unterhaltend, während ein Theil derselben in den Betten lag, den Rausch auszuschlafen, dem sie sich alle Tage hinzugeben gewohnt waren.

Im Zimmer des Barons aber saß dieser, Marie und Doctor Millinger zusammen, das Zunächstliegende zuerst besprechend. Marie theilte dem Oheim in Kürze mit, wie Georg sie überrascht und daß er ruhig mit ihr gesprochen, verschwieg ihm aber aus schonendem Zartgefühl, was der Gegenstand dieses Gesprächs gewesen war, jedoch behielt sie sich vor, am nächsten Tage dem Arzte ihre ganze Seele aufzuschließen und auf diese Weise sich von der ungeheuren Last zu befreien, die sie fast erdrückte.

Hören wir nun das Gespräch mit an, welches zwischen dem Baron und dem Doctor stattfand, denn Marie war nur als stumme Zuhörerin dabei anwesend. Fast erschöpft von dem überstandenen Schreck, der Aufregung und dem unheilvollen Bewußtsein, welches ihr jetzt vollkommen klar vor die Seele getreten, saß sie still in der Ecke auf dem Ruhesessel des Oheims, nur Augen und Ohren den Beiden zuwendend, denn was sie hörte, war so bedeutungsvoll für sie selber und den alten Baron, daß sie darüber bald wieder die trübe Gestaltung der Gegenwart vergaß.

Im Ganzen war die Miene des Arztes eine zufriedene und gab zu schlimmen Vermuthungen keinen Anlaß. Er war zwar bewegt, als er dem alten Baron gegenüber saß und ihm sagen sollte, was er gewiß nicht Alles erwartete, aber sein Gesicht sprach die Beruhigung aus, daß der Zweck seiner Reise so ziemlich erreicht worden sei.

»O Doctor, was sind das für Geschichten!« sagte der Baron, als sein Bericht über den unverhofften Besuch Georg's und seiner Begleiter zu Ende war. »Was haben wir hier erlebt! Gott sei Dank, daß solche Tage auch vorübergehen!«

»Die Stunde läuft auch durch den rauhsten Tag, sagt der Dichter,« entgegnete der Arzt, »und er hat sehr wahr gesprochen. Also morgen früh gehen sie wieder von hier fort?«

»Ja, Gott sei Dank! Nun laßt mich aber nicht länger in der Schwebe. Erzählt mir, was Ihr erlebt, denn Ihr werdet auch eine rauhe Stunde durchlaufen haben.«

»Sogar ihrer mehrere! Aber auch sie sind zum guten Ende gelaufen und Alles hat sich besser gestaltet, als es den Anschein hatte.«

»Also wirklich! Gott sei gelobt! Das ist noch *ein* Trost – Nun, wie kamt Ihr denn nach der Residenz? Erzählt!«

»Ich kam gut und schnell genug hinüber, dafür sorgte die treffliche Locomotive, der ich mich zum ersten Male in meinem Leben überließ. Ich kam Mittags in der Residenz an und mein erster Gang war zu unserm guten Scheitler. Ich traf ihn zwar nicht allein, indessen war Jemand bei ihm, vor dem ich nichts zu verbergen hatte.«

»Wer was das?« fragte der Baron aufhorchend.

»Herr Hübner!« sagte der Doctor mit einem gewissen Nachdruck und heftete einen durchdringenden Blick auf den alten Baron.

Marie erhob sich bei diesem Worte, als wollte sie genauer sehen und hören, aber ihr Blick entfernte sich nicht von dem Gesichte des Arztes, dessen Miene unverkennbar einen gewissen geheimnißvollen Anflug angenommen hatte.

»Hübner!« wiederholte der Baron. »Also er war da? – Und was that er bei dem Scheitler?«

»Er unterredete sich mit ihm über die Erfolge, die seine Bemühung gehabt, einen Schurken, den er entlarvt, zu entdecken, und einen Betrogenen, den er trostlos gefunden, wieder aufzurichten.«

»So! Hat man den Schurken wieder?«

»Nein, leider ist er entwischt. Bis jetzt ist noch keine Spur von ihm aufzufinden gewesen, aber die Behörden forschen überall nach ihm.«

»Mögen sie ihn finden und zermalmen! – Was sagte Scheitler?«

»Scheitler war wegen des übersandten Geldes zufrieden und versprach es nach Ihrem Willen zu verwenden.«

»Saget Ihr ihm, daß es das Geld meines Richard sei?«

»Ja, das sagte ich ihm.«

»Aber der Hübner hat doch nichts davon gehört?«

Der Arzt schwieg; er besann sich, was er sagen sollte. Endlich sagte er offen und ehrlich: »Ja, er hörte es mit an und das müssen Sie mir verzeihen. Denn der vortreffliche

Mann hat mehr zu Ihrem und Ihres Sohnes Besten gethan als Sie sich vorstellen können.«

»So! Nun weiter.«

»Der Bankier versprach die Summen ohne Abzug nach den eingelaufenen Wechseln und Rechnungen zu zahlen.«

»Reichte das Geld, welches ich Ihnen gegeben?«

»Das war noch nicht ganz entschieden, als ich abreiste. Denn es laufen noch stündlich ganz erkleckliche Posten ein und Ihr Sohn Georg hat das Meiste verausgabt.«

»Hm!« machte der Baron.

»Wir hofften aber, daß Ihres verschollenen Sohnes Vermögen das verschwendete Gut seiner Brüder decken werde!« sagte der Arzt mit deutlichem Nachdruck.

»Ich hoffe es auch!« murmelte der Baron schwermüthig, ohne auf den Nachdruck, mit welchem jener gesprochen, zu achten. – »Der Betrogene aber, was machte der?«

»Er war auf freiem Fuß geblieben. Die Bürgschaft Herrn Hübner's war angenommen worden.«

»Hübner hat sich also wirklich für ihn verbürgt?«

»Ja, Herr Baron, das hat er gethan.«

»Aber was hat der Mensch für ein Interesse an uns?«

»Ein rein menschliches wahrscheinlich, denn Herr Hübner ist ein edler Mensch, wie ich Ihnen schon oft sagt.«

»Seltsam, seltsam!« sagte der Baron für sich, während Mariens bleiches Gesicht allmählig mit rosigerer Gluth

sich färbte und ihre Augen immer glänzender durch den Raum funkelten, der sie von den Männern trennte.

»Die sofort angestellte Untersuchung hat vollkommen klar ergeben, daß Alfred von Brandau allein von den Netzen des angeblichen Grafen umstrickt, in keiner Weise aber der Theilnehmer seiner Betrügereien war. Er hat seine Aussagen eidlich erhärtet und man hat ihm geglaubt. Herr Hübner hat solche Beweise aufzubringen verstanden, daß das ganze Truggespinnst des Entflohenen aufgedeckt vor den Augen der Behörden lag.«

»Also von *der* Seite ist nichts mehr zu befürchten?«

»Nichts mehr, die Sache ist so gut wie abgethan; und Ihr Name, Ihre Familie steht ohne Flecken vor aller Welt.«

»Das lohne ihm Gott – ich kann es nicht!«

»Ohne Zweifel wird das Gott thun, Niemand hat gerechtere Ansprüche auf seine Belohnung als jener edle Mann, den ich in Ihrem Namen an mein Herz geschlossen und Ihrer Freundschaft versichert habe.«

»Da habt Ihre meine Hand, Doctor, zum Zeichen meiner vollkommenen Uebereinstimmung. Bei meiner Ehre, daran habt Ihr wohl gethan. – Wann kommt der Mann zurück, daß ich ihn sehe, ihm danke?«

»Sobald Alfred die Möglichkeit vor sich sieht, den Plan auszuführen, zu welchem ihn Herr Hübner beredet hat. Wenn Sie Ihre Einwilligung zu diesem Plane geben, so schreibe ich noch heute nach der Residenz und Herr Hübner kehrt sogleich nach dem Kupferhammer zurück.«

»Was für ein Plan ist das?« fragte der Baron, von Neuem bestürzt und dabei nicht bemerkend, daß Marie sich

athemlos erhoben hatte und nun mit wogender Brust dicht hinter seinem Stuhle stand. Denn die Hoffnung, Hübner bald wieder zu sehen, hatte auf sie gewirkt, wie das Erscheinen der Sonne auf eine verschlossene Blüthe im Monat Mai wirkt.

»Das muß ich etwas genauer beleuchten,« sagte etwas langsam der Doctor und seine Stimme zitterte merklich dabei. »Was ich Ihnen jetzt zu berichten habe, Herr Baron, muß Sie nicht besorgt machen, nicht ängstlich stimmen, ich wiederhole es, auf mein Wort, das Ende ist gut, wenn auch der Anfang nicht sonderlich klingt.«

»Was werde ich hören müssen!« seufzte der Baron.

Der Arzt gab Marien einen leisen Wink mit der Hand und diese kehrte wieder auf ihren vorigen Platz zurück. »Von Herrn Scheitler,« fuhr er in seiner Erzählung fort, »begab ich mich in Begleitung Herrn Hübner's in die Wohnung Alfred's. Es war dies nicht mehr seine frühere in dem Hause, welches er mit Zaretta gemeinschaftlich bewohnte, sondern eine kleinere, behaglichere, in welche den Kranken zu führen Herr Hübner unternommen hatte.«

»Immer derselbe, immer Hübner und wieder Hübner!« murmelte der Baron für sich.

»Dort fand ich den armen Baron in einer traurigen Lage. In Folge seiner Krankheit, die mehr moralischen als leiblichen Ursprungs war, sah er bleich, abgemagert und verdüstert aus; man las auf seinem Gesicht deutlich die schrecklichen Erfahrungen, die er in den letzten Tagen gemacht hatte, aber – denn ich will Ihnen Alles sagen,

und Nichts verschweigen, Herr Baron – eine Veränderung zum Guten nahm ich doch sogleich an ihm wahr: sein übermäßiger Stolz und Hochmuth, den er früher auf eine so erbitternde Weise gegen ihm entfernter stehende Leute, namentlich gegen Dienende blicken ließ, war aus seinem Wesen verschwunden. Die Demüthigung, die er durch diesen gemeinen slavonischen Juden erfahren, den er für einen Grafen gehalten, war durchschlagend gewesen und hatte sein steinernes Herz menschlich erweicht. Aber Das war noch nicht die ganze Wirkung, sie drang noch tiefer. Er fühlte sich von aller Welt ausgestoßen, der Verachtung Aller preisgegeben, und sich selbst unwürdig, ferner mit und unter seines Gleichen zu leben. Die Reue, die ihn durch und durch erschüttert, war so groß, daß er glaubte, niemals im Stande sein zu können, den Flecken von seiner Ehre abzuwaschen, den er sich selbst durch die Befriedigung seiner niedrigen Leidenschaften zugezogen. So schämte er sich vor aller Welt, am meisten aber vor Ihnen und vor sich selber, Herr Baron. Er glaubte nicht mehr würdig zu sein, vor Ihr Angesicht zu treten, denn er hatte, seiner Meinung nach, Ihren Namen zugleich mit dem seinigen geschändet.«

Der Baron saß, leise mit dem Kopfe nickend, vor dem Erzählenden, sprach aber kein Wort.

»Diese vielleicht übermäßige Selbsterniedrigung, die in so seltsamem Widerspruch mit seiner früheren Ueberschätzung stand, hatte allmählig einen größeren Umfang und eine traurige Gestalt angenommen, so daß sie zuletzt alles Maaß zu überschreiten drohte. Alfred hatte das

Leben, wie es sich ihm geoffenbart, gering zu schätzen begonnen, es wurde ihm allmählig eine Last, deren sich zu entledigen dem bedrängten Herzen oft ein Gewinnst erscheint.«

»Was!« schrie der Baron. »Wollte er etwa ein Selbstmörder werden? Der fehlte mir noch in meiner Familie!«

»Er wäre es vielleicht und sogar wahrscheinlich geworden, wenn nicht zur rechten Zeit Hülfe gekommen wäre. Es geschah dies gerade an dem Tage, als ich ihn zum ersten Male besuchen wollte. Herr Hübner führte mich also in Alfred's Wohnung. Wir traten in ein kleines Vorzimmer, welches der Diener verlassen hatte, den Hübner zur Verpflegung und Aufwartung des Kranken gesetzt. Das fiel dem aufmerksamen Manne schon auf. Die Thür, die in Alfred's Zimmer führte, war verschlossen. Das erregte oder vermehrte seinen Verdacht. Er pochte, er rief – aber vergebens. Endlich erfaßte Herr Hübner eine ahnungsvolle Beklommenheit. Mit seiner gewaltigen Kraft brach er die Thür ein und stürzte mit mir in das Zimmer des Kranken. Es war die höchste Zeit. Wir fanden ihn außer dem Bette, todtenbleich und erschrocken, in dem traurigsten Schritt, den ein Mensch im Leben begehen kann, unterbrochen zu sein. Die von ihm schon halb geladene Pistole lag auf dem Tische und allein die Schnelligkeit, mit der Hübner die Thür eingedrückt, hatte ihn an der Ausführung seines schrecklichen Planes gehindert. Mit einer Sanftmuth und Ueberredungskunst, die ich meinem Freunde nicht zugetraut, und die eben sowohl in seinem herzlichen Blick, seiner lebensvollen Erscheinung wie in

seinen Worten sich aussprach, wandte er sich nun an Alfred und stellte ihm in meiner Gegenwart das Unheil vor, welches er über sich selbst, seine Familie und seinen ehrlichen Namen für alle Zeiten durch die Handlung habe bringen wollen, deren Vorbereitung wir vor Augen hatten. – Doch was soll ich viele Worte über das edle Benehmen Hübner's machen! Genug, er gab zu, daß sein hisheriges Leben allerdings ohne allen Werth gewesen, er bewies ihm aber auch, daß er ein ferneres vor sich habe, welches jenes vergessen machen könne. Nicht Stand und Herkommen mache den Menschen edel und glücklich, sondern allein das Verdienst, welches er sich durch die Anwendung und Vervollkommnung seiner Fähigkeiten, durch seinen Fleiß und seiner Hände Arbeit erwerbe. Darauf erzählte er ihm mit kurzen eindringlichen Worten sein eigenes Leben, wie er durch eine bittere Schule des Duldens und Lernens gegangen, wie er allein durch Nachdenken und Arbeit sich von einer niedrigen Stufe zu einer höheren emporgeschwungen, wie er durch den Segen, den das Bewußtsein einer schweren Pflichterfüllung verleiht, ein gewaltigerer und besserer Mann geworden, als er ohne jene Arbeit jemals hätte werden können. Wollen Sie daher arbeiten und arbeiten lernen, denn bis jetzt verstehen Sie nichts davon, schloß Herr Hübner seine Rede, so will ich Derjenige sein, der Ihnen die Wege dazu bahnt und die Mittel dazu bietet. Ich habe in England eine Fabrik, auf der ich einen Mann, wie Sie sind, gebrauchen kann. Was Sie da zu thun und zu lernen haben, werden Sie erfahren, sobald Sie meinen Antrag anzunehmen

entschlossen sind. Die Stelle wird Ihnen übrigens genügenden Lebensunterhalt bieten; ich selbst hatte weniger, als ich zu arbeiten begann; mit der Zeit aber wird sie Ihnen lohnendere Früchte tragen und Sie können von einer Stufe zur andern emporklimmen, bis Sie endlich auf einer ähnlichen stehen werden, welche Sie mich selbst jetzt einnehmen sehen, Wollen Sie das?«

»Ich will Alles,« erwiderte er, »was mich bessern und über die erbärmliche Meinung erheben kann, die ich jetzt von mir selbst habe, aber mein Vater – was wird der sagen, und wird er mir abermals die Mittel bewilligen, die ich für die neue Lebensstellung gebrauche?«

»Macht Ihnen der gute Mann, Ihr Vater noch irgend eine Sorge?« fragte Herr Hübner. »Haben Sie nicht Gelegenheit genug gehabt, den Edelmuth und die Selbstaufopferung dieses Mannes von Grund aus kennen zu lernen? Glauben Sie, daß er sich ernstlich Ihrem Vorhaben widersetzen wird, wenn er begreift, daß er Ihnen damit allein Leben und Ehre erhalten kann? O, wie wenig kennen Sie Ihren so vortrefflichen Vater!«

»Was?« rief der Baron, von seinem Stuhle aufspringend, »das hat dieser Mensch Alles von mir gesagt? Woher weiß er das?«

»Das denkt er sich,« sagte ruhig der Arzt, »denn Hübner denkt von allen Menschen Gutes, sobald sie ihm nicht Gelegenheit gegeben haben, das Gegentheil davon anzunehmen.«

»Ich habe ihm weder Gelegenheit zu dem Einen, noch zu dem Anderen gegeben – ich kenne ihn ja gar nicht.«

»Aber er kennt Sie vielleicht – wer weiß das!«

»O! – Nun endigen Sie Ihre Erzählung. Was sagte mein Sohn zu dem Vorschlage dieses – dieses Mannes?«

»Er nahm ihn an, nachdem ihm Herr Hübner erklärt, nicht sein Vater, sondern er selbst übernehme die Herbeischaffung der Mittel zu seiner neuen Lebensstellung, da er ja in seine Dienste trete, das heißt: er nähme ihn unter der Bedingung an, daß Sie Ihre Einwilligung zu diesem Schritte gäben.«

»Warum kommt er nicht selber, um sich diese Einwilligung zu holen, die ich ihm von ganzem Herzen gebe?«

»Verzeihen Sie ihm, Herr Baron, er schämt sich, vor Ihr Angesicht zu treten. Er will erst Ihr Auge wieder schauen und Ihre Hand wieder berühren, wenn er Ihre Liebe verdient hat, so sagte er mir selber.«

Der Baron preßte beide Hände vor seine Augen, um damit zwei Thränen zu verwischen, die langsam seine Wangen hinabzurollen drohten. »Ich bin es zufrieden,« sagte er hohl und reichte dem Doctor die Hand. »Ich danke Ihnen. Und wann wird mein Sohn diese Reise antreten?«

»Sobald die Untersuchung über seine Verbindung mit dem angeblichen Grafen Zaretta beendet sein wird, So lange muß er natürlich in der Residenz bleiben. Herr Hübner wird von Zeit zu Zeit dahin reisen und sich von seinem Befinden unterrichten, denn er hat häufig in eigenen Angelegenheiten in der Residenz zu thun. Auch wird er, was an ihm liegt, jene Untersuchung so viel wie möglich zu beschleunigen suchen. Darf ich also noch heute

an ihn schreiben und ihm Ihre Einwilligung zu Alfred's neuem Unternehmen eröffnen?«

»Ja, ja, schreiben Sie an ihn! Grüßen Sie ihn von mir. Sagen Sie ihm, sein erster Gang, wenn er nach dem Kupferhammer kommt, soll zu mir sein, ich werde ihn mit offenen Armen empfangen und den Segen, den er über mich und mein Haus gebracht hat, in meinen Augen lesen lassen.«

Der Arzt war bei diesen Worten von seinem Stuhle aufgestanden und hatte den mit weichem Ton redenden Baron mit inniger Theilnahme angeschaut. Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in diesem Blick, eine innere Befriedigung, die man nur dann empfindet, wenn man das Ziel eines jahrelangen Strebens erreicht hat und nichts Störendes mehr zwischen seinem Wollen und Vollbringen sieht.

Eine halbe Stunde später saß Doctor Millinger vor seinem Schreibtisch in Holzendorf und vollendete den Brief, den sowohl Herr Hübner wie Alfred mit heißer Sehnsucht erwarteten. Im Hause des Barons aber wurde trotz der Anwesenheit der unruhigen Gäste einmal eine ruhige Nacht verlebt, der Baron schlief fest und träumte zum ersten Mal in seinem Leben, daß der Fluch, der so lange Jahre auf seiner Familie gelastet, von ihr genommen sei und, wunderbar genug, durch einen Mann, der, was vor kurzer Zeit noch ein undenkbarer Fall in der Vorstellung des stolzen Herrn gewesen, durch seiner Hände Arbeit Das erworben hatte, was des reichen Edelmannes Söhne

mit allen ihren Mitteln und Vorzügen nicht zu bewahren im Stande gewesen waren.

VIERTES KAPITEL. EIN GRÜNER ZWEIG AM ALTEN
LEBENSBAUME.

Als die nächste Morgensonne sich über die Wipfel des Parks von Holzendorf erhob, herrschte eine ungewöhnliche Ruhe auf dem weiten Gehöft und in den Räumen des Herrenhauses. Die unruhigen Gäste, welche drei Tage darin gehaust und Jedermann lästig gefallen waren, hatten das Gut verlassen, und keine Spur ihres Daseins war geblieben, als einige Verödung in Keller und Küche, eine bald beseitigte Unordnung in den Zimmern, welche sie bewohnt, und die Erinnerung an ihr wüstes, auf dem friedlichen Holzendorf nie erlebtes Treiben. Georg war von seinem Vaterhause geschieden, ohne irgend Jemanden Lebewohl zu sagen, wie er ohne Anzeige seines Besuches gekommen war. Ein so befremdliches Thun, früher unerhört in der Familie des Barons, fiel jetzt Niemanden mehr auf, Alle waren daran gewöhnt, das Seltsamste, was sie je in dem Hause ihres Herrn erfahren, von den Söhnen desselben zu erwarten, die alles Schlimme, was in seinem früheren rauhen Wesen gelegen, zu maaßloser Höhe gesteigert, von ihm geerbt, dabei aber keine seiner guten Eigenschaften mit empfangen hatten. Alle sogar waren froh, daß der früher so vergötterte Sohn, der liebenswürdige Junker Georg, geschieden war, und sie dankten dem Himmel, daß sie, ohne größeren Schaden zu nehmen, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen waren.

Marie war unmittelbar nach dem Frühstück, das sie gemeinschaftlich mit dem Oheim eingenommen, nach dem Dorfe gegangen, um ihrem Freunde, dem Arzt, einen Besuch abzustatten. Nicht allein das herrliche Septemberwetter, auch ein innerer gährender Trieb hatte sie zu diesem frühen Gange bewogen, denn sie wollte ihr Herz frei machen von jedem Kummer, bevor sie es ganz der Freude öffnete. Doctor Millinger war zu Hause und spazierte bald mit Marien in seinem Gärtchen auf und ab, von Georg redend, oder vielmehr ihre Aussagen über ihn bedächtig anhörend. Weniger, als man hätte vermuthen sollen, war er über ihre Mittheilung erstaunt, obwohl im Innersten ergriffen über das neue und unerwartete Unheil, welches über das Haupt des so schwer geprüften Vaters hereinbrechen sollte. Wenn er aber auch als Arzt im Stillen kaum zweifelte, daß Mariens Beobachtungen richtig seien, denn er traute ihr Scharfblick genug und eine durch lange Erfahrung beinahe sachkundig gewordene Einsicht zu, so widerstand es doch seinem Gefühl als Mensch, gleich das Aergste anzunehmen, was man an einem seines Gleichen, der uns so nahe steht, auf dieser Welt erleben kann.

Das Gespräch über diesen traurigen Gegenstand hatte schon eine ziemliche Weile gedauert, als es auf einen angenehmeren überging. Marie fing an von Herrn Hübner zu sprechen und überlegte mit Millinger, wann derselbe füglich zurückzuerwarten sei. Der Arzt rechnete aus, daß sein gestriges Schreiben um Mittagszeit des gegenwärtigen Tages in der Residenz ankommen, also einige

Stunden später in Hübner's Händen sein und sogleich Alfred von Brandau mitgetheilt werden würde. Daraus ging ziemlich sicher hervor, daß Hübner seine Geschäfte den nächsten Tag ordnen, mit Alfred über mancherlei Dinge die nöthige Rücksprache nehmen und dann am nächstfolgenden nach dem Kupferhammer zurückkehren werde.

»Also übermorgen kommt er!« jubelte Marie im innersten Herzen, und ihre Blicke und Wangen sprachen diesen Jubel auch sichtbar aus. »O, gieb mir so lange das Leben, mein Gott, daß ich dies Glück von Herzen empfinden kann,« fügte sie im Stillen hinzu. – »Wie kommt es aber eigentlich,« fragte sie endlich laut, daß Herr Hübner ein so großes Interesse an den Söhnen des Barons, meines Oheims, nimmt?«

»Sie fragen mich? Ist das Interesse an Ihrer Person nicht groß genug, um es auf die ganze Familie des Barons zu übertragen?«

Marie senkte erröthend den Kopf. »Ja,« sagte sie, »es mag dies theilweise so sein, aber ich dachte mir schon oft, es müsse ihn noch ein anderes Interesse an den Baron knüpfen.«

»Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?« fragte der Arzt mit seitwärts gewandtem Kopfe.

»Sie würden mir das kaum glauben, wenn ich es Ihnen sagen wollte, und doch ist es in der Wahrheit begründet. Sie wissen, ich betrachte genau die Mienen und Blicke der mit mir verkehrenden Menschen, denn man hat mich

das in meiner Jugend lernen lassen, bis es endlich zur Gewohnheit und zweiten Natur bei mir geworden ist.«

»Nun?« fragte der aufmerksam horchende Arzt.

»Da habe ich denn von meinem kleinen Talente Gebrauch gemacht und auch Sie ein wenig studirt, lieber Doctor. Sie verbargen meinem Oheim offenbar irgend Etwas, was ich selbst noch nicht durchschauen kann –«

Der Arzt betrachtete das kluge Mädchen mit seinem tiefforschenden Blicke. Sie hatte ihre Augen voll gegen ihn aufgeschlagen, was sie so selten that, und schaute in die seinigen fragend, prüfend und siegreich hinein, wie sich der Arzt insgeheim selbst gestehen mußte.

»Nein!« sagte er endlich fest und mit sichtbarer Selbstüberwindung, »Sie irren sich diesmal. Das Interesse, welches Herr Hübner an Ihnen nimmt, ist allein groß genug, um sein Interesse an der ganzen Familie auf den höchsten Grad zu steigern.«

»Ist das wahr?«

»Sollten Sie daran zweifeln?«

Marie drückte dem Doctor die Hand und legte ihren zierlichen Zeigefinger auf den rosigen Mund. So sah sie ihn lächelnd und bittend an und er nickte ihr von ganzem Herzen die Bestätigung seiner Aussage zu. Nach etwa einer Stunde aber kehrte sie, von einer seiner Töchter eine Strecke begleitet, nach dem Gute zurück, im Herzen außerordentlich erleichtert, denn sie hatte nicht allein Alles, was ihre Seele bedrückte, dem menschenfreundlichen Arzte mitgetheilt, sondern von ihm auch die wohthuende Ueberzeugung mit hinweg genommen, daß die

süßeste Hoffnung ihres Lebens eine völlig und allseitig begründete sei.

Auf diese Weise erheitert und namentlich durch den Gedanken aufgerichtet, der Oheim dulde nicht allein, sondern sei auch erfreut über ihre Neigung zu dem seltenen, auf den letzten Blättern so viel besprochenen Manne, kam sie in das alte Schloß zurück. Nie hatte der Baron, noch einer der Hausbewohner ihr holdseliges Gesicht so strahlend gesehen, wie an diesem Tage, nie war sie so leicht und schwebend durch das schweigende Haus gewandelt und hatte Dies und Jenes mit so sorgsamem Auge geprüft, oder so gütig mit Jedermann gesprochen. Längst schon war das alte Vorurtheil gegen ihren schwachen Geisteszustand bei den Bewohnern von Holzendorf geschwunden und hatte einer stillen Bewunderung, die bisweilen in begeisterte Lobpreisung überging, Platz gemacht. Allen erschien sie jetzt als der wahre Schutzgeist des Hauses, an dem nur zu bedauern gewesen, daß er so lange trüb und wehmüthig aus den Augen geblickt, der aber jetzt, wie er lächelnd und ermuthigend von Stelle zu Stelle ging, Aller Herzen mit neuer Hoffnung auf künftige Bessergestaltung der obschwebenden Verhältnisse erfüllte.

Marie war am nächsten Tage fast nicht aus dem Zimmer des Oheims gekommen oder hatte dasselbe nur an seiner Seite verlassen. Verschiedene Rechnungen mit ihm

durchsehend und allerlei Geschäfte ordnend, war sie dann mit ihm durch die Scheunen und Ställe gewandert, was er besonders gern sah, denn er liebte es, bei dieser Gelegenheit seine Begleitung auf diese oder jene Verbesserung aufmerksam zu machen, die er getroffen oder wenigstens zu treffen Willens war. Nachmittags hatte sie dann mit ihm ihren gewöhnlichen Spaziergang unternommen und, wie der Arzt es vorhergesagt, keine Spur von der Rückkehr des Geliebten gefunden. Bis zum Zwielight war der Oheim mit ihr auf der Anhöhe geblieben, dann aber nach Hause gegangen, da ein starker Nebel zu fallen begann, der den Aufenthalt im Freien unangenehm machte und Jedermann so rasch wie möglich das heimische Dach suchen ließ.

So war der erste Tag verstrichen und es war nur noch ein halber zu verleben, bis sich entscheiden würde, ob der Erwartete kommen werde und ob also die Berechnung seines Aufenthaltes in der Residenz und seiner Reise in die Heimat richtig gewesen oder nicht. Marie war an diesem Tage – es war ein Sonntag – zeitiger aufgestanden als gewöhnlich, denn es duldete sie nicht mehr ruhend auf ihrem Lager; die Thätigkeit des Lebens, die Feier des Sonntags und vor allen Dingen die Hoffnung auf einen besonderen Festtag nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und regte sie selbst zu thätigem Handeln an.

Schon der frühe Morgen versprach einen schönen, warmen Tag. Blitzschnell stieg die Sonne am Horizont auf und durchbrach mit gewaltiger Kraft die starren Nebelschichten, die sich vor ihrem majestätischen Blick in

die Räume des Himmels verlüchtigten oder in die weiten Gründe des zwischen den Bergen liegenden flachen Landes zerstreuten. Schon um neun Uhr war der Himmel klar und rein, kein Wölkchen trübte den goldenen Blick des Tagesgestirns und laue balsamische Wärme ergoß sich von ihm aus über Wald und Flur.

Marie ging mit der alten Hanne und mehreren Hausbewohnern nach Holzendorf zur Kirche, wie sie dies alle Sonntage that. Der Baron wollte anspannen lassen, aber sie verbat es sich, weil der Lebensmuth, der ihre Seele erhob, und die Lebenskraft, die alle ihre Glieder durchdrang, sie anreizte, den Körper mit dem frohlockenden Geist in Einklang zu setzen. So schritt sie denn im leichten Sommerkleide, den Strohhut auf dem glänzenden Haar, an der Seite der bedächtig wandelnden Hanne, die wiederholt zu langsamerem Gehen ermahnen mußte, da man ja nicht warm in die kühle Kirche kommen dürfe, den kurzen Weg nach dem benachbarten Dorfe dahin. Nie hatte Marie, seitdem sie in ihrer jetzigen Heimat wohnte, so innig zu Gott gebetet, wie an diesem Tage, nie hatte sie so kindlich herzlich zu ihm gefleht, daß er nur diesmal ihre Bitten erhören und von jetzt an alle Schrecken und Sorgen von dem Haupt der Ihrigen nehmen möge. Für sich selbst und das eigene Glück hatte sie weniger lebhaft Gedanken und Worte gefunden, nur ein empfindungsreiches Erheben zu dem Urquell alles Guten auf Erden vermochte sie ihm wünschend und hoffend darzubringen, voll des schönen Glaubens. Er, der alle Gedanken der Menschen erforsche, auch wenn sie

nicht laut gesprochen würden, könne und werde auch die ihrigen erforschen und hören. Aber wunderbar! Die sonst so vortreffliche Predigt des jungen Geistlichen hatte heute nicht die beruhigende Wirkung auf ihren Geist ausgeübt, wie früher, im Gegentheil, er hatte wider Wissen und Willen ihr Herz mit neuen Besorgnissen und Aengsten erfüllt. Denn er hatte öfter und verständlicher, als es bei ihm Gewohnheit war, auf die Familienverhältnisse des Gutsherrn angespielt und mit nachdrücklicher Betonung wiederholt den Satz ausgesprochen: der Mensch solle nicht zuverlässig seine Hoffnung auf irdische Dinge setzen, das Glück sei wandelbar, und wo man sich einen guten Tag verspreche, da kehre oft ein trüber Gast ein und aus dem erwarteten Feste werde ein strafender Gerichtstag, der die insgeheim begangenen Sünden enthülle und die Strafe für das verschwiegene Böse in seinem Gefolge trage.

Erschüttert von den durch diese Rede angeregten Gedanken, schritt Marie schweigend an der alten Hanne Seite wieder nach dem Gute, ohne im Hause des Doctors vorzusprechen, wie sie eigentlich beabsichtigt hatte. Aber es trieb sie eine unbestimmte geheimnißvolle Macht, wieder unter das Dach des Oheims zu gelangen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der trübe Gast, von dem der Geistliche gesprochen, noch nicht bei ihm eingekehrt sei und die gehoffte Freude in Trübsal verwandelt habe. Allein sie hatte sich diesmal getäuscht, ihre Befürchtungen waren in keiner Weise eingetroffen, ruhig und friedlich lag das stille Gehöft da, rings herum

und im Hause war Alles sauber und reinlich, wie immer des Sonntags, und auf den großen Viehhöfen ruhten in gemächlichster Weise die Hausthiere, der warmen Sonne sich eben so erfreuend, wie die Menschen. Der Baron trat seiner Nichte schon vor der Thür entgegen und begrüßte sie, indem er, wie er gewöhnlich that, ihre reine Stirn mit seinen Lippen berührte. »Hast Du für mich mit gebetet, mein Kind?« fragte er freundlich.

»Ja, mein Oheim, ich habe für uns Alle gebetet und für Dich ganz insbesondere.«

»Wohl mir!« seufzte der alte Herr. »Ich kann es gebrauchen. Auch ich habe in meiner stillen Stube zu Gott gesprochen und hoffe, daß er uns Beide erhört haben wird. – Willst Du mich in den Garten begleiten?«

Marie antwortete nur durch ein stilles Neigen des Kopfes und schon hing sie an seinem Arm und schritt, ihm wohlweislich die Rede des Predigers verbergend, was sie sonst nicht zu thun pflegte, neben ihm durch die sonnig bestrahlten Gänge, bald diese, bald jene Blume flüchtig betrachtend, und nur dann und wann einen hastigen Blick zwischen den Bäumen hindurch nach der unfernen Anhöhe werfend, die man von einzelnen Stellen des Gartens aus mit den Augen erreichen konnte.

So ging die Zeit bis zum Mittagessen bald vorüber und erst als die Eßglocke das Zeichen gab, das Mahl sei angerichtet, begab sich der Baron mit seiner Nichte in

das Haus zurück. Aber bevor er sich an den Tisch setzte, hinter dem schon der alte Friedrich seiner Gewohnheit gemäß den Herrn erwartend stand, gab er demselben den Befehl, zwölf Flaschen Wein für die gesammte Hausdienerschaft zu verabfolgen, damit sie den heutigen Tag wie einen Festtag begehe. Ein Befehl, der nur selten, höchstens an großen Feiertagen, gegeben wurde, der aber heute dem froh bewegten Hausherrn aus voller Seele kam, denn er glaubte nicht allein in seinem, sondern auch in Mariens Sinne zu handeln, wenn er heute liebevoll gegen die Menschen war, wie es Gott gegen ihn gewesen, indem er seinem schwer geprüften Herzen eine so frohe Stimmung eingebläst hatte.

Endlich saß er an der Tafel und speiste von dem Wilde, welches die Herren, die zum Besuch dagewesen, in überreicher Fülle geschossen hatten. Beim Nachtisch, der auch diesmal sich etwas länger hinaus dehnen zu wollen schien, ließ Marie die ersten Zeichen einer wachsenden Ungeduld blicken. Sie schaute häufiger als sonst nach der vor ihr stehenden Uhr und warf auch bisweilen einen prüfenden Blick zum Fenster hinaus, als ob sie befürchtete, der Tag möchte ohne ihr Wissen rascher verlaufen und die Nacht ohne die liebevolle Dämmerstunde hereinsinken. Endlich trank der Baron sein letztes Glas Burgunder aus und erhob sich von seinem Stuhl, um sich auf den großen Sessel niederzulassen, der in einer Ecke des Zimmers stand und wie gewöhnlich seine bequemen Arme zur Nachmittagsruhe geöffnet hielt. Marie, des Oheims Hand in der ihrigen haltend, blieb eine Weile neben ihm

stehen und forschte, ob der Schlaf nicht bald über ihn kommen und ihr die Freiheit geben würde.

»Nun,« sagte der Baron, »ich bin müde, mein Kind, und werde bald mein Schläfchen halten. Da bist Du denn erlöst von meiner Gesellschaft. Du gehst wohl heute etwas zeitiger auf den Berg und wünschst meine Begleitung für diesen Tag nicht – wie?«

Marie erwiderte nichts, lächelte aber und erröthete, ihre frischen Lippen auf die Hand des Oheims niederbeugend. Aber sie blieb, bis er die Augen geschlossen hatte, neben ihm stehen, und erst als sie die Ueberzeugung gewonnen, daß er fest entschlummert sei, löste sie sanft ihre Hand aus der seinigen und entfernte sich wie eine Elfe, deren Schritt nur die Lüfte hören und die Geister der Erde sehen.

Rasch dann in ihr Zimmer tretend, rüstete sie sich mit klopfendem Herzen zu ihrem Gange. Würde er diesmal wohl ein lohnender sein? fragte sie sich wiederholt, würde diesmal das Zeichen die Kunde geben, daß der so lange Abwesende eingetroffen sei? – Endlich war sie fertig und, den breitrandigen Strohhut auf das glänzende Haar drückend, öffnete sie leise die Thür und schlich zu der Gartenpforte hinaus, als ob sie auch hier noch einen Schlafenden aus seiner Mittagsruhe stören könne.

Golden lag noch der Schimmer der nachmittäglichen Sonne auf Wald und Flur, als sie das freie Feld jenseits der Parkbrücke betrat, milde fächelte die Luft von Osten herüber und ließ die Bänder am Hute der rasch dahin Eilenden lustig flattern. Was sie jetzt dachte, sie wußte

es nicht. Augen und Herz auf die Höhe gerichtet, ging sie rascher als sie eigentlich wollte und hatte bald den Fahrweg erreicht, der auf der halben Höhe des Berges von Westen nach Osten führte. Auf diesem Wege begegnete ihr der alte Schäfer, der seine Heerde langsam dem nächtlichen Obdach entgegentrieb. Der Mann blieb stehen, als er das gnädige Fräulein kommen sah, und nahm ehrerbietig den Hut ab, während sein Hund die wohlbekannte Gestalt mit fröhlichem Bellen umkreiste.

»Kommst Du von der Höhe her, Peter?« fragte die holde Wandererin.

»Ja, gnädiges Fräulein, ich bin auf dem Friedhof gewesen.«

»Hast Du Niemand daselbst gesehen?«

»Keinen Menschen. Aber ich habe mich auch nicht lange aufgehalten.«

»Hast Du vielleicht das Grab der seligen gnädigen Frau betrachtet?«

»Ja, das thue ich immer, wenn ich vorübergehe. Ich habe sie ja selbst mit zu Grabe getragen vor langen Jahren.«

»So. Und hast Du nichts Fremdes darauf bemerkt?«

»Fremdes? Nicht das Geringste!«

»So will ich Dich nicht länger aufhalten. Gute Geschäfte, Peter!«

»Desgleichen, gnädiges Fräulein!« –

Der Mann zog noch einmal seinen Hut und blickte eine Weile kopfschüttelnd der rasch hinwegeilenden schönen Gestalt nach. »Was sie nur immer bei den Gräbern zu thun hat?« murmelte er in sich hinein. »Hab' ich doch

mein Lebtag nicht solche sonderbare Vorliebe für die Todten gesehen! Kurios, Kurios!«

Die Benachrichtigung des Schäfers, so wenig Gewicht sie wirklich haben konnte, schien Marien wenig Tröstliches zu versprechen. Mehr als einmal seufzte sie auf – sollte ihr heutiger Gang, von dem sie sich so viel versprochen, abermals ein vergeblicher sein? – Etwas herabgestimmt in ihren freudigen Hoffnungen schritt sie jetzt langsamer den Berg hinan, nur den Blick unverwandt auf die Höhe gerichtet. Schon sah sie den grünen Hügel und den hoch hervorragenden Denkstein dahinter in der Ferne liegen. Aber wer beschreibt ihre Ueberraschung, ihren freudigen Schreck, als sie mit ihrem Falkenauge von ferne schon einen grünen mitten auf dem Grabe steckenden Zweig entdeckte! Im Fluge legte sie die letzten Schritte zurück und bald hielt sie das lange erwartete Zeichen einer treu ergebenen Liebe in ihren Händen und küßte und herzte es, als wenn es belebt gewesen wäre und hätte fühlen können, welcher Schatz von Zärtlichkeit in diesem Thun lag.

O, er war da – er war da! Gewiß war er erst diesen Mittag gekommen und hatte sogleich, wie er versprochen, seine Rückkehr, nicht durch ein trockenes Stäbchen, sondern durch einen grünen Zweig, vielleicht schon dadurch sein glücklich beendetes Geschäft verrathend, verkündet.

Marie war so hoch beglückt, daß sie vor Freuden fast weinte. Mit beiden Händen den Zweig umschließend, saß sie auf dem Rasen und schaute harrend und hoffend in die weite blaue Ferne hinab.

O Gott im Himmel, wie schön, wie unbeschreiblich wonnevoll sind die Augenblicke, wo wir an einsamer Stelle, sei es im Walde, sei es sonst irgend wo, Diejenige oder Denjenigen erwarten, der uns das Theuerste ist, was wir auf Erden haben und an dem unsere ganze irdische Glückseligkeit hängt! Wie unauslöschlich gräbt sich die Erinnerung daran in unser Herz, und wenn es auch fünfzig Jahre her sind, seitdem wir jung und hoffnungsvoll, liebend und wieder geliebt gewesen sind! Was auch Trübes, Kummervolles seitdem sich über unsere Seele ergossen, wir haben es Alles vergessen und nur das Eine behalten – das Andenken an jene unwiederbringlichen Augenblicke der erwartungsvollen reinen Liebe! In jedem Lüftchen, das kosend durch die Blätter rauscht, in jedem Zirpen des schuldlosen Gewürms, welches die Gräser erzittern macht, in jedem knisternden Zweige, den der zu Neste fliegende Vogel bewegt, glauben wir die Stimme, den Schritt Dessen zu vernehmen, der, wenn er erscheint, unser junges Herz beinahe vor Freuden springen macht. O, vergesset sie nicht, diese köstlichen Augenblicke, Ihr jungen Menschen, es dürfte Euch nichts in Eurem späteren drangvollen Leben begegnen, was würdiger wäre, bis an das Ende Eurer Tage im dankbaren Herzen, in schuldloser Seele aufbewahrt zu werden!

Marie saß schon eine Weile auf ihrem Rasenhügel und hatte ihre Augen in die unter ihr liegende Ferne gewandt. Aber sie sah nichts vor sich als ein blaues unermessliches Aethermeer, in dem Himmel und Erde, Wald und Flur, Alles was vorhanden war, zu verschwimmen schien; nur

mit den Ohren rückwärts horchend, als wolle sie das geheime Treiben und Rühren in der unsichtbaren Welt erspähen, lauschte sie in die Ferne, aber sie hörte nichts als das immer lautere und raschere Schlagen ihres eigenen bewegten Herzens. Da aber, endlich rauschte es hinter ihr. Auf sprang sie, und von einer inneren Gefühlswoge durch und durch erschüttert, flossen alle ihre glühenden Empfindungen in ihre Augen und füllten sie mit einem fluthenden Lichtglanz an.

Noch einen Augenblick dauerte es, da bogen sich die Zweige der kleinen umstehenden Gebüsche auseinander und hervor trat eine kräftige Gestalt, wie es nur eine so vollkommene und schöne für sie auf Erden geben konnte. Laut aufjauchzend flog sie dem lange Erwarteten entgegen und erst, als sie ihm ganz nahe war, blieb sie stehen, kaum wissend daß ihre Arme, aus innerem unbewußten Triebe, erhoben waren, den Geliebten damit zu umschlingen. Auch er blieb einen Moment stehen, gleichsam um aus der Ferne die Umrisse des zärtlichen Wesens zu erfassen und aus ihrem äußeren Erscheinen auf ihr inneres Empfinden zu schließen. Dann aber, ebenfalls einen Freudenruf ausstoßend, eilte er rasch vorwärts und schloß die ihm entgegensinkende Gestalt an sein männliches Herz. Wer eigentlich der Erste gewesen, der diese Bewegung ausgeführt, es wäre schwer zu entscheiden, denn es geschah gleichzeitig, aus gegenseitigem inneren Bedürfnis, des Dankes, der Freude und der Liebe entspringend, und das ist eine dreifache Macht, die schwerlich von einer andern in der Welt überwunden werden könnte.

»Marie!« sagte endlich Herr Hübner, das dunkle Gesicht mit den feurigen Augen dem ihrigen nahe bringend – »Sie sind also wirklich da? O, ich auch, ich auch!«

Und keiner weiteren Worte mächtig, wie auch sie keines fähig war, führte er sie auf den Rasensitz, ließ sich neben ihr nieder und hielt ihre warmen Hände fest mit den seinigen umschlossen. Marie hatte die Augen niedergeschlagen, als sähe sie in ihre eigene Brust hinein, sie wagte nicht sie zu erheben, denn jetzt erst fing sie an, zu bedenken, daß die eben stattgefundene Begrüßung nicht die gewöhnliche gewesen war. Endlich aber faßte sich Herr Hübner zuerst, that einen tiefen, freudigen Athemzug und sagte warm und ernst:

»Verzeihen Sie mir, Marie, daß ich meine Freude, Sie Ihrem Versprechen treu zu finden, so stürmisch ausdrückte. Habe ich mich aber so schwer vergangen, daß Sie mir immer noch nicht vergönnen, in Ihren Augen Verzeihung zu finden?«

Da erhoben sich denn die lilienweißen Lider, und wie ein Vorhang von einem glänzenden Bilde sich hebt und dasselbe entschleiert, schlug sie weit und groß ihre tiefblauen Augen zu ihm auf. Was der starke Mann an ihrer Seite darin las, wollen wir hier nicht erörtern, auch in seinen Augen schimmerte es liebevoll und warm, und die Sprache, die beide Augenpaare redeten, mochte wohl eben so übereinstimmend, wie verständlich sein.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis Beide sich so weit gesammelt hatten, daß sie ruhig mit einander reden konnten. O, was hatten sie sich gegenseitig zu sagen, zu geloben, zu verheißen! Und sie sagten und gelobten sich viel, mehr, viel mehr, als unsere schwache Feder hier zu beschreiben vermag.

»Also Ihr Oheim,« sagte Herr Hübner bedeutungsvoll, nachdem sie sich ihre Gefühle gestanden, »wird nichts gegen meinen Besuch einzuwenden haben, den ich ihm morgen abzustatten gedenke?«

»Im Gegentheil, er erwartet Sie mit Freuden.«

»Wie ist es aber gekommen, Wem ist es gelungen, dieses stolze Herz zu Gunsten eines unbedeutenden unbekanntes Mannes bürgerlicher Abstammung zu stimmen?«

»Seinem eigenen Gefühle zumeist, das durch den Schmerz, den Kummer und die Sorge um seine Familie erwacht ist, sodann aber unserem Freunde, dem wackeren Arzte –«

»Hat nicht noch Jemand anders mitgeholfen?«

»Auch ich habe das Meinige gethan, ja,« sagte kaum hörbar Marie. »Aber Sie müssen mir Viel erzählen,« fuhr sie traulicher fort, »ich bin begierig, zu wissen, wie Sie so schnell in der Residenz für die Söhne meines Oheims handeln konnten. Waren das vielleicht die wichtigen Geschäfte, die Sie dahin riefen?«

»Ja, sie waren es!« sagte Hübner, aus tiefster Brust aufseufzend. »Ach, Marie, wenn ich Ihnen das sagen, das erklären wollte, das würde uns eine lange kostbare Zeit

fortnehmen, aber hören werden und sollen Sie es, denn ich werde es selbst Ihrem Oheim erzählen.«

»Waren Sie denn schon früher mit den Verhältnissen seiner Söhne bekannt?«

»Schon lange. Seit vielen Jahren. Ach ja, ich bin ein alter Bekannter des Barons und habe viel mit ihm vor Jahren verkehrt, was er gewiß längst vergessen hat. Ich habe den Mann immer geliebt und geachtet, obgleich ich mit seiner grausamen Willkür in früheren Jahren, die er gegen Manchen ausübte, nicht einverstanden war. Doch das ist ja jetzt vorüber, sagen Sie, und es ist mir erklärlich, denn das Unglück läutert die Menschen am schnellsten und vollkommensten. Da hörte ich denn, als ich vor einigen Monaten aus England hierher kam, von dem Baron und seinen Söhnen sprechen. Ich erkundigte mich genau danach und allmählig gewann ich einen klareren Einblick in seine Verhältnisse. Daß Alfred und Georg von Brandau sich in schlechten Händen befanden, unterlag keinem Zweifel, und die Beweise dafür vermehrten sich schnell. Ich reiste häufig nach der Residenz und da erfuhr ich denn, daß der Graf Zaretta ihr Verderben sei. Zu gleicher Zeit ward ich auf das Treiben dieses Mannes auf eine andere Weise aufmerksam. Es gelangten Wechsel in meine Hände, die offenbar und doch so künstlich gefälscht waren, daß sie von Jedermann für ächt gehalten wurden, während sich erst später, als die ächten einliefen, herausstellte, daß sie falsch waren. Mehrere solcher Wechsel waren in meine Hände gefallen und ich hatte nicht unbedeutende Verluste dadurch erlitten. Da fiel mir

endlich an dem einen ein Zeichen auf, welches mir seit langen Jahren bekannt war. Es war ein Buchstabe, ein Z., ganz eigenthümlich geschnörkelt, und von einem Meister in der Zeichenkunst ausgeführt. Dasselbe Z stand unter einem Briefe, den ich einst aus einem Londoner Gefängniß von einem Gauner erhalten, der mich bestohlen hatte, und der mich darin um Verzeihung bat, weil es sein erster Jugendstreich sei. Der Gauner nannte sich Zara. Bei einem gelegentlichen Aufenthalt in der Residenz nun fand ich zufällig in einer Kunsthandlung eine Federzeichnung, die nicht allein wegen ihrer vortrefflichen Ausführung, sondern auch wegen des Buchstabens Z merkwürdig war, der, ganz klein unten in einer Ecke und eben so künstlich verschlungen war, wie jener auf dem Wechsel und unter dem Gaunerbriefe in London. Auf Befragen erfuhr ich, daß der Verfertiger dieser Zeichnung wahrscheinlich der Graf Zaretta sei. Dieser ähnliche Name vermehrte sogleich meinen Verdacht, daß Zara und Zaretta dieselbe Person sei. Wenn dieser Spitzbube und Abenteurer in der Gesellschaft der Söhne des Barons Brandau ist, sagte ich mir, so ist es um ihr Glück und die Ruhe ihrer Familie geschehen. Leider erfuhr ich durch meine Kundschafter etwas zu spät, daß meine Befürchtungen im vollkommensten Maaße eingetroffen, und nun hielt mich nichts mehr auf, mich persönlich in das unnatürliche Verhältniß zu mischen; ich unterbrach sogar die süßen Zusammenkünfte mit Ihnen, um einer der dringendsten Pflichterfüllungen meines Lebens entgegenzugehen, denn überall, wo ich das Böse im Kampfe mit dem Guten

sehe, kann ich aus mir angebornem Drange nicht müßig stehen und zusehen, wie sich das Würfelspiel entscheidet, ich muß Partei nehmen, wohl oder übel. So kam ich denn dort an und sah die beiden Brüder mit eigenen Augen. Georg erkannte ich für den am tiefsten Verstrickten. Ihn konnte ich nicht retten. Sein Umgang, sein Verkehr, seine Lebensweise umgab ihn mit einer eisernen Mauer und machte ihn allen Versuchen, ihn seinem Geschick zu entreißen, unzugänglich. So beschloß ich denn, wenigstens den Alfred zu retten. Wie Sie wissen, gelang mir die Ergreifung Zaretta's nicht. Er war zu schlau, ich zu vertrauensvoll auf meine Kraft, mein Recht und die getroffenen Vorsichtsmaaßregeln. Alles Uebrige wissen Sie. Aber nun erzählen Sie mir, was unterdeß hier geschehen ist, denn ich habe schon gehört, daß Georg von Brandau mit einem Theil seiner Kameraden bei seinem Vater war.

Marie erzählte einfach, was sich zugetragen, und verschwieg dem Geliebten nichts, sogar nicht ihre Befürchtungen über Georg's geistigen Zustand. Hübner hörte mit großer Spannung zu und gab durch Schweigen und den traurigen Ausdruck seines Gesichts seine vollkommenste Theilnahme zu erkennen.

»Der arme Vater,« sagte er, als Marie mit ihrer Erzählung zu Ende war, »ist der Einzige, den ich beklage. An seinem jüngsten Sohn verliert die Welt nicht viel, er hätte ihr doch nie etwas genützt. Er zählt zu der großen Schaar Derjenigen, die Gott in seiner Vatergüte über viele Millionen gestellt und mit Glücksgütern überhäuft hat, und der alles das wie ein Thor benutzt, um sich zu verderben,

statt sich zum bedeutenden Manne zu erheben. Wenn diese jungen Leute so viel Kraft, Zeit und Mittel zur Ausführung großer und ernster Unternehmungen verwendeten, wie sie sie zur Begehung von nichtswürdigen Thorheiten vergeuden, wir würden viele große Namen in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft, des Krieges und Friedens mehr zählen, während wir jetzt über mehr Namen gebieten, die einen vielversprechenden Klang, als eine große Bedeutung haben. Denn was ist ein schöner Name, den ich durch die zufällige Geburt empfangen und nicht durch mein Betragen und meine Kenntnisse, so wie durch gute und nutzbare Eigenschaften zu einem wirklich ausgezeichneten und edlen gemacht habe? Ach, diese jungen Leute sind allein stolz auf das, was sie von Anderen erhalten haben, und glauben dafür die Hände selbst in den Schooß legen und Andere für sich sorgen lassen zu können. – Auch Alfred war nahe daran, ein trauriges Ende zu nehmen. Es ward noch glücklich abgewandt. Gott wolle ihn erleuchten, daß er fortan auf geebneten Bahn wandle!«

»Ja. Gott gebe es! Sein Vater hofft es und wir Alle. O, wie dankbar wird Ihnen mein Oheim sein!«

»Ich verlange seinen Dank nicht. Ich verlange etwas ganz Anderes von ihm.«

Marie schwieg, aber ihr Erröthen bewies, daß ihr dies Andere nicht ganz unbekannt sei.

»Wird er es mir wohl geben, was ich wünsche?« fragte Herr Hübner weiter.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Es ist viel, sehr viel, mehr als der reiche Baron zu geben vielleicht Willens ist. Ich verlange zunächst seiner Schwester Kind von ihm.«

Es trat ein kurzes Schweigen ein, welches aber demungeachtet ausdrucksvoll und beredt genug war. Marie schlug noch einmal ihr großes Auge glücklich lächelnd auf und ließ dann leise, leise ihren Kopf an die Schulter des sie innig betrachtenden Mannes sinken.

»Wird er Sie mir geben?« fragte er mehr flüsternd als laut redend.

»Ich hoffe es!« erwiderte sie eben so.

Leise legte sich sein Arm um ihre Hüfte, immer stärker aber drückte er sie an sich, bis endlich die vor Freude bebende Gestalt an seiner Brust ruhte und zum ersten Mal seine Lippen ihre glühende Wange berührten.

»Marie!« hauchte er ihr ihren Namen entgegen.

Sie schwieg.

»Warum antworten Sie mir nicht?«

»Ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll?«

»Ha! Ja freilich!« Und er fuhr auf, indem er seinen Arm von ihr frei machte, aber dafür ihre nicht mehr widerstrebende Hand ergriff. »Da haben Sie Recht! Aber Sie wissen ja, daß ich Hübner heiße.«

»Haben Sie keinen anderen Namen?«

»Gefällt Ihnen dieser nicht?«

»Er hat mir bisher sehr gefallen. Aber des Weibes Lippe und Herz nennt seinen Geliebten gern bei dem Namen, bei dem ihn seine Mutter nannte.«

»O, Marie! Wie süß ist das gesagt! Keiner könnte es besser sagen. Ja, ich habe noch einen anderen Namen, bei dem mich meine Mutter nannte, freilich – es ist schon lange her, denn ich war damals nur noch ein Kind – und den werde ich Ihnen auch einst sagen. Heute aber geht das nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht lügen will, was ich in jedem Falle unter der Würde eines edel denkenden Mannes halte. Wo ich nicht die Wahrheit sagen kann, schweige ich lieber. Es wäre nun zwar keine in's Gewicht fallende Lüge, Ihnen irgend einen anderen beliebigen Namen zu nennen, aber es widerstrebt dies meinem Gefühl, denn der Name, der zum ersten Mal einer Liebenden über die Lippe tritt, bleibt ihr unwandelbar und für alle Zeiten der liebste.«

»Ist denn Ihr Name so sonderbar?«

Hübner antwortete nicht, sondern deutete mit der Hand in die Ferne. »Sehen Sie,« sagte er, rasch das Gespräch wechselnd, »wie schnell es leider heute dunkel wird. Da ist der Nebel schon wieder, unser steter Mahner. Langsam zieht er aus den Gründen herauf und sendet uns fühlbar seine feuchte Luft heran. O, lassen Sie uns, ehe die Sonne ganz gesunken ist, noch einmal den Kamm des Berges dort oben betreten und die Stelle betrachten, wo die Allliebende die Erde verläßt. Wenn auch im Westen sich der Nebel gebildet hat, so muß es ein prachtvoller Anblick sein.«

Marie hatte schon keinen anderen Wunsch und Willen mehr als den ihres Geliebten. Rasch erhob sie sich und

wandelte an seinem Arm die sanft ansteigende Höhe hinauf. In der That, als sie oben unter den einzelnen Föhren standen und westwärts in die vor ihnen liegende Ebene hinabblickten, wurde ihnen ein seltener und glänzender Anblick zu Theil.

Eine dünne Nebelschicht hatte sich auch über diese Ebene gelagert und hing wie ein halb durchsichtiger Dunstschleier vom Himmel auf die schweigende Erde herab. An jener Stelle aber, wo das Tagesgestirn verschwunden, war ein purpurner Schimmer zurückgeblieben, der seine goldenen Strahlen weit nach allen Weltgegenden schoß, die allmählig schwächer und schwächer wurden, bis sie sich in matte rosige Schatten aufzulösen schienen. Lange versenkten sich die Blicke der Schauenden in diesen purpurfarbigen und goldenen Schein, bis auch diese Farben sich verdunkelten und nichts als eine mattgelbe glimmende Lohe zurückblieb, die Himmel und Erde mit eigenthümlichem Glanz erhellte.

»Sie ist fort,« sagte Herr Hübner mit ruhiger Andacht, »und fängt jetzt an, den Bewohnern der neuen Welt zu leuchten. Morgen aber, morgen, Marie, geht sie uns wieder auf und sie wird auf zwei Glückliche niederschauen. Nicht wahr?«

»Sie sind es ja schon heute!«

»Wohl, sie sind es, aber die Welt weiß noch nichts von ihrem Glück und das gehört mit zur Vervollkommnung des unsrigen. Ach, verstehen Sie mich recht: ich will nicht und verlange nicht die Theilnahme der Welt, denn ich weiß sehr wohl, daß sie mich nicht beseligen

kann, ich meinte vielmehr die Theilnahme der Wenigen, deren Schicksal mit dem unsrigen zu *Einem* verwachsen ist: die Theilnahme Ihres Oheims und der Seinigen.«

»Ach! Die ist Ihnen auch schon heute gewiß. Kommen Sie gleich mit mir hinunter und lassen Sie uns den morgenden Tag schon heute feiern.«

»Nein, meine süße Marie, das geht heute nicht. Morgen werden es sechszehn Jahre, daß ich einen schrecklichen Tag und unvergeßliche Schmerzen erlebte, seitdem begehe ich diesen Tag immer in feierlicher Stimmung und mit ernstesten Gedanken. Darum will ich ihn morgen zu einem Freudentage machen und dann die Erinnerung an den vor sechszehn Jahren auf ewig in die Vergessenheit versenken. Da – sehen Sie einmal dort hinunter – da liegt mein jetziges Haus, die Stätte meiner Arbeit, meiner Neigung. Sehen Sie, wie die glühenden Hochöfen ihre Flammen durch den Nebel schlängeln und wie der dunkle Rauch so malerisch darüber flattert – ist es nicht auch ein schöner Anblick?«

»Gewiß, es dampft und kocht und braust wie alle Tage. – Arbeiten denn aber die Leute auch heute, da es Sonntag ist?«

»Sie arbeiten immer, Tag und Nacht, *wir* dürfen nicht feiern. Die Feuer müssen in Gluth und das Eisen in Fluß erhalten werden, sonst würde das große Werk rückwärts statt vorwärts schreiten.«

»Die fleißigen Menschen! Wie sie sich quälen müssen!«

»Nicht doch, meine Liebe, ihre Qual ist ja eben ihre Lust. Sie sehen den Fortschritt und erkennen und würdigen ihn. Freilich ist ihre Arbeit mühsam, aber wessen Arbeit, der es ehrlich mit sich und Anderen meint, ist es nicht –? Wohl Dem, dessen Ergötzen zugleich in seiner Arbeit ruht! Und das ist bei diesen Leuten der Fall. Auch ist ihr Lohn reichlich und Sie werden keinen unter ihnen finden, der nicht stolz im Bewußtsein seines Leistens und Könnens wäre und der lieber feiern als arbeiten möchte. Die wahre Arbeit ist die wahre Feier des Menschen, so verstehe ich wenigstens die Satzung Gottes, die freilich nicht die aller Sterblichen ist.«

»Haben Sie auch so schwer gearbeitet, Tag und Nacht, wie diese Menschen?«

»Sie meinen, von unten an? Ja! Das habe ich gethan und mich oft meines kleinen Anfangs gefreut. Wie der kleinste und ärmste Junge habe ich die Oefen geheizt und das Wasser geschleppt, bis ich ein Mann – und stark – und zu größeren Arbeiten befördert ward.«

»O, wie wohl muß Ihnen jetzt zu Muthe sein, wenn Sie auf die damalige Zeit zurückblicken und sich sagen können, was Sie gelernt haben. Ich fühle das mit Ihnen so recht aus vollem Herzen, denn ich habe auch von unten an gedient.«

»Sie? Sie scherzen!«

»Nein, es ist mein Ernst. Ich lebte ja über achtzehn Jahre in einem Irrenhause und am Krankenbette. Da habe ich den ganzen Krankendienst auch aus Erfahrung kennen gelernt.«

»Es ist wahr. So haben wir also Beide uns unsere jetzige Stellung *verdient* und *das Bewußtsein* möchte ich wenigstens um kein Königreich weggeben.«

»Ich auch nicht. Erst Sie haben mich meine armen Wahnsinnigen vergessen gemacht und erst durch Sie ist mir die Welt in ihrer wahren Gestalt aufgegangen, während ich bis dahin nur jene für die einzige hielt. – Aber sehen Sie da – der rothe Schein über dem großen Werkhause wird immer größer und mächtiger –« -

»Weil es hier draußen immer dunkler wird und die Flammen in der Nacht viel heller leuchten als am Tage. Es wird Zeit, daß wir nach Holzendorf gehen.«

»O, noch nicht! Es ist so süß, in dieser Stille zu weilen –«

»Aber es wird immer feuchter und kälter –«

»Ich fühle die Kälte nicht, wenn ich bei Ihnen bin.« – Und sie schmiegte sich, während sie dies sagte, fester an seine Seite und er drückte sie inniger mit seinem starken Arme an sich, als wollte er ihr die ganze innere Gluth seiner Seele mittheilen.

»Wenn einmal Feuer ausbräche in jenen Werkstätten,« fing Marie wieder an, »was müßte das schrecklich sein!«

»Glauben Sie das nicht; unsere Leute wissen mit dem Feuer umzugehen und fürchten sich nicht davor. Auch sind unsere Löschgeräthschaften in bester Ordnung. Alles liegt gerüstet da und tausend bereitwillige Hände fassen gleich an, wo es Noth thut.«

»Dennoch müßte es furchtbar sein. Ich habe vor nichts auf der Welt solche Angst wie vor'm Feuer.«

»Ich nicht, es ist mein Element.«

»Aber der Feuertod thut so weh!«

»Wer wird daran denken! Wer an den Tod denkt, wagt das Leben nicht, und das Leben zu wagen, ist Pflicht und Aufgabe des Mannes, wenn er damit Gutes leisten kann. – Aber wenden wir uns von dem Feuer fort, wenn es Ihnen unnöthige Sorge macht – da, blicken wir hinunter, wo das stille Gut Ihres Oheim liegt. Wie heimisch und freundlich ruht es da zwischen seinen Bäumen; selbst der Nebel, der rings das große Thal füllt, scheint es noch verschont zu haben. Es labt mich dieser Anblick ungemein und ich versetze mich gern und lebhaft in seine Mitte, die harmlosen Menschen und die kräftigen Thiere mir gegenwärtigend, die darin ihr Wesen treiben. Wie glücklich kann so ein Landedelmann sein, wenn –«

»Wenn er kein Unglück hat, wie mein Oheim. Haben Sie schon von seiner Familientradition gehört, nach der immer die jüngeren Söhne seines Stammes auf schreckliche Weise umkommen und nur die ältesten bewahrt bleiben?«

Wäre es nicht schon dunkel gewesen, Marie hätte in Folge dieser Frage Herrn Hübner's warmbelebtes Gesicht um mehr als einen Grad bleicher werden sehen können. Auch antwortete er nicht eher, als bis Marie ihre Frage wiederholte.

»Ja,« sagte er mit leiser und tief bewegter Stimme, »ich habe davon gehört.«

»Aber bei ihm ist sie nicht eingetroffen,« fuhr Marie fort.

»Wie so?« fragte Herr Hübner rasch.

»Nun, sein ältester Sohn ist vor den jüngeren Söhnen gestorben, denn er ist im Wasser auf einem untergehenden Schiffe umgekommen.«

»So!« sagte Herr Hübner gedehnt. »Das wußte ich nicht. –«Also sein Richard ist todt?«

»Todt – ja, leider! Ich wünschte, er lebte, dieser Richard – welch' schöner Name! – dann hätte der alte arme Mann doch wenigstens an *einem* Kinde Freude, vorausgesetzt, daß dieser Sohn nicht wie seine Brüder geworden wäre.«

»Nein, so wäre Richard nicht geworden, der hatte keine Anlage zur Trägheit, zur Habsucht und zum verschwenderischen Lebensgenuß.«

»Wie? – Kannten Sie ihn denn?«

»Gewiß kannte ich ihn. Ich war eine Zeit lang sein Spielgefährte auf dem Gute des Grafen, wo jetzt der Kupferhammer steht.«

»Ach! Das wußte ich nicht. Darum auch Ihre Theilnahme! – Was für ein Knabe war dieser Richard?«

»In seinen Kinderjahren war er wild wie ein Füllen und etwas unlenksam, aber nur deshalb, glaube ich, weil sein wunderlicher, ahnenstolzer Vater ihn nicht in der Richtung wollte wachsen und gedeihen lassen, welche er sich selbst zu wählen beliebte. Richard liebte die Natur und Alles, was sie erschuf und erstehen ließ, vor allen Dingen aber das künstliche Händewerk der Menschen und ihr fleißiges Streben nach einem großen, bedeutungsvollen Ziele.«

»Sein Vater aber verkannte das?«

»Gewiß, hundert Mal. Er murrte mit ihm, wenn er arbeitete, – er zankte mit ihm, wenn er dachte, – er strafte ihn, wenn er vergaß, daß er das Kind eines Edelmanns war und mit Kindern geringerer Leute zusammentraf. Das erbitterte den sich fühlenden Knaben und er setzte nun seinen eigenen Kopf dem seines Vaters entgegen, was vielleicht unrecht war.«

Marie schwieg sinnend. »Es ist recht traurig, das zu denken,« sagte sie endlich. »O, wenn dieser Richard noch lebte und wiederkäme, was würde ich mich freuen – und sein Vater auch.«

»Letzteres glaube ich kaum.«

»Warum nicht? Darin verkennen Sie ihn! Mein Oheim ist ein ganz anderer Mann geworden, als er früher war. Fragen Sie nur den Doctor Millinger danach.«

»Ich habe ihn heute noch gesprochen,« sagte Herr Hübner nachdenkend, indem er Marie langsam in der Richtung des Gutes den Berg hinabführte.

»War er auf dem Kupferhammer?«

»Er kommt jeden Tag, seine Kranken zu besuchen. Den heutigen Abend wollte er bei'm Baron zubringen, sagte er mir.«

»So werde ich ihn ja noch treffen. Er ist ein trefflicher Mann – ihm verdankt mein Oheim viel.«

»Ich glaube auch; der Doctor aber hat früher viel von dem Eigensinn und Hochmuth des Barons zu leiden gehabt.«

»Das hat er ihm gewiß jetzt vergeben –«

»Aus vollem Herzen.«

Unter diesem Gespräch waren sie den Hügel hinabgeschritten und gingen jetzt durch die Felder, der Brücke des Parks entgegen. Endlich langten sie daselbst an. Herr Hübner blieb stehen, beide Hände Mariens fest in den seinigen haltend.

»Also auf morgen!«

»Ja, morgen,« wiederholte Marie und sank, von seinen Händen unwillkürlich dahingezogen und ihnen eben so gern folgend, leise an seine Brust. Das war ihr letztes Wort. Gleich darauf trennten sie sich, von Weitem sich noch so lange betrachtend, als es der Nebel und die Dunkelheit des mondlosen Abends gestattete. –

Morgen! Wie oft denkt und sagt der Mensch: Morgen! Morgen will ich Dies und Jenes thun! Und er weiß nicht, was in dem kurzen Zeitraume zwischen heute und morgen geschieht, ob in der düsteren Nacht, die sie beide trennt, nicht vielleicht ein Dämon, ein Schreckgespenst haust, oder sich aus dem Schooß des unergründlichen Schicksals in derselben erzeugt. Leben und Tod, Geburt und Untergang, Freude und Schmerz, alle Gegensätze des menschlichen Lebens können aus dieser Nacht entstehen, und wohl dem Menschen, der nicht weiß, was ihm bevorsteht, sonst würde er nicht an Morgen denken, wenn er noch im Heute lebt! –

Wie von unsichtbaren Flügeln getragen, von dem Bewußtsein: zu lieben und geliebt zu werden, mit himmlischer Wonne erfüllt, schritt Marie durch den Park ihres Oheims dem Hause entgegen. So zufrieden, so heiter gestimmt, so glücklich war sie noch nie gewesen wie an diesem Abend. Sie dachte an weiter nichts, als dem Oheim mit dem Freudenrufe entgegenzutreten: Morgen kommt Herr Hübner zu Dir! – Ach, und schon rauschten die Fittige des neuen Geschicks über ihr und um sie her, schon war die schaurige Nacht angebrochen, die zwischen heute und morgen lag, schon bewegte das nahende Ungethüm, das diese Nacht zu einer grauenvollen verkehren sollte, seine Glieder auf sie zu, aber sie sah und hörte es nicht, denn auch ihr war es glücklicher Weise versagt, hinter den Vorhang zu schauen, der dem armen Menschen die nächste Stunde verbirgt.

FÜNFTES KAPITEL. DIE SCHRECKENSNACHT.

Als Marie in ihr Zimmer getreten war, um Hut und Tuch abzulegen, hörte sie im Nebengemach mehrere Männerstimmen laut durcheinander sprechen. Man schien eine allgemeine Berathung über einen mißlichen Gegenstand abzuhalten. Marie unterschied sehr bald die derbe Stimme des Förster Tellkamp, dem bisweilen das sanftere Organ des Doctor Millinger beistimmte. Mitunter redete auch noch ein Dritter dazwischen und das war der junge Verwalter, der mit zur Berathung gezogen war. Der Baron selbst sprach am wenigsten, er schien erst die

Anderen ihre Meinung sagen lassen zu wollen, bevor er die seinige hören ließ.

Marie war begreiflicher Weise nicht sehr geneigt, dieser Unterredung im Einzelnen zu folgen; ihr Herz war zu tief bewegt, ihr Gemüth zu lebhaft mit etwas Anderem beschäftigt, um sich um das Treiben dieser Männer zu bekümmern. Allein bald hörte sie doch Einzelheiten die sie aufmerksam zu machen geeignet waren.

»Wo habt Ihr sie zuerst gesehen und wo zuletzt?« fragte endlich des Barons tiefe und sehr ernst klingende Stimme.

»Meinen Sie ganz zuerst, gnädiger Herr?« fragte der Förster. »O, das ist schon lange her – es war im Frühjahr, als ich zum ersten Mal dem einen Burschen begegnete, und das habe ich Ew. Gnaden rechtzeitig mitgetheilt. Auch neulich im Walde, als Sie die zum Fällen bestimmten Bäume bezeichneten, sprachen wir davon.«

»Ja, ja, Tellkamp, ich weiß es, oder ich glaube mich wenigstens darauf zu besinnen. Aber seit der Zeit ist mir so vieles Andere durch den Kopf gefahren, daß ich es ganz übersehen habe. Der Kerl schien Euch also verdächtig?«

«Ueber die Maaßen, gnädiger Herr. Gleich von Anfang an. Ich habe es auch dem Herrn Doctor hier gesagt, daß ich ihn, wenn ich ihm mit der Büchse Abends im Walde begegnet wäre, für einen Wilddieb gehalten und als solchen behandelt hätte.«

»Aber er trug ja keine Büchse –«

»Niemals, nein! Das ist wahr. Ein Schelmengesicht aber hatte er dennoch, das will ich beschwören. Und wo ich

ihn zuletzt gesehen? Ei, jeden Abend bin ich ihm fast begegnet, und an dem Abend, als der Junker Georg mit den rothen Herren ankam, sogar zweimal. Daß es immer derselbe war, will ich mit auf meinen Eid nehmen, obwohl er sich den schwarzen Bart abgeschnitten hatte und ganz andere Kleidung trug.«

»Habt Ihr ihn angeredet?«

»Nur einmal, das erste Mal. Später machte er sich immer spornstreichs davon, sobald er mich sah; und damals sagte er mir, daß er Ihnen einen Besuch machen wollte.«

»Mir? Nun, dann ist es vielleicht ein alter Bekannter gewesen.«

»O, nein doch, der streicht nicht wie ein Dieb Nachts im Walde herum. Ich bin überzeugt, daß der Kerl allerdings Ihnen einen Besuch zu machen beabsichtigt, aber keinen freundschaftlichen. Jetzt sind es sogar ihrer Zwei und der Andere scheint mir ein eben so großer Hallunke zu sein, wie der erste.«

»Was sollten diese Menschen aber beabsichtigen?« fragte der Baron, den Doctor Millinger dabei anblickend.

»Wenn sie etwas Uebles im Sinne haben,« erwiderte dieser, »so kann man auf Alles gefaßt sein. Ein Diebstahl zum Beispiel würde hier nicht schwer auszuführen sein.«

»Ja, wenn wir keine Wachen ausstellten!« rief der Förster dazwischen.

»Ach, was Ihr nur immer mit Euren Wachen wollt!« brummte der Baron. »Was wollt Ihr bewachen, Wen wollt Ihr bewachen – glaubt Ihr, daß ich ein oder zwei Menschen fürchte?«

»Das Schloß wollen wir bewachen und ich will es,« sagte der ehrliche Förster freimüthig und kühn. »Und hier der Herr Verwalter ist mit mir derselben Meinung.«

Der Baron hob sein Auge zum Verwalter empor, der in seiner Bescheidenheit nicht viel zu sprechen wagte. »Ist das Ihre Ansicht?« fragte der Baron.

»Ja, gnädiger Herr, das ist meine Ansicht. Auch ist es leicht auszuführen, wenn wir einige bewaffnete Männer ein paar Nächte hindurch den Hof umgehen lassen.«

»Meinetwegen! Ihr Alle seid Hasenfüße!«

»Das bin ich nun gerade nicht,« brummte der Förster. »Ein bischen Vorsicht aber, denke ich, kann uns in diesen Zeiten nicht schaden.«

»In diesen Zeiten – was meint Ihr damit?«

»Nun, ich meine nur so. Es wird jetzt genug gestohlen.«

»Sie haben viele Werthpapiere, Herr Baron,« sagte wohlmeinend der Arzt; »die Meinung Tellkamp's läßt sich vertheidigen.«

»Ach, nun fangt Ihr auch an, zu zittern. Da bin ich denn wohl überstimmt. Drei gegen Einen, das ist zu viel. Meinetwegen! Aber um die Papiere braucht Ihr Euch nicht zu ängstigen, die nehme ich alle Abende mit in mein Schlafzimmer, wo ich ein paar gute Pistolen und einen Sarras habe, der schon früher seine Pflicht erfüllt hat.«

»Dann bin ich befriedigt,« meinte der Arzt. »Aber Sie besitzen auch eine Menge Silbergeschirr und vielleicht auch Baares.«

»Baares? Gott soll mir beistehen! Wo soll das herkommen in diesen traurigen Zeiten, um mit Tellkamp zu reden. Dafür haben meine Herren Söhne gesorgt. Vorwärts denn, macht die Wache unter Euch ab. Ich bin damit einverstanden. – Ist das Fräulein noch nicht zurück?«

Marie hörte die Frage mit eigenen Ohren. Sie öffnete sogleich die kleine Tapetenthür, die ihr Zimmer von dem des Barons trennte, und erschien vor den Männern. Der Förster und der Verwalter entfernten sich sogleich, um ihre Maaßregeln für die Nacht zu verabreden. Doctor Millinger aber blieb, denn er hatte sich vorgenommen, dem Baron und seiner Nichte diesen Abend Gesellschaft zu leisten.

»Guten Abend, mein Kind,« sagte der Baron freundlich zu Marien, ihr seine Hand reichend. »Wie? Bist Du bis jetzt im Nebel auf dem Berge gewesen?«

»Nein, ich bin schon seit einer Weile zurück und habe einen Theil Eurer Unterredung mit angehört.«

»Schwätzeri, Schwätzeri, aber keine Unterredung, Kind. – Habt Ihr Euer Pferd eingestellt, Doctor? Ja? Nun dann ist es gut. Ihr bleibt also heute Abend hier?«

»Ich denke so, wenn Sie es mir gestatten.«

»Bitte darum. Nun aber zu etwas Anderem. Sage mir, Marie, ist der – Herr Hübner angekommen?«

Die so ohne alle Umstände Gefragte hätte nicht mit Worten zu antworten gebraucht, ihr Erröthen, ihr freudiger Blick, den sie, freilich mit einiger Ueberraschung, von dem Oheim blitzschnell auf den Arzt gleiten ließ, enthielt der Bejahung genug.

»Ach so,« fuhr auch der Baron sogleich fort, »ich merke es schon. Also er ist da.«

»Ja, er ist da, mein Oheim, endlich. Er läßt Dich vielmals grüßen und den Doctor auch; morgen wird er Dir seine Aufwartung machen.«

»Endlich! sage ich auch. Ich freue mich darauf. Warum sehet Ihr mich so wunderbar an, Doctor?«

»Ich? O! Ich wüßte doch nicht! – Es ist sehr nebelig draußen, mein gnädiges Fräulein, nicht wahr?«

»Ja, sehr!«

»Auch recht kühl!« fuhr der Doctor fort, um nur etwas zu sagen.

»Das habe ich nicht bemerkt.«

»Wie kommt Ihr mir Beide so wunderbar vor!« sagte der Baron lächelnd, seine Augen von Marien zu Millinger und wieder zurückwendend. »Euer Wettergespräch nimmt ja gar kein Ende. Habt Ihr Euch nichts Besseres zu sagen, wie? – Sage mal, Kind, was sagte der Herr – Hübnner, hat er Dir nichts von seiner Reise nach der Residenz erzählt?«

»Viel, mein Oheim, und er wird es Dir morgen auch erzählen.«

»Ich danke schon im Voraus dafür, ich habe genug von der Sache. Er kann mir was Besseres mittheilen. Ich will mit ihm morgen nach dem Kupferhammer fahren und mir das närrische Werk besehen.«

Die Augen des Arztes leuchteten durch den Raum, der zwischen ihm und dem Baron lag, denn er hatte sich unterdessen auf einen Sessel niedergelassen, der weit vom

Tische entfernt stand, auf dem die große Lampe brannte. Er richtete sein Gesicht bald auf den Baron, bald auf Marie, in deren Mienen er zu lesen versuchte, was der Hauptinhalt ihrer Unterhaltung mit Herrn Hübner gewesen war. Aber er konnte nicht ergründen, was er über Alles gern gewußt hätte. Er sah nur, daß ihr Gesicht von einem lebenswarmen Gefühle wiederstrahlte, und so dachte er sich ungefähr, was sie mit einander verhandelt hatten.

Das Gespräch wurde nun eine Zeitlang in verschiedenen Richtungen fortgesetzt, ohne die beiden Hauptpunkte des Abends, Herrn Hübner und die ausgestellten Wachen zu berühren. Allmählig kam die Zeit des Abendessens heran und Friedrich erschien, um zu fragen, ob im Speisesaale oder im Zimmer des Barons angerichtet werden solle.

»Wir wollen hier essen,« sagte der Baron heiter, »es ist mir so bequemer. Der Doctor wird es nicht übel nehmen. – Habt Ihr aber die Läden alle fest verschlossen. Friedrich?«

»Ja, gnädiger Herr, sie sind im ganzen Hause verriegelt.«

»Es ist gut – aber was ist denn das?« fragte der Baron und wandte sich nach dem Fenster herum, vor dem es heftig rauschte. »War das der Wind? Wo kommt denn der mit einem Male her?«

»Ja, Herr Baron, es ist plötzlich sehr stürmisch geworden. Der Wind jagt die Nebel wie Wolken über die Erde. Auch hat er sich gedreht, wir haben Ostwind bekommen.«

»So. Na, dann wird die Wache draußen wenig Vergnügen haben. Meinetwegen, sie wollten es ja nicht anders. Aber Sorge dafür, Friedrich, daß das Feuer in der Küche die Nacht durch unterhalten werde. Die Männer können von Zeit zu Zeit hereinkommen und einen Schluck Warmbier oder Punsch trinken.«

Friedrich machte eine stumme Verbeugung und ging hinaus, um die Befehle seines Herrn in Ausführung zu bringen. Bald darauf ward der draußen gedeckte Tisch hineingerollt und die Stühle herumgestellt.

»Was wollen wir trinken, Doctor?« fragte der Baron.

Doctor Millinger besann sich. »Was wir heute vor sechszehn Jahren getrunken haben,« sagte er endlich mit beinahe zitternder Stimme.

»Heute vor sechszehn Jahren, Doctor? Der Tausend! Das soll ich noch wissen? Da habt Ihr ein besseres Gedächtniß als ich.«

»Wohl möglich.«

»Was tranken wir denn damals, he?«

»Wir tranken auch Punsch,« sagte leise der Arzt, den Baron mit seltsamen Blicken fixierend. Dieser sann offenbar nach. Plötzlich griff er sich an die Stirn, seufzte tief auf und ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, auf einen Sessel in der Ofenecke nieder.

Doctor Millinger hatte Alles bemerkt. Er trat dem alten Freunde näher und bot ihm die Hand. Der Baron faßte sie mit beiden Händen und drückte sie warm. »Sechzehn Jahre!« sagte er leise, doch so laut, daß Marie es hören konnte. Sie trat jetzt auch den beiden Männern näher und fragte mit sichtbar schwer zurückgehaltener Bewegung: »Was war das für ein Tag, mein Oheim, an welchem Ihr Punsch getrunken habt?«

»O mein Kind,« erwiderte mit schmerzlich bewegter Stimme der Oheim, »das war noch ein glücklicher Tag gegen den folgenden, gegen alle übrigen folgenden, denn an dem – an dem Tage – wußte ich noch nicht –«

»Still!« unterbrach ihn der Doctor. »Ich will es Ihnen sagen, mein liebes Fräulein. Es war mein Geburtstag. Der Herr Baron lud mich dazu bei sich ein und wir tranken eine Bowle Punsch.«

»Das hatte ich vergessen, Doctor! Wahrhaftig, es ist ja wahr!« rief der Baron, mit einem Male heiterer geworden, wobei er sich schnell von seinem Stuhle erhob und den alten Freund auf die herzlichste Weise beglückwünschte, was Marie sogleich auch ihrerseits that.

Durch diese geschickte Wendung des Gesprächs – denn der Baron wußte ja nun nicht genau, auf welches Ereigniß an jenem Tage der Doctor sich bezogen hatte – war der traurige Gedanke, der den alten Herrn bei der Erinnerung an denselben befallen, beseitigt. Man setzte sich um den Tisch und nach einiger Zeit wurde die verlangte Bowle gebracht, die herrlich dampfte und ihren

leckeren Duft durch das ganze Zimmer verbreitete. So saßen sie denn, nicht allein essend und trinkend, sondern auch manches Ereigniß mit Worten berührend, welches innerhalb dieser sechszehn Jahre in ihrem Gesichtskreise vorgefallen war.



Während der Abendmahlzeit der Herrschaft bemühte sich Tellkamp, die Wache für diese Nacht auszuwählen und mit den besten Anweisungen zu versehen. Zwei Knechte, kräftig und willig, hatten sich aus freien Stücken zur Uebernahme der ersten Wache erboten. Aber das war dem vorsichtigen Förster noch nicht genug; er gesellte sich selbst den Beiden zu, schritt von Einem zum Anderen hin und her und sah nach, daß Jeder in den angewiesenen Schranken seine Pflicht erfülle.

Es war draußen im Freien nicht so behaglich, wie im warmen Zimmer des Barons, und die dann und wann die Küche heimsuchenden Wachen konnten den Punsch wohl vertragen, der daselbst von der jungen Magd Mike warm gehalten wurde. Undurchdringlicher Nebel erfüllte noch immer Feld und Wald, aber er lagerte nicht mehr so trüg und schwer auf den Höhen und in den Thälern. Von Zeit zu Zeit wühlte sich ein jäher Windstoß hinein, der bald aus dieser, bald aus jener Richtung zu kommen schien, und zerriß dann die schweren Dunstmassen, die den im Freien Befindlichen eiskalt in's Gesicht schlugen. Vom

Himmelsgewölbe selbst war nichts zu sehen, eine bleifarbene, scheinbar dichtgepreßte Atmosphäre verband Himmel und Erde mit einander, und kein Stern durchbrach und erleuchtete dies wüste, kalte Einerlei.

Da man bei dieser sehr schlecht zur Nachtwache geeigneten Witterung nicht weit um sich schauen konnte, so hielten sich die Männer, ihre Knüttel fest mit den Händen gepackt haltend, meist in der Nähe des Herrenhauses auf, von verschiedenen Seiten her es langsam umkreisend und sich dann an irgend einer Stelle begegnend und mit Worten begrüßend. Nur der Förster, die geladene Doppelflinte schußfertig in der Hand, wagte sich dann und wann etwas weiter hinaus und schloß auch die Scheunen mit in seinen Umgang ein, bei seiner Rückkehr dann jedesmal diesen oder jenen Wächter anrufend, wenn er in seine Nähe gelangt zu sein glaubte. Aber er, hatte sich oft getäuscht und einen Baum für einen Menschen gehalten, der ihm dann keine Antwort zu Theil werden ließ, was stets ein unzufriedenes Brummen von Seiten des aufmerksamen Jägersmannes zur Folge hatte.

Wie aber die Gefahr fast nie oder nur selten von *der* Seite kommt, woher man sie erwartet, so war an den im Auge behaltenen Stellen von den gefürchteten Herumstreichern weder etwas zu sehen, noch zu hören, und doch konnte man mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen, daß, wenn sie einen Einbruch in das Schloß beabsichtigten, sie keine geeignetere Nacht als diese hätten wählen können, um ungestraft in die Nähe desselben zu gelangen und nach vollbrachter That wieder zu entschlüpfen,

denn Nebel und Wind begünstigten in jedem Falle ein solches verbrecherisches Unternehmen.

So war denn der Abend den verschiedenen, an der Entwicklung desselben theilnehmenden Personen ziemlich verstrichen und die Nacht kam allmählig heran, sich schon äußerlich durch größere Kälte und schärferen Wind bemerklich machend. Als es im Zimmer des Barons zehn Uhr schlug, stand Doctor Millinger von seinem Sitze auf und machte Miene sich zu empfehlen.

»Wollt Ihr fort?« fragte der Baron. »Bleibt doch und trinkt noch ein Glas. Euer Geburtstag kommt so bald nicht wieder.«

»So sei es denn das letzte,« sagte der Doctor und nahm das volle Glas aus den Händen des Hausherrn, das dieser ihm hinreichte. Auf ein glückliches neues Jahr, auch für Sie, Herr Baron, – Gott gebe seinen Segen, heute und *morgen* und immerdar!«

Kaum hatte er, sich gegen die Anwesenden verbeugend, das Glas an den Mund gesetzt, so hielt er mitten im Trinken inne und horchte hoch auf. Denn die Hunde im Hofe, sonst still in irgend einem Winkel liegend, schlugen heftig an, wie wenn etwas Fremdes auf den Hof käme.

»Was ist denn das?« fragte der Baron. »Wäre es wieder der Wind oder hörte ich das Rollen von Rädern auf dem Hofe?«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da ließ sich schon ein fremdartiges Lärmen, Schreien und Reden auf dem Flur und im Vorsaale hören, dem bald von verschiedenen

Stimmen tobende Worte und Geschrei folgten. Der Baron und Doctor Millinger, rasch in den Vorsaal tretend, um zu sehen, was es gebe, fuhren entsetzt zurück, als sie die ihnen vor Augen liegende Scene gewahrten, die, wie aus den stürmischen Wolken herniedergefallen, plötzlich der gemüthlichen Stunde wider Vermuthen ein schreckliches Ende bereitete.

Von zwei bewaffneten Gensdarmen theils geführt, theils unterstützt, war eine Gestalt aus dem Wagen gestiegen, die leider keinem der Anwesenden unbekannt war. Mit seinem zerrissenen rothen Jagdrock bekleidet, gesträubten und wild um den Kopf hängenden Haares, das von Aufregung und Irrsinn gedunsene Gesicht angstverzerrt, die Augen bohrend und starr auf die ihn fesselnden Führer gerichtet, erschien der Junker Georg wie ein aus seinem Käfig gebrochenes Raubthier im Hause seines Vaters.

»Was ist das?« wollte dieser rufen, aber die Stimme erstickte ihm in der Kehle, denn er begriff blitzschnell, instinctartig, was für ein Schlag endlich über das Haupt seines unglücklichen Sohnes hereingebrochen sei.«

»Halt da!« rief jetzt der wahnsinnig gewordene Mensch, »halt da, Ihr Männer vom Gericht, meine Leibwache und Trabanten – streckt das Gewehr, ich befehle es Euch. Seht Ihr nicht, o, sehet Ihr nicht, daß ich im Schlosse meiner Väter bin, um meine fürstliche Braut zu besuchen und ihr Haupt mit diamantener Krone zu schmücken? Laßt ab von mir – weg mit der Faust – man ruhe sich von der

Reise, man erfrische sich. O – da ist sie, da ist sie – willkommen, meine theure, süße, schöne Braut!«

Diese letzten Worte galten in der That Marien, die, dem Baron und dem Arzte auf dem Fuße folgend, sobald sie nur einen Blick auf den Unglücklichen geworfen, erkundet hatte, was mit ihm geschehen sei, und augenblicklich zur Handlung der Menschenliebe entschlossen mit Gewalt das laute Schlagen ihres Herzens bemeisternd, vorsprang und auf den armen Vetter zueilte, der sie sogleich wie ein Geier mit seinen Armen umklammerte.

»Laßt ihn los! Um Gotteswillen!« rief sie flehend den Gensdarmen zu, die ihn von ihr entfernen wollten – »keine Gewalt, keine Gewalt, ich ganz allein werde ihn beschwichtigen!«

Es ist unmöglich, die vor Schreck todtenbleich gewordenen Gesichter der Umstehenden, des in tiefster Seele zerschmetterten Vaters, des theilnehmend mitfühlenden Arztes und der vor Entsetzen unthätig zuschauenden Diener zu beschreiben. Erst nach geraumer Zeit, nachdem man Georg in das warme Zimmer gebracht, wo er gierig einige Gläser heißen Punsch leerte, während die Gensdarmen noch immer auf dem Flur standen und den Leuten das Erlebte berichteten, ward es dem Arzte möglich, sich selbst von dem Hergang der Sache leidlich zu unterrichten. Wie sich später auswies, war Georg mit seinen Gefährten glücklich in der Residenz angekommen, hatte aber daselbst, gleich einigen Anderen derselben, auf

dem Tische seine Entlassung aus seinen bisherigen militairischen Verhältnissen vorgefunden. Bei diesem unerwarteten Schlage in eine schreckliche Raserei ausbrechend, war er zu einem Bekannten geeilt, den dasselbe Schicksal getroffen, hatte dort unter den Händen eines eilig herbeigeholten Arztes einen Tag und eine Nacht tobend und wüthend zugebracht, und sich dann am Morgen des gegenwärtigen Tages nach der Eisenbahn begeben, von wo er, merkwürdig genug, Ruhe und Fassung heuchelnd, nach der Station gefahren war, von der man nur zu Wagen nach Holzendorf gelangen kann. Hier hatte sein Wesen und Benehmen, zumal er sich für den Fürsten Brandovar ausgegeben, allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Man hatte, da er im Bahnhofgebäude Lärm gemacht, daß man ihn ohne alle Ceremonien empfangen, polizeiliche Hülfe herbeigernfen und ihn in einen Wagen gebracht, um ihn zu seinem Vater führen zu lassen, da er Vielen am Orte bekannt war. Bei dem starken Nebel hatte der Kutscher sich mehrmals verfahren und so waren die Gensdarmen erst spät mit ihm an Ort und Stelle gelangt, das Entsetzen, welches sie hinter sich gelassen, mit sich in das stille Haus des unglücklichen Vaters tragend.

Als Marie den Armen in dieser Nacht sah, war es ihr wie Schuppen von den Augen gefallen. Jetzt erst war es ihr vollkommen klar, daß sie vom ersten Tage an, wo sie Georg gesehen, die Entwicklung seiner geistigen Krankheit geahnt oder empfunden hatte, und nur der Drang, dem armen Vater das Schrecklichste zu verschweigen, hatte ihre Lippen gebunden.

Nun aber war sie nicht allein zur Theilnahme, sondern auch zur thätigsten Hülfe bereit. Sich ihrer Erfahrungen im Irrenhause deutlich bewußt, bot sie Alles auf, den von Zeit zu Zeit in neue Wuthausbrüche gerathenden Menschen zu beruhigen, und ihrer sanften Ueberredung, ihrem Eingehen auf seinen eigenthümlichen Wahnsinn war das auch wirklich gelungen, denn sie wußte sehr wohl, wie man mit einem solchen Kranken umgehen wüsse. Auf den verdutzten Vater war in dieser entsetzensvollen Stunde nicht zu rechnen, er war fast erdrückt von diesem neuen Schlage, der so unvermuthet auf sein Haupt gefallen war, aber der Arzt stand ihm rathend und helfend zur Seite, und in kurzer Zeit hatte man so den Unglücklichen in einem sicheren Giebelzimmer des Hauses zur Ruhe gebracht, wo nur Marie mit Mike vor seinem Bette saß, ihn mit zärtlichen Worten beschwichtigte und seine heiße Stirn mit in Wasser getauchten Tüchern kühlte.

Wenden wir uns von dem Kranken ab, dessen Krankheit in ihrem weiteren Verlaufe zu schildern nicht in unserer Absicht liegt, auf deren allgemeine Entwicklungsursachen wir aber später noch einmal zurückkommen müssen, da gerade sie es ist, auf deren Existenz und Verbreitung in der heutigen Welt wir aufmerksam machen möchten – begeben wir uns einstweilen zu dem unglücklichen Vater, der mit gebeugtem Haupte und gefalteten Händen auf seinem Lehnstuhl saß und Gott bat, ihm Kraft zu verleihen, auch diesen Schlag zu ertragen und den bittersten Kelch von allen bald an seinen Lippen vorübergehen zu lassen.

»Also wahnsinnig, wahnsinnig!« stöhnte er. »Das fehlte mir noch in meiner eigenen Familie! Einen wahnsinnigen Sohn haben die Brandaus noch nicht gehabt. O, Schicksal, Schicksal, wie bist Du so schwer zu begreifen, warum hast Du gerade mich auserwählt, ein solches Entsetzen zu erleben! Doch, konnte es anders sein, anders kommen? Wo habe ich meine Augen, meine Gedanken gehabt, so viele Jahre hindurch! Hat dieser Unglückliche nicht schon lange wie ein Wahnsinniger gelebt und gehandelt? Ist seine Krankheit nicht allein die letzte Stufe seines leichtsinnigen, aller Vernunft und Einsicht baaren Lebens? – O mein Gott, mein Gott, wie klar liegt Alles das jetzt vor meiner Seele ich sehe es zum Greifen deutlich, nur meine einfältige Vaterliebe hat mich so lange blind und taub gemacht, hat mich verkennen lassen, was ich zu erwarten, zu befürchten hatte! –

»Ja,« fing er nach einer Weile wieder an, nachdem er sich schweigend dem unnennbaren Schmerze überlassen, der sein altes Herz zerriß – »dahin führt das bodenlose thörichte Leben der heutigen Jugend, das sind die Früchte unserer gelobhudelten Zeit der Aufklärung und Intelligenz, das sind die Errungenschaften des freigeordneten Menschengestes auf Grund einer liberal und human gewordenen Erziehung! Habe ich nicht Recht gehabt, als ich vor Monaten in der Residenz Alles auf den Kopf gestellt, alles solide Alte verbannt und nur das Neue mit einer Art von Götzendienst gefeiert fand? Kamen mir nicht alle Menschen, die ich sah, alle Verhältnisse, in die ich Einsicht gewann, wie aus den Fugen gerückt

vor? Sagte ich es nicht dem Doctor, der ungläubig den Kopf schüttelte und mir entgegnete: ich allein sei auf dem alten Flecke stehen geblieben, während die Anderen fort- und mir vorausgeschritten seien? Ein herrlicher Fortschritt, dem Irrenhause entgegen, eine köstliche Verwandlung – bei Gott, wenn es nicht zum Weinen wäre, es könnte zum Lachen sein!« – Und er lachte wirklich, aber wie ein dämonischer Geist, in dessen Lachen sich nicht die Freude der Menschheit sondern allein ihre Verzweiflung ausspricht. »O, wie wohl ist meiner Frau da oben unter dem grünen Hügel,« fing er dann wieder an, »wie schmerzlos liegt sie da, sieht Sommer und Winter auf einander folgen und fühlt weder die Hitze des einen, noch die Kälte des andern. O, läge ich bei ihr und fühlte auch nicht den grimmigen Schmerz, der meine Eingeweide zerreißt und mein Blut gegen das eigene Herz empört, welches es kreisen macht. Was soll ich noch auf dieser jammerreichen Erde, allein und verlassen, denn alle meine Kinder haben sich von mir gewandt, sind in Verbrechen und Wahnsinn verfallen – und warum! O, es ist gräßlich, aber wahr: weil ich in vermessener Eitelkeit, in unüberlegtem Hochmuth, in unbezwinglichem Stolze zu jener unseligen Stunde den Fluch auf sie und mich geladen, den der mit Unrecht gezüchtigte Knabe winselte: Deine jüngeren Söhne werden Dich strafen für das, was Du so ungerecht an Deinem ältesten gethan! – O, Richard, mein Richard – wärest Du bei mir – könnte ich noch einmal Deine Hand berühren, ich wollte knien,

knien vor Dir und Dich beschwören, den Fluch von Deines Vaters Haupt zu nehmen und ihn zu segnen mit Kindesliebe – o, Gott, o, Gott, wo hast Du meinen Richard begraben – laß ihn auferstehen und zu mir kommen, er wäre ja die einzige Hoffnung, die noch für mich auf dieser Erde übrig bliebe, das einzige Band, welches mich noch mit diesem Leben verknüpfte!«

Nach diesen mit unendlicher Weichheit und Wehmuth gesprochenen Worten legte er seinen Kopf in beide Hände, beugte sich vorn über und weinte laut, so laut, daß er nicht einmal den Schritt des Arztes vernahm, der geräuschlos durch die Thür eintrat, nachdem er eine Stunde am Bette Georg's gesessen und mit Marie über die Krankheit desselben sich berathen hatte.

In der ganzen Erscheinung des Arztes, wie sie jetzt sichtbar ward, als er leise in das Zimmer des Barons trat, gab sich eine tiefe Erschütterung kund. Sein Gesicht war bleich, die Zeichen der tiefsten Trauer tragend, seine Haltung gebeugt, und seine Hände zitterten, sobald er sie von seinem Körper löste.

Langsam schritt er so heran und legte die Rechte auf das niedergebeugte Haupt des alten Barons.

Dieser richtete sich sogleich auf und stieß einen Schrei der Freude aus, als er den Arzt noch bei sich sah. »Millinger,« sagte er herzlich, »ach! Ihr seid noch da – Ihr verlaßt mich nicht?«

»Nein, Herr Baron, ich verlasse Sie nicht, ich bleibe die ganze Nacht und den morgenden Tag bei Ihnen. Ich habe

schon einen Boten an meine Frau gesandt, um ihr die Ursache meines Ausbleibens zu erklären.«

»Wohl, ich danke Euch! O, es ist eine Wohlthat für mich, noch einen Freund, wie Ihr seid, um mich zu haben. Wo ist Marie?«

»Sie ist bei dem Kranken. Wir können ihn keinen bessern Händen anvertrauen, ihr allein folgt und gehorcht er, sie versteht es mit solchen Unglücklichen umzugehen – nie habe ich etwas dergleichen gesehen und es ist mir fast unerklärlich.«

»Sie ist mir von Gott gesandt, Doctor, ich habe es schon lange im innersten Herzen gefühlt. Wie ist es aber mit ihm? Rast und tobt er noch?«

»Nein, er liegt ruhig in seinem Bette und hört die Erzählungen Ihrer Nichte an, die sie ihm wie Honig in die aufgeregte Seele träufelt, denn sie spricht eine Sprache mit ihm, von Kronen und Sceptern, die kein Mensch versteht, als sie und er allein.«

»Das ist merkwürdig. – Sind die Männer, die ihn gebracht, wieder fort?«

»Nein, ich habe angeordnet, daß sie die Nacht mit dem Wagen hierbleiben. Sie sitzen in der Küche und erzählen zum zehnten Mal den horchenden Leuten ihr trauriges Erlebnis.«

»O, Doctor, wie tief wühlt das in meinem Herzen! Meine Knechte sitzen beisammen und schwatzen über das Schicksal ihres Herrn! Welche Demüthigung für den stolzen Baron! Aber wißt Ihr, Doctor, der alte Baron ist es nicht mehr, den Ihr vor Euch seht –«

»Nein,« entgegnete sanft der Arzt, »er hat sich schon lange zu seinen Gunsten geändert. Ich weiß es sehr wohl.«

»Ganz, Doctor, ganz und gar.« O, ich kann Euch das nicht sagen, wie es so langsam und allmähig, gleich Harfenton und Sphärenklang in meine Brust zog, wie ich den brausenden Sturm in meinem Blute sich sänftigen, den quälenden Stachel in meinem stolzen Herzen sich abstumpfen fühlte und die Liebe und Neigung zu den mich ungebenden Menschen eine ganz andere Gestalt annahm. Das hat mir Marie gebracht, der Engel!«

»Ja, sie ist sein Engel, so erscheint sie mir heute in ihrem vollsten Glanze. Sie sollten nur sehen und hören, nicht was sie thut und spricht, sondern *wie* sie es thut und spricht.«

»Um Gotteswillen – ich mag es nicht hören und sehen, ich kann es mir vollkommen denken. In meinem ganzen Leben werde ich den schrecklichen Anblick meines Sohnes nicht vergessen; er war es nicht selbst, was ich sah, sondern nur sein Gespenst. – Wie nennt man den Wahnsinn, der ihn erfaßt hat? Ist es Tobsucht?«

»Ach nein, es ist eine mir selbst sogar bisher, wenn nicht unbekannt, doch fremd gebliebene Art des Wahnsinns. Erst Marie hat mir den Namen genannt und mich mit seinen Symptomen bekannt gemacht.«

»Marie? Auch Das? Und *Ihr* habt ihn nicht einmal gewußt?«

»Nein, ich gestehe meine Unwissenheit ein. Diese Art von Kranken kommt mir hier auf unserem Dorfe nicht

vor; Marie aber hat sie häufig, sagt sie, im Irrenhause gesehen. Sie nennt es den *Größenwahn*.«

»Den *Größenwahn*?«

»Ja, und was sie mir so eben darüber mitgetheilt hat, werde ich mein Leben lang nicht vergessen, denn es berührt tief, tief die ganze gegenwärtig lebende Menschheit, das heutige Leben, die Verbildung der Jugend, die durch übertriebener Genuß alles Dessen, was Gott in seiner unerschöpflichen Vatergüte den einfältigen Menschen gegeben hat, – der Ueberreizung huldigt und dadurch eine Beute des schrecklichsten Schicksals auf Erden wird.« –

Brechen wir hier einen Augenblick ab, um dem Leser eine allgemeine Aufklärung über die merkwürdige Form des Wahnsinns zu geben, welcher, wie wir eben hörten, Georg von Brandau ergriffen hatte; die nachfolgende Belehrung wird ihn hinreichend entschädigen für den kurzen Aufschub der Fortsetzung unserer, ihrem Ende entgegengehenden Erzählung. Denn es ist leider wahr, was der Arzt eben sagte: diese Wahnsinnsform hat eine große Bedeutung für die gegenwärtige Zeit und das heutige Leben, nicht allein wegen ihrer täglich zunehmenden, fast erschreckenden Häufigkeit, sondern auch wegen ihrer allmäligen Verbreitung durch fast alle Klassen der Gesellschaft, obgleich nicht zu läugnen ist, daß die sogenannte vornehmere, bemitteltere und auf höhere Bildung Anspruch machende Klasse die zahlreichsten

Mitglieder in ihren Reihen hat. Der sogenannte Größenwahn ist jene wunderbare, noch nicht allzu lange bekannte und in dem Sodom der modernen Welt, in Paris, zuerst beobachtete Wahnsinnsform, ¹die der Mensch sich so recht mit eigenen Händen schmiedet, die er sich selbst künstlich zusammengesetzt denn sie geht unmittelbar aus der Lebensweise der heutigen Jugend hervor oder steht wenigstens in sehr nahem Zusammenhang mit ihr. Wenn man den Wahnsinn, der ein Auslöschen des Selbstbewußtseins, ein Verlassen des gesunden geistigen Seins und ein Uebergang in das kranke geistige Sein ist, unter Umständen ein glückliches Selbstvergessen nennen

¹Eigentlich ist der Größenwahn nur ein äußerlich wahrnehmbares Symptom einer im Verborgenen schleichenden organischen Gehirnkrankheit, der chronischen *Meningitis*, die ihre gewöhnlichen Stadien: der Reizung, der Ausschwitzung und der Lähmung, durchläuft. *Bayle* heißt der französische Arzt, der sie 1822 zuerst genauer beschrieb. Er war längere Zeit Interne zu Charenton (der Irrenanstalt für höhere Stände bei Paris), studirte fleißig die pathologische Anatomie des Gehirns Geisteskranker und veröffentlichte 1822 seine *Recherches sur les maladies mentales*. Erst seit dieser Zeit ist die *Aliénation paralytique*, die *Paralysie générale*, bei uns Größenwahn benannt, eingebürgert in die Psychiatrie.

kann, so könnte man den Größenwahn den glücklichsten Wahnsinn von allen nennen. Denn die davon Befallenen sind sich ihrer Krankheit nicht allein nicht bewußt, sondern sie leben in dem beständigen und unumstößlichen Wahne, die glücklichsten, begabtesten, reichsten und schönsten Menschen auf Erden zu sein. Die ganze Erde und Alles, was darauf lebt und webt, ist entweder ihr Eigenthum, oder sie haben wenigstens das Vorrecht, mit den Gütern dieser Erde nach Belieben schalten und walten zu können. Sie allein sind die Herren dieser Welt und alle übrigen Menschen sind nur zu ihrem Nutzen und Gedeihen vorhanden. Niemals dünken sich diese bevorzugten Leute, etwas Kleines zu sein, stets sind sie etwas Bedeutendes, *Großes*, Seltenes vor dem alle übrigen Creaturen sich vor Bewunderung und Ehrfurcht im Staube beugen müssen. Daher finden wir, daß sie in ihrer Einbildung in der Regel solche Stellungen einnehmen, die im gewöhnlichen Leben von oberflächlich Denkenden und Urtheilenden beneidet und reicht selten in ihrem Glanz und wahren Werth überschätzt werden. Sie sind also Grafen und Herren, Fürsten und Könige, große Künstler, Dichter und Sänger, Gelehrte jeden Grades und jederlei Richtung.

Vor den Augen dieser glücklichen Unglücklichen dehnt sich die ganze Welt wie ein weites, glänzendes und natürlich ihnen gehörendes Paradies aus. Die gewöhnliche Luft erscheint ihnen als göttlicher Aether, alle Metalle sind Gold, alles Wasser, was darinnen fließt, ist Champagner

und Rheinwein. Die lieblichsten Melodien schwirren ihnen Tag und Nacht vor den Ohren, Vögel singen auf allen Zweigen, die Blätter der Bäume sind von Smaragd und die Früchte derselben Nectar und Ambrosia. Was sie speisen, und wäre es das elendeste Mahl, scheint ihnen ein Göttermahl; jedes Weib, und wäre es eine Stallmagd, wie Don Quixote's Dulcinea, eine Aspasia; alle bedeutenden, namhaften Menschen, auch wenn sie sie nie gesehen und nie von ihnen gehört, sind ihre besten Freunde oder sogar Vettern; Alles können sie zu ihren Gunsten bewegen und lenken, und selbst der liebe Gott ist ihr erster Diener und Knecht. Daß ihnen alle Reichthümer der Welt zu Gebote stehen, versteht sich von selbst, sie rechnen nicht nach Tausenden, sondern nur nach Millionen, und scheuten Jedem so viel er nur braucht oder haben will. Untergebenen gegenüber geben sie sich stets ein herrisches Ansehen, während sie, wunderbar genug, gegen Diejenigen, die ihnen durch Geist, Kraft oder Ansehen überlegen sind, sich in der Regel bescheiden, oft sogar demüthig verhalten.

Hieraus ergibt sich also, daß diese Krankheit auf einer unerhörten Selbstüberschätzung beruht, daß die davon Befallenen alle großen und guten Eigenschaften der Menschen zu besitzen wähnen, daß sie sich körperlich und geistig gleich reich begabt, durch äußere Verhältnisse beglückt, allen übrigen Menschen ein unnachahmliches Muster und Beispiel zu sein dünken.

Die Ursachen dieser schrecklichen Krankheit, um so schrecklicher, weil sie mit jedem Jahre an Zahl und Intensität wächst, sind verschiedener Art, meist aber aus Stolz und Dünkel, Eitelkeit und Wichtigkeit der Person gestützt, begleitet von einem das richtige Maaß überschreitenden, verschwenderischen Leben, sowohl in leiblicher als geistiger Weise. Daher die beiden Namen, womit die Franzosen diese Krankheit nennen, *monomanie des grandeurs* und *paralysie générale progressive*, von denen der erstere mehr die günstige Abweichung und der zweite die somatischen Ursachen bezeichnet. Denn Alles, was Körper und Geist zugleich schwächt, Ausschweifungen jeglicher Art, übermäßige und lange fortgesetzte Aufregung, namentlich im Spiel, Nachtwachen und übertriebene geistige Anstrengungen erzeugen sie. Am häufigsten werden Männer davon befallen; denn bis jetzt kann man auf achtzig davon ergriffene Männer nur immer ein Weib rechnen, und zwar zumeist solche, die den höheren oder wenigstens besseren Ständen angehören. Junge, bemittelte Offiziere, denen ihre Privilegien den Kopf verrückt haben, deren Beschäftigung nicht hinreichend ist, die ihnen zugehörige Zeit zu tödten, und die deshalb auf Allotria verfallen, Postsecretaire, denen eine eben so unvernünftige wie übermäßig anstrengende Arbeit ohne Ruhe und Rast aufgebürdet ist, Gränz- und Steuerbeamte, die, den bösen Einflüssen der Witterung preisgegeben, Tag und Nacht in feuchten Wäldern umherschweifen müssen, eitele und schwach begabte Künstler, denen die Welt nicht den erwarteten Ruhm und Kranz zu Füßen legt

– alle diese Leute sind mehr oder weniger den Angriffen dieser dämonischen Krankheit häufig ausgesetzt, indem sie ihre körperliche Nervenkraft lähmt und dadurch auch lähmend auf ihre geistige Fähigkeit einwirkt.

Allmählig nur, wie die Zerstörung der leiblichen Kräfte fortschreitet, wächst diese mörderische Krankheit – mörderisch, sagen wir, denn die Erfahrung lehrt, daß sie in der Regel den davon Ergriffenen im Laufe von sechs Jahren tödtet. Klein und unscheinbar ist ihr Anfang, der Uneingeweihte erkennt ihn nicht und die an die Eigenheiten des davon Befallenen Gewöhnten trösten sich damit, daß derselbe immer ein excentrischer Kopf gewesen sei. Anfangs sind diese Leute nur eitel, aufgeblasen, leicht verletzbar und stolz; allmählig werden sie herrisch, dünkelfhaft, schwer umgänglich, leicht verletzend; zuletzt aber überheben sie sich gänzlich ihrer Sphäre und eilen mit Sturmschritten der höchsten Stufe des Irrsinns zu, die wir schon angedeutet haben.

Wie sich aus dem bisher Gesagten schon von selbst ergibt, so finden wir diese Form des Wahnsinns leider nicht allein in Irrenhäusern vor, wenngleich sie darin in höchster Blüthe anzutreffen ist, sondern weit und breit in der ganzen Welt zerstreut, in allen Stellungen und Rangverhältnissen sehen wir den Größenwahn gleichsam in milderer Form, in erträglicher Größe, in noch nicht überschwänglicher Ausbildung auftreten. Am sichtbarsten aber tritt er in einzelnen eitelen, dummstolzen und nicht sattsam gebildeten Menschen periodisch oder nur momentan auf. Es sind dies die sanguinischen, leicht

erregbaren Constitutionen, die von den äußeren Eindrücken der Welt leicht influirt werden und sich selbst eine mehr denn vernunftgemäße Obergewalt über Andere zuschreiben. Sie haben Augenblicke, in denen sie wie auf Wolken über dem stumpfen Erdenleben zu schweben scheinen und in denen die Welt, in der sie persönlich athmen und weben, eine ätherische Beimischung für sie hat, während alle unter ihnen Stehende gemeine stinkende Luft athmen. Sie fühlen sich – man weiß eigentlich nie wodurch – über ihres Gleichen erhaben, geben sich einem unerklärlichen inneren Rausche hin und schreiten, wie von unsichtbaren Flügeln getragen, angestaunt und bewundert von Jedermann – nach ihrer Meinung wenigstens – gleichsam auf einer Kometenbahn dahin. Plötzlich aber fallen sie aus allen ihren Himmeln und sehen sich auf die nackte kalte Erde versetzt, die ihnen nun wie alltägliche Prosa, wie gemeines Sein erscheint. Ist es da dem schwachen Menschenkopfe zu verdenken, wenn er, plötzlich zur Besinnung kommend und seinen früheren Wahn als Irrthum erkennend, den Verstand verliert? Wer ist so wohl geschaffen und eisern organisirt, solche Demüthigung, solche Kleinheit mit Ergebung zu tragen? Sich früher so groß und mächtig gedünkt zu haben, eben noch ein König, ein Crösus, ein Raphael, ein Shakspeare gewesen und jetzt nichts zu sein, als ein ganz gewöhnlicher, duldender, armer Erdenmensch? O, wo ist ihr Gold, wo sind ihre Edelsteine, ihre Ehrenzeichen geblieben, die sie so eben auf der Brust und in Händen getragen, die sie

an alle Welt verschenkt haben? Alles ist vor ihren Augen plötzlich Staub und Asche geworden, der Champagner hat sich in geschmackloses Wasser verwandelt, die Macht, Größe und Herrlichkeit, mit der sie geprunkt, ist in Plunder zerfallen. Welcher Umschwung, welche Veränderung! Wie muß dem Menschen zu Muthe sein, den plötzlich das Bewußtsein packt, Alles, was seine Phantasie sich vorgestellt, sein Besitz, sein Verdienst, seine äußere Geltung sei verflogen, wie die Luft, die aus dem ersten besten geöffneten Fenster entschlüpft, alle seine Einbildung mit einem Male erlahmt, seine Ideenwelt zerstört? Ach, ist dies nicht viel ärger, als aus dem Leben plötzlich in Vernichtung überzugehen? Denn die wirkliche Vernichtung, der wirkliche Tod ist doch nicht mit Bewußtsein verbunden, diese Vernichtung aber eben ist das Bewußtsein, daß das ganze Leben nur eingebildete Größe, Schönheit und Vortrefflichkeit war!

Welche Lehre aber soll der Mensch, wenn er sich dies durchdenkt und recht klar vergegenwärtigt, aus dieser Betrachtung ziehen? O, er nehme die Welt und das Leben, wie sie sind, nicht wie sie sein könnten; er arbeite und arbeite, um aus der einzigen Quelle gefunden und Zufriedenheit gebenden Lebens zu schöpfen, er erhebe sich nicht willkürlich über Andere, über sich selbst, er sei zufrieden mit dem, was ihm Gott gegeben, und schreite nicht über den beschränkten Kreis hinaus – denn jedes einzelnen Menschen Lebenskreis ist und muß ein beschränkter sein – den die Vorsehung um seine Existenz gezogen, er strecke seine nimmersatte Hand nicht nach

Gütern aus, die außer seiner Sphäre liegen, er genieße, was er hat, was er erreichen kann, und gönne den Andern den Reichthum, die höhere Lebensstellung, den Rang und die Ehre, die für ihn nicht geschaffen sind, er wende endlich seinen Verstand dazu an, sich und die Welt zu begreifen, und dämme seine übersprudelnden Leidenschaften bei Zeiten in die Grenzen ein, welche die Sitte und der Anstand der Welt um ihn gezogen haben. Wer Demuth im Herzen, Bescheidenheit in seinen Ansprüchen, Vertrauen zum guten Ende in Gott in sich trägt, der ist vor dem traurigen Wahnsinn gesichert, den wir hier zu schildern versucht, einem Wahne, der alle Tage in der Sittenlosigkeit, der Schwelgerei, dem Uebermuth, dem Trotz, der Eitelkeit und dem falschen Glanz der leichtverletzlichen sogenannten Weltehre gleich einem fressenden Krebs im Herzen und Geiste der Menschen seine Nahrung findet.

Vor einem solchen Kranken, dessen Extase so eben erloschen war und dessen Erschlaffung den höchsten Grad erreicht hatte, sodaß sein augenblickliches Dasein dem der süßesten Ruhe gleichzukommen schien – das heißt für ein Auge, welches die Krankheit nicht zu erkennen, und für einen Geist, der sie nicht zu begreifen vermag – saß Marie von Steinach in der Mitternachtsstunde dieser Schreckensnacht. Neben ihr kauerte bleich, die gefalteten Hände in den Schooß gedrückt, Mike, die junge

Magd, die den Muth hatte, ihrer Herrin zu Liebe an dem Bette eines Wahnsinnigen zu wachen, deren Beispiel für sie so erhebend war, daß sie es in allen Stücken nachzuahmen beschlossen hatte.

Auch der Baron und Doctor Millinger waren in des Ersteren Zimmer noch wach, besprachen noch immer die vorliegenden Verhältnisse und suchten gegenseitig alle die Trostgründe zu erschöpfen, die der denkende Verstand und das gläubige Herz des Menschen in solchen verzweiflungsvollen Lebenslagen noch in Vorrath zu haben pflegt. Die Wachen vor dem Hause aber schritten unterdessen noch immer munter auf und ab, nur zuweilen, wenn sie sich zufällig begegneten, sich von den gräßlichen Dingen etwas in's Ohr raunend, die drinnen im Herrenhause vorgefallen waren und die jetzt die größere Runde im Munde der Diener machten, denn ein Theil der Bewohner des Gutshofes war wach geblieben, zumal man wußte, daß die Herrschaft selbst noch nicht die zweifelhafte Ruhe des nächtlichen Schlummers gesucht hatte.

Welche Gedanken und Gefühle mochten wohl den Geist und das von so widerstreitenden Empfindungen bewegte Herz jenes edlen Mädchens erfüllen, als sie in dieser tiefen Nachtstunde so still und lauschend am Bette des Kranken saß und mit willigster Ergebung die Dienste verrichtete, die sie in ihrer Jugend am Krankenbette der Mutter und vieler anderer Leidender mit so hinreißender Geduld zu üben gelernt hatte! Was hatte sie Alles an diesem denkwürdigen Tage erlebt, welche Freude

und welchen Schmerz kennen gelernt! Die höchste Wonne des Lebens war durch ihre junge Brust gezogen, indem sie ihr Kunde gab vom höchsten Beruf des weiblichen Herzens, und eine der tiefsten Betrübnisse, die das menschliche Mitgefühl erregen kann, hatte sie mitempfunden. O, sie gab sich jetzt von beiden Zuständen ihrer Seele Rechenschaft und sprach mit Gott, mit dem sie schon so oft gesprochen, indem sie ihn bat, ihr ihre Liebe zu schirmen und zugleich den Kummer ihres alten guten Oheims durch seine allmächtige Fürsorge zu mildern. Ob Gott wohl das Gebet erhörte, welches aus diesem reinen Busen zu seinem Wolkensitze sich erhob? Wir wollen es wünschen; wenigstens gab er ihr für den Augenblick Ruhe und Zeit zum stillen Nachdenken, denn der Kranke lag in einem todähnlichen Schlafe, seine Sinne waren dem für ihn so traurigen Erdenleben entrückt, nur seine Finger bewegten sich bisweilen krampfhaft auf der seidenen Decke, auf der sie ruhten, und seine Brust athmete schwer und beklommen, als würde sie von einer inneren Last und Sorge bedrückt. Es war ein großes Glück, weniger für ihn, als für seine Umgebung, daß er in so tiefem Schlafe lag, denn noch war die schaurige Nacht, die zwischen heute und morgen ihre düsteren Locken schüttelte, erst halb vorüber, was so eben die große Vorsaaluhr verkündet hatte, die man bei der großen Stille durch das ganze Haus die Mitternachtsstunde schlagen hörte, und noch fünf lange einsame Stunden mußten verstreichen, bis das erste Tagesgrauen am Himmel sichtbar wurde.

Ob dieser Schlaf durch das beruhigende Mittel herbeigeführt war, welches der Arzt aus seiner Taschenapotheke dem Kranken eingeflößt hatte, oder ob es die natürliche Folge seiner seit zwei Tagen unaufhörlichen Aufregung war, wer kann es erörtern? Genug, die segensreiche Wirkung war da und Marie hatte Zeit gewonnen, sich zu sammeln, ihren Entschluß zu befestigen und sich mit neuer Fassung auf etwa wiederkehrende Wuthausbrüche seiner momentan schlafenden Leidenschaft vorzubereiten.

Als die Uhr ihre metallene Stimme hatte ausklingen lassen, erhob sich Marie leise von ihrem Stuhl und sagte in jenem flüsternden und doch so verständlichen Tone, den nur *die* Menschen besitzen, die ein halbes Leben am Krankenbette einer geliebten Person zugebracht haben, zu der ihr so innig ergebenen und sie aufmerksam betrachtenden Magd:

»Mike, er schläft ruhig und fest; ich glaube, er wird so bis zum Morgen schlafen, denn seine Lebensgeister sind vollständig erschöpft. Wenn er morgen aber wieder aufwacht, wird er von Neuem toben und wir werden dann wieder unsere Kräfte gebrauchen – willst Du daher nicht hinuntergehen und Dich zur Ruhe begeben?«

»Ich, gnädiges Fräulein? Gehen Sie denn auch zur Ruhe?«

»Nein!« hauchte Marie leise und lächelte mit ihrem sanftesten Lächeln dabei. »Ich bleibe wach bis zum Morgen und den ganzen anderen Tag; ich bin an das Wachen gewöhnt und fühle keine Abnahme meiner Kräfte.

Du aber bist nicht daran gewöhnt, hast den Tag hindurch gearbeitet und wirst auch morgen wieder arbeiten müssen.«

»Das schadet nichts; o, ich bin jung und stark, weit stärker als Sie, gnädiges Fräulein, und wo Sie bleiben, bleibe ich auch!«

»Das ist freundlich von Dir und ich danke Dir, aber ich fordere es nicht.«

»O ich weiß, wann hätten Sie schon einmal etwas von mir gefordert – Sie bitten ja nur immer. D’rum bleibe ich so gern bei Ihnen, das wissen Sie ja.«

»Ich weiß es und es ist mir auch lieb, daß ich Jemanden in meiner Nähe habe, nur wollte ich Dich nicht belästigen. – Höre wie der Wind da draußen heult, – es ist eine stürmische Nacht, auch in der äußeren Natur.«

»Freilich, und es war doch ein so schöner Tag!«

»Ach ja, er war *sehr* schön! Wer hätte das gedacht! – Ob wohl der Nebel noch immer so dicht auf den Feldern liegt – ob noch kein Stern am Himmel zu sehen ist?«

Mike stand auf und nachdem sie auf Mariens Geheiß die Lampe, die in der vom Krankenbette am weitesten entfernt liegenden Zimmerecke brannte, noch etwas mehr verdunkelt, trat sie an’s Fenster und rollte behutsam den grünen Vorhang auf, der davor herabgelassen war. Das Giebelzimmer, in dem sie sich befanden, lag nach dem Viehhof hinaus, der im Hintergrunde von der großen Scheune, links von dem Pferde- und Kuhstall und rechts von den Schafställen eingefast war. Dieser große

Hof lag still und einsam vor den Augen der beiden Schauenden, denn auch Marie war zu der Dienerin getreten, um ihren Blick auf den Himmel und in das Freie hinaus zu richten; nicht das leiseste Geräusch war auf demselben zu vernehmen, das Vieh erfreute sich einer süßeren Ruhe in dieser Nacht, als selbst die Menschen. Nur dann und wann ließ sich der Ton einer rasselnden Kette durch den nächtlichen Frieden hören, der einzig und allein von Zeit zu Zeit durch einen tosenden Windstoß unterbrochen wurde, der jetzt gerade über die große Scheune her auf das Schloß zuwehte.

»Es ist kein Stern zu sehen,« sagte leise die Magd, »der Nebel liegt noch dicht zwischen Erde und Himmel.«

»Du irrst, Mike, er ist bedeutend gelichtet; ich kann ja den ganzen Viehhof überschauen und da hinten ist sogar ein Stern sichtbar.«

»Wo denn? Das ist ja nicht möglich.«

»Doch!« Und Marie deutete mit Mike's eigener Hand, wobei sie sich vertraulich auf ihre Schulter stützte, auf die Stelle, wo sie den Stern zu sehen geglaubt hatte. »Da ist er,« sagte sie, »siehst Du wohl – doch nein – Du hast Recht, ich muß mich geirrt haben – der Stern ist fort und ich sehe nichts als einen trüben Nebel rings um mich her.«

»Man sieht ja nicht einmal das Dach der Scheunen,« fuhr Mike fort. »Vielleicht ist Jemand mit einer Laterne über den Hof gegangen.«

»Das kann nicht sein, Mike, es war ja viel höher. Die Sterne flimmern doch nicht am Boden – Ob mein Oheim wohl noch wach ist?«

Ohne ein Wort auf diese Frage zu äußern, schlich Mike auf den Zehen zur Thür hinaus, schritt auf dem oberen Corridor nach der Treppe hin und horchte hinunter. Als sie gleich darauf wieder zurückkam, sagte sie: »Gewiß, der gnädige Herr ist noch wach, er spricht laut mit dem Doctor, und Friedrich sitzt auf einem Stuhl vor der Thür und nickt.«

»So. Doch sieh – da ist das Licht wieder.«

»Wo? Dort? O, das ist kein Stern –«

»Ich sage auch jetzt nicht, daß es ein Stern ist – aber ein Licht, eine Laterne –«

»Mein Gott, wer sollte denn so spät mit einer Laterne in die große Scheune gehen und noch dazu auf den Boden? Denn das ist ja ungefähr die Gegend der großen Luke, wo es brennt –«

»Es brennt? Wo, Wo?«

»Ich meine das Licht – aber wahrhaftig! Bei Gott, gnädiges Fräulein, das Licht wird immer größer und größer – o, Fräulein – es ist – Feuer – Feuer!«

Marie richtete sich bei diesem Schreckensruf so hoch in die Höhe, wie sie Mike noch nie gesehen hatte. Ihr Gesicht überzog dabei augenblicklich eine Leichenblässe und, die rechte Hand auf das laut schlagende Herz drückend, faßte sie mit der Linken so heftig Mike's Arm, daß diese einen lebhaften Schmerz empfand. Plötzlich kam ihr die Sprache wieder, die sie einen Augenblick verloren zu haben schien – »Mike,« rief sie – »geschwind! Mein Oheim! – Rufe, rufe!« –

Mike sprang wie der Blitz, die Treppe hinab in das Zimmer des Barons und verkündete hier athemlos, keuchend, was sie und das gnädige Fräulein so eben vom Giebelfenster aus beobachtet hatten.

Unterdeß war die Flamme, die, anfänglich durch den Nebel verhüllt, nur wie ein Licht erschienen, schon bedeutend gewachsen und der düstere Rauch des brennenden Holzes und Heues mischte sich auf dem Hofe bereits mit dem weißen Nebel, so daß Jedermann allein durch den Geruch das nahende Unglück wahrnehmen konnte.

Der Baron, so tief gebeugt und von Sorgen anderer Art erdrückt er auch war, erhob sich bei dieser unerwarteten Nachricht wie ein Mann, der sich den einen Feind so eben vom Halse geschüttelt und nun einem zweiten zu begegnen, schon wieder frischen Muth gewonnen hat. Ihm auf dem Fuße nach folgte der Arzt, der, wie es den Anschein hatte, in dieser Nacht sein steter Begleiter bleiben sollte. Kaum waren sie auf dem Hofe angekommen, so erschien auch der Förster mit seinen beiden Wachen, deren Aufmerksamkeit leider nicht hatte verhindern können, daß irgend ein Bösewicht in der Stille der Nacht herangeschlichen war und das Feuer in der Scheune angefacht hatte, denn anders konnte es nicht entstanden sein; da seit mehreren Tagen kein Mensch vom Gute die Scheune betreten hatte. Alle Versammelten nun richteten ihre Augen auf die große Luke derselben, und leider war es nicht mehr zu verkennen, daß ein ernstliches Feuer ausgebrochen sei. Als man das aber erst erkannt, entwickelte sich

auf dem großen Gutshofe eine überaus thätige und lärmvolle Scene. Alles, was an Menschen in den verschiedenen Häusern vorhanden, war im Nu auf den Füßen. Lautes Rufen von der einen Seite, Wehklagen auf der andern ließ sich alsbald vernehmen. Eine Zeit lang schien es, als ob eine Art Verwirrung unter den zum Theil aus dem Schlaf aufgescheuchten Leuten ausbrechen wollte, aber des Barons donnernde Stimme, der mitten auf dem noch leeren und einen Fuß hoch mit niedergetretenem Stroh bedeckten Viehhofe stand, so wie das Beispiel der noch anwesenden Gensdarmen, die Georg hergeführt, brachten eine Art Leitung und Ordnung in alle rasch auf einander folgenden Vorgänge. Während einige Männer vor allen Dingen in die zunächst gelegenen Ställe sprangen, das angekettete und laut brüllende Vieh von ihren Ständen lösten und aus den weit geöffneten Thorwegen trieben, was bei den sich theilweise widersetzenden Schaaften ein schwieriges Stück Arbeit war, aber von den instinctmäßig, die Gefahr begreifenden und ängstlich bellenden Hunden vortrefflich unterstützt ward, warfen sich zwei junge Bursche auf die ersten besten rasch gezäumten Pferde und jagten nach verschiedenen Richtungen hin, um Hülfe zu holen, so nach dem Dorfe Holzendorf, wo mehrere Spritzen standen, und nach dem Kupferhammer, von woher der bedeutendste Beistand zu erwarten war.

Unterdeß aber hatte das Feuer in der großen, mit Getreide, Heu und Stroh gefüllten Scheune große Fortschritte gemacht, die der von Südwesten herjagende

Wind leider noch zu beschleunigen angethan war. Bereits stand das ganze lange Dach in hellen Flammen und die feurige Lohe leckte schon nach den allmählig sich leeren Ställen hinüber. Die kleine, im Gutshofe vorhandene Spritze, die sogleich in Thätigkeit gesetzt war und eifrig von der anwesenden Mannschaft bedient wurde, um vor allen Dingen den zunächst gelegenen Schaafstall zu schützen – was konnte sie thun, als einen kleinen dünnen Wasserstrahl gegen den bedrohten Giebel werfen, denn wenn auch ihrer sechs vorhanden gewesen wären, sie hätten das große Feuermeer nicht zu bewältigen vermocht, zumal es in dem trockenen Stroh und Heu eine so ungeheuer reichliche und leicht entzündliche Nahrung fand.

So war es denn natürlich, daß der Feuerheerd von Minute zu Minute ein größerer, die Gefahr für die Ställe eine bedeutendere wurde und das Endresultat, wenn die erwartete Hülfe zu lange ausblieb, kein anderes sein konnte, als daß bei dem herrschenden Winde, der gegen das Schloß hinwehte, endlich alle Gebäude ein Opfer der Flammen wurden.

Die geräuschlosen und doch so tief die Seele erschütternden inneren Vorgänge Derer zu schildern, die vom Giebelfenster aus Zeugen des ganzen sich allmählig entwickelnden Schauspielles waren, wäre eine Aufgabe, der unsere schwache Feder auf keine Weise gewachsen ist. Marie, in ihrer unbeschreiblichen Herzensangst – denn wir wissen, daß Feuersgefahr ihr die schrecklichste von

allen Gefahren schien – auf die erst laut und heftig weinende, dann aber sich bald fassende Mike gestützt, stand noch immer am Fenster und schaute auf das jeden Augenblick sich vergrößernde Feuermeer hinüber, das seine Gluth, seinen düsterrothen Schein bis in das ziemlich weit entfernte Krankenzimmer warf, ohne jedoch den Schlafenden im Mindesten zu stören. Ihr Auge hatte keine Thränen, ihr Busen keinen Seufzer, ihre Lippen keine Worte mehr, und doch weinte, seufzte und sprach sie innerlich in dieser schrecklichen Stunde ihres Lebens mehr, als in irgend einer anderen zuvor. Das Auge wie gebannt auf die einzelnen Menschen gerichtet, die in dem hellen Scheine des den Nebel durchdringenden und schauerlich aufhellenden Feuers hin und her glitten, gleich Gespenstern, die ein geheimnißvolles Werk schaffen, die Hände fest um das Kreuz des geöffneten Fensters geklammert, Wünsche und Bitten zu dem unsichtbaren Leiter aller menschlichen Geschicke emporsendend, stand sie einige Schritte von dem unglücklichen Wahnsinnigen entfernt, der ohne Ahnung, was um ihn her vorging, im glückseligen Todesschlaf dalag und vielleicht von seinen Millionen träumte, die ihm sein Irrsinn als sein unverlierbares Eigenthum vorgelogen.

Die anderen Frauen des Hauses, wie immer die laute-
sten und unruhigsten Zeugen bei solchen Vorfällen, lie-
fen schreiend und händeringend aus einem Zimmer in's
andere, aus dem Hause in den Hof, aus dem Hofe in den
Garten und wußten vor Aufregung nicht, wo sie Hand
anlegen, was sie thun, was sie lassen sollten. –

Plötzlich erschien der Baron im Hause, wo die Frauen verschiedene Gegenstände zu packen und bei Seite zu schaffen angingen.

»Kein Mensch rühre hier eine Hand an,« lautete sein keinen Widerspruch duldender Befehl – »bis hierher kann das Feuer nicht dringen; laßt ab von allem Thun im Hause und helft die Spritze draußen mit Wasser füllen, bis Hülfe kommt!«

Gleich darauf war er wieder im Freien, und wo man sein graues Haar, das seine Bedeckung verloren, im Nachtwinde flattern sah, gehorchte man unbedingt seinen Anordnungen, die er dadurch unterstützte, daß er selbst mit Hand anlegte, wo es nothwendig erschien.

Während man nun so alle vorhandenen Kräfte in's Spiel brachte, ohne doch dem feindlichen Elemente einen Erfolg abzurufen, vielmehr ihm Schritt vor Schritt weichen mußte, nahte die Hülfe, von der der alte Baron so eben gesprochen, allmählig heran. Der Bote, der nach Holzendorf gejagt war, hatte den kürzesten und bequemsten Weg zurückzulegen und er kam auch zuerst am Ziele an. Aber ehe hier die schlafenden Menschen erweckt wurden, sich ankleideten und sammelten, ehe man die Pferde anschirren und vor die Spritzen legen konnte; verstrich eine geraume Zeit. Als sie endlich in vollem Jagen auf dem Gutshofe anlangten, war ihnen schon eine andere, weit abgelegene, aber schnellere und werkhätiger Hülfe zuvorgekommen, eine Hülfe, auf deren umfassende und sachkundige Thätigkeit wir jetzt hauptsächlich unsern Blick richten wollen.

Der Bote, der nach dem Kupferhammer geritten war, hatte noch nicht die Hochöfen erreicht, als ihm schon eine starke, zweckmäßig gerüstete Mannschaft vom Eisenwerke her mit ihren großen Spritzen entgegengerasselt kam. Er hielt sein keuchendes Pferd an, um mit einem der Leute zu sprechen, aber kein Mensch hörte oder sah ihn, denn eine gewaltig treibende Kraft jagte sie alle dem von Weitem sichtbaren Ziele entgegen. Wie diese Hülfe so schnell bei der Hand sein konnte, wird uns das Folgende erklären.

Herr Hübner, denn von ihm müssen wir jetzt reden, war, nachdem er seine Geliebte verlassen, langsam auf den Bergrücken zurückgekehrt, von wo aus er das Haus sehen konnte, in dem Marie von Steinach wohnte. Eine unbegreifliche Sehnsucht nach diesem Hause hatte sich seines starken Herzens bemächtigt und er konnte kaum den morgenden Tag erwarten, um seine Schritte dahin zu lenken, wie er versprochen hatte. Lange nachdem Marie schon zu ihrem Oheim in's Zimmer getreten war und mit ihm und dem Doctor Millinger bei Tische saß, weilte er immer noch auf dem Berge, saß ungeachtet der nächtlichen Kühle und der Feuchtigkeit des sich immer mehr verdichtenden Nebels an derselben Stelle und ließ wenigstens seine Gedanken das Ziel umkreisen, das seine Augen nicht mehr erreichen konnten.

Was er hier dachte, im vollen Herzen empfand, können wir uns wohl vorstellen, wenn wir seine heiße Liebe, die eben so schnell, wie sie erwacht, auch bis in's Riesenhafte gewachsen war, für das schöne Mädchen im Auge

behalten, welches sich im Hause des alten Barons aufhielt. Wohl möglich, daß er auch im Geiste erwog, wie der Baron ihn am nächsten Morgen empfangen, und was er auf die Bitte, die er ihm vorzutragen beabsichtigte, erwidern würde. Endlich aber schien er diesen Gedanken genug nachgehungen zu haben und er erhob sich, um sich langsam zum Kupferhammer zurückzuwenden. Hier langte er etwa eine halbe Stunde früher an, bevor Georg's unerwartete Erscheinung im Hause seines Vaters das traurigste Schauspiel aufführte, welches bisher noch darin gesehen worden war. Er schritt, immer mit langsamerer Bewegung, als man sonst bei ihm zu bemerken gewohnt war, nach dem Hause, wo sein Freund, der Director Baumann wohnte, sprach mit diesem einige wenige Worte, und setzte sich dann an den gemeinschaftlichen Abendtisch, ohne aber sein Gesicht gegen irgend Jemand zu erheben oder eine Anrede an die seines Schweigens ungewohnte und dasselbe richtig beurtheilende Gattin seines Freundes zu richten.

Nachdem er rasch einige Speise zu sich genommen, grüßte er die Anwesenden und entfernte sich, indem er die Richtung nach dem großen Werkhause einschlug.

Als er hinausgegangen war, blickten sich die beiden Gatten heimlich lächelnd an, denn sie schienen nicht allein einen und denselben Gedanken gehabt, sondern auch diese gegenseitige Uebereinstimmung errathen zu haben.

»Morgen wird er schon anders sein,« sagte Herr Baumann zu seiner Gattin, und diese nickte mit dem Kopfe und entgegnete nur:

»Das denke ich auch und freue mich darauf, denn es wird Zeit.«

»Ja, es wird Zeit, morgen sind es sechszehn Jahre, daß –«

»Ich weiß es, lieber Mann – nun, Gott gebe seinen Segen –«

Herr Hübner durchschritt bedächtig, Alles und Jedes prüfend, jeder begonnenen Arbeit einen durchdringenden Blick schenkend, den von der an so vielen Stellen brennenden Feuersgluth tageshell erleuchteten Maschinenraum, ordnete Dies und Jenes an und sprach wenige Worte mit mehreren ihn begrüßenden Werkmeistern. Das that er alle Abende, ehe er zur Ruhe ging, und so hatte sein diesmaliges Thun für Niemand etwas Besonderes. Als er aber Alles besichtigt und in bester Ordnung gefunden, verließ er das große Gebäude und durchschritt noch mehrere kleinere. Auch hier war er mit seinem Befunde zufrieden und so verließ er endlich die Werkstätten, um seinen Fuß wieder wo anders hinzusetzen. Aber nicht wie sonst alle Abende, begab er sich in seine Wohnung zurück, nein, er bewegte sich, gerade als die Hüttenuhr die elfte Nachtstunde schlug, in der Richtung des Bergrückens hin, den er erst vor wenigen Stunden verlassen hatte.

Langsam, in tiefes Sinnen verloren, betrat er den schmalen Fußsteig, der zwischen Tannen und Farnkräutern hindurch nach der Anhöhe führte und den er so ruhig und sicher verfolgte, als erleuchtete ihn die Sonne des Tages oder das klare Licht der Nacht, und doch herrschte eine fast undurchdringliche Finsterniß, die der Nebel noch mehr verdichtet hatte. Eine gute Viertelstunde später langte er auf dem Gipfel des Berges an, und schaute sich nun am ganzen Horizonte ringsum, ob sich das Wetter nicht aufklären und der Nebel verschwinden wolle, und in der That, der gewaltige und stoßweise über die weite Fläche fahrende Wind hatte ihn merklich gelichtet und hie und da drang schon des einsamen Mannes Blick in weitere Ferne, in der er sogar die dunkleren Umrisse des mit großen Bäumen bepflanzten Parkes hinter dem Gutshofe zu erkennen glaubte.

Obgleich jener heftige Wind kalt und schaurig über die Felder blies, so schien er doch auf den starken Mann keine große Wirkung zu üben. Sich etwas fester in seinen warmen Oberrock hüllend, trat er hinter ein dichtes Gebüsch, das ihm einigen Schutz gewährte und von wo aus er die ganze vor ihm liegende Gegend mit seinen Augen bestreichen konnte. Doch nur in einer Richtung schaute er hin und zwar mit solcher aufmerksamen Schärfe, solchem hartnäckigen Festhalten des einen Punctes, daß man seinen Blick mit dem eines Adlers oder Falken hätte vergleichen könnender in hohen Lüften schwebt und doch mit zärtlicher Liebe stets das kleine Nest auf irgend einer Felsenspitze im Auge behält, von welchem

sein Weibchen und seine Jungen verlangend nach ihm emporblicken.

Wohl eine Viertelstunde mochte auf diese Weise im gedankenvollen Hinschauen und Grübeln verfließen sein, als die rauher werdende Nachtluft den einsamen Mann eine kleine Bewegung wünschenswerth finden ließ. Schnell entschlossen, wie er es immer war, wählte er, ohne zu wissen, welchen Weg er verfolgte, nur seinem inneren Triebe gehorchend, denselben Weg, den er mit Marie gewöhnlich zu gehen pflegte, wenn er sie bis an die Parkbrücke des Gutes begleitete. Allmähig rascher voranschreitend, gelangte er bald an den Garten, der die Felder vom Pack trennte, blieb hier einen Augenblick stehen und besann sich, ob er vielleicht zum ersten Mal den Park und Garten selber betreten und sich dem Aufenthalt der Geliebten ganz nähern solle. Allein von einer unerklärlichen Macht nach der Anhöhe zurückgezogen, auf der er vorher gestanden, schritt er denselben Weg zurück und erreichte in wenigen Minuten den Friedhof, der so oft schon ein Zeuge der traulichen Unterredung gewesen war, die er hier mit der Geliebten gepflogen hatte. Auf dieser seinem Herzen so theueren Stätte, der Vertrauten seiner geheimsten Gedanken aus früherer und späterer Zeit, ward er von einem seltsam beruhigenden Gefühl ergriffen; er ließ sich daher auf dem feuchten Rasen nieder und erging sich in den lieblichen Erinnerungen, wie sie uns so oft beschleichen, wenn wir an dem Platze weilen, wo wir zum ersten Mal mit der Erwählten unseres Herzens zusammengetroffen sind. Auf diesem Flecke sitzend

und seine Gedanken in die kurz vergangene Zeit versenkend, hörte er vom Kupferhammer her die Mitternachtsstunde ertönen und sogleich erhob er sich von seinem Platze.

»Der Tag ist angebrochen,« sagte er zu sich selber, »an welchem das lange bedachte Werk ausgeführt werden soll. O Gott da oben im Himmel, sei mir gnädig gesinnt! Füge es glücklich, daß ich ohne Schmerz und Kampf zu dem Meinen gelange, dem Meinen, was Du mir durch wunderbare Fügung in jenem Hause, an das sich so viele liebliche und peinvolle Erinnerungen knüpfen, aufbewahrt hast. Ja, der lang ersehnte Tag ist angebrochen, an welchem ich auf einem Pfade, den mir ein Engel geehnet, in den Hafen der schmerzlich entbehrten Ruhe einzulaufen gedenke. Jetzt will ich befriedigt nach Hause geben, nur wenige Stunden trennen mich noch von meinem Ziele, die will ich der Ruhe widmen, denn bald werde ich wieder munter zu einem lange nicht geübten Tagewerk sein müssen.«

Er stand, nachdem er diese Worte gesprochen, noch einmal still und schaute, wie er dachte, zum letzten Mal in dieser Nacht, auf das nur in dunklen Umrissen erkennbare Holzendorf hinab. In diesem Augenblick zeigte sich seinem scharfen Auge ein heller Punkt in dem weiten Nebelmeer, der anfangs auch ihm wie ein tief stehender Stern entgegen leuchtete. Bald jedoch erkannte er, daß er sich geirrt haben mußte, denn das erblickte Licht stand viel zu tief, um dem dunklen Himmel angehören zu können.

»Was kann das sein?« dachte er schnell. »Ein Licht dort unter den Bäumen, mitten zwischen den Häusern des Gutes? Was ist das? Es wächst – es flackert auf – wie – großer Gott – wäre es möglich – sollte es ein Feuer sein.«

Schnell laufend, als triebe ihn ein Sturmwind auf die Höhe hinaus, sprang er zum Gipfel des Bergrückens hinan, von dem er einen vollkommeneren Ueberblick gewinnen mußte. Noch im Laufen begriffen, wandte er sein durchdringendes Auge rückwärts und – ja, seine Besorgniß war gerechtfertigt – von hier aus erschien schon das Licht eine Flamme, die regellos, von dem Dache eines Hauses aus, durch die bläuliche Nachtluft flackerte. »Es ist Feuer!« rief es in ihm, »Feuer in ihrer Nähe!« Und nun alle Gedanken nur auf diesen einen Punct vereinigend, stürmte er in vollem Laufe den Fußsteig hinab, um die Stätte, wo allein ihm die Hülfe für die drohende Gefahr zu wohnen schien, blitzschnell zu erreichen.

Schon war er in die Mühe der Hochöfen gelangt, die ihre friedlichen Flammen gefahrlos gegen den düsteren Nachthimmel emporsandten, aber noch immer sah er keinen Menschen, dem er das schreckliche Wort: »Es ist Feuer in Holzendorf!« hätte zurufen können. Plötzlich stand er still, gönnte seiner klopfenden Brust einen freien Athemzug und griff in seine Tasche, wo er eine kleine Pfeife trug, deren gellende Töne Allen, die in dem Kupferhammer wohnten, bekannt sein mußten.

Diese Pfeife an den Mund zu setzen und so kräftig wie möglich den Feuerruf erschallen zu lassen, war das

Werk einer Secunde. Sofort wieder weiter stürzend, erreichte er den Kupferhammer selbst, und noch einmal, in der Gasse zwischen den Häusern stehend, wo die ruhenden Arbeiter wohnten, ließ er seine Pfeife hören. Da aber hatte diese Pfeife schon ihr Echo gefunden. Die überall herumstreifenden Wächter hatten den Hülferruf bei Zeiten vernommen und zehnfach wiederholten sie ihn selber an allen Ecken und Enden. Wenige Minuten dauerte es jetzt nur, und die ganze, von Männern so zahlreich bewohnte Ansiedlung gerieth in fluthende Bewegung. Aus allen Gebäuden strömten dunkle Menschenmassen hervor, düsterglimmende Fackeln schwingend, und kurze Zeit darauf waren mehrere Hundert Arme bereit, dem unvorhergesehenen nächtlichen Werke ihre Kraft zu leihen. Durch immer bereite Thürhüter eiligst erschlossen, öffneten sich die nebenanliegenden Schuppen, und was Hände und Füße zu regen hatte, lief an diesen Sammelplätzen zusammen. Unter die schnell sich organisirenden Gruppen trat jetzt eine hohe menschliche Gestalt. Schmetternd klangen ihre wenigen Worte in die Ohren der aufhorchenden Arbeiter. Da kamen schon die rasch geschickten Pferde im Trabe herbei, blitzschnell waren sie vor die stets bereitgehaltenen Spritzen gelegt und im donnernden Galopp flog das erste Fuhrwerk die Anhöhe hinauf, dem bedrängten Nachbargute entgegen. Aber der ersten Spritze folgte bald die zweite, dritte und vierte; immer längere Ströme dunkler Menschenmassen geriethen in Bewegung und von der einen Gruppe tönte der

jubelnde Ruf zu der anderen: »Herr Hübner hat uns nach Holzendorf befohlen!«

So wurde die stille Straße, die nach dem Gute führte, lebendig, wie sie es lange nicht gewesen war, und kurze Zeit nur dauerte es, so jagten die ersten Helfer durch die Kastanienallee, die vor dem Herrenhause mündete, durchschnitten rasselnd den Hof und kamen in dem Augenblick auf dem Viehhof an, wo die Gefahr eine dringende, die Hülfe eine höchst nothwendige geworden war.

Wie durch den Wink eines Zauberers blitzschnell herbeigeführt, veränderte sich jetzt die Scene innerhalb des Viehhofes. Von der ersten Spritze, die er selber geführt, herabspringend und die dampfenden Pferde aus dem Bereich der Gefahr sendend, hatte Herr Hübner sich bald von dem Stande des Feuers unterrichtet. Sein funkelndes Auge spähte nach allen Seiten, um die dringendste Gefahr zu erkennen und demgemäß seine Unternehmungen einzuleiten. Gleich darauf drang seine Stimme zu aller Anwesenden Ohren und namentlich zu den Ohren Derjenigen, die mit ihm gekommen waren, in geordneten Reihen ihn umstanden und seinen Befehlen schon entgegenharrten. Die größte Gefahr für die zunächst stehenden Giebel und Dächer und Ställe erkennend, die hier und da schon von den darauf regnenden Feuerfunken zu rauchen anfangen, genügte ein Wink seiner nach beiden Seiten ausgestreckten Arme, und augenblicklich sprangen zwei Dutzend Männer, auf den mitgebrachten Feuerleitern wie Katzen kletternd, in die Höhe und saßen bald auf den heißen, hier und dort aufglühenden Firsten der

Dächer. Im Nu rasselten, von ihren gewaltig gehandhabten Aexten getroffen, Sparren und Balken in den Hof hinab, während die in Thätigkeit gesetzten Spritzen mit ihren Wasserstrahlen den kühnen Männern von unten her zu Hülfe kamen. Schon flogen von den zerschmetterten Dächern die Stücke umher und bald krachten die Mauern ein, der wüthenden Flamme allen brennbaren Stoff entziehend. Zu beiden Seiten verschwanden Wände und Balken und benahmen so den Bewohnern des Gutshofes die Besorgniß, das gewaltige Feuer bis zum Herrenhause sich ausbreiten zu sehen.

Es war ein staunenerregender Anblick, die kräftigen Fabrikleute inmitten des Feuerregens ihr Werk unerschrocken und kühn mit gleichmäßig andauerndem Eifer fortsetzen zu sehen. Denn das ihnen entgegenstehende Element, mit dem sie meisterhaft umzugehen verstanden, scheuten sie nicht; von Rauchwolken, sprühenden Feuerfunken und rasselnden Wasserstrahlen umwirbelt, schlugen und rissen sie wacker d'rein, als förderten sie inmitten der behaglichsten Ruhe ihr friedliches Handwerk. Und Alles ging dabei eben so schweigend wie schnell und sicher her, denn jeder Einzelne wußte, was er zu thun hatte und zu welchem Zwecke die menschliche Kraft erfolgreich verwandt werden müßte.

»Wer ist dieser Mann?« fragte der Gutsherr den Arzt, der treulich an seiner Seite aushielt, und zeigte auf den gewaltigen Befehlshaber, der seine gehärteten Schaaren zum Kampfe gegen das feindlichste der Elemente trieb.

Doctor Millinger trat nahe an den Fragenden heran, drückte mit seltsam geheimnißvoller Miene seinen Arm und sagte leise: »Das ist Herr Hübner vom Kupferhammer, Herr Baron, der Ihnen auf heute Morgen seinen Besuch versprochen hatte.«

»Er hat Wort gehalten, wie ich sehe, aber er ist früher gekommen, als ich ihn erwartete. Bei meiner Ehre, Doctor, das ist ein Mann, vor dem ich mit Freuden mein Haupt entblöße.«

Als er dies gesagt, schaute er unverwandt auf die athletische Gestalt hin, die in unnachahmlicher Ruhe, ihrer physischen Stärke sich bewußt, unbeirrt die Hauptsache im Auge behielt, um die es sich hier allein für ihn zu handeln schien. –

Unterdessen stand Marie noch immer unbeweglich an ihrem Giebelfenster. Sie hatte den Kranken vergessen, der hinter ihrem Rücken in ununterbrochenem tiefsten Schlaf lag. All' ihr Sinnen, das ganze Drängen ihres von Gefühlen überflutheten Herzens war auf den einzigen Menschen gerichtet, dessen energisches Gesicht, von den dunklen Locken umwallt und von der tageshellen Gluth des prasselnden Feuers erleuchtet, sich bald nach dieser, bald nach jener Richtung des Hofes wandte. Schon an der Stimme, als er seinen Männern Befehle zudonnerte, hatte sie ihn erkannt, ehe er noch den eigentlichen Schauplatz der nächtlichen Scene betreten, und das Schlagen ihres

Herzens begleitete jeden seiner Schritte mit wunderbarer Sympathie und einer jetzt jede Sorge ausschließenden Hoffnung. Sie sah nicht allein, nein, sie wußte beinahe mit Bestimmtheit, daß nun, da *er* gegenwärtig war, alle weitere Gefahr ein Ende habe, denn ein Herz wie das ihre, traut dem Geliebten, der solche Umsicht, Kraft und Geschicklichkeit besitzt, ohne Zweifel das Schwerste zu.

Mit einer Spannung ohne Gleichen verfolgte sie jede seiner Bewegungen, mit ihrem wieder klar gewordenen Auge sah sie nur ihn unter den zahlreichen Gestalten, die jetzt und von Minute zu Minute mehr die weiten Gehöftsräume füllten. Drei- oder viermal sogar hatte sie ihre Stimme erheben wollen, um dem Geliebten zuzurufen, aber diese Stimme erstickte in ihrer Brust, ehe sie an die Luft getreten war, denn immer hatte sie vergessen, was sie sagen wollte, ehe sie den Mund dazu aufgethan.

Alles, was Lebendiges auf dem Gute war, drängte sich jetzt nach dem Hofe in's Freie, um aus möglichster Nähe Augenzeuge der werkthätigen Hülfe der Retter und ihres sichthar zunehmenden Erfolges zu sein. Um den Baron zumeist häufte sich der wachsende Menschenknäuel an und nie war der verehrte Mann so dicht und massenhaft von allen Denen umgeben gewesen, die Antheil an seinem Schicksal nahmen und die Hoffnung hegten, auch diesmal werde die Vorsehung sich zu seinen Gunsten entscheiden. Um diese Zeit langten endlich auch die Dorfspritzen an und, von zahllosen Händen bedient, spien sie ihre breiten Wasserstrahlen auf die Gegenstände,

die noch am meisten der Gefahr des allmählig erblässenden Feuers ausgesetzt waren, welches seine Wuth an der großen Scheune gekühlt und dieselbe bis auf den Grund in Asche und Trümmer gelegt hatte, denn sie war von Menschenhänden nicht zu retten gewesen.

Von einem unbeschreiblichen Wonnegefühl durchbebt, als sie diese deutlichen Erfolge sah, empfand Marie ein heißes Verlangen, ihrem Oheim nahe zu sein, seine Hand zu berühren und in diesem bedeutungsvollen Augenblick ihm den Mann zu zeigen, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte. Von dem ersten Gedanken dieses Entschlusses bis zu seiner Ausführung war nur ein kurzer Schritt. Plötzlich zu der allein an ihrer Seite gebliebenen Magd sich umwendend, schloß sie leise das Fenster, warf einen Blick auf den schlafenden Kranken und deutete jener den Wunsch an, einen Augenblick bei demselben allein zu bleiben. Die getreue Mike, obgleich sie am liebsten ihrer jungen Herrin gefolgt wäre, gehorchte dennoch willig und, mit wenigen Worten ihr zuflüsternd, sich auf dem Hofe in Acht zu nehmen, kehrte sie an das Fenster zurück, um dem Schauspiel im Freien bis an's Ende zuzuschauen.

Marie dagegen verließ, leise die Treppen hinuntergleitend, das obere Stockwerk des Herrenhauses. Eben wollte sie den vorderen Flur des Mittelgebäudes durchheilen, um so den Hof zu gewinnen, als sie ihre Lippen vertrocknet und einen glühenden Durst fühlte. Schon wollte sie in die Küche treten, um daselbst einen Trunk kühlen Wassers zu suchen, als sie zwei dunkle Gestalten in den von

der Nacht halb beschatteten Vorsaal schlüpfen sah, der in das Zimmer des Barons führte und nicht weit von der Küche entfernt lag. Nicht wissend, wer diese eilfertig und verdächtig schleichenden Männer waren, die einen Blick in die menschenleere Küche geworfen hatten, wandte sie sich von dieser ab und trat durch der alten Hanne Zimmer in das Hauptgebäude ein, um von hinten her in ihr eigenes Gemach zu gelangen. Rasch vorwärts eilend kam sie daselbst an, fand und trank ein Glas Wasser und wollte sich eben wieder hinausbegeben, als sie ein knackendes Geräusch in des Oheims Zimmer zu hören glaubte. Von einem ungewissen Verdachte in Bezug auf die beiden unbekanntenen Männer ergriffen, die sie anfangs für einige zur Löschmannschaft gehörige Personen gehalten, blieb sie dicht an der Tapetenthür stehen und horchte mit angehaltenem Athem den sonderbaren hinter derselben sich hörbar machenden Lauten.

Anfangs vernahm sie nichts, plötzlich aber hörte sie das Krachen eines erbrochenen Schlosses, worauf mehrere unverständliche Worte des Einen der leise Sprechenden folgten. Im Nu – von dem gesteigerten Verdachte durchzuckt, daß hier ein Diebstahl beabsichtigt und ausgeführt werde, – faßte sie einen raschen und kühnen Entschluß, öffnete leise die nur angelehnte Tapetenthür, steckte vorsichtig den Kopf hinein und erblickte zwei unbekanntene Männer, die ihr den Rücken zudrehten, vor dem erbrochenen Schranke standen und in den Papieren des Oheims suchten und wühlten. Nur ihr Herz zitterte bei diesem unvermutheten Anblick, ihr Kopf aber

behielt seine Gedanken und ihre Gliedmaßen ihre Beweglichkeit. Leise, aber blitzschnell den an ihrer Seite befindlichen Riegel der Thür vorschiebend, flog sie wie ein Pfeil nach der Eingangsthür des Zimmers ihres Oheims herum, drehte den Schlüssel, der glücklicherweise außen im Schlosse steckte, behutsam um und lief, bebend vor Schreck und doch aller ihrer Sinne mächtig, aus den von den Fackeln der Fabrikleute erhellten Hof hinaus. Sie kam eben daselbst an, als der Baron sich Herrn Hübner genähert hatte, demselben die Hand reichen und einige Worte sprechen wollte.

»Mein Oheim! – Herr Hübner!« lauteten ihre ersten mehr hervorgestoßenen als gesprochenen Worte – »Diebe, Diebe: – In Deinem Zimmer!« – Mehr konnte sie nicht sagen; denn jetzt erst, nachdem sie diese Pflicht erfüllt, fühlte sie die dem heftigen Schreck und der Aufregung folgende Erschöpfung und lehnte sich leicht an die alte Hanne an, die sich dicht an ihren Herrn gedrängt hatte.

Kaum aber waren diese wenigen Worte ihren erlebenden Lippen entschlüpft, so wandte sich Herr Hübner von dem Gegenstande seiner bisherigen Aufmerksamkeit ab und auf die Sprechende zu. Aber im Nu hatte er den Sinn ihrer Worte ausgesungen und war schon wieder zum neuen Handeln entschlossen.

»Mir nach!« rief er den ihm zunächst Stehenden zu und pfeilschnell wandte sich ein ganzer Haufe entschlossener Männer dem Schlosse zu, während Herr Hübner und der Baron im hastigen Laufe voraneilten. Als sie aber

vor der Außenthür angelangt waren, befahl Herr Hübner einigen seiner Leute, davor stehen zu bleiben und Niemand herauszulassen, einigen Anderen dagegen, in größter Eile die Gartenseite des Hauses zu gewinnen und die Fenster besetzt zu halten. Auf diese Weise mußten die Diebe, wenn sie noch im Zimmer waren, eingeschlossen und ihre Entweichung nothwendiger Weise verhindert werden.

Jetzt aber sprang Herr Hübner, wie ein Löwe sich aufraffend, der zum Sprunge auf einen Tiger sich rüstet, in den Vorsaal des Schlosses. Ihn hatte ein dunkler Verdacht gleich bei der ersten Nachricht dieses neuen Angriffes durchzuckt, der mit dem Brande in unmittelbarer Berührung zu stehen, denselben sogar zu erklären schien. Vor der Thür des Herrenzimmers angekommen, welches er wunderbarer Weise, ohne Jemanden zu fragen, sogleich für das Rechte erkannt, blieb er mit keuchender Brust stehen, bückte seinen dunklen Kopf nieder und horchte. Plötzlich sich zu seiner ganzen Höhe aufraffend und mit seinen gewaltigen Armen eine eigenthümliche Bewegung machend, als ob er versuchen wolle, ob sie zu einem bevorstehenden Kampfe geschickt wären, schloß er die Thür auf, stieß sie in das Zimmer hinein und stand gleich darauf hochaufragend in der Mitte derselben, dessen Vordergrund sich sofort mit den ihm Nachdrängenden anfüllte, unter denen der alte Baron der Erste und unmittelbar an seiner Seite war.

Die Lampe, die jeden Abend in diesem Zimmer mitten auf dem großen Tische brannte, erleuchtete auch jetzt

noch dasselbe, nur war sie vor den erbrochenen Schrank gestellt, den die Diebe durchwühlt und jetzt schon wieder verlassen hatten. Denn sobald sie die Schritte der nahenden Menschen vernommen, vielleicht schon früher, hatten sie sich zur Flucht entschlossen und, da sie merkwürdiger Weise die Thür, durch welche sie eingetreten waren, hinter sich verriegelt fanden, hatten sie schon das Fenster geöffnet und versuchten so eben, auch den dasselbe verschließenden Laden zu durchbrechen. Hier aber war das Ende ihrer verbrecherischen Laufbahn gekommen. Der Eine von ihnen, eine mittelgroße Gestalt, mit verworrenem Rabenhaar das düstere Gesicht umschattet, stand mitten im Zimmer, während der Andere, ihm auffallend ähnlich sehend, schon auf das Fensterbrett gesprungen war, an dem Laden arbeitete und sich mit ängstlicher Geberde nach seinem Gefährten umblickte.

Herr Hübner aber, mit vorgebeugtem Kopf in's Zimmer stürzend, stand einen Augenblick vor ihnen – nur einen kurzen Augenblick – dann hatte er sie erkannt. Mit einem einzigen Sprunge auf den Ersten zustürzend, der rasch ein dolchartiges Messer zog, aber davon keinen Gebrauch zu machen versuchte, als er den eindringenden riesigen Mann ebenfalls erkannte, streckte er seinen linken Arm aus und faßte ihn mit seiner eisernen Faust im Genick; darauf ihn zum Fenster hinschleifend, that er ein Gleiches mit seiner Rechten an dem zweiten auf dem Fensterbrette Stehenden, riß sie dann mitten in's Zimmer, und sie buchstäblich mit seiner gewaltigen Kraft zu Boden drückend, donnerte er in Tönen, wie sie noch niemals in diesem

Zimmer gehört waren, während seine funkelnden Augen furchtbar rollend von einem Diebe zum andern sprühten:

»Schurken Ihr! Finde ich Euch endlich und noch dazu hier wieder? Kennt Ihr mich noch? – Ha, wie bedauere ich, daß mir die Gesetze der Menschen, die Ihr seit Eurer Geburt mit Füßen getreten habt, verbieten, Gerechtigkeit und Vergeltung an Ort und Stelle zu üben! Ich würde dann Euere verruchten Köpfe, die ich hier in meinen Händen halte und die einst so unschuldig im Schooße einer Mutter geruht, an einander schmettern, daß sie zerbrächen wie Glas. Ha! fühlt Ihr meine Kraft und Stärke, der Ihr endlich verfallen seid und nun nicht wieder ent schlüpfen sollt?« Und er schüttelte sie bei diesen Worten, daß es den Umstehenden dünkte, es müßten ihnen alle Knochen am Leibe davon zerbrechen. – »Ja,« fuhr er fort, »blickt Euch nur fragend an, Ihr slavonischen Gauner, die Ihr sonst überall die Herren gespielt, hier hilft Euch Eure Schlaueit nichts mehr, hier stehe ich über Euch. – Hier, meine Herren,« wandte er sich dann zu den Anwesenden, »sehen Sie den Herrn Grafen Zaretta und seinen vortrefflichen Kammerdiener Starozza. Von Geburt slavonische Juden, Namens Simony, durchstreifen sie unter hundert verschiedenen Benennungen und Gestalten, mit falschen selbstgemachten Pässen versehen, die Welt, betrügen alle Menschen, stehlen und fälschen, und streuen Gift und Unheil aller Orten aus, wohin sie ihre Füße setzen. Aber Ihr habt Euch verrechnet, Ihr Bösewichter, wenn Ihr auf eine Vorsehung bautet, die die Verbrecher beschützt; nein, für Euch giebt es keine, oder, wenn es

eine für Euch giebt, so ist sie nur dazu da, Euch Eurer Strafe und Eurem Richter zu überliefern. Und diese Stunde ist jetzt für Euch gekommen. Ihr habt schon lange einen Löwen beleidigt und der Löwe hatte sich gelobt, Euch mit seinen Tatzen zu fangen und darin zu halten. Bei Gott, das hat er nun ausgeführt. Seht Ihr nun ein, wie dumm Ihr gewesen seid, daß Ihr aus niederträchtiger Habsucht auch noch das Letzte nehmen wolltet, was einer und derselben Familie gehört? Das ist eben so frech, wie dumm. Ihr wolltet ein ganzes Geschlecht vertilgen und an den Bettelstab bringen, nicht wahr? Es war Euch nicht genug, mich bestohlen und hintergangen zu haben; nein, Ihr habt Euch auch an meine Brüder gewagt und sie in das Verderben gestürzt. Aber auch das war Euch noch nicht genug Schmach auf eine Familie geworfen, die ohne Eure Schurkerei vielleicht eine glückliche gewesen wäre. Wie? Kommt Ihr zuletzt nun noch hierher, um auch meinen alten Vater zu berauben und seine Häuser in Schutthaufen zu verwandeln?«

»Wie?« riefen die Umstehenden. »Seinen Vater?« –

Ein wunderbarer Augenblick folgte diesen letzten bis in die tiefste Seele aller Anwesenden dringenden und mit donnernder Stimme gesprochenen Worten. Die beiden Verbrecher zuckten mit blauroth geschwollenen Gesichtern unter der gewaltigen Faust ihres Siegers, gegen dessen Kräfte die ihrigen, wenn auch vereint, nichts auszurichten vermochten; nur ihre Augen glühten wie Leuchtwürmer und ihre von dem steten Drucke der gewaltigen

Hände, die ihre Häuse zusammenpreßten, gelähmten Finger ließen die Messer entschlüpfen, die sie nicht zu gebrauchen verstanden hatten. Alle Anwesenden aber beobachteten nach jenem Ausruf eine Todtenstille und hielten ihre Gesichter auf den alten Baron geheftet, an dessen Seite Marie, wie ein flehender Engel, mit gefalteten und emporgehobenen Händen stand und mit bleichem und doch so lebensvollem Antlitz den wunderbar sprechenden Ausdruck in den Zügen des alten Mannes betrachtete. Denn dieser Ausdruck war von überwältigender Wirkung auf Alle, die ihn sahen. Es sprach sich darin eine ganze Welt von Gedanken und Gefühlen aus, die mit dem höchsten Erstaunen, dem jähesten Schreck und der unerwartetsten Ueberraschung gepaart waren. Mit einer unbeschreiblichen Geisteserschütterung, die aber mehr Wohlthätiges als Verderbliches zur Folge hatte, seinen ausdrucksvollen, jetzt so bleichen Kopf auf den Mann richtend, der in dieser Nacht gleich einem Schutzengel über sein Eigenthum waltete und gebot, starrte er ihn an, als wollte er durch die Wandung seiner Brust dringen und die Schläge seines Herzens fragen, wem sie ihren Ursprung und ihre Kraft verdankten und ob sie voll Sympathie dem seinigen entgegenschlugen, das sich schon zu Gunsten des kühnen und schönen Mannes erklärt hatte, ehe er noch wußte, daß dieser Mann – Herr Hübner war.

»Wer sind Sie?« rief er mit keuchender Stimme, seine Arme Dem, der sich so nannte, entgegenstreckend, ihm,

der noch immer die beiden Bösewichter in halb knieender Stellung hielt – »wer sind Sie, daß Sie sagen, man wolle Ihren alten Vater bestehlen?«

»Wer ich bin? Ich? – Gott im Himmel! Kennt Baron Brandau den *Bauernjunker* – kennt mein alter Vater – *seinen Sohn Richard* nicht mehr?«

Und die beiden Verbrecher seinen Arbeitern zuschleudernd, die im Hintergrunde des Zimmers standen und sich ihrer sogleich bemächtigten, stürzte er auf den alten Baron zu, umschlang ihn mit beiden Armen und drückte ihn lange und stürmisch an sein vor Entzücken fast zerspringendes Herz.

Den nun folgenden Moment in allen Einzelheiten zu beschreiben, verlange man nicht von uns. Nur ein einziger lauter, durchdringender Schrei ward allein gehört, und der kam aus einer weiblichen Brust. Die beiden fest an einander geschlossenen Männer mit ihren weichen Armen umfassend, war Marie mit ihnen zu einer Gruppe verschmolzen, und weinte an Beider Brust einen Thränenstrom aus, wie er noch nie ihrer Seele entquollen war, und der die wunderbar entgegengesetzten, schrecklichen und süßen Regungen löste, die ihre Brust bis zum Zerspringen erfüllt hatten.

Sollen wir hier noch von dem alten Baron, seinem Sohn Richard, dem Doctor Millinger und den alten Dienern des Hauses, die sich schluchzend um die festverschlungene Gruppe der drei so nahe verwandten Menschen drängten, sollen wir von ihnen Allen berichten, was sie thaten und sagten, wie sich ihre Freude in so

mannigfachen Abstufungen und Ausrufen kund gab? – Nein, wir vermögen es nicht. Werfen wir vielmehr einen Schleier über das Ende dieser Schreckensnacht. Sie hat lange genug gedauert, und das Morgenroth, welches bald über alle noch immer Versammelten hereinbrach, sollte, wenn auch von einem tiefen Schmerze umwölkt, doch von dem glänzenden Lichte einer endlich aufgegangenen Freuden Sonne strahlend beschienen sein.

SCHLUSS-KAPITEL. WORAUS SICH DIE TENDENZ UNSRER ERZÄHLUNG VON SELBST ERGIEBT.

Kehren wir erst am nächsten Weihnachtstage nach dem Gutshofe des Barons von Brandau zurück, der, wie wir wissen, Mariens von Steinach Geburtstag war. In den zwischen jener Schreckensnacht und diesem Feste liegenden Tagen war viel, viel Trauriges, aber auch viel Erfreuliches, Segensreiches über die Häupter der Bewohner von Holzendorf dahingegangen.

Um zuerst mit den äußeren Baulichkeiten zu beginnen, die in jener Nacht gänzlich zerstört waren oder mehr oder minder gelitten hatten, so war die große Scheune noch nicht wieder aufgerichtet, denn sie wurde ja im Winter nicht gebraucht, zumal der für sie bestimmte Inhalt mit ein Raub der Flammen geworden war; erst im Frühjahr sollte der Aufbau im erweiterten Maaßstabe beginnen. Dagegen waren die Ställe wieder vollkommen hergestellt, und die in jener Nacht nach dem benachbarten Dorfe getriebenen Heerden befanden sich seit einigen Wochen schon wieder in ihrer alten Heimat. Die übrigen

Brandspuren waren sämmtlich getilgt, denn der Baron liebte die schwarz verkohlten Trümmer nicht, die ihn jeden Augenblick an die Stunde erinnerten, in der ihm so Trauriges widerfahren war.

Was nun die handelnden Personen betrifft, denen wir unser Interesse geschenkt, so wollen wir zunächst das Geschick des jüngsten Sohnes des Barons in's Auge fassen. Georg von Brandau weilte nicht mehr im Hause seines Vaters. Schon nach wenigen Tagen seines Aufenthalts daselbst hatte Jedermann eingesehen, daß er trotz aller Aufopferung Mariens nicht so wohl gepflegt und ärztlich behandelt werden könne, wie es für ihn nothwendig war, weshalb man sich denn zu dem schweren Schritt entschloß, den Kranken nach derselben Anstalt zu senden, in welcher Mariens Mutter eine so vortreffliche Pflege gefunden hatte.

Der Tag, an welchem Richard von Brandau und Doctor Millinger den Unglücklichen dahin brachten, war ein düsterer Tag in dem Leben des alten Barons, aber er sah ein, daß er, wie alle seine früheren Vorgänger, standhaft durchlebt und geduldig ertragen werden müsse. Da wir späterhin noch einmal auf Georg von Brandau zurückkommen werden, so können wir ihn hier verlassen und uns zu seinem älteren Bruder wenden, dessen Schicksal erst entschieden wurde, nachdem der Prozeß mit den Gebrüdern Simony beendet war.

Dies geschah indeß lange vor Weihnachten, denn die Beweise waren so klar und die Zeugen so reichlich vorhanden, daß kein Zweifel über das Verbrechen und

die Verbrecher selbst stattfinden konnte. Die gefangenen Diebe und Mordbrenner wurden am Tage nach der von ihnen hervorgerufenen Schreckensnacht von denselben Gensdarmen, die Georg nach seinem Vaterhause gebracht, nach der nächsten Stadt geschafft und von da nach dem Orte ihrer Hauptverbrechen, der Residenz, unter sicherer Bedeckung abgeführt. Hier wollten sie anfangs ihre früheren Unthaten, ihr Herkommen, ihre wirklichen Namen läugnen, aber Richard von Brandau, der sich mit dem Vater und seiner Braut selbst nach der Hauptstadt begeben hatte, brachte so schlagende Beweise ihrer ganzen Verbrecherlaufbahn und so umfassende *corpora delicti* zum Vorschein, daß die entlarvten Gauner ihr Läugnngssystem aufgaben und ein reumüthiges Bekenntniß ablegten.

Am Tage der öffentlichen Gerichtssitzung, die eine ungeheure Menge schau- und hörlustigen Publicums herbeigelockt hatte, ließ nämlich Richard von Brandau den schweren Koffer herbeibringen, den die Zwillingbrüder kurz vor ihrer Flucht vermeintlich dem Spediteur zur Besorgung nach England überliefert hatten. Herr Hübner, der das Manöver beobachtet, hatte Beschlag auf diesen Koffer gelegt, in der Ueberzeugung, daß darin die kräftigsten Beweismittel für die Begründung seiner Anklage enthalten seien, und er und sein Advocat hatten sich darin auch nicht getäuscht. So fanden denn die beiden Verbrecher in dem Sitzungslocale alle ihre Werkzeuge und

Papiere, kurz den ganzen Inhalt ihres geheimen Arbeitscabinetts vor Aller Augen ausgebreitet, und da sich unter denselben auch noch viele in letzterer Zeit gestohlene Kostbarkeiten befanden, deren rechtmäßige Eigentümer sich sogleich gemeldet hatten, so war die Sache bald aufgeklärt und das Gericht sprach einstimmig sein ›Schuldig‹ aus. Das vornehme Ansehen, welches die Gauer zu gehöriger Zeit so wohl anzunehmen gewußt hatten, war in dieser Gerichtssitzung aus ihrer Miene und Haltung verschwunden; bleich, erdrückt von dem Bewußtsein ihrer Schuld, und aus dem Angesicht des höhnen Publicums sich fortsehnend, gestanden sie ihre Uebelthaten sämmtlich ein und hörten mit beinahe stumpfer Gleichgültigkeit ihre Verurtheilung zur Einsperung an, bis ihre vaterländischen Behörden, von ihren Umtrieben in Kenntniß gesetzt, sie reclamiren würden, was späterhin eben nicht zum Vorthail der Brüder geschah, da sie, von jenen an der Gränze in Empfang genommen, sehr bald zu lebenslänglicher Einschließung in ein von allem Verkehr abgelegenes Zuchthaus abgeführt wurden. Auch die Brandstiftung auf Holzendorf gestanden sie ein, so wie, daß sie dieselbe allein zur Ausführung ihres großen Diebstahls unternommen hätten, indem sie noch das ganze mütterliche Erbtheil Richard's von Brandau in seines Vaters Händen vermutheten, ein Plan, gegen den sich freilich Starozza, der klügere, vorsichtigere und weniger habsüchtige der beiden Brüder vergebens auflehnt, aber dennoch seinen Bruder nicht verlassen, und sich mit ihm so lange in der Umgegend des Gutes

herumgetrieben hatte, bis der Einbruch ein lohnender zu werden versprach.

Durch die in ihren Koffern vorhandenen Papiere, die falschen Stempel und Documente, hauptsächlich aber durch ihr Eingeständniß, ergab sich die vollkommene Schuldlosigkeit Alfred's von Brandau; sogar sein großer Theil der ihm abgeschwindelten Summen waren bei den Brüdern vorgefunden und ihm wieder zuerkannt worden. Gleich nach seiner Freisprechung reiste er nach England ab, ohne seinen Vater noch einmal gesehen zu haben, denn er schämte sich zu sehr, vor sein Angesicht zu treten, und wollte ihn erst dann wieder begrüßen, wenn er ein anderer Mensch geworden wäre, wie er es seinem Bruder gelobt, der sich ihm gleich nach der glücklich ausgeführten Flucht Zaretta's zu erkennen gegeben hatte.

Der alte Baron erklärte sich mit diesem Entschluß seines auf eine bessere Bahn gerathenen Sohnes zufrieden, ohne zu ahnen, daß die Ausführung desselben ihn des Anblickes seines zweiten Sohnes auf ewig berauben würde. Denn kaum hatte Alfred die Küsten seines Vaterlandes verlassen und das Schiff betreten, welches ihn nach England führen sollte, so ereilte ihn das Verhängniß, welches in der That über den Häuptern der jüngeren Söhne seiner Familie zu schweben schien, indem das Schiff an den Küsten England's scheiterte und nur wenige Passagiere gerettet wurden, unter denen Alfred von Brandau sich leider nicht befand.

Die Trauerbotschaft dieses Vorfalles kam Ende Novembers nach Holzendorf und so war denn über das Schicksal der beiden jüngsten Söhne des Barons unabänderlich entschieden.

Unter diesen wiederholten und sich so schnell auf einander folgenden Schlägen hatte sich des alten Vaters Herz tief gebeugt, aber er hatte sich schon seit zu langer Zeit an traurige Ereignisse, die seine Familie betrafen, gewöhnt, als daß seine Kraft dadurch gebrochen und seine Mannheit untergraben worden wäre. Immer wieder richtete sich der alte Eichenstamm seines Herzens auf, von Neuem dem Lebenssturme kühn und unverzagt die Stirn bietend. Was ihn aber am schnellsten wieder erhob, ihn mit neuen Hoffnungen erfüllte und sogar ihm ein Glück bereitete, welches er bisher noch nicht gekannt, das war die unverkennbare Liebe und Zärtlichkeit, die ihm sein ältester, einst so schwer verkannter und ungerecht bestrafter Sohn in jederlei Weise entgegentrug. Er war ja jetzt der Einzige, auf den sich alle seine Familienhoffnungen stützten, er war der alleinige stark und unentweicht Gebliebene, wo die anderen im Strudel der Welt Schiffbruch gelitten und sich selbst und ihn, ihren Vater, mit in die bitteren Wogen des tückischen Meeres hinabgezogen hatten. Beseitigt war längst zwischen ihnen jeder auf

irrhümlichen Ansichten beruhende Zwiespalt, gelöst jeder Zweifel an einer aufrichtigen gegenseitigen Hingebung, ausgeglichen alle früheren Meinungsverschiedenheiten; der Sohn hatte seinen Vater um Verzeihung gebeten, daß er einst in jugendlich übersprudelndem Kraftgefühl seinem ihm inwohnenden Genius mehr vertraut, als die Gebote des am Herkömmlichen klebenden und in seinen Standesvorurtheilen befangenen Vaters befolgt hatte; aber auch der Vater hatte dem Sohne seine vollständige Wandelung bewiesen, indem er sich selbst des Jähzorns angeklagt und den Irrthum, den er früher dem Leichtsinne und Ungehorsam des Knaben zur Last gelegt, sich allein aufgebürdet. So war, durch die Erfahrung und eine bessere gegenseitige Erkenntniß geläutert, ein ganz neues Verhältniß zwischen ihnen entstanden, ein Verhältniß, welches vielleicht reiner, schöner und seltener war, als es gewesen und geblieben wäre, wenn sie von Anfang an in Einigkeit und Uebereinstimmung gelebt und mit einander gewirkt hätten. Täglich kamen sie jetzt zusammen; entweder wanderte der Vater mit Marien nach dem Kupferhammer, der ihm längst keine Bitterkeit mehr erregte, wenn er ihn von Weitem sah, und suchte den Sohn in seinen Arbeitsstätten heim, oder noch häufiger, und am häufigsten des Abends kam Richard nach Holzendorf, um mit ihnen, oft in Gesellschaft des wackeren Millinger, der ja immer die Partei des Verschollenen vertreten hatte, nach überstandener Arbeit die glücklichsten Stunden zu verleben. In dem ersten Director des Kupferhammers, Ernst Baumann, hatte der Baron sehr bald den

ehemaligen Lehrer seines Sohnes wiedererkannt, der diesen mit seltener Ausdauer und Hingebung zum Jüngling und Mann, zum redlichen Arbeiter und strebsamen Weltbürger gebildet hatte, der eigentliche Name dieses durch seine Heirath und seinen Erwerb sehr reich gewordenen Mannes war Waldorf; er hatte den Baron, seinen alten Herrn, mit aufrichtiger Freude und Herzlichkeit empfangen, eine kurze Erklärung hatte zwischen ihnen stattgefunden und, von der gegenseitigen Umwandlung ihrer Gefühle und Ansichten überzeugt, waren sie Freunde geworden, wie sie es Beide nach ihrem verschiedenen Werthe so wohl verdienten.

Durch diesen ununterbrochenen Verkehr war ihnen der Winter rascher als gewöhnlich vergangen und so war das Weihnachtsfest herangekommen, zu dem auch wir uns jetzt wenden wollen, um noch einmal einen fröhlichen Tag in Holzendorf zu verleben. Der Schmerz des verflossenen Lebens war bis zu dieser Zeit in dem Herzen des Barons, wenn nicht vergessen, doch in den Hintergrund der Erinnerung getreten, und das freudige Bewußtsein der glücklichen Gegenwart und die Hoffnung auf eine ungetrübte Zukunft war allein in seinem Geiste wach geblieben.

Es war Morgens acht Uhr. Der Baron hatte mit der glücklich lächelnden Marie sein Frühstück eingenommen, aber noch immer nicht den längst von ihr erwarteten Glückwunsch zu dem doppelten Festtage gesprochen. Endlich stand der alte Herr auf, sah nach dem Wetterglaße und sagte:

»Wir haben vier Grad Kälte, die angenehmste Temperatur im Winter, die ich mir denken kann; sie ist weder zu kalt, um lästig, noch zu warm, um nicht erfrischend zu sein – ich liebe das. Sieh, wie schön der Schnee in dem jungen Sonnenstrahle glitzert – wir werden einen herrlichen Tag bekommen. Beeile Dich aber, mein Kind, daß Du fertig wirst; ich habe Richard versprochen, früh bei ihm einzutreffen und die Mittagstafel bei ihm zu halten; Nachmittags kommt er dann mit Waldorfs hierher, um den Abend festlich zu beschließen, wie es geziemend ist. Ich habe auch Millinger mit seiner Familie einladen lassen und er hat zugesagt, der gute Mann.«

»Ich weiß es schon,« erwiderte Marie, ihn zärtlich liebkosend, denn der Oheim hatte ihr schon acht Tage lang jeden Morgen beim Frühstück von der Art und Weise erzählt, wie er ihren ersten Geburtstag in seinem Hause feierlichst begehen wolle. »Ich weiß es schon, mein lieber Oheim, und werde nicht auf mich warten lassen; aber wir haben ja keine so große Eile, Richard kommt erst um zehn Uhr, um uns abzuholen, denn er will uns über den Bergrücken auf dem neuen Wege führen, den er von seinen Arbeitern hat herstellen lassen.«

»Um zehn Uhr kommt er erst? Das ist noch sehr lange hin!«

Das war seine gewöhnliche Rede, er konnte nie die Zeit erwarten, bis er seinen Sohn sah, den er so viele Jahre entbehrt hatte.

»Es sind noch zwei Stunden, mein Oheim,« sagte Marie lächelnd, »und die werden bald verstrichen sein.«

»So? Und hast Du denn gar keine Sehnsucht nach diesem – diesem Herrn Hübner, seitdem er sich in meinen Sohn Richard verwandelt hat? Ehemals bist Du doch schon stundenlang vor der Zeit nach dem Friedhofe gelaufen, um ihn nur von Weitem kommen zu sehen.«

Marie senkte erröthend den reizenden Kopf. »Ja, es ist wahr,« sagte sie, »früher hatte ich so große Eile, weil ich nie recht bestimmt wußte, ob Herr Hübner kam; heute aber und jetzt, seitdem er sich in Deinen Richard verwandelt hat, weiß ich recht gut, daß er nicht eine Minute länger ausbleibt, als verabredet ist, und das hat meine Sehnsucht nach ihm beruhigt.«

»Oho! Du bist nie um eine Ausrede verlegen, wenn es sich um ihn handelt, das wußte ich vorher. Nun, so beeile Dich denn meinetwegen nicht, aber laß mich nicht warten zur festgesetzten Stunde – ich liebe das nicht.«

Marie war mit einem anmuthigen Sprunge entschlüpft und kleidete sich mit Mike's Hülfe zu ihrem doppelten Festtage an, denn daß dieser Geburtstag noch ein besonderes Fest in sich schließen würde, hatte sie lange aus den anspielenden Reden des guten Oheims entnehmen können.

In einer halben Stunde war der Baron selbst vollständig zum Ausgange und zum Besuche auf dem Kupferhammer gerüstet. Er ging, eine Cigarre rauchend, im Zimmer auf und nieder und horchte bisweilen an der Tapentheur, um sich an dem silbernen Lachen des lieben Mädchens zu erfreuen, das mit Mike scherzte, während es mit dem Ankleiden beschäftigt war.

»Lauter Lust und Freude!« sagte dann der alte Baron zu sich selber, wenn er ein scherzhaftes Wort aufgefangen hatte. – »Ach, wer verdenkt es ihr, wer könnte es anders erwarten! Aber halt – was ist denn die Uhr? Erst neun. Und um Zehn will er erst kommen! Das ist noch eine ganze Stunde. Ich wünschte, dieser Mensch, der Hübner – weiß der Teufel, der Name will noch gar nicht aus meinem Herzen – wäre heute etwas eilig! Ich kann die Zeit nicht erwarten, bis ich – ihm gegeben, was er lange besitzt, und bis – ich ihm gesagt, daß er das nicht zu erwarten hat, was zu verlangen er eigentlich ein Recht besitzt. – Wie ist mir denn! Wenn ich es so recht bedenke, so ist mir der Junge etwas über den Kopf gewachsen, denn ich habe eine kleine Angst vor ihm; sein schwarzes Auge feiert Triumphe, wenn er mich ansieht, die mich über mich selbst erröthen lassen. O, es liegt eine Kraft, ein Adel, ein Geist in diesem Auge, dem ich nicht widerstehen kann und der mich leitet, wie man ein Kind am Gängelbände leitet. Je nun, was ist es denn weiter? Er ist ein Mann geworden und ich habe immer Respect vor wirklichen Männern gehabt. Ach, ich will ihm entgegengehen; vielleicht wird es mir leichter, ihm in Gottes freier Natur zu sagen, was ich auf dem Herzen habe.«

Seinen letzten Gedanken zur That machend, ging er eilig hinaus in den Garten, in dem der Schnee von den Wegen weggeschaufelt war und einen breiten Pfad erkennen ließ, der über die Brücke auf das freie Feld führte, wo ebenfalls ein bequemer Fußweg angelegt war, der bis auf die Höhe des Berges sich fortsetzte. Als er aber eine

Strecke auf demselben fortgeschritten war, ging ihm das Feuer seiner Cigarre aus, er kehrte also wieder zurück, um sie noch einmal anzuzünden. Eben war er damit beschäftigt, da hörte er einen raschen Schritt im Vorhause. Die Thür wurde geöffnet und in derselben erschien, in einen schönen Pelz gehüllt, die stattliche Gestalt des langerwarteten Sohnes. Im gleichen Augenblick that sich die Tapententhür auf und herein trat Marie, in einem rauschenden schwarzen Atlaskleide, das ihre vollen Glieder anmuthig umschloß und die weiße Haut ihres Halses und das rosige Gesicht nur um so schimmernder hervortreten ließ.

»Mein Vater und meine theure Marie!« sagte der edle Sohn, »da bin ich und ich sehe Euch schon bereit, mich zu empfangen. Ich grüße Euch Beide, und Dir, meine theure Geliebte, statte ich den innigsten Glückwunsch zu Deinem Wiegenfeste ab.«

»Halt,« rief der Baron, dem Sohne herzlich die Rechte entgegenreichend. »Bevor Du Deinen Glückwunsch abstattest, was Du nachher thun kannst, wenn ich Euch allein gelassen habe, höre mich an, denn ich habe an diesem Tage erst noch von wichtigen Dingen mit Dir zu reden.«

»Was könnte das sein?« fragte Richard mit Auge und Mund.

»O, mein Sohn, es ist wenigstens wichtig für mich, wenn auch weniger angenehm für Dich, obwohl ich glücklicher Weise zum Schlusse Dir etwas geben will und kann, was hoffentlich eben so wichtig wie angenehm für

Dich sein wird. Zur Sache. Noch ist die Trauerzeit – die auch zugleich eine traurige Zeit für mich war – in meinem Hause nicht vorüber, und die Tage für glückliche Feste scheinen mir noch nicht gekommen zu sein. Allein hier in dem stillen und abgelegenen Hause behorcht uns die geschwätzigte Welt nicht, und so wollen wir denn den heutigen doppelten Festtag zu einem dreifach gekrönten machen. Zuvor aber muß ich mich einer Pflicht gegen Dich entledigen.«

»Welcher Pflicht, mein theurer Vater?«

»Gönne mir Frist, Du wirst es sogleich hören. So nimm denn also zuerst noch einmal meinen väterlichen Dank für Deine Bemühungen, die Ehre meines Namens und meiner Familie gerettet zu haben –«

»Halt ein, mein Vater – vergieb, daß ich Dich unterbreche. Von den Bemühungen, die ich für die Ehre Deiner Familie gehabt, darfst Du vor allen Dingen nicht reden, denn Deine Familie, Dein Name, Deine Ehre – sind zugleich auch die meinigen gewesen, und ich habe, wenn ich sie rein zu erhalten mich bemühte, weiter nichts als meine Schuldigkeit, meine Pflicht gethan.«

»Ich weiß es, ach, ich weiß es, mein Sohn. Aber dennoch muß ich es sagen, damit Du siehst, daß ich ein Gefühl für dergleichen habe. Aber Du kannst mich jetzt fragen, Richard, wo die Beweise sind, daß Du nicht allein mein Sohn, sondern auch Deiner Mutter Sohn bist –«

»O, mein Vater, laß ab davon – daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Aber ich desto mehr. Ach, Richard, wie gern thäte ich jetzt meinen Schrank dort auf, streckte meine Hand hinein und holte Dir Deiner Mutter Erbtheil heraus – aber ach! ich besitze es nicht mehr. Ich habe es benutzt, um die Schulden Deiner Brüder zu bezahlen, die weit über ihr ganzes Erbtheil hinausgegangen sind, wie Du weißt.«

»Und auch Du hast Deine Pflicht und Schuldigkeit damit erfüllt. Ich würde ein Gleiches gethan und noch mehr gegeben haben, wenn ich geschehene Dinge damit ungeschehen hätte machen können.«

»Ich glaube es Dir; was ich Dir aber nicht augenblicklich geben kann, das leidige Geld, will ich mit etwas Anderem, Besserem erstatten. Sieh, mit meinem Segen, der mir allein geblieben ist, und mit meiner ganzen Hinterlassenschaft, wenn ich einmal nicht mehr sein werde, will ich Dir die Hand dieser meiner Nichte, jetzt meiner Tochter geben. Ich habe den heutigen Tag dazu gewählt, um dies längst empfundene, aber noch immer verschwiegene Wort auszusprechen, weil ich ihn für doppelt geeignet dazu halte. Marie von Steinach's Vermögen wird bei Weitem dasjenige übersteigen, was Deine gute Mutter hinterlassen hat.«

»Laß es jetzt genug sein,« unterbrach ihn der Sohn, »sprich kein Wort weiter davon. Wie, Du gibst mir die Hand meiner Marie und glaubst diese Habe noch nicht groß genug, daß Du noch eine andere hinzuzufügen denkst? O, wie wenig kennst Du Deinen Richard! Gib sie mir her, lege ihre Hand hier in die meinige, und Du

wirst mir Alles, das Beste, Schönste und Herrlichste gegeben haben, was eine Mutter, ein Vater, ein Schöpfer im Himmel mir schenken kann.«

Und mit einem Arm seinen Vater, mit dem andern Marie umfangend, schloß er sie zusammen an seine Brust und küßte die Thränen fort, die vor Freude und Wehmuth über Beider Wangen herabrieselten.

Eine halbe Stunde später traten die drei Personen, weislich in treffliche Pelze gehüllt, ihre Wanderung durch die mit Schnee bedeckten Felder an. Der blaßgoldene Schein der Wintersonne flimmerte in Millionen Diamanttropfen auf dem schweigenden Gefilde und die bereiften Zweige der Wälder blitzten unter ihrer köstlichen Last. Muntere Gespräche kürzten den unter so verschiedenen Gemüthsbewegungen so oft zurückgelegten Weg, und bald erstieg man die Höhe, die Richard's fleißige Arbeiter gangbar gemacht hatten. Keiner von ihnen aber achtete auf das heutige Ziel dieses Weges, denn alle bisher verschwiegenen Gedanken brachen aus ihren Herzen hervor, wie sie unter Gottes blauem Himmel jetzt so freudig dahinschritten. Schon hatte man den Fahrweg erreicht, der die Anhöhe in eine obere und untere Hälfte theilte, und noch nicht ein einziges Mal hatte Mariens Auge das Weite gesucht, da ihr die Nähe genug des Erwünschten und Unterhaltenden bot. Plötzlich aber, nicht hundert Schritte weit von dem Hügel entfernt, auf dem sie so oft, erst

voll trauriger, dann voll glücklicher Gedanken gesessen, bebte sie erschrocken zurück, indem sie den Oheim und Richard zugleich vom Vorwärtsschreiten zurückhielt.

»Was ist das?« fragte sie freudig bewegt, »wer hat meine Lieblingsstelle so freundlich bezeichnet?«

»Tretet nur näher,« erwiderte Richard ruhig, »dort drinnen werde ich es sagen.« –

Alle Drei schritten rasch vorwärts und waren nun bald vor einem Glashause angelangt, welches sich über dem Hügel erhob, von wo man die schönste Fernsicht über die in der Ebene liegenden Gefilde hatte.

Ja, ein Haus, aus Eisenstäben und Glas zierlich zusammengefügt, nicht zu groß, nicht zu klein, um bequem sechs Menschen zu fassen, erhob sich über der kühlen Hülle des Grabes. Ueber dem letzteren war eine eiserne Sitzbank aufgestellt, mit Polstern belegt, und ein kleiner blinkender Ofen sandte darin seine behaglichen Wärmestrahlen aus. Schon saßen sie auf dieser Bank und hatten die Thür hinter sich geschlossen. Richard saß in der Mitte, an jeder Hand eines seiner theuersten Lieben haltend.

»Sieh,« sagte er zu Marie, »sieh, mein geliebtes Kleinod, ich glaube Dir heute zu Deinem Wiegenfeste diese kleine Ueberraschung bieten zu dürfen. Du hast hier stets so gern, mit mir und ohne mich, gesessen, und ich wollte Dir auch im herben Winter einen angenehmen Aufenthalt hier oben auf Deinem Lieblingsplatze bereiten. Jetzt kannst Du mit mir und ohne mich hierhergehen und stets wirst Du ein Obdach finden, welches Dich vor dem rauhen Winde oder den kühlen Regentropfen schützt. So viel

für Dich, meine Geliebte. – Jetzt wende ich mich zu Dir, mein guter Vater. Auch für Dich und mich hat dieser Ort seine Weihe und Würde. Nicht allein schläft meine gute Mutter hier unter uns und ist gegenwärtig, wenn wir hier oben in Eintracht weilen, sondern der Ort hat noch eine andere Bedeutung für mich. Als ich nach langer Irrfahrt aus fremdem Lande in meine Heimat zurückgekehrt war, nach der ich mich oft so unendlich geseht, war es mein erster Gang, diesen für mich so heiligen Ort aufzusuchen. Von hier aus weidete sich mein Auge an den lachenden Gefilden, die unter mir lagen, meinem Vater gehörten und auf die ich schon so oft als Knabe voll Freude niedergeschaut; aber von hier aus lenkte ich auch meinen umflorten Blick auf jene Wipfel und Dächer hinab, die jetzt im glänzenden Sonnenschein vor uns blinken, und grüßte im Stillen Dich, meinen Vater, der da unten wohnte und keine Ahnung hatte, daß sein Richard hier um ihn trauerte. Hier faßte ich den heiligen Entschluß, Dir Deine Söhne zu retten, hier aber auch fand ich Diejenige, die mir der Geber alles Guten zur Gefährtin des Lebens bestimmt und zur Belohnung für alles überstandene Leid hierher geführt hatte. O, laßt uns alle Drei hier dankbar zu Gott beten, daß er wenigstens einen Theil unserer Wünsche und Hoffnungen erfüllt hat. An das Böse, was wir erfahren, so wie an die Verluste, die wir erlitten, laßt uns nicht zurückdenken. Wir wollen unsere Herzen allein auf das richten, was wir gerettet und gewonnen haben. Und hier, mein Vater, in diesem Dankgeföhle gegen meinen Schöpfer, kniee ich vor Dir nieder und bitte um

Deinen Segen auf der Mutter Grabe; Hand in Hand mit der geprüften Unschuld, zum Besten der Menschheit unrüstend und vervollkommnend, wird Gott diesen Segen erhören und den Fluch von uns nehmen, der bisher auf den Häuptionen unserer Familie gelegen hat.«

Und er kniete nieder vor seinem, Thränen der Freude und Dankbarkeit vergießenden Vater, und zog Marien mit zu sich hinab. Der Vater aber legte seine Hände auf Beider Haupt und sprach aus innerster Seele den Segen aus, den hoffentlich der allgütige Himmel erhören wird.



Eine Stunde später wandelte der beglückte Vater mit seinen beiden Kindern die Anhöhe südwärts hinunter, dem Kupferhammer zu. Am Arme Richard's durchschritten Vater und Tochter die weiten Räume, in denen die unermüdeten Arbeiter auch an diesem Tage ihr schweres aber gesegnetes Werk vollführten. In Ernst Waldorf's Hause feierten sie den Mittag dieses unvergeßlichen Tages und fuhren dann später mit ihren Wirthen nach Holzendorf hinüber, wo sich unterdeß Doctor Millinger mit seiner Familie eingefunden hatte, um hier in stiller Heiterkeit den so glücklich begonnenen Tag zu beschließen.

Während der Baron und seine Gäste aber in dem großen Speisesaale saßen, feierten auch alle Diener des

Hausherrn das allgemeine und besondere Fest, und selten war eine beglückendere Feier im Ganzen und Einzelnen in diesen Räumen begangen worden. Die alte Hanne, die ehemalige Amme Richard's, Friedrich, der Förster und der Thorwärter mit ihren Frauen und Kindern, Alle waren versammelt, um ihren Theil an der allgemeinen Freude mit zu genießen, und reichlich waren die Gaben, die der begüterte Baron und der nun so reich gewordene Sohn den Versammelten austheilte.



Fünf Monate später aber, nach vollem Ablauf der Trauerzeit, wurde noch ein größeres, glänzenderes Fest auf Holzendorf gefeiert. Richard von Brandau schloß seine Verbindung mit Marie von Steinach im Schlosse seines Vaters. Am Abend dieses glücklichen Tages siedelte das junge Paar nach dem Kupferhammer über, um hier von der Sorge des vergangenen Lebens auszuruhen und die Gaben des neu gewonnenen in reichlichster Fülle zu genießen. Wenn es dem alten Baron zu einsam wurde auf dem Sitze seiner Väter, dann nahm er den Wanderstab zur Hand und spazierte gemächlich über die Berge zu seinen Kindern, oder, was ihm eben so lieb war, seine Kinder kamen zu ihm, und jedesmal, wenn er den glücklichen Ausdruck ihrer Gesichter sah, heiterte sich sein gefurchtes Antlitz auf und er gedachte, mit Schmerz nicht mehr, wohl aber mit leise nachklingender Wehmuth der

vergangenen Schreckenstage, die am Ende ja doch noch zum Guten geführt hatten.

Am lebhaftesten gedachte er dieser Tage am Morgen nach der Hochzeit der Kinder. In den weiten und so plötzlich einsam gewordenen Räumen seines alten Schlosses sich unheimlich und allein fühlend, verließ er schweigend das Zimmer und begab sich über die wieder im jungen Frühlingsschmuck blühenden Felder die Anhöhe hinauf. Noch stand das kleine Glashaus über dem Grabe seiner Frau, aber der künstlichen Wärme bedurfte es nicht mehr, den Aufenthalt darin zu einem behaglichen zu machen. Gottes erwärmender und belebender Hauch zog aus den Strahlen der Maisonnette zu der geöffneten Thür herein und der Baron genoß mit Wonnegefühl den balsamischen Athem der neu erwachten Natur.

Still und nachdenkend ließ er sich auf dem Hügel seiner Frau nieder und schaute wehmüthig hinab in die grünenden Auen bis zu den sie in blauer Ferne begränzenden Bergen. Ein sanfter, warmer Duft schwebte über den schweigenden Gefilden, hoch über denen sich ein durch kein Wölkchen getrübler Himmel wölbte. Nur die wirbelnden Lerchen in den durchsichtigen Lüften und die schlagenden Nachtigallen in den Gebüsch des Friedhofes unterbrachen diese Stille, diesen Frieden, aber sie versüßten ihn nur, anstatt ihn zu stören.

Nachdem der Baron eine geraume Zeit Augen, Ohr und Herz diesem köstlichen Morgen geweiht, wurde allmählig sein Geist thätig und er versenkte sich noch einmal

in die nun hinter ihm liegende Vergangenheit und verglich sie mit der lieblichen Gegenwart. Da fand er denn einen Unterschied heraus, den er in seinem Alter kaum noch zu erleben erwartet hatte. Er war in der That ein anderer Mensch geworden; die Verhältnisse seines Lebens, die traurigen Erfahrungen des letzten Jahres hatten seinen Geist geläutert, seine Einsicht geöffnet und seinen Ansichten vom Leben eine von seinen früheren bedeutend abweichende Richtung gegeben. Eine Weile dachte er still für sich über alles dies nach, dann aber überließ er sich seiner alten Gewohnheit und sprach seine Hauptgedanken hörbar aus.

»O, wie sind meine Felder alle wieder reich gesegnet,« sagte er, »wie ist die Liebesfülle Gottes überall ausgestreut, und Niemand wird mehr auf dieser Welt sein, der mir den Frieden vergiftet, nach dem ich von jeher getrachtet und den ich nun endlich, meines Glückes wirklich bewußt, jetzt genieße. Aber es hat lange gedauert, bis mir die große Lehre meines Lebens gepredigt, und es ist mir schwer geworden, bis ich sie endlich verstanden habe. Den Leidenskelch, den mir die Vorsehung eingeschenkt, habe ich nun ausgetrunken. Er hat bitter geschmeckt, sehr bitter, und mein Herz ist tief gedemüthigt worden, aber ich danke Dir dennoch, mein Gott, daß Du mir so gnädig gewesen, denn was Du mir auch genommen, es ist mir doch Viel, o so unendlich Viel übrig geblieben. O, wäre ich in jüngeren Jahren so weise gewesen, wie ich es heute bin, dann hätte ich auch das Verlorene vielleicht noch retten können. Dann wäre ich

nicht übermäßig stolz gewesen auf meine Geburt, mein Herkommen, mein Eigenthum. Nur der über alle natürlichen Gränzen hinausgehende Stolz und Hochmuth hat meine Familie beinahe zu Grunde gerichtet. Jetzt sehe ich endlich ein: es giebt eine höhere Berechtigung in der Welt, als die Abstammung, das Herkommen von einer Familie, die nichts besitzt, als den im Winde der Zeiten verschwindenden Schall seines werthlosen Namens. Der Geist der Bildung, der aus dem Füllhorn des Himmels sich über die Völker ergossen und alle Tage mehr ergießt, die Aufklärung und Versittigung des Herzens, endlich aber die erfolgreiche Arbeit der menschlichen Hände hat den Sieg gewonnen über die blinde Zuversicht, das unthätige Zuschauen und die dünkelfhafte Ueberhebung sich bevorrechtet glaubender, nur dem Genusse lebender Stände. Man kann glücklich, groß und weise sein, auch ohne sich Baron oder Graf zu nennen, man kann redlich Geld erwerben, ohne sich wegzuwerfen und ohne seinen Nächsten auszusaugen, man kann von seinen Nachbarn und Untergebenen geachtet und geliebt werden, ohne ein großer Herr zu sein, oder sich einen Kopf höher und von feinerem Metall zu dünken als Alle seines Gleichen. Denn es giebt Edelleute auch unter den niedrig gebotenen Menschen, wie es unter dem Adel niedrige und gemeine Menschen giebt. Das habe ich gelernt und das werde ich nie vergessen. *Wie der ungemäßigte fieberhafte Durst nach Geld zum Verbrechen, so führt der rastlose ungesättigte Trieb nach Ehre und Auszeichnung ohne Arbeit und Mühe zum Wahnsinn, und allein der wohlgerathenen*

Arbeit des denkenden Kopfes und der fleißigen Hand folgt der Segen des Herrn. Darum segne meinen Sohn, o Herr, welcher schaffet und webet mit Kopf und Herz und Händen, segne ihn in seinem neuen Bunde, den er gestern geschlossen, und wenn er einst neben diesem Grabe das meinige aufgeschüttet hat, dann laß ihn von mir sagen: Hier liegt der Baron von Brandau. In seiner Jugend war er ein harter, ein kalter, ein liebloser Mann, denn er theilte die unsinnigen Vorurtheile seines Standes und baute Luftschlösser darauf, die alle zusammenstürzten, weil sie eines vernünftigen, dauerhaften Grundes entbehrten; in seinem Alter aber ward er ein liebender und geliebter Mann, Mensch und Vater, denn er hatte seine Vorurtheile als Irrthümer erkannt und sich gebessert, trotzdem er ein weißes Haupt und ein vom Schmerz der Welt verrostetes Herz hatte. – O Gott, ja, das laß ihn von mir sagen und ich werde mit meiner Grabschrift zufrieden sein. Amen!«



Während wir an vorstehender Erzählung arbeiteten, sind wir verschiedene Male zu unserer Belehrung in der Irrenanstalt gewesen, in welcher Georg von Brandau seine letzten Tage verlebt, und haben uns mit eigenen Augen von seinem Zustande und seiner allmählig nahenden Auflösung überzeugt. In den Händen und unter der sorgfältigen Leitung eben so menschenfreundlicher wie tiefdenkender und aufgeklärter Aerzte, geht es ihm leiblich

scheinbar wohl, aber in geistiger Beziehung ist keine Aussicht auf seine Heilung vorhanden. Nach wie vor bildet er sich ein, ein Fürst zu sein, Millionen zu besitzen, die er nach Belieben verschenken kann, da sie sich nach Belieben wieder erzeugen, und ein allseitig gebildeter Künstler, der heute mit dem Pinsel, morgen mit der Stimme Meisterwerke zu schaffen vermag, wie er will, und der der ganzen Welt die große Aufklärung ihres Daseins zu geben im Stande ist, wenn er seine Memoiren, an denen er zu arbeiten vorgiebt, während er doch nur ungewaschenes Zeug schreibt, veröffentlichen wird. Stundenlang haben wir ihn in Gemeinschaft mit seinen Aerzten beobachtet, uns mit ihm unterhalten und die unumstößliche Ueberzeugung gewonnen, daß seine physische Kraft allmählig erlischt, wie eine Kerze, wenn ihr der materielle Leuchtstoff ausgeht. Graf Zaretta ist noch immer sein Freund geblieben: er erwartet ihn alle Tage wiederzusehen und steht in unausgesetztem Briefwechsel mit ihm. In dem letzten Briefe, den wir, Dank der Freundlichkeit seiner Aerzte, in Händen haben, sagt er ihm folgende merkwürdige und seinen Wahnsinn genügend characterisirende Worte, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

»– Du, mein theurer Zaretta, bist der einzige und alleinige Mensch gewesen, den ich von ganzem Herzen geliebt habe. Du hast mir die goldenen Schlüssel des Lebens in die Hand gegeben und ich habe das Buch mit sieben Siegeln damit geöffnet. O,

was habe ich Herrliches in diesem Buche gefunden, welches gemeinen Sterblichen auf ewig verschlossen bleiben wird, welche himmelstürmende Kraft daraus geschöpft, welche geheime Offenbarung mir daraus zu eigen gemacht! Von den anderen Menschen, mit denen zu verkehren ich mich herabließ, ist im Vergleich mit Dir gar nicht zu reden. Es verlohnt sich der Mühe des Federhaltens kaum. Mein Vater war ein Tyrann gegen Hunde und Menschen sein Leben lang – Du weißt doch, daß er meinen ältesten Bruder zu Tode geprügelt? – und das einzige Gute, was ich von ihm sagen kann, ist, daß er der anständigste kleine Baron, den ich kennen gelernt, und der gescheidteste Kopf unter seinen Schöpsen und seinem Rindvieh war. Mein Bruder Alfred ist ein Tropf und Geizhals zugleich und wird es immer bleiben. Er ist gerade das Gegentheil von mir, er möchte alles Gold der Erde verschlingen, um es nur für sich behalten und, wenn er es einmal von sich geben muß, von Neuem verspeisen zu können.

Meine übrigen Freunde und Genossen waren theils Gänseriche, die auf der hohen Schule des Lebens schnattern gelernt haben, theils Schmarotzer, die sich am Tische des Herrn auf allgemeine Unkosten vollstopften, theils Glücksritter, die ihren Stern in ihrem eigenen Kopfe zu tragen glaubten. Welche Armseligkeit! Fürwahr, ich schäme mich jetzt ordentlich, meine fürstlichen Neigungen an dieses Gewürm verschleudert zu haben.

Meine Braut, die schöne Marie, deren baldige Verbindung mit mir hoffentlich von großem Einfluß in Bezug auf die Entfaltung ihrer Schönheit, ihres Characters und ihrer Geistesanlagen sein wird, ist allerdings ein vortreffliches Mädchen, nur hat sie keine vornehme Erziehung genossen, denn sie ist – verschließe dies Geheimniß in Deiner edlen Brust – unter Wahnsinnigen aufgewachsen, die ihr frühzeitig falsche Ideen von der werdenden Menschheit bei gebracht haben, die uns einst ihre Wiedergeburt verdanken wird. Ich denke aber, der Umgang mit mir wird auf sie von großem Einfluß sein, mein erhabenes Beispiel wird sie läutern und mein Geist die Anlagen zur Reife bringen, welche die gute Natur in sie gelegt hat. –

O komm, geliebter Freund, und wandle mit mir in jenem schönen Leben einher, welches Du mir erschlossen hast. Es ist so schön, so wonniglich heiter, so glänzend vornehm bei mir, daß ich vollkommen glücklich bin, so daß es mir bisweilen vorkommt, als lächle die gütige Sonne nicht allein über meinem Haupte, sondern als hafte sie als unwandelbarer Fixstern in meiner hochadligen Brust. Welcher Gedanke, mein Freund! O, ich habe mitunter köstliche, wahrhaft himmlische Gedanken! Staunst Du nicht über das Talent, welches Du in mir geweckt, und welches zum Erstaunen Aller, denen die Ehre

meines Umgangs zu Theil wird, sich alle Tage wunderbarer entfaltet, mich alle Tage glücklicher, vollkommener macht und mir einst einen Platz unter Denen anweisen wird, die an der strahlenden Seite des Fürsten der Himmel sitzen und mit Lorbeern und Sternen geschmückt sind auf ihrem fürstlichen Haupte und auf ihrem gottfühlenden Busen. Lebe wohl, mein Freund, und besuche bald Deinen Bruder in Ehren, den die dumme Welt einst Georg von Brandau nannte, dessen Name aber so weit über diesem steht, wie der Himmel sich über der Erde wölbt. Lebe wohl – ich küsse Dich!

Brandovar,
ehemaliger Gardeoffizier, jetzt Fürst.«

Die Geschichte und der jetzige beklagenswerthe Zustand dieses Wahnsinnigen hat uns eine große Belehrung verschafft, und uns bleibt nur noch der fromme Wunsch übrig, daß die jungen Leute seines Standes, seiner Mittel und Anlagen, die mit ähnlichen Neigungen auf ähnlichen Wegen wandeln, jene Belehrung mit uns theilen mögen; dann wird der Aufwand von Kraft und Zeit, den wir an die Vollendung dieses Buches gewandt, nicht ganz vergebens gewesen sein und wir werden auch unsererseits einer so reich ausgestatteten jüngeren Generation genützt haben, wie es uns eine redliche und nur schwer zu verkennende Absicht an die Hand gegeben hat. Möge der Himmel, der allem Erschaffenen so überaus gütig lächelt, auch ihnen lächeln und ihnen zugleich die Einsicht

gewähren, dieses Lächeln zu begreifen und zu würdigen, denn der Erde Güter mit Vernunft und Mäßigung zu genießen, ist gewiß der Wille und die Absicht des Schöpfers gewesen, der diese Erde, diese Menschen und diese Güter geschaffen hat; aber mögen sie nicht vergeudet werden, diese Güter, mögen sie mit Weisheit benutzt, mit Sorgfalt bewahrt und mit dankbaren Herzen zum Besten der ganzen lebenden Menschheit verwendet werden! Das ist unser Wunsch und damit empfehlen wir uns der Nachsicht des freundlichen Lesers.